

Die Ortenau

Zeitschrift
des Historischen Vereins für
Mittelbaden

96. Jahresband 2016



OFFENBURG/BADEN
VERLAG DES HISTORISCHEN VEREINS FÜR MITTELBADEN

Die Ortenau

96. Jahresband 2016

Einladung

Jahreshauptversammlung des Historischen Vereins für Mittelbaden e. V.

am

Sonntag, 30. Oktober 2016
im Kath. Pfarrheim, Im Dorf 20 (gegenüber der Pfarrkirche) in Nordrach

9.00 Uhr

Mitgliederversammlung im Kath. Pfarrheim

10.30 Uhr

Empfang der Gemeinde Nordrach im Kath. Pfarrheim

11.15 Uhr

Festvortrag

„Schabbos in Nordrach,
die Wiedergewinnung der jüdischen Geschichte eines Schwarzwaldkurorts“
Uwe Schellinger, Freiburg

12.30 Uhr

Mittagessen im „Gasthaus zur Stube“, im Dorf 28, neben dem Rathaus

14.30 Uhr

Nachmittagsprogramm zur Auswahl:

1.

Jüdische Geschichte in Nordrach: Besichtigung des ehemaligen jüdischen Lungensanatoriums Rothschild und des jüdischen Friedhofs

2.

Auf den Spuren von Dr. Otto Walther,
Gründer des ersten Lungensanatoriums in Nordrach

3.

Geführte Wanderung zu Nordrachener Höhenhöfen und Altglashütten
(ca. 4 km, Wanderschuhe erforderlich)

Der Bürgermeister
von Nordrach
Carsten Erhardt

Der Präsident
des Historischen Vereins für Mittelbaden e. V.
Klaus G. Kaufmann

Die Ortenau

Zeitschrift
des Historischen Vereins für Mittelbaden

96. Jahresband 2016



Redaktion
Dr. Martin Ruch

OFFENBURG/BADEN
VERLAG DES HISTORISCHEN VEREINS FÜR MITTELBADEN

www.historischer-verein-mittelbaden.de

ISSN 0342-1503

Für den Druck dieses Jahrbuches hat das Regierungspräsidium Freiburg Zuschüsse gewährt.

Gedruckt auf chlorfrei gebleichtem, umweltfreundlichem Papier.

Redaktionsschluss: 1. März

Verlag Historischer Verein Mittelbaden e. V.

Gestaltung/Layout: punktgenau GmbH, 77815 Bühl

Druck und buchbinderische Verarbeitung: Kraft Druck GmbH, 76275 Ettlingen

Nachdruck und fotomechanische Wiedergabe sowie jede elektronische Form der Vervielfältigung nur mit Genehmigung des Vereins und der Verfasser.

Inhaltsverzeichnis

Grußwort	9
Editorial	
Unterwegs. Zu Wasser, zu Lande, zu Luft.	11
Schwerpunkt: Unterwegs. Zu Wasser, zu Lande, zu Luft.	
<i>Manfred Merker</i>	
Mit Merkur unterwegs – auf Römerstraßen in der Ortenau	15
<i>Hans Harter</i>	
„Durch weise Benützung des Wassers unbedeutende Flüsse dem Holztransporte dienstbar gemacht“	
Flößer von Kinzig und Wolf richten in Österreich-Ungarn die Gestör-Flößerei ein	49
<i>Hans-Jochen Schuck</i>	
Schanzen im Kinzigtal	89
<i>Johannes Werner</i>	
Wallfahrtswege	93
<i>Gottfried Wiedemer</i>	
Der Weg nach Santiago beginnt an der Haustür	103
<i>Frank Armbruster</i>	
Reisen mit historischen Reiseführern	111
<i>Hans Roser</i>	
Die Wasserreisemaschine, 1819	121
<i>Ulrich Boeyng</i>	
Die Kinzigbrücken von Offenburg	123
<i>Dieter Weis</i>	
Zur alten Dirnle-Brücke in Ettenheim	149
<i>Ulrich Coenen</i>	
Die Eisenbahnstraße in Bühl	153

Margot Hauth

Die Straßen von und nach Ebersweier 191

Martin Ruch

Unterwegs am Offenburger Hausberg „Hohes Horn“ 215

Ewald Hall

Die Straße der badischen Mundarten 227

Robert Kraus

Bootsflüchtlinge 1939

Sonja Maier unterwegs auf der Irrfahrt von Hamburg nach Kuba
und Antwerpen – eine traurige Seefahrt 239

Uwe Schellinger

Das „Judewegle“ in Dörlinbach

Authentischer oder inszenierter Ort jüdischer Regionalgeschichte? 249

Günther Fischer

Fremde Heimat – Flüchtlinge und Heimatvertriebene kommen ins Dorf 259

Heinz G. Huber

Roller aus Stadelhofen – Symbole des Wirtschaftswunders und der Mobilität 281

Horst Dieter Braun

Der „Stigler“ – ein Aufzug und sein Konstrukteur

August Stigler (1832–1910), Sohn einer Ortenauer Gastwirte-Sippe,
ließ Menschen in aller Welt hoch- und herunterkommen 291

Freie Beiträge

Heiko Wagner

**Der Renchener Schlossberg – Archäologische Forschungen
zu Burg und Oberstadt** 297

Heiko Wagner

Auf der Suche nach der Burg von Schuttern 315

Louis Schlaefli

**Eine prächtige Urkunde aus dem Jahre 1246, die Abtei Schwarzach
betreffend** 321

Klaus G. Kaufmann

**Der Scharf- oder Nachrichtler zu Buchsweiler (Elsass)
Todesurteile aus dem Kirchenbuch 1569–1638** 325

<i>Suso Gartner</i>	
Jesuiten profitierten von Hexenverbrennungen	351
<i>Karl Volk</i>	
Begehrtes Amt des Obervogts in Triberg	
Johann Franz Meinrad von Plummern – Veit Sigmund von Reischach	355
<i>Dieter Weis</i>	
Ettenheimer Gärten, Teil 10–12	363
Der Herrschaftsgarten im Pfaffenbach	363
Dienstgärten, Dienststäcker und Dienstmatten	367
Der Gutleuthaus-Garten	373
<i>Karl Volk</i>	
Heinrich Hansjakob in Triberg und Gremmelsbach	
Eine kritische Huldigung zum 100. Todestag	379
<i>Louis Schlaefli</i>	
Der Klerus von Nordrach in früheren Zeiten	
Eine Zusammenstellung	389
<i>Karl Hansert</i>	
Anton Schmid in Schutterwald 1933–1943:	
Ein Dorfpfarrer widersteht den Nazis	403
<i>Josef Werner</i>	
Vergessene Heiligtümer in der Herrschaft Staufenberg	429
<i>Ulf Wielandt</i>	
Schülerpostkarten aus der ehemaligen Realschule Kenzingen	445
<i>Heinz G. Huber</i>	
Jugendwehren im Renchtal während des 1. Weltkriegs	451
<i>Dieter Petri</i>	
Zeller Keramikartikel im Ersten Weltkrieg (1914–1918)	467
Junge Autoren	
<i>Florian Hellberg, Fiona Minet, Tina Schadt und Laura Stein</i>	
QR-Codes gegen das Vergessen:	
Rheinauer Erinnerungsorte zum Sprechen bringen	
Ein Werkstattbericht der Begabten-Arbeitsgemeinschaft Geschichte des Anne-Frank-Gymnasiums Rheinau	471

Neue Literatur	477
Schrempp: Römisches Lager (Merker); Schnitzler: Brumath-Brocomagus (Wagner); Pottecher/Schwien/Meyer/Freund-Lehmann: L'Alsace au cœur du Moyen Âge (Wagner); Strasbourg 1200–1230 – La révolution gothique (Wagner); Malefizprotokoll des Amts Bühl 1628–1629 (Hall); Ganther: Geschichten und Gedichte (Ruch); Klausmann: Schwäbisch (Hall); Woltersdorff: Mußestunden in Straßburg (Ruch); Woltersdorff: Johannes Beinert (1877–1916) – Ein Leben am Oberrhein (Ruch); Fluck: Frühe Fotografie in der Ortenau (Ruch); Haumann: Eine „Judenaktion“ 1938 in Elzach (Flechtmann); Adam: Naturkatastrophen in Baden-Württemberg (Ruch); Pfeffeler: Die römische Militärstraße (Ruch); Brüser/Krimm: Die Ortenauer Reichsritterschaft (Ruch); Nathanson: „Zwischenstation“. Aufzeichnungen über das Shanghaier Exil (Ruch); Krieg: Ortsfamilienbuch Kappelwindeck und Rittersbach (Ruch); Ruch: Offenburg erleben. Ein Rundgang durch die Innenstadt (Müller)	
Nachrichten	489
Jahreshauptversammlung des Historischen Vereins für Mittelbaden in Renchen	489
Ehrenmitgliedschaft für Louis Schlaefli	490
Dr. Gernot Kreutz (1937–2015)	491
Adolf Heß (1935–2015)	492
Kurt Klein zum Gedenken (1930–2016)	493
Theo Schaufler zum 90. Geburtstag	494
Karl Maier zum 90. Geburtstag	495
Berichte der Mitgliedergruppen	497
Berichte der Fachgruppen	536
Mitteilungen	549
Schwerpunktthema 2017	549
Der Historische Verein für Mittelbaden e. V.	551
Redaktionsrichtlinien	557

Grußwort

Liebe Mitglieder und Freunde des Historischen Vereins für Mittelbaden e.V.,

ich freue mich außerordentlich darüber, dass der Historische Verein für Mittelbaden e.V. seine diesjährige Hauptversammlung in Nordrach veranstaltet. Ich bin mir sicher, Sie werden einen angenehmen Aufenthalt in unserem Luftkurort haben.

Mit dem Historischen Verein Nordrach haben wir eine sehr aktive Mitgliedergruppe vorzuweisen, die sich in vorbildlicher Weise um die Erhaltung der Kunst-, Kultur- und Baudenkmale unseres Ortes kümmert. Die Gemeinde Nordrach ist stolz auf einen derart geschichtlich engagierten Verein, welcher der Bevölkerung die lokale Geschichte nahebringt und das Interesse daran weckt.

Versteckt im Nordrachener Wald liegt ein jüdischer Friedhof. Er entstand im Zusammenhang mit einer Klinik für jüdische Frauen, die an Tuberkulose erkrankt waren. 1905 erwarb die Rothschild-Stiftung ein Sanatorium, das schon bald nach der Fertigstellung von seinem Erbauer nicht mehr hatte finanziert werden können. Da die Erkrankung an Tuberkulose nicht selten mit dem Tod endete, kaufte die Stiftung ein Waldgrundstück für Bestattungen. Die meist mittellosen Patientinnen kamen aus ganz Europa. Das Schicksal der Juden und Jüdinnen prägt die Nordrachener Geschichte sehr, aufgrund dessen sind schon etliche Projekte, Buchvorstellungen und Vorträge zu diesem Thema von dem Historischen Verein erarbeitet worden.

Aber auch der Nordrachener Höhenhöfeweg entführt alle Wanderfreudigen auf eine historische Zeitreise. Er informiert über die Entstehung, deren Besitzer und das Leben auf den einzelnen Höfen in Nordrach sowie über deren Ende.

Im Namen der Gemeinde Nordrach wünsche ich der Mitgliederversammlung einen guten Verlauf und dem Verein für die Zukunft weiterhin alles Gute.

Carsten Erhardt
Bürgermeister der Gemeinde Nordrach



Editorial

Unterwegs. Zu Wasser, zu Lande, zu Luft.

Das „Unterwegssein“ als eine Metapher für das Leben ist alt, und nicht erst seit 1935 gilt das Kirchenlied

*„Wir sind nur Gast auf Erden und wandern ohne Ruh,
mit mancherlei Beschwerden der ewigen Heimat zu.“¹*

Da wären alttestamentarisch die Wanderungen der Israeliten durch die Wüste zu nennen, die Fahrt Moses auf dem Nil im Binsenkörbchen, oder die Reise durch die Lüfte als „feueriger Elias“.² Immer wieder findet das „Unterwegssein“ auch einen neuen Zugang in seine jeweilige Gegenwart. Johann Gottfried Seume hat seinen „Spaziergang nach Syrakus im Jahre 1802“ gemacht, tatsächlich zu Fuß und immer wieder gefährdet durch frühe Mafiosi in Süditalien. Grimmelshausens „Simplicissimus“ kommt in der ganzen Welt herum, schließlich per Schiff und Schiffbruch in seine klösterliche Eremitage auf einer Insel. 2008 meldet der Entertainer Hape Kerkeling „Ich bin dann mal weg“ und macht sich auf einen schon im Mittelalter begangenen europäischen Pilgerweg. Und im November 1837 setzt ein gewisser Ernst Mensen, „Schnellläufer aus Norwegen“ eine Anzeige in die Offenburger Presse und macht mit obrigkeitlicher Bewilligung bekannt, dass er „den Weg von Paris nach Moskau in 14 Tagen und den Weg von München nach Nauplia in Griechenland in 24 Tagen zurückgelegt hat“ und nun „nächsten Sonntag um 3 Uhr Nachmittags den Weg vom obern Thor durch die Hauptstraße bis zum untern Thor, dann durch die Frommgasse, Lange Straße und Gerbergasse sechsmal in 41 Minuten durchlaufen und mit einem Kompaß und einer Landcharte vor sich die geographische Lage des Ortes bestimmen wird.“³ Wie viele Offenburger sich aufgemacht haben werden, um diesen modernen Helden zu bestaunen? Und ob sie gemerkt haben, welche weltpolitischen Stationen sich hinter den Strecken Paris-Moskau (Napoleons Feldzug) und München-Nauplia (Freiheitskampf der Griechen und ein Wittelsbacher König) verbargen?



Streckenplan 2016: Eine kleine und ein große Runde sind 2,5 km

Der Schnellläufer hat seinerzeit übrigens beinahe exakt die Strecke des heutigen „Offenburger Stadtlauf“ gewählt, siehe Streckenplan 2016. (Abb.)

Über Stock und über Stein ging mancher Weg. Heute fährt man automobil, etwa auf der B3 und über Brücken. Floßstrecken, Römerstraßen, Fluchtwege, Mundartstraße, Reiterpfad, Schifffahrtsflucht – eine vielfältige und höchst lesenswerte Geschichte des Unterwegsseins haben die Autoren zum diesjährigen Schwerpunkt zusammengetragen.

Postscriptum 1: Im elsässischen Hagenau (Bas-Rhin) war im Dezember 2015 eine Ausstellung zu sehen, die sich dem Reisegepäck, den notwendigen und den überflüssigen Reiseutensilien im Rückblick widmete. Einige Bilder dieser Ausstellung zeugen vom besonderen Reiz des historischen Unterwegsseins. (Abb.)



Postscriptum 2: Aus dem Historischen Bildarchiv „Dr. Paul Wolff & Tritschler“ wurden uns freundlicherweise von Thomas Sommer drei Aufnahmen des legendären Leica-Fotografen Wolff zur Verfügung gestellt, die das Thema „Unterwegs“ ebenfalls eindrucksvoll thematisieren. Zu Wasser und per Bahn erfolgte 1927 die Holzverladung im Kehler Rheinhafen. Der Blick in die Ferne reicht bis zum Straßburger Münster. (3 Abb.)

Martin Ruch





Amerkungen

- 1 Text: Georg Thurmair 1935, Melodie: Adolf Lohmann 1935, Fundorte: Gotteslob (GL) Nr. 565
- 2 Der Name rührt daher, dass der biblische Prophet Elias nach 2 Kön 2,1–18 in einem von feurigen Rossen gezogenen feurigen Wagen „gen Himmel“ entrückt wurde
- 3 Offenburger Geschichtsmosaik. In: D'r alt Offeburger, 15. April 1917

Mit Merkur unterwegs – auf Römerstraßen in der Ortenau

Manfred Merker

„*deorum Mercurium maxime colunt – von den Göttern verehren sie am meisten den Merkur*“, so schreibt Gaius Julius Cäsar Mitte des ersten vorchristlichen Jahrhunderts über die Gallier und damit indirekt auch über die Germanen im sechsten Buch seines berühmten Werkes „De bello Gallico“, der Erstlektüre aller Lateinschüler noch heute (Caesar, de bello Gallico VI, 17). Und weiter heißt es dort:

„Von ihm gibt es sehr viele Standbilder, ihn halten sie für den Erfinder aller Künste, den Führer auf allen Wegen und Reisen, von ihm meinen sie, dass er den größten Einfluss auf Gewinn, Geld und Handel habe.“



Abb. 1: Merkurkopf

Was für die römische Interpretation der einheimischen Götter in der Zeit Cäsars Geltung hatte, gewann 100 Jahre später, als die Römer die südwestdeutschen Gebiete erobert hatten, eine noch größere Bedeutung: In der frühen Kaiserzeit des ersten bis dritten Jahrhunderts fand der Merkurkult im keltischen und germanischen Kulturbereich der römischerzeitlichen Bevölkerung eine äußerst große Verbreitung. Auch in der römischen Ortenau finden wir bei Kaufleuten, Handwerkern, Soldaten und kleinen Leuten den sehr beliebten Gott vertreten. Er stand an Passstraßen, Wegkreuzungen, auf den Hausaltären der Häuser und als eine der Gottheiten auf den Viergöttersteinen. Im Offenburger Museum ist er allein dreimal vertreten. Der bedeutendste von ihnen und sicher einer der schönsten weit und breit verkörpert den Gott in einer feuervergoldeten kleinen Silberstatuette. Vor genau 80 Jahren durch Zufall ans Tageslicht gekommen, soll uns der Offenburger Merkur aus der Kinzig nun auf unserer Reise durch die römischerzeitliche Ortenau und ihre damaligen Verkehrswege vor 2000 Jahren begleiten: Mit Merkur unterwegs soll auch die Geschichte von drei Jahrhunderten Römerzeit in unserer Region erkundet werden und mit Merkur als Schutzgott findiger Archäologen auch der spannende Weg der Forschung besonders der letzten Jahrzehnte erschlossen werden. Dabei wird Offenburg in seiner Bedeutung als Stadt des Merkur, des Handels, des Verkehrs und der Kultur schon in der Römerzeit noch deutlicher vor Augen treten.

I Zur Geographie und Geschichte römischer Herrschaft am Oberrhein

Die geographische Lage der Ortenau an der Ausmündung des Kinzigtals aus dem Schwarzwald in den Oberrheingraben gab ihr zu allen Zeiten eine überragende Bedeutung für Verkehr, Handel und Kulturaustausch. Um die Zeitenwende erreichten die Römer diesen Kreuzungspunkt zwischen den wichtigen strategischen Achsen von Süden nach Norden und von Westen nach Osten und besetzten im Laufe des ersten Jahrhunderts nach Christus das fruchtbare Land. Zwischen dem Rhein als wichtiger europäischer Verkehrsader von den Alpen bis zur Nordsee und der Donaulinie als Verbindung von dem bereits romanisierten Gallien längs der Voralpenzone zum Schwarzen Meer gewann die Region als Teil des Imperium Romanum dreihundert Jahre lang ihr besonderes Gewicht. Es spiegelt sich wider im Ausbau eines gut funktionierenden Straßennetzes und einer dichteren Siedlungsstruktur. Im Zusammenhang mit der Eroberung Galliens in den Jahren 58–50 v. Chr. hatte Gaius Julius Cäsar nicht nur die aus der Schweiz ausgewanderten Helvetier besiegt, sondern auch den germanischen Suebenfürsten Ariovist und seinen Stamm im südlichen Elsass geschlagen und über den Rhein nach Osten vertrieben. Gallien wird als neueste Provinz Teil des römischen Reiches, der Rhein bildet jetzt die Grenze gegen die Germanen. Cäsar hatte durch seine zweimalige Überquerung des Rheins allerdings bereits weitergehende römische Herrschaftsansprüche jenseits des Grenzflusses angemeldet, die später mit der Errichtung einer römischen Provinz *Germania* den Besitz der bereits romanisierten Provinz *Gallia* ergänzen sollten. Schon im Jahre 44 v. Chr. hatte er durch seinen Freund Munatius Plancus am Rheinknie bei Basel die Kolonie *Augusta Raurica* anlegen lassen, durch seine Ermordung fand diese Politik aber zunächst keine Fortsetzung. Erst nach dem Ende des Bürgerkriegs zwischen den Cäsarerben Octavian und Antonius konnten diese Pläne durch eine aktive Germanienpolitik wieder aufgenommen werden. Nach seinem Sieg von Actium im Jahre 31 v. Chr. begann Octavian, jetzt Augustus, mit gezielten militärischen Vorstößen über die Alpenpässe bis zur Donau. Das Voralpenland wurde gesichert durch die Errichtung der Provinzen Rätien und Noricum, die später noch eine Rolle für die Ortenau spielen sollten. Diese Alpenfeldzüge der beiden kaiserlichen Stiefsöhne Tiberius und Drusus wurden von Drusus in den Jahren 12–9 mit Vorstößen von den inzwischen gegründeten „castella Drusiana“, den Rheinkastellen, bis zur Weser fortgesetzt. Eines davon war das

im Jahre 12 v. Chr. gegründete römische Kastell *Argentorate*/Straßburg. Unter Kaiser Tiberius wurde es im Jahre 14 n. Chr. zu einem Legionslager ausgebaut, dem sich später mehrere Zivilsiedlungen anschlossen. Es sollte in den folgenden Jahrhunderten für Offenburg eine überragende Bedeutung gewinnen. Nach dem plötzlichen Tod des Drusus im Jahre 9 v. Chr. erweiterte sein älterer Bruder Tiberius in den Jahren 8–6 die Vorstöße sogar bis zur Elbe. Als kaiserlicher Mitregent und Adoptivsohn des Augustus seit dem Jahre 4 n. Chr. konnte er durch gezielte Vorstöße vom Niederrhein aus die Verwandlung des gesamten germanischen Gebietes zwischen Rhein und Elbe in eine römische Provinz vorbereiten. Die verheerende Niederlage dreier römischer Legionen unter Quintilius Varus gegen die Truppen der Germanen unter Arminius im Teutoburgerwald bei Kalkriese im Jahre 9 n. Chr. machte auf einen Schlag alle Pläne zur Errichtung einer römischen Provinz *Germania* zunichte. Tiberius war in dieser Zeit durch den pannonischen Aufstand auf dem Balkan gebunden. Kaiser Augustus befahl jetzt den sofortigen Abzug aller Truppen in die Rheinkastelle und bestimmte für die Zukunft den Rhein als endgültige Reichsgrenze. Diese Festsetzung war auch nach dem Tod des Augustus im Jahre 14 für seinen Nachfolger Kaiser Tiberius (14–37) verbindlich, nur kurz unterbrochen von den erfolglosen rechtsrheinischen Rachefeldzügen seines Neffen und Adoptivsohnes Germanicus in das westfälische Gebiet in den Jahren 15–16.

An der Rheingrenze sicherten jetzt römische Legionen das rechtsrheinische Frontgebiet durch ihre militärische Präsenz in den Kastellen und Legionslagern. Von hier aus sollte im deutschen Südwesten eine ganz andere Entwicklung ausgehen als im Norden Germaniens, wo die römischen Eroberungspläne nachhaltig gescheitert waren. Die römischen Kastelle, die sich später zu bedeutenden Städten entwickeln sollten, waren verbunden durch eine durchgehende römische Reichsstraße am linken Ufer. Sie erreichte nach Überquerung der Alpen südlich des Hochrheins das Legionslager Vindonissa (Windisch) in der Nordschweiz und führte von dort weiter über Augst zum Rheinknie und weiter rheinaufwärts nach Straßburg, Mainz und Köln zur Nordsee. Neben dieser Süd-Nordverbindung zweigte in Vindonissa auch die West-Ostverbindung südlich der Donau in die Voralpenprovinzen ab, die später weiter bis zum Schwarzen Meer führte.

Unter Kaiser Claudius erfolgten im Jahre 43 die ersten Vorstöße über den Oberrhein nach Germanien. Entscheidend für das später römische Südwestdeutschland sollte aber erst die kaiserlose Zeit nach dem Tod Kaisers Neros im Jahre 68 werden.

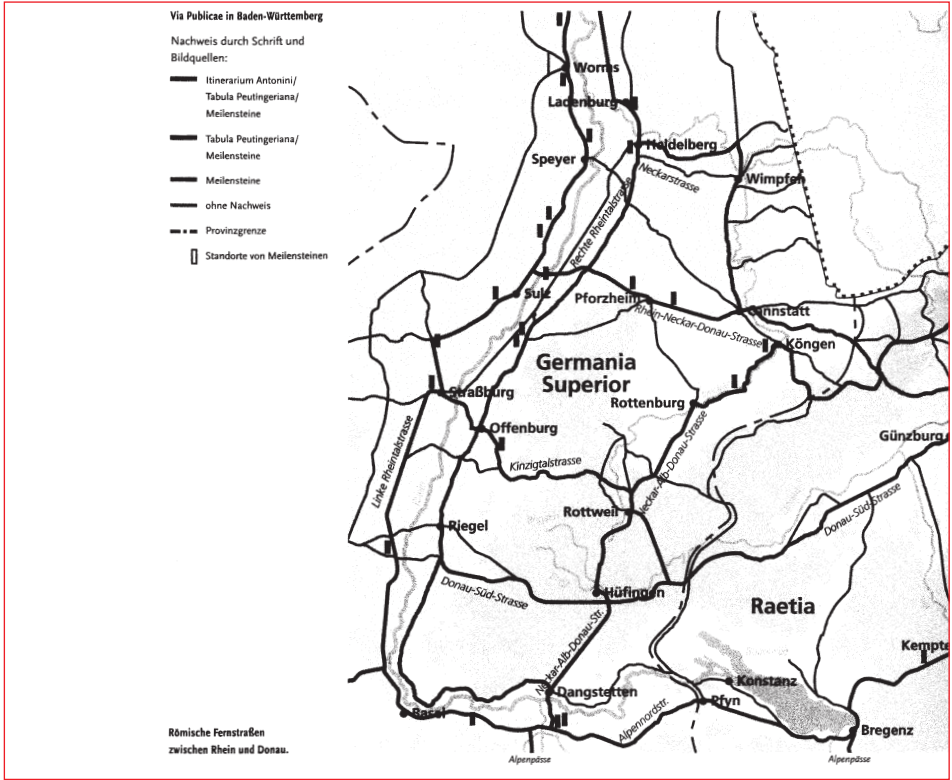
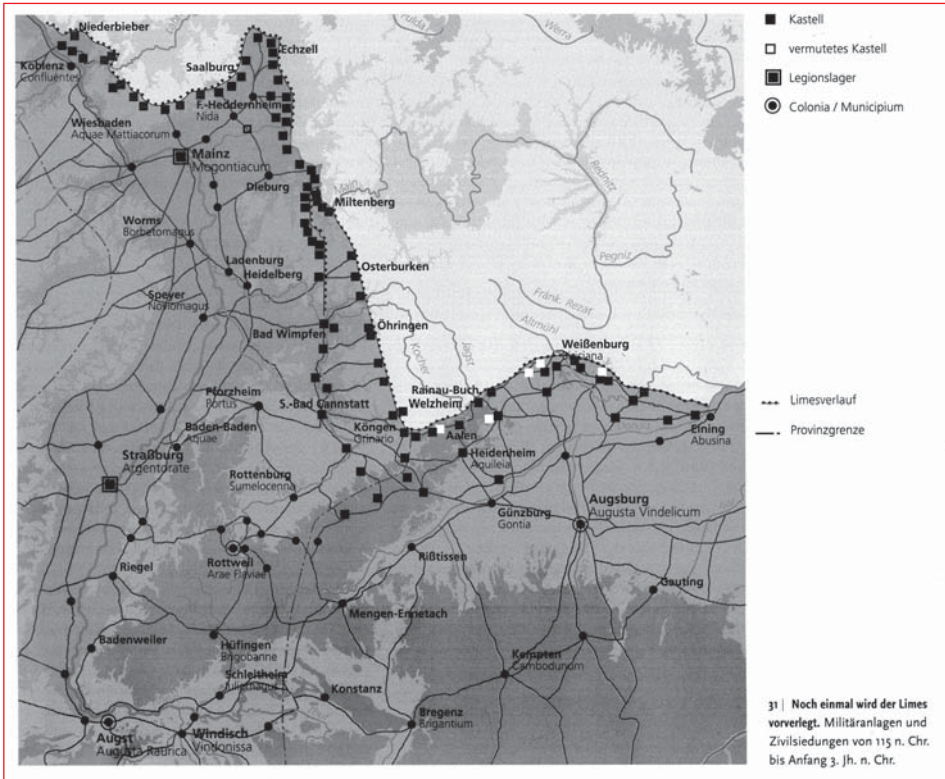


Abb. 2:
Straßenverbindungen
im Südwesten

Im politischen Vakuum des Vierkaiserjahres 68/69 zwang ein gefährlicher Aufstand der niederrheinischen Bataver unter Julius Civilis und der germanischen Hilfstruppen der Rheinarmee alle römischen Garnisonen zur Kapitulation, auch Straßburg. Vespasian, der im Jahre 70 als Kaiser aus den Machtkämpfen hervorgegangen war, musste mit acht Legionen heranrücken, um den bedrohlichen Aufstand niederzuschlagen. Er und sein Nachschub verloren viel Zeit auf dem Marsch aus den Donauprovinzen an den Niederrhein. Als ehemaliger Lagerkommandant in Straßburg kannte Vespasian die örtlichen Gegebenheiten am Oberrhein gut aus eigener Erfahrung. Er ließ daher durch seinen Legaten Cornelius Cn. Pinarius Clemens im Jahr 73/74 im Feindesland eine Verbindungsstraße durch das Schwarzwälder Kinzigtal von Straßburg über Offenburg nach Rottweil anlegen. Durch diese Militärstraße, die durch den Offenburger Meilenstein und neue Funde belegt ist, wurde für die Zukunft eine um 170 km verkürzte Trasse in die und aus den Donauprovinzen hergestellt. Bei diesem Straßenbau entstanden auch die Kastelle in Zunsweier und Rammersweier. Rottweil



wurde als Arae Flaviae zu einem wichtigen militärischen und zivilen Zentrum zwischen Rhein und Donau ausgebaut.

Unter Vespasians zweitem Sohn, Kaiser Domitian (81–96), erfuhr die römische Herrschaft am Oberrhein einen weiteren Machtzuwachs. Im Krieg gegen die Chatten in Südhessen Anfang der 80er Jahre wurden die Militärbezirke am Rhein in die Provinzverwaltungen *Germania inferior* mit Statthaltersitz in Köln und *Germania superior* mit Provinzhauptstadt in Mainz umgewandelt. Der Krieg gegen die Daker in Rumänien (85–88) erforderte eine weitere Straßenverbindung: Mit einer Straße von Mainz über Bad Cannstatt nach Augsburg wurden auch weitere Kastelle zur Sicherung des Gebiets angelegt. Das umfassende Bauprogramm setzte Kaiser Trajan (98–117) als Nachfolger fort, der als ehemaliger Statthalter von Mainz die örtlichen Verhältnisse des Hinterlands genauso gut kannte, wie 30 Jahre vor ihm Kaiser Vespasian als Legionskommandeur von Straßburg die Ortenau. Trajan ergänzte um das Jahr 100 n. Chr. die linksrheinische römische Reichsstraße durch eine rechtsrheinische Trasse, die auch Offenburg am Kreuzungspunkt mit der

Abb. 3: Römische Militäranlagen im Limesgebiet

Kinzigtalstraße folgenreich mit dem Imperium vernetzte. So hatten sich im Südwesten Deutschlands im Zeitraum von nur einer Generation Herrschaftsstrukturen gebildet, die über 200 Jahre im Zeichen der Pax Augusta eine friedliche zivilisatorische Integration in das römische Weltreich garantierten. Diese Romanisierung wurde seit Anfang des zweiten Jahrhunderts geschützt durch den gut verteidigten, über 500 km langen obergermanisch-rätischen Limes vom Niederrhein zur Donau. Anfangs nur als Grenzweg durch einen Palisadenzaun gesichert, wurde er allmählich ausgebaut mit Wällen, Mauern, Wachtürmen und Kastellen.

In diesem militärisch abgesicherten und verwaltungsmäßig neu geordneten Gebiet zwischen Rhein, Donau und Limes beschleunigte sich im zweiten Jahrhundert der schon vorher eingeleitete Prozess der Romanisierung. Es gab hier keine Vertreibung der ansässigen Bevölkerung, sondern lediglich eine leichte Überlagerung durch Veteranen der Legionen und Auxiliar(= Hilfs)truppen. Später kamen Neusiedler aus Ostgallien, Spanien und Oberitalien hinzu. Diese römerzeitliche Bevölkerung aus Kelten, Germanen und zugewanderten Siedlern am Oberrhein war in Teilen ein Abbild der bunt gemischten Bevölkerung der Stadt Rom. Ein anschauliches Beispiel hierfür bietet der erste nachweisbare römerzeitliche Zeitgenosse des ersten Jahrhunderts. Er präsentiert sich auf einem Grabstein, der als eindrucksvolles Zeugnis der Römerzeit 1778 in der Kinzig gefunden wurde, als Zenturio (Hauptmann) Valerius Albinus. Geboren in Sevilla, kommandiert er die erste Kohorte römischer Soldaten aus Thrakien, dem heutigen Bulgarien, die



Abb. 4:
Eine „villa rustica“
(römischer Gutshof)

Archäologische Skizzen von Ing. Nacher.
1883.

wahrscheinlich im Offenburger Römerlager stationiert war. Nach 23 Dienstjahren verstarb er hier in Offenburg, wo er laut Inschrift auf dem Grabstein auch bestattet wurde. Ein weiteres Beispiel für diese heterogene Mischbevölkerung bietet ein 1994 wiederentdeckter und 2001 publizierter Inschriftstein von Bühl (Dorf), der einen suebischen Fürsten als römischen Verwaltungsbeamten erwähnt.

Durch die Zuwanderungen verdichtete sich die Besiedlungsstruktur der Ortenau und veränderte damit auch das Erscheinungsbild der Landschaft. Neben den Kastellen zur Sicherung der Grenzen und Straßen entstanden längs der neuen Verkehrswege in dichtem Abstand Straßenstationen, Veteranenansiedlungen und größere Gutswirtschaften zur Deckung des Bedarfs der Garnisonen, der durchmarschierenden Heere und der Städte. In Baden-Württemberg hat man weit über 1000 von ihnen gefunden. Vereinzelt gibt es auch Spuren von privaten Römervillen mit ihren ziegelgedeckten Steinhäusern, Hypokausten(= Fußboden und Wand)heizung, Bädern und höherem Wohnkomfort. Der allmähliche Assimilationsprozess an die zivilisatorisch weit überlegene römische Kultur im südwestdeutschen Germanien führte zur Anpassung an das römische Wirtschafts- und Rechtssystem, die römische Sprache und Religion. Mit den Handelswaren kamen römische Münzen in Umlauf, römische Technik und Bauformen fanden rasche Verbreitung. Über das dicht verzweigte Verkehrsnetz hielten auch neue Produkte ihren Einzug, wie einfache und verzierte Keramik, Glas, Schmuck, feine Stoffe und Luxusartikel. Hinzu kamen neue Nutzpflanzen, Ackerbaugeräte und neue Formen der Viehzucht. Bisher unbekannte Esswaren, Obstbäume und der Wein führten zu einer verfeinerten Esskultur und hoben den Lebensstandard gerade der romanisierten Oberschicht. So wurde auch in dieser Hinsicht die Ortenau ein gut integrierter Bestandteil des Imperium Romanum auf der Mitte zwischen Atlantik und Schwarzem Meer, zwischen dem Mutterland Italien und der Rheinmündung.

II Die Römerstraßen in der Ortenau

Verbunden wurde das romanisierte Gebiet am Oberrhein durch eine umfassende Verkehrsstruktur mit einem dichten Straßennetz, das alle Siedlungseinheiten miteinander verknüpfte. Sie war auch die Grundlage für den römische Machterhalt und die Sicherung der militärischen und zivilen Verwaltung. Über die gut ausgebauten Straßen konnten die Truppenverschiebungen und kaiserlichen Kurierdienste in kurzer Zeit

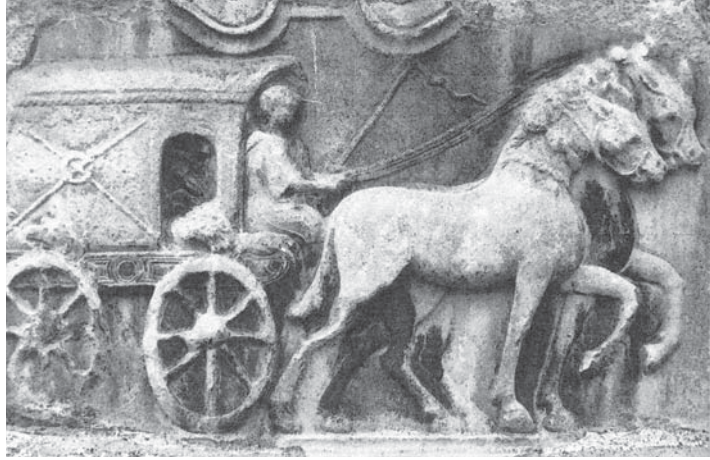
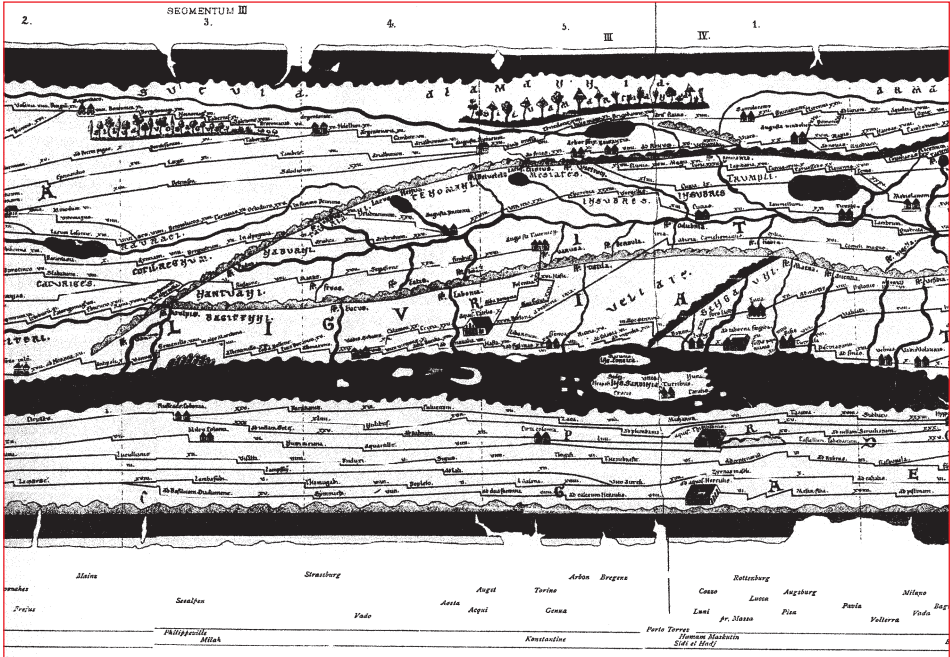


Abb. 5:
Römischer Reisewagen

auch die entfernten Winkel des Reiches erreichen. Als Vehikel für Logistik und Kommunikation innerhalb der Provinz, auch ohne die modernen technischen Möglichkeiten, waren sie Grundlage der Romanisierung und Zivilisation. Die großartige Pionierleistung der Römer beim Bau von Straßen, Brücken und Aquädukten ermöglichte einen intensiven Handel mit neuen Produkten und auch einen bescheidenen Reiseverkehr zu Fuß, zu Pferd oder im Reisewagen. Die geschätzten 1000000 km Römerstraßen nahmen ihren Ausgangspunkt vom Nullpunkt aller Entfernungsangaben auf dem goldenen Meilenstein im Forum Romanum.

Offenburg lag im Schnittpunkt zweier bedeutender Fernstraßen. Auch für sie galten die allgemeinen Kategorien der befestigten römischen „viae stratae“. Ihr Verlauf lässt sich nachweisen durch eine erhaltene Straßenkarte aus der Antike, der „tabula Peutingeriana“, Inschriften auf Meilensteinen und die Befunde der Straßenstationen.

Je nach ihrer Funktion unterschied man „viae publicae“, Staatsstraßen, wie unsere beiden Süd-Nordverbindungen und die West-Ostverbindung, „viae vicinales“, regionale Verbindungsstraßen, und „viae privatae“, Privatstraßen zu den einzelnen Gutshöfen. Die wenigsten Straßen waren mit Steinplatten gepflastert. Je nach ihrer Klassifizierung und der damit verbundenen Nutzung waren Aufbau, Material und Ausmaß einer Straße von Ort zu Ort verschieden. Auch entsprechend der Geländebeschaffenheit gab es neben reinen Erddämmen Schotterwege, Kiesstraßen, Bohlenwege und Trassen mit Steinpflasterung in der Nähe zu Ortschaften. Nicht alle Straßen hatten seitliche Straßengraben, die Breite schwankte zwischen drei



und sechs Metern. Die Donauesüdstraße ließ auf einer zentralen Steinspur von fünf Metern auch schweren Gegenverkehr zu. Rechts und links war sie durch Erdbankette für Packtiere und Fußgänger verbreitert. Durch ihren geradlinigen Verlauf der Aufschüttungen lassen sich die Römerstraßen zum Teil heute noch in der Landschaft erkennen, wenn ihre Trasse nicht später überbaut wurde, was meistens der Fall war.

Abb. 6: Die „tabula Petingeriana“ im Bereich Straßburgs



Abb. 7: Pioniere beim Straßenbau

III Die römische Kinzigtalstraße des Kaisers Vespasian (74 n. Chr.)

Die römische Kinzigtalstraße aus dem ersten nachchristlichen Jahrhundert kreuzte als wichtige West-Ostverbindung in Offenburg die eine Generation später erbaute rechtsrheinische Süd-Nordtrasse aus der Zeit des Kaisers Trajan. Ihre Anlage, die anfangs durch zwei Kastelle gesichert wurde, schuf die Voraussetzung für die endgültige Eingliederung des rechtsrheinischen Oberrheingebietes und damit auch der Ortenau in das Weltreich des Imperium Romanum. Diese wichtige Schwarzwaldpassage ins Donautal ist durch archäologische Funde bis in die neuste Zeit gut belegt. Den Anfang machte 1840 eine römische Meilensteinsäule, die zu den wichtigsten und frühesten Belegen römischer Herrschaft in Südwestdeutschland zählt. Wieder entdeckt hat ihn der damalige Direktor des Großherzoglichen Gymnasiums von Offenburg, Professor Franz Weißgeber. Bei seinem Spaziergang von der Schule zum „Salmen“, der damaligen Schulaula, fiel der Blick des hoch gelehrten Altphilologen in einer Baugrube an der Stadtmauer Ecke Grabenallee/Lange

Abb. 8: Der römische Meilenstein von Offenburg



Straße auf den ca. 1,50m großen Sandstein. Er erkannte an der Inschrift die Bedeutung der längs gespaltenen Spolie und konnte sie sicherstellen. Im Schulprogramm des Jahres 1841 veröffentlichte er den Fund mit einer ersten Entzifferung der Inschrift. Das Original steht heute im Badischen Landesmuseum in Karlsruhe, eine Kopie ist im Offenburger Museum aufgestellt. Trotz starker Beschädigung durch die spätere Wiederverwendung bei der Reparatur der Stadtmauer am Schwabhauser Tor lässt sich aus der ergänzten Inschrift Alter, Erbauer und Bedeutung des Offenburger Meilensteins bestimmen. Danach stand er an der im Jahre 74 unter Kaiser Vespasian unter seinem Legaten Gnaeus Cornelius Pinarius Clemens ‚angelegten Straße von Straßburg nach Rätien‘, laut Inschrift:

„*iter directum ab Argentorate in Raetiam*“.

Wo diese Straße „14 Meilen (= 20 km) von Straßburg“ das Stadtgebiet erreichte und sich später mit der Rheintalstraße kreuzte, kann nicht mit Sicherheit gesagt werden. Diese Trasse aus dem zweiten Drittel des ersten Jahrhunderts stellte somit eine Verbindung aus dem bereits romanisierten Gallien mit dem großen Legionslager Straßburg in die Donauprovinzen her, wo seit dem Jahre 71 die „Legio VIII Augusta“ als Stammregiment des Elsass und dann der Ortenau über 300 Jahre lang in Garnison lag. Sie löste die Legio II Augusta, die auf die britischen Inseln verlegt wurde, ab und dann drei weitere, die Legio IV Macedonia, die XXI. Legion und die Legio XIV Gemina. Diese achte Legion hatte damals schon eine lange militärische Vergangenheit hinter sich: Unter Cäsar war sie als „Legio VIII Gallica“ an der Eroberung Galliens beteiligt und war später im nördlichen Balkan im Einsatz. 45 n. Chr. ist sie in Thrakien nachweisbar, woher auch die Kohorte unseres „Offenburger Zenturio“ Valerius Albinus stammte. War seine thrakische Mannschaft als Auxiliartruppe Teil der achten Straßburger Legion mit Zweiglager in Offenburg? Noch heute ist die Struktur der Hauptstraßen des Straßburger Legionslagers im Stadtplan und vom Münstersturm aus zu erkennen: Der via praetoria entspricht die Rue des Hallebards, der via decumana die Rue des Juifs, der via principalis die Rue du Dôme. In diesem riesigen Areal des Straßburger Stadtzentrums lässt sich deutlich das Ausmaß eines Legionslagers erkennen: Zwischen den beiden Illarmen, dem Broglieplatz und dem Gutenbergplatz mit dem Münster in der Mitte waren in dem ummauerten Raum für 6000 Soldaten die Mannschaftsbaracken, Toiletten und Bäder, Pferdeställe, Kornspeicher, das Fahnenheiligtum und die Kommandozentrale



Abb. 9: Das Legionslager Straßburg im heutigen Stadtbild

untergebracht. Schon damals zeigte sich nicht nur als Ausgangspunkt der Kinzigstraße die wichtige Bedeutung der Elsassmetropole für die benachbarte Ortenau und für Offenburg.

Der genaue Verlauf der Kinzigstraße lässt sich wegen der späteren Überbauung durch die B33 nur vermuten: Sie querte südlich von Straßburg den Rhein auf einer Holzbrücke, folgte der Kinzig, wahrscheinlich am linken Ufer, bis Offenburg, Gengenbach und Wolfach, um dann bei Schenkenzell das Tal zu verlassen. In 693 m Höhe erreichte sie den Pass von Brandsteig. Hier stand ebenfalls eine römische Straßenstation mit einem größeren Merkurheiligtum, die aber durch unsachgemäße Grabungen nur zum Teil rekonstruierbar ist. Neben Gebäuderesten ist der Inschriftstein des Zenturio L. Antonius Silo für die Göttin Abnoba erhalten, die er als Kommandeur dieser Wachstation aufstellen ließ. Vor Ort steht heute die Kopie eines Reliefs des Merkur, der an Passstraßen verehrt wurde. Von hier führte die zum Teil noch im Gelände erkennbare Römerstraße weiter über die flavische Römerkolonie Rottweil östlich zur

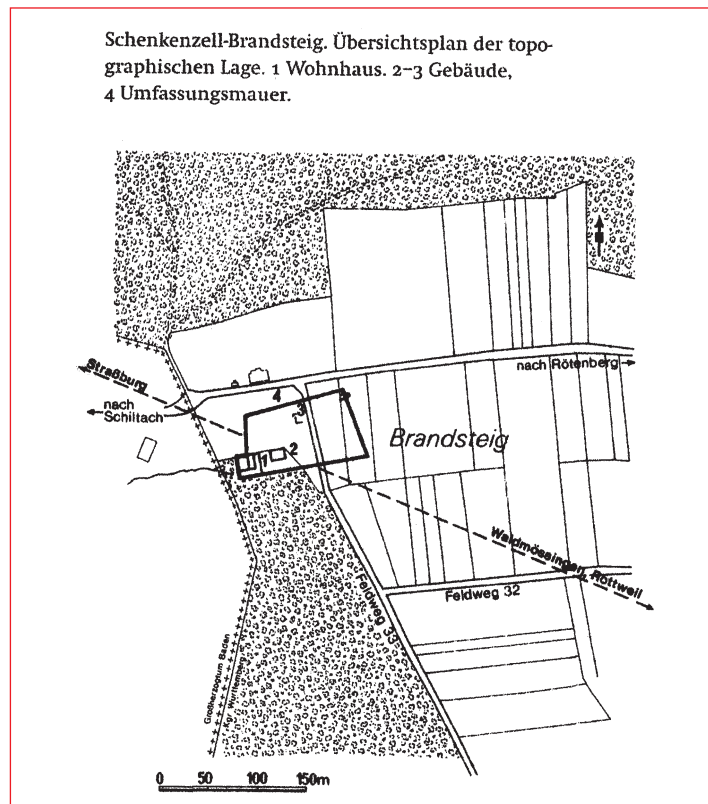


Abb. 10: Übersichtsplan vom Brandsteig

Donau-Süd-Straße nach Osten und südlich über den Hochrhein zu den Alpenpässen.

Ein weiterer archäologischer Beleg für die Kinzigtalstraße und ihre historische Bedeutung ist die Auffindung zweier Kohortenkastelle aus der flavischen Zeit Ende des ersten Jahrhunderts. Sie wurden angelegt beim Bau der Schwarzwaldquerung durch Straßenbaupioniere und dienten anfangs zu ihrer Sicherung. Südlich von Offenburg wurden oberhalb von Zunsweier im Gewann „Auf der Mauer“ Reste eines römischen Kastells mit einem Lagerbad erschlossen und 1983 dokumentiert. Später fand man auch Spuren eines angeschlossenen zivilen Lagerdorfs mit bedeutenden Einzelfunden, wie Münzen des Kaisers Domitian (81–96) und einen silbernen Militärorden mit dem Relief eines Satyrn. Die gestempelten Ziegel verweisen auf zwei in Mainz stationierte Legionen, die Legio I Adiutrix und die Legio XIII Gemina. Eine Verwandlung des Grabungsareals in einen archäologischen Park ließ sich aus Kostengründen nicht realisieren.

Zehn Jahre später fand man 1993 bei Baumaßnahmen und der Entschärfung eine Fliegerbombe aus dem Zweiten Weltkrieg nördlich von Offenburg in Rammersweier eine ähnliche, wenn auch wesentlich kleinere Anlage. Neben dem Militärlager der römischen Kohorte, das nach der wissenschaftlichen Dokumentierung von Industriebauten schützend überbaut wurde, konnte westlich der verlängerten Moltkestraße ein Militärbad in Miniformat freigelegt werden. Nach der Konservierung wurde es überdacht und der Öffentlichkeit übergeben. Sehr gut zu sehen ist dadurch für die Besucher der Badeablauf vom Apodyterium (Kleiderablage) zum Tepidarium (Lauwarm-



Abb. 11: Aus dem Römerlager von Zunsweier: Ein Medaillon



Abb. 12: Das Römerbad von Rammersweier

bad) zum Caldarium (Warmbad) und Sudatorium (Schwitzbad). Das Frigidarium (Kaltbad) lag etwas außerhalb der Anlage, wahrscheinlich als Holzwanne auf einem erhaltenen Estrichboden. Geheizt wurde das Bad mit seiner Bodenheizung von außen durch die Heizungssklaven im Praefurnium (Heizraum) im Norden. Die geographische Lage des Kastells im Norden von Offenburg erlaubt keine genaue Zuordnung zu den größeren Römerstraßen der Ortenau.

Wenige 100 Meter nördlich des Rammersweierer Kohortenkastells mit seinem kleinen Militärbad wurden im Gewann „Steinäcker“ Reste eines römischen Gebäudes entdeckt und vermessen. Schon viele Jahre zuvor wurden hier immer wieder Keramik und Ziegelscherben gefunden, wahrscheinlich Überreste einer villa rustica, die auf gutem Ackerboden mit günstiger Lage an einem Bach und in der Nähe zum Wald auf der Mitte des Ebersweier Weges platziert war. Dieser dürfte früher eine der privaten römischen Nebenstraßen gewesen sein.

Als vierter Beleg für die Existenz der römischen Kinzigstraße kam in jüngster Zeit völlig unerwartet ein einzigartiger Neufund tief unter dem Straßenniveau zutage. Im Frühsommer 1997 stießen Maschinen bei ihrem Vortrieb für einen Regenwasserabfluss unter der westlichen Hauptstraße und Badstraße auf ein Hindernis. Im angeschwemmten Kiesschotter der Kinzig mehrere Meter unter der Straße hatten sich zahlreiche Rundhölzer und behauene Balken quergestellt, zu deren Bergung der Betrieb eingestellt werden musste. Die Eichenbalken wurden von archäologischen Spezialisten untersucht und ihr Fällungszeitraum in einer dendrochronologischen Analyse zeitlich eingeordnet. Das erstaunliche Ergebnis war für alle, die in Offenburg stadtarchäologisch tätig waren, eine kleine Sensation: Als Datum der Baumfällung kam das Jahr 74 +/-10 heraus.

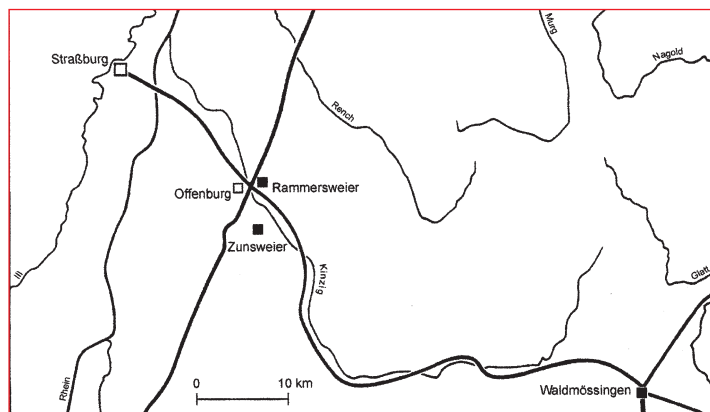


Abb. 13: Verlauf der Kinzigstraße des Vespasian



Abb. 14: Römische Bauhölzer aus dem Jahr des Straßenbaus 74 n. Chr.

Dadurch ergab sich eine Gleichzeitigkeit mit der Datierung des römischen Meilensteins der Kinzigtalstraße von Straßburg nach Rottweil und damit eine exakte Bestätigung des inschriftlich bezeugten Straßenbaus. Ob die Hölzer zu einer Brücke über die Kinzig oder zu einem Brückenkastell gehörten, muss ebenso offen bleiben wie die Frage, ob es in der Nähe eine römische Hafenanlage an der dort von Offenburg bis Straßburg schiffbaren Kinzig und weiter zur Nordsee gab. Die ebenfalls vor Ort gefundenen eisernen Pfostenschuhe sind bisher genauso wenig untersucht oder publiziert worden, wie die „baugleichen“ Stücke, die schon in den 1930er-Jahren von Ernst Batzer entdeckt worden waren. Ein kleiner Teil der gefundenen Hölzer datiert in die Regierungszeit des Kaisers Hadrian 123 +/-10, was auf eine mögliche Ausbesserung der Brückenanlage hindeutet.

IV Die rechtsrheinische Römerstraße des Kaisers Trajan (um 100)

Obwohl die Römer aus Kostengründen für Materialtransporte nachweislich auch den Rhein als Wasserstraße nutzten, kam dem Landverkehr, wie heute, ein größeres Gewicht zu. Wo heute noch zwischen Basel und Frankfurt Bahnlinie, Autobahn und Bundesstraße die Bedeutung des Oberrheins markieren, war in der Römerzeit die rechtsrheinische Trajanstraße mehrere Jahrhunderte lang eine viel benutzte Transitstrecke. Da ihre Trasse vollständig von der modernen Bebauung überdeckt ist, müssen andere archäologische Befunde für ihren Nachweis hinzugezogen werden, besonders die Meilensteine und Straßenstationen.

Römische Meilensteine standen zur Orientierung als Steinsäulen an den Straßen im Abstand von einer römischen Meile, d. h. 1000 Doppelschritte = 1,48 km, waren ca. zwei Meter hoch und hatten einen Durchmesser von rund 40 cm. Die Inschrift im oberen Teil umfasste neben den Entfernungangaben auch die Titulaturen des Erbauers und Angaben zum Straßenbau. Der Meilenstein von Bühl (Stadt) zählte 120 Meilen bis zur Provinzhauptstadt Mainz, von den übrigen an der Strecke sind nur wenige erhalten. Der Grund liegt in der guten späteren Verwendbarkeit der Meilensäulen in profanen und kirchlichen Bauten, wobei sie oft gespalten oder zugehauen werden mussten, wie der Offenburger Meilenstein von der Kinzigtalstraße.

Bei den Straßenstationen haben wir das große Glück, dass in der südlichen Ortenau gleich zwei unterschiedliche Exemplare entdeckt und archäologisch anschaulich präsentiert werden konnten.

Straßenstationen, lateinisch „*stationes*“ (Haltestationen), „*mutationes*“ (Umspannstationen) und „*mansiones*“ (Herbergen), hatten in der Antike eine ähnliche Funktion für den Verkehr auf den Fernstraßen, wie bei uns die Raststätten an den Autobahnen. Sie waren Umspannstationen für Reit- und Zugpferde, neben Scheunen und Reparaturwerkstätten boten sie auch Einkehr- und Übernachtungsmöglichkeiten. Im Abstand von 25 Meilen (37 km) oder weniger hatten sie möblierte Unterkünfte mit beheizten Räumen und Bädern, Brunnen, Proviant für die Reise und handwerkliche Leistungen.

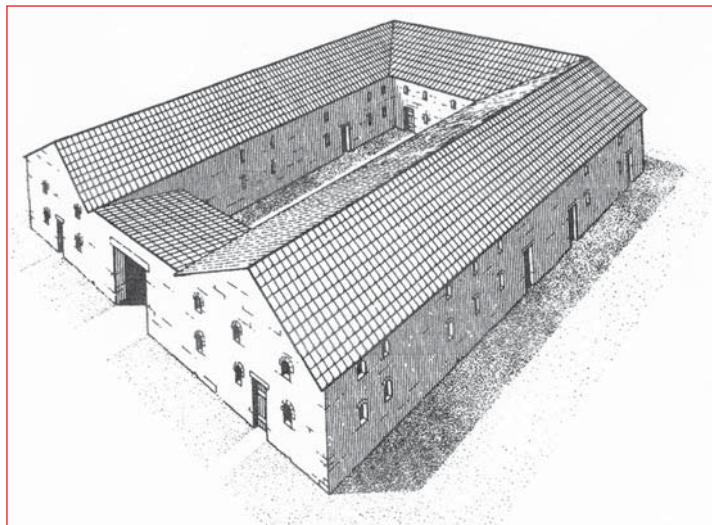
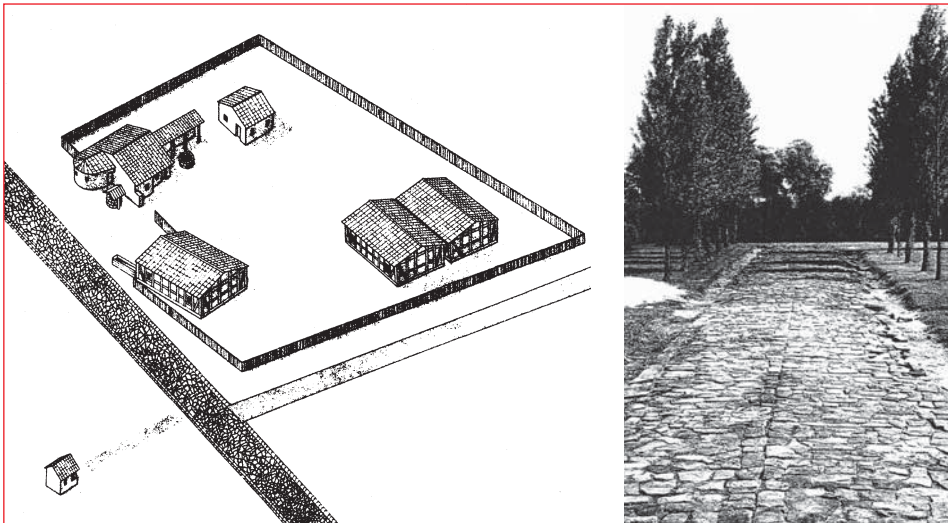


Abb. 15: Straßenstation von Niederschopfheim

Ein älteres, einfaches Modell aus der Mitte des ersten Jahrhunderts ist südlich von Offenburg bei Hohberg-Niederschopfheim erhalten geblieben. Direkt an der Autobahn gelegen, besteht diese Straßenstation aus einem kompakten hufeisenförmigen Gebäudekomplex mit ziegelgedecktem Dach. Die enge Toreinfahrt an der Schmalseite führt in einen Innenhof für die Fahrzeuge, um den sich zwei lange und ein kurzer Gebäudetrakt gruppieren. Hier waren Gästezimmer, Küchen und Werkstätten untergebracht. Die Abmessungen der gesamten Station betragen 34 auf 44 m. Die Station wurde mehrfach umgebaut und zeigt heute noch Spuren kräftiger farbiger Wandbemalung, also der Form antiker Tapeten (jetzt im Offenburger Museum).

Neben der kompakten Straßenstation von Niederschopfheim hat sich nur sechs Kilometer weiter südlich eine andere Form der Straßenraststätte erhalten, die Station von Friesenheim. Unmittelbar an der Bahnstrecke Frankfurt–Basel gelegen, von der sie auch ein Archäologe aus dem fahrenden Zug entdeckt hat, weist die heute durch Balken angedeutete Rekonstruktion der 55 × 60 m großen Anlage fünf Gebäude auf: Zwei Ställe, eine Schmiede, ein Bad und eine größere Herberge mit zwei Brunnen. Hier konnte neben den üblichen handwerklichen Leistungen für die Reisenden und vielleicht auch kleinen Truppeneinheiten als Zwischenrast wesentlich mehr Luxus geboten werden. Zwei weitere Besonderheiten können heute vor Ort oder sogar aus dem vorbeifahrenden ICE zwischen dem inzwischen hoch gewachsenen Pappelhain bewundert

Abb. 16: Straßenstation von Friesenheim mit Römerstraße



werden: Ein schnurgerades Stück Römerstraße mit Steinplattenbelag und seitlichen Drainagen, deren Verlängerung nach Süden und Norden genau den Trassenverlauf der römischen rechtsrheinischen Trajanstraße anzeigt. Als zweite Besonderheit hat sich westlich davon ein kleiner Tempel für die Diana Abnoba, die gallorömische Schutzgottheit des Schwarzwaldes, erhalten. Deren sandsteinerner Überreste sind im römischen Museum des Freiburger Colombischlösschens ausgestellt.

Als man die Krypta der unweit herübergründenden Barockkirche des ehemaligen Reichsklosters Schuttern großflächig freilegte und danach für Besucher zugänglich machte, wurden in der Tiefe Reste einer römischen villa rustica entdeckt. Darüber hinaus fand man einen kleinen Tempel und fast 100 Einzelfunde, darunter Münzen aus dem zweiten und vierten Jahrhundert. Eine römische Tempelschwelle wurde 500 Jahre später in der Karolingerzeit als christliche Grabplatte wieder verwendet, ein anschauliches Beispiel für eine Spolie. Diese Schutterner Römerfunde sind ein Beleg für die straßennahen Gutshöfe, zu denen von der Hauptstraße durch die Besitzer private Zugangswege angelegt wurden. Dass hier auf römischen Fundamenten bereits in den Anfängen der Christianisierung eine Einsiedelei, dann eine Kirche und später ein bedeutendes benediktinisches Reichskloster angelegt wurden, zeugt von der Kontinuität religiöser kultischer Verehrung.

V Römische Straßen im Offenburger Stadtgebiet

In den vergangenen fünfzehn Jahren konnte die provinzialrömische Stadtarchäologie in Offenburg bei Baumaßnahmen im Stadtgebiet eine Reihe von erstaunlichen Entdeckungen ma-

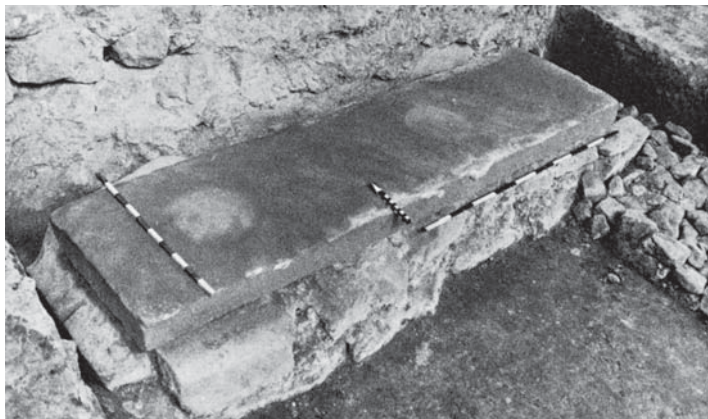


Abb. 17: Spolie in der Krypta von Schuttern: Eine römische Tempelschwelle als karolingische Grabplatte

chen. Sie brachten Befunde zum Vorschein, nach denen man in der Vergangenheit jahrzehntelang vergeblich gesucht hatte. In Verbindung mit den bisherigen Funden entstand so ein vorläufiges Gesamtbild der römischer Besiedlung der Ortenaumetropole in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten, das hier kurz skizziert werden soll. Alle Befunde sind in Grabungsberichten und anderen Veröffentlichungen ausreichend dokumentiert. Einen Teil der wichtigsten Funde zeigt die archäologische Abteilung des städtischen Museums im Ritterhaus im Original oder als Kopie. Die Chronik aller Funde der letzten Jahrhunderte, von denen hier nur die markantesten vorgestellt werden sollen, hat von Jahr zu Jahr mehr erwiesen, welche Bedeutung Offenburg als Verkehrsknotenpunkt und Handelsplatz auch schon in römischer Zeit vor fast 2000 Jahren gehabt hat.

Im Jahre 1778 wurde von Fischern aus dem Kiesbett der Kinzig ein mannshoher römischer Grabstein geborgen. Dieser 1,72 hohe und 68 cm breite Sandstein zeigt im Flachrelief in den oberen zwei Dritteln in einem dreifachen Rahmen einen stehenden römischen Soldaten. Die fünfzeilige Inschrift im unteren Drittel stellt in ihrem viereckigen Rahmen den Abgebildeten als einen Zenturio (Hauptmann) namens Lucius Valerius Albinus vor, geboren in Hispalis (Sevilla). Er befehligte die erste Kohorte der Thraker aus dem südlichen Balkan, starb hier nach 23 Dienstjahren und wurde auch hier begraben. Mit seinen beiden weit abstehenden Ohren steht Valerius Albinus auf einer schräg nach vorn abfallenden Basis, als wollte er schwungvoll aus dem Relief heraustreten. Im abgewinkelten rechten Arm hält der in lebendiger Bewegung dargestellte Offizier ein Schwert mit Knauf, in der Linken einen Korporalstock. Die unbedeckten Körperteile, besonders der Kopf und die Beine mit den Schuhen, sowie der kurze Mantel über der Tunika sind durch den fließenden Kies des bisweilen sehr reißenden Flusses leicht abgewaschen. Wahrscheinlich stand dieser Grabstein aus der Kinzig weiter oberhalb seines Fundorts. Dieser Abrollung ist auch der schwach in der Gürtelmitte erkennbare verzierte Anhänger ebenso zum Opfer gefallen, wie die ursprüngliche Bemalung des gesamten Grabsteins. Dieser erste Fund aus der Römerzeit in Offenburg ist ein Zeugnis für die frühe Präsenz der Römer in der Ortenau des ersten nachchristlichen Jahrhunderts, ein Beispiel auch für die multikulturelle Zusammensetzung der römerzeitlichen Bevölkerung der Ortenau. Das Original steht heute im Badischen Landesmuseum in Karlsruhe, Kopien sind im Museum und im nahen Grimmelshausen-Gymnasium zu sehen. Valerius Albinus ist mit seinen fast 2000 Jahren der älteste nachgewiesene Offenburger!

Abb. 18: Grabstein des Zenturio Valerius Albinus



Im folgenden Jahrhundert wurde dann in sekundärer Verlagerung bei der Erneuerung der südlichen Stadtmauer vor der Abbiegung der Grabenallee nach Ortenberg und weiter ins Kinzigtal 1840 der berühmte „römische Meilenstein von Offenburg“ entdeckt. Als wichtigstes Zeugnis für den Bau der Kinzigtalstraße unter dem flavischen Kaiser Vespasian im Jahre 74 wurde er ein integrativer Bestandteil der wissenschaftlichen Erforschung der frühen Römerzeit. Da er oben im Zusammenhang mit den Römerstraßen ausführlich besprochen wurde, kann hier auf eine erneute Behandlung verzichtet werden.

Ein weiteres Jahrhundert sollte vergehen, bis ein neuer, äußerst spektakulärer Fund, und zwar wieder aus der archäologisch überaus spendablen Kinzig, die Forschung alarmierte. Im Frühjahr des Jahres 1936 kam beim Kiesabbau in einer stadteigenen Kiesgrube der sicher schönste Römerfund Offenburgs über eine Baggerschaufel ans Tageslicht, der „Offenburger Merkur“. Dieser römische Gott der Wege und Reisenden, der uns bis hierher über die Römerstraßen der Ortenau begleitet hat, wird im Abschlusskapitel noch genauer behandelt werden. Hier sollen erst einmal kurz die weiteren Einzelfunde genannt werden, die Zeugnis ablegen von der breiträumigen Streuung der römischen Besiedlung im und am Rande des Stadtgebiets. Ein im Museum präsentiertes korinthisches Kapitell (1860) und ein großes Fragment von einem Viergötterstein gaben Anlass zu Vermutungen einer möglichen römischen Monumentalarchitektur in Offenburg. Ihr genauer Fundzusammenhang ist genauso wenig exakt zu eruieren wie einzelne Münzfunde aus der Zeit Domitians und Trajans. Das Kapitell könnte Teil einer über zehn Meter hohen Jupitergigantensäule gewesen sein, die am Rand des Römerlagers die Kinzigniederung überragte, ähnlich der von Eckartweier. 1922 fand man im Willstädter Wald einen sandsteinernen Merkurkopf (s. Abb. 1). Nach dem Fund des Merkurs, dessen Fundort an der Kinzig er mit dem Standort des Offenburger Römerlagers identifizierte, und den gleichzeitigen umfangreichen Keramikfunden, registrierte der damalige Leiter des Museums Ernst Batzer römische Keramik am Gifzsee (1935) und der französischen Garnisonskaserne „La Horie“ (1938), sowie verlagerte Keramikfunde in der Kornstraße. Römische Siedlungsspuren mit einer großen Menge von Einzelfunden fanden sich in jüngster Zeit in der Kreuzkirchstraße, Prädikaturstraße, Poststraße und Okenstraße. Schon 1969 stießen die Archäologen im Gewann „Tagmesse“ in der Oststadt auf die Reste einer villa rustica, ebenso im Gewann „Galgenfeld“ an der Bahnlinie, die damit weit außerhalb der zentralen Stadtbesiedlung lagen. Die Einzelbefunde in der Wasserstraße

1995 wurden 1998 und 2000 in der Gerberstraße ergänzt durch Funde von „terra sigillata“, dem reliefbebilderten roten Sonntagsgeschirr der Römer, und Resten eines Einhenkelkruges und von Glas.

Alle genannten Römerfunde der letzten knapp 250 Jahre konnten trotz ihrer unbestrittenen Bedeutung keine Antwort geben auf die Frage, die schon Ernst Batzer in seinem berühmten Aufsatz von 1937 gestellt hatte: „Wo lag das Offenburger Kastell?“ Unbeantwortet blieb auch die Frage nach dem Kreuzungspunkt der beiden oben beschriebenen Fernstraßen und die Frage, ob es in Offenbug eine römische Zivilsiedlung gab, und wenn ja, wo?

Die entscheidenden Antworten sollten die letzten 15 Jahre bringen, die mit ihren stadtarchäologischen Erforschungen der Altstadt den überwältigenden Durchbruch brachten.

Bereits im Jahre 2000 war auf dem jetzigen Nordparkplatz des Anne Burda- Stifts an der Kittelgasse ein erster Hinweis auf eine römische Besiedlung dieses Areals an der Abbruchkante des Offenburger Lößhügels mit Blick nach Straßburg gefunden worden. Neben terra sigillata und terra nigra (grauer Gebrauchsware) fielen besonders eine massive Packung von Leistenziegeln und Bruchstücke von bemaltem Wandputz auf, die auf ein mit Ziegeln gedecktes römisches Haus „*in situ*“ (vor Ort) schließen lassen. Auch im nahen Nachbargelände an der Kreuzkirchstraße kamen 2001 römische Siedlungsspuren ans Tageslicht. Auf einer Fläche von über 30 Quadratmetern fanden sich hier zum ersten Male mit den gefundenen Resten der Fachwerkbauten von Streifenhäusern Belege einer zusammenhängenden römischen Besiedlung der Altstadt von Offenbug.

Der Bau einer zweistöckigen Tiefgarage unter dem Offenburger Marktplatz schließlich und die Untersuchung angrenzender Gebiete in den Jahren ab 2002 bot den Archäologen des Landesdenkmalamts Freiburg und ihren Offenburger Mitarbeitern die einmalige Gelegenheit, auf einem über 1000 Quadratmeter großen und seit 1689 nicht mehr besiedelten zentralen Areal systematisch in die Tiefe zu gehen. Die Grabungen in diesem Altstadtbereich gaben mit ihren Ergebnissen in verblüffend kurzer Zeit erstaunlich klare Antworten auf die bis dahin offenen Fragen zur römischen Besiedlung von Offenbug:

1. Wo lag das Offenburger Kastell?
2. Gab es eine römische Zivilsiedlung?
3. Wo verlief die städtische Römerstraße?

Diese Marktplatzgrabung 2002–2003 brachte im Nordteil neben späteren Überbauungen zunächst nur vier römische Fundstellen zum Vorschein. Vier quadratische Erdkeller als ehemalige Vorratsgruben waren verfüllt mit römischer Keramik und Tierknochen und können als Beleg für eine römische Zivilsiedlung angesehen werden. Ergänzt wurden diese Funde durch acht römische Fundstellen im Südteil, zentriert im westlichen und südlichen Bereich. Die dort gefundene Keramik verwies auf eine Besiedlung des zweiten und dritten Jahrhunderts. Der Totalverlust der archäologischen Befunde durch den Bau der Tiefgarage unter dem Marktplatz konnte nur durch eine gründliche, noch andauernde Bearbeitung und wissenschaftliche Dokumentation der Funde kompensiert werden. Viele Fragen waren offen geblieben, konnten allerdings in den folgenden beiden Jahren durch baubegleitende Untersuchungen im Südteil des Areals eine unerwartete Antwort finden.

Mitte Mai 2005 entdeckten die beiden jungen Archäologen Mark Rauschkolb und Johann Schrempp in der Baugrube eines Hinterhofs in der Kornstraße auf rund zehn Meter einen V-förmigen 3,5 m tiefen und ca. 5 m breiten Spitzgraben. Die Fachleute deuteten diesen Zufallsfund zusammen mit unweit entfernten Befunden im sog. Bürgerhof als Teil eines römischen Militärlagers. Dabei wurden auch Baustrukturen und zwei Holzgebäude erfasst, die zur Innenbebauung eines Lagers und möglichen Lagerbaracken passen. Damit war ein erster Hinweis auf ein römisches Militärlager auf dem südlichen Sporn des Offenburger Lösshügels gefunden. In dem Entwässerungsgraben des Bürgerhofareals kamen in einem reichhaltigen Fundensemble Keramik der domitianisch-trajanischen Zeit



Abb. 19: Spitzgraben
des Offenburger
Römerlagers

und eine prägefrische Münze des Trajan aus dem Jahre 102/103 zum Vorschein. Als historische Schlussfolgerung aus den Befunden und Funden ist jetzt etwa, bis auf Weiteres, folgende Interpretation erlaubt: Noch in flavischer Zeit, wahrscheinlich im Zusammenhang mit dem Bau der Kinzigstraße im Jahre 74 wurde zur Sicherung des Vorfelds des Straßburger Legionslagers in Offenburg ein Kohortenkastell für die erste thrakische Kohorte unter Valerius Albinus angelegt. Zeitgleich und aus demselben Anlass wurden auch die beiden Kastelle in Zunsweier und Rammersweier gebaut. Nach dem Ausbau des Limes unter Trajan hatten diese flavischen Militärlager keine strategische Bedeutung mehr und wurden auf der Wende zum zweiten Jahrhundert aufgegeben: Die Ortenau war kein Feindesland mehr, sondern integrierter Bestandteil des römischen Reiches. Damit war auch die erste zentrale Frage zur Offenburger Römerzeit hinreichend beantwortet.

Eine überraschende Beantwortung erfuhr unmittelbar im Anschluss die noch ausstehende Beantwortung der beiden anderen Zentralfragen, die zur römischen Zivilsiedlung und dem Straßenverlauf einer möglichen Offenburger Römerstraße. Der außergewöhnliche Erfolg bei dieser aufregenden Recherche ist wiederum den beiden Entdeckern des Militärlagers zu verdanken. Bei ihrer Baubeobachtung eines Neubaus in der Wasserstraße unmittelbar hinter der frühneuzeitlichen Stadtmauer stießen Rauschkolb und Schrempp im Juli 2005 unter der Mauerhinterfüllung im Torbereich einer Tiefgarage tatsächlich auf ein Stück Römerstraße in einem vorzüglichen Erhaltungszustand. Auf einer Länge von 5 m und einer Breite von 7,5 m wurde der Befund dokumentiert und soll hier kurz skizziert

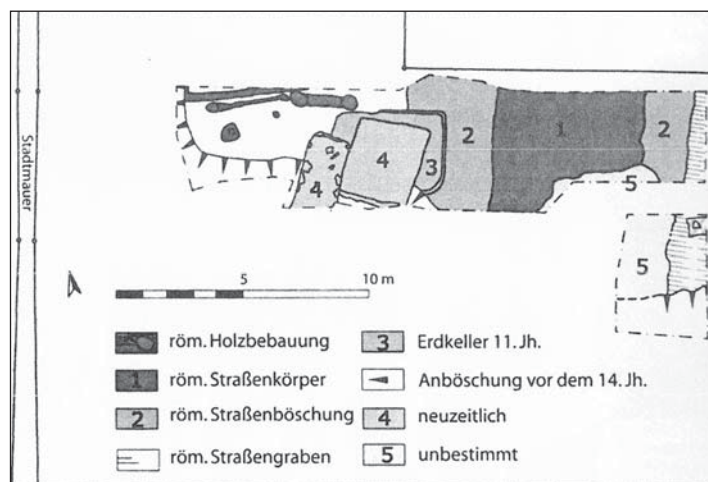


Abb. 20: Die Offenburger Römerstraße

werden, weil er repräsentativ für den Aufbau von Römerstraßen überhaupt und damit auch für das Thema dieser Publikation ist:

Zur Stabilisierung des Untergrunds wurden Balken und Äste quer zur Fahrtrichtung in die feuchte Geländesenkung gelegt. Dann wurde das Straßenbett mit 30 cm Kinzigsschotter ausgekoffert und die Fahrbahndecke darüber auf einer Kiesschicht mit Kalk abgebunden. Der Straßendamm ist später mehrfach aufgeschüttet und westlich durch einen Saumpfad, östlich durch einen Straßengraben erweitert worden. Um ein Abdriften der Auffüllung zu verhindern, war die Straße auf beiden Seiten mit einem Rutengeflecht eingefasst, das alle 30 cm durch Stakhölzer stabilisiert wurde. Die gesamte Anböschung wurde abschließend durch eine Schüttung aus Feinkies und Lehm gesichert. Die Gesamtbreite der Straße betrug am Ende immerhin 11 m, die Fahrbahnbreite 7,50 m.

Münzdatiert auf die Zeit Kaiser Trajans stellt dieser Befund einen kleinen Teilabschnitt der rechtsrheinischen Fernstraße zwischen der *Colonia Augusta Raurica*/Basel am Schweizer Rheinknie und der obergermanischen Provinzhauptstadt *Mogontiacum*/Mainz am deutschen Rheinknie dar. Ihre Verlängerung unter der heutigen Okenstraße nach Norden Richtung Appenweier entspricht in etwa dem Verlauf der heutigen B3. Die südliche Verlängerung lässt sich anhand weiterer römischer Siedlungsbefunde verlängern über die Prädikaturstraße und hinter der Kreuzkirche weiter parallel zur damaligen Geländekante der heutigen Stadtmauer, zum Marktplatz und Bürgerhof, um dann über das Römerlager am Stadtbuckel zur Kinzigbrücke alter und neuer Datierung umzubiegen.

Bei den Grabungen in der Wasserstraße fanden sich westlich der Römerstraße auch Reste einer typischen römerzeitlichen Bebauung: Giebelständige Streifenhäuser in Holzarchitektur mit charakteristischen Kastengruben in den Hinterhöfen der Parzellen, die gewerblich, als Vorratskeller oder Latrinen benutzt wurden. Ähnliche Befunde hatte man schon in der Kreuzkirchstraße und im mittleren Bereich des Marktplatzes gefunden. Danach geht man nun von einer dorffartigen Straßensiedlung auf einer Länge von 500 m längs der trajanzeitlichen Fernstraße aus. Jetzt war auch die lang gesuchte Offenburger Römersiedlung verortet, der die neu entdeckte Straße als Siedlungsachse diente. Der zivile römische vicus wurde wahrscheinlich von Gewerbetreibenden, Handwerkern, Veteranen und auswärtigen Neusiedlern bewohnt. Diese römerzeitliche Bevölkerung hat dann vermutlich im dritten Jahrhundert ihr Straßendorf aufgegeben, Spuren eines zivilen Lagerdorfes

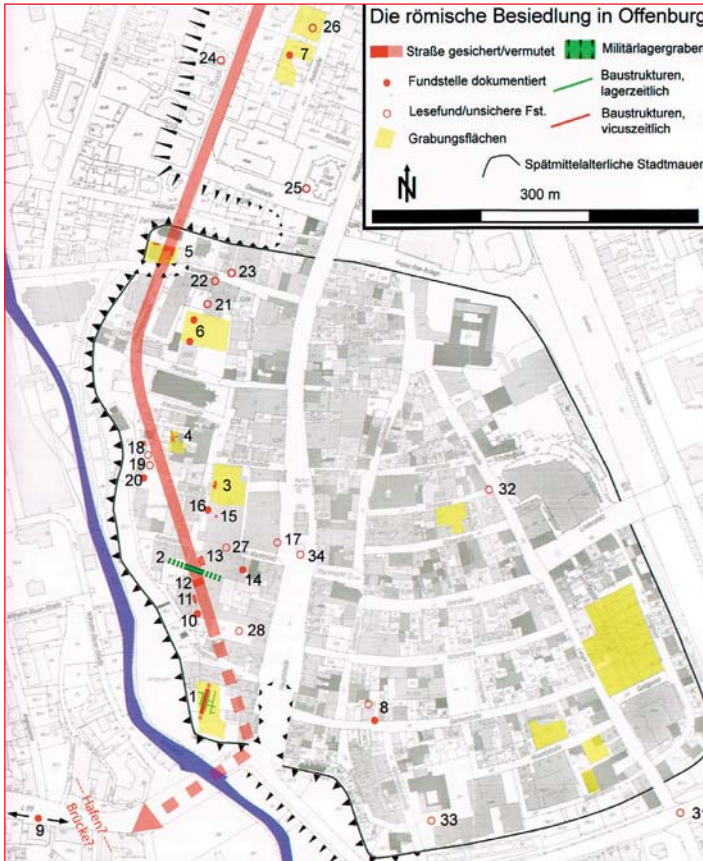


Abb. 21: Gesamtplan der römischen Fundstellen im Offenburger Stadtgebiet

am Rande des militärischen Römerlagers, wie in Zunsweier, wurden bislang nicht gefunden.

Den Gesamtplan aller marktplatznahen Ausgrabungen hat J. Schrempp 2012 in seiner Magisterarbeit und einer knappen Kurzbeschreibung wegweisend vorgestellt. Er wird hier mit den wichtigsten Fundstellen als vorläufig letzter Stand der Forschung erläutert.

Die angegebenen Ziffern beziehen sich auf die wichtigsten neuen und auch die oben in unserem Text erwähnten Befunde der Altstadt zwischen *Römerstraße*/Wasserstraße (5) im Norden, *Römerlager*/Bürgerhof (1) im Süden und *Römerhölzer*/Richtung Kinzigbrücke (9) im Westen. Hinter dem archäologischen Befund ist jeweils die Lage im heutigen Stadtplan verzeichnet:

- 1: Römerlagerstrukturen/Holzgebäude (Bürgerhofareal)
- 2: Graben des Römerlagers (Kornstraße)
- 3/15/16: Römische Streifenhausparzellen (Am Marktplatz)

- 4: Reste giebelständiger Streifenhäuser (Kreuzkirchstraße)
- 5: Römerstraße (Wasserstraße)
- 6: Mehrphasige römische Baubefunde (Prädikaturstraße)
- 7: Römische Siedlungsspuren (Poststraße)
- 9: Römerhölzer aus dem Jahre 74 (Südliche Hauptstraße/
Badstraße)
- 10: Römerhaus (?) (Kittelgasse)

Merkur, nicht nur ein sympathischer Hausgott

Der Merkur vom Anfang unserer Betrachtung, der uns mit seinem guten Geist durch die Geschichte der Römerzeit in der Ortenau und ihre archäologische Wiederentdeckung in unseren Tagen begleitet hat, tritt uns jetzt zum Abschluss erneut vor Augen. Wie er den Ortenauer Römern auf ihren Straßen und Wegen präsent war, soll er hier in seinen verschiedenen kunstvoll gestalteten Formen und weit verbreiteten Fundorten beiderseits des Rheins vorgestellt werden, wie ihn die Archäologen, sicher in seinem Sinne und Geist, wieder an das Tageslicht befördert haben – findig, planvoll und einfallsreich.

Merkur kam spät als Gast in unser Land. Jenseits des Rheins hatte sich schon 100 Jahre vorher sein Kult im romanisierten Gallien verbreitet. Vom Westen her machte sich der agile Gott auf, um einer brandneuen Straße nach Osten in den Schwarzwald zu folgen. Die Kinzigstraße des Kaisers Vespasian vom Legionslager der achten Legion in Straßburg nach Rottweil aus dem Jahre 74 n. Chr. erschloss das bislang feindliche Gebiet rechts des mittleren Oberrheins. Allmählich kamen nach den Soldaten, die anfangs das frisch eroberte Land in ihren drei Militärlagern in und bei Offenburg schützten, auch Kaufleute, Händler und später mit den Neusiedlern auch Handwerker in das Gebiet. Es verbreiteten sich neben neuen Waren, neuem Geld, neuem Recht und neuen verfeinerten Lebensformen in der römischen Provinz auch die neuen Götter der Römer. Unter ihnen war Merkur sicher einer der am meisten verehrte und verbreitete, was nicht nur Cäsar bezeugt. Gerade im benachbarten Elsass und seinem nahen Legionslager Straßburg findet sich die konkrete Darstellung des Götterboten Merkur und seines Kult in vielen Formen, Materialien und Ausdrucksvarianten seiner Attribute, die alle seine ihm zugeschriebenen und erhofften göttlichen Fähigkeiten zeigen.

In Zabern fand man eine kleine Bronzefigur aus dem 2. Jahrhundert, die Merkur als Glücksbringer mit Füllhorn zeigt. In Bettwiller ist Merkur auf einer Sonnenuhr aus Sandstein mit Beutel und Schlangenstab zu sehen, Symbolen des Reichtums

und der Heilkraft. Eine witzige Darstellung aus Spachbach zeigt im Flachrelief den Gott mit Schlangenstab und dem von ihm geretteten Kleinkind Bacchus auf dem linken Arm, welcher für ihn den prallgefüllten Beutel hält. In Châtenois ist Merkur auf einer Stele des vierten Jahrhunderts zu sehen, als gallo-römischer Bauer kostümiert zusammen mit Rosmerta. Ein überdimensionierter Schlangenstab überragt seine linke Schulter, der übliche Beutel in der Rechten ist dagegen ziemlich klein geraten. Wenig künstlerisch und dazu noch in der Attributierung ungewöhnlich ist ein Fragment auf einer Straßburger Stele, das ihn mit einem erhobenen Hammer in der Rechten darstellt. Gundershoffen präsentiert ein Sandsteinrelief des Merkur aus dem dritten Jahrhundert, wie er mit seinen gängigsten Attributen auf einem Felsen steht: dem Beutel in der Rechten, der Flügelkappe auf dem Kopf, seinem Stab und den Mantel über dem linken Arm. Neben seinem linken Fuß ist als lustiger Begleiter ein lebhafter kleiner Hahn eingemeißelt.

Große Ähnlichkeit hat diese Darstellung mit dem Merkur auf einer Säule vom Straßburger Kleberplatz. Straßburg als große Garnisonsstadt mit ihrer prägenden kulturellen Fernwirkung auch auf Offenburg scheint eine Hochburg der Merkurverehrung gewesen zu sein. Das hängt wahrscheinlich mit seiner Beliebtheit bei Soldaten, Handwerkern und Gewerbetreibenden zusammen. Der Straßburger Historiker und Archäologe Jean-Jaque Hatt nennt deswegen den Merkur auch einen „patron d'Argentorate“ und einen Patron der Handwerker. Sowohl im Legionslager der Legio VIII Augusta als auch im zivilen Straßburg sind zahlreiche Beispiele des Merkurkultes aufgefunden worden, die jetzt im Archäologischen Museum der Stadt im Rohanschloss gezeigt werden. Mehrere Merkurstelen fanden sich in der Rue du Sanglier und der benachbarten Rue des Frères, beides Straßen im Zentrum des ehemaligen Legionslagers. Möglicherweise deuten sie auf ein Merkurheiligtum an diesem Ort hin.

Der Merkur von einer Säule auf dem nahen Kleberplatz ist von einer hohen künstlerischen Qualität geprägt. Sie zeigt den jugendlichen Gott in kultischer Nacktheit als jugendliche Gestalt in leichter Bewegung nach vorn schreitend. Seine Attribute sind der kunstvoll verschlungene Schlangenstab in der Rechten, eine Kappe mit großen Flügeln und ein Mantel über der linken Schulter. In der linken Hand trägt er einen prallgefüllten Beutel. Der Blick ist unternehmungslustig nach rechts vorn gerichtet. Aus dem zweiten Jahrhundert stammt eine etwas gröbere Statuette des Merkur mit langem Beutel in der Rechten, seinem Mantel über der linken Schulter und neben



Abb. 22: Merkur vom Straßburger Kleberplatz



Abb. 23: Der Merkur vom Brandsteig

Flügelkappe auch Flügelschuhen, was nicht so häufig anzutreffen ist. Eine ganz einzigartige Darstellung wurde unter dem Nordturm des Münsters gefunden: Ein leicht verwittertes Flachrelief des Merkurkopfes mit Flügelhut, rechts und links davon in zwei gleich großen Feldern die keltische Pferdegöttin Epona, einmal auf einem Maultier, einmal auf einem Pferd aus dem Steinrelief herausreitend.

Wenn wir mit Merkur der Römerstraße nach Westen folgen, finden wir ihn zweimal am Ende des Breuschtals auf der 1009 m hohen Passhöhe nach Lothringen ins Innere Galliens vertreten. Am Donon ist Merkur auf einer Jupitergigantensäule einer der vier Wegegötter. Am Rande des Aufstiegs zu einem nachgebauten keltischen Tempel auf der Spitze steht er im Halbrund einer gallorömischen Kultstätte neben Herkules, Jupiter und dem keltischen Teutates.

Wenn wir mit dem schützenden römischen Gott der Wege und Gipfel zurück über Straßburg nach Osten gehen, erreichen wir auf der Kinzigstraße in einer antiken Tagesreise bald Offenburg mit der schönsten Präsenz des Gottes in seiner kleinen Silberstatuette. Weiter über das Kinzigtal kommen wir von Schenkenzell aus auf die Passhöhe von Brandsteig. Hier gab es ebenfalls eine Kultstätte des Merkur, von der Grundrisse von sieben Umgangstempeln und ein Relief aus rötlichem Sandstein zeugen. Auch hier hat sich der Künstler bei seiner Gestaltung nicht nur von devoter Ehrfurcht leiten lassen: Der Körper ist etwas dicklich und zeigt im Unterleib allzu menschliche Fettwülste, sein Gesichtsausdruck ist geprägt von skeptisch schmunzelndem Erstaunen. Auch der schwere große Beutel, den er mit kräftiger Hand wie eine Keule umgreift, benötigt die Unterstützung der Hörner eines Ziegenbocks, auf denen er ruht. Rechts unten sind zwei kleine Opfertiere im Streit zu sehen, wahrscheinlich Hähne. Die linke Seite mit dem ergänzten Arm ist im Original abgesplittert, vom Mantel ist im unteren Bereich nur noch ein Stück des Faltenwurfs zu sehen.

Auch auf der römischen Süd-Nordstrecke, der ehemaligen Trajanstraße rechts des Oberrheins, sind zahlreiche Merkurstatuen gefunden worden, die hier nur kurz erwähnt werden sollen.

Auf einem runden Sockel stehend präsentiert sich ein bronzenener Merkur in Augst. Sein Lockenkopf ist bedeckt mit einem Flügelhut, er trägt mit der Rechten ein abgesehenes Füllhorn, die Linke scheint von der Haltung her den Stab gehalten zu haben. Sein knielanger Mantel fällt von der linken Schulter herab, direkt darunter ist eine recht kleine Ziege als Opfertier zu sehen. Der Gesichtsausdruck bezeichnet Erstaunen und Erwartung. Im

Freiburger Colombischlösschen ist das Original des Merkkureliefs vom Brandsteig zu sehen. Offenburg präsentiert neben der silbernen Statuette aus der Kinzig einen zweiten Merkurkopf aus dem Willstädter Wald links der Kinzig, der auf ein Merkurheiligtum an der Kinzigstraße hindeuten könnte. Auf dem Viergöttersockel von Eckartsweier, auch links der Kinzig, war Merkur neben Juno, Apoll und Minerva vertreten. In Baden-Baden ist Merkur nicht nur mit seinem Merkurgipfel gegenwärtig.

Als letzter soll zum Abschluss noch einmal unser Offenburger Silbermerkur zu uns sprechen.

Die genauen Fundumstände des Offenburger Merkurs sind genau so unklar und wenig dokumentiert, wie die aller übrigen entdeckten Merkurfunde am Oberrhein. Eine erste kurze Notiz und ein schwarz-weißes Foto findet sich im Jahre 1937 in Ernst Batzers Aufsatz über das gesuchte Offenburger Kastell. Auf Seite 246 notiert er quasi beiläufig: „Vor allen Dingen wurde etwas ganz Wunderbares geborgen, eine kleine silberne, vergoldete Merkurstatuette.“ Zur beigefügten ersten Abbildung dieses bedeutenden Kleinfundes schreibt er weiter: „Silbernes Figürchen (feuervergoldet) eines Merkur, ca. 100 n. Chr.“. In den Badischen Fundberichten von 1936 ist nur die Rede von größeren Mengen römischer Keramik, die in fünf Metern Tiefe in der Nähe der Kinzigbrücke im Gewinn „Nachtweide“ aus dem Kies der Kinzig ans Tagelicht gefördert worden waren. Batzer erwähnt 100 römische Scherben „schönster Bildkeramik“ aus Rheinzaberner terra-sigillata-Produktion, zum Teil sehr gut erhalten, zum Teil stark abgeschliffen. Gefunden wurde auch eine Münze Domitians, anno 88/89, und ein Ziegelstempel der „Legio VIII Augusta“ aus Straßburg. Seit 1932 war in dieser städtischen Kiesgrube an der Kinzig nördlich der Brücke gearbeitet worden, bis 1936 einem aufmerksamen Baggerführer der kleine Merkur auf die Schaufel kam. Wie Batzer an das kostbare Stück geriet, ist bis heute nicht geklärt. In jedem Falle konnte er den stolzen Fund für das Museum sichern, dessen Leiter er noch weitere zwei Jahre bis zu seinem Tode bleiben durfte. Seine damaligen, mit dem silbernen Merkur verbundenen Schlussfolgerungen für den Standort des Offenburger Römerkastells in der Nähe des Fundorts haben sich nicht bewahrheitet. Ehe die wertvolle Statuette für alle Zeiten denkmalgeschützt im Museum aufgestellt werden sollte, ließ Batzer die Merkurstatuette von dem Freiburger Kunsthistoriker Lothar Hahl begutachten, der in den Badischen Fundberichten von 1937 die erste kurze Beschreibung mit Abbildungen publizierte. Danach misst das Figürchen 7,9 cm, wiegt 83 g und ist voll aus Silber gegossen. An wenigen Stellen sind noch Spuren einer

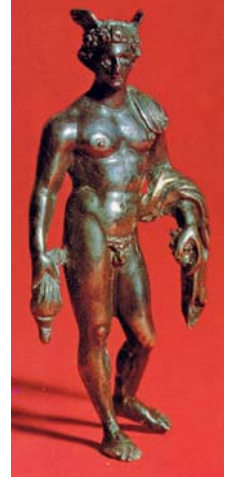


Abb. 24: Der silberne Merkur von Offenburg

Feuervergoldung erkennbar. Der ausgezeichnete Erhaltungszustand wird nur geringfügig beeinträchtigt durch den verbogenen rechten Fuß und den verloren gegangenen Heroldstab. Von ihm ist nur ein Fragment des oberen Teils in der linken Hand zu erkennen, vielleicht ein Stück der ineinander verschlungenen Schlangen. In voller kultischer Nacktheit präsentiert sich der Gott als ein gut gewachsener athletischer Jugendlicher mit Flügelkappe auf seinem Lockenkopf, einem Beutel in der Rechten und einem lockeren Mantelüberwurf über der linken Schulter und dem linken Arm. Startbereit, wie im Aufbruch zu einem Auftrag als Götterbote, ist das rechte Bein leicht vorwärts, das Spielbein zurück gestellt. Der wache Blick richtet sich aufmerksam nach vorn. Die lebendige Präsenz des Göttlichen, wie sie damals auf die antiken Menschen unmittelbar gewirkt hat, ist auch für uns Heutige, die wir sie lediglich als Kunstbetrachter vor Augen haben, im Glanz der edlen Patina noch in erstaunlicher Weise spürbar. Verloren gegangen ist der Sockel des Figürchens. Die plumpen Füße und die etwas groben Gesichtszüge weichen von der insgesamt ästhetisch wohlgestalteten Erscheinungsform des Gottes ab. Hahl zählt den Offenburger Silbermerkur zu den besten gefundenen Statuetten dieser Art. Er denkt an eine römische Kopie der flavischen Zeit, die sich an den klassischen griechischen Vorbildern Polyklets und Lysippos aus dem vierten vorchristlichen Jahrhundert orientiert.

Diese graziöse Silberstatuette ist ein besonderes Kabinettstück römischer Kleinkunst. Wahrscheinlich hat sie auf dem Hausaltar eines reichen Villenbesitzers im Außenbereich des römischen Offenburg gestanden und sicher schon damals die Bewunderung seiner Gäste erregt. Weit und breit ist bisher kein dem Offenburger Merkur vergleichbar schönes Götterbild gefunden worden, das sowohl durch sein wertvolles Material als auch durch seine formvollendete Gestaltung wohl ein einmaliges Kunstwerk darstellt. Er bedeutet für Offenburg, in der Sprache des kommerziellen Werbejargons touristisch kommunaler Vermarktung gesprochen, ein markantes Alleinstellungsmerkmal!

Merkur hat es gut gemeint mit Offenburg. Er war präsent auf zwei wichtigen Fernstraßen zwischen Süd und Nord und zwischen West und Ost. In drei Kohortenkastellen, in Rammersweier, Offenburg und Zunsweier, wurde er von den Soldaten als Sieg bringender Heeresgott geliebt und verehrt. Auch die Gewerbetreibenden und Händler des römischen Vicus von der Marktstraße bis zur Prädikaturstraße und Okenstraße hatten ihm als Überbringer von Gewinn und Reichtum viel zu

verdanken. Geht doch sein Name auf das lateinische Wort „*merx, -cis f*“ (= Ware) zurück. Damit ist er als „Warenbringer“ und Schutzgott von Handel und Märkten definiert und für die „*mercatores*“ (= Kaufleute) unentbehrlich. Auf den Straßenstationen von Niederschopfheim und Friesenheim und auf der Passhöhe vom Brandsteig konnte man ihm vor der Weiterreise noch rasch ein Opfer bringen entsprechend dem nüchternen Gegenseitigkeitsgebot antiker Götterbeziehung „*do, ut des*“ oder „*da, ut dem*“ („ich gebe, damit Du gibst“ oder „gib, damit ich gebe“). Dafür reichten ihm Feldfrüchte oder ein Kleintier. Die Präsenz seiner Darstellung in Stein, Bronze und sogar in Silber in der Ortenau, im nahen Straßburg und dem benachbarten Elsass zeigt ihn als Glückbringer, Helfer, Vermittler und Wegbegleiter. Dementsprechend verheißen die Attribute seiner Epiphanie Beistand, Hilfe, Vertrauen und Glück: Der prallgefüllte Beutel in der rechten Hand garantiert Gewinn und Reichtum, Flügelkappe und Flügelschuhe bringen ihn schnell an jeden gewünschten Ort, sein Heroldstab war früher ein von Apollo geerbter Zauberstab, damit er auch weissagen und heilen konnte. Er weist ihn in den Darstellungen als Götterbote Jupiters und aller seiner Mitgötter aus, der in Windeseile Botschaften überbrachte und dabei auch oft als Friedensstifter segensreich wirkte.

Laut Cäsar galt der römische Merkur, der mit dem griechischen Hermes gleichgesetzt wurde, auch als Kulturbringer und Erfinder aller Künste. So haben ihn schon ganz früh die antiken Dichter besungen: Homer in seinen Götterhymnen, der frühgriechische Lyriker Alkaios in einer Hymne und der augusteische Klassiker Horaz in seiner sapphischen Ode carmen I, 10. Der agile Gott schuf aus einem Schildkrötenpanzer mit gespannten Darmseiten die Lyra und aus einem Schilfrohr die Flöte. Als Erfinder der Gymnastik und Schutzgott der Schulen und der Jugend war er in den Gymnasien und Palästen (Ringschulen) aufgestellt. Als ein Sohn des Zeus/Jupiter war er auch ein Bruder Apollos, dem er als Kleinkind aus Spaß eine ganze Rinderherde gestohlen hat. Er hat auch den kleinen Bacchus geschützt, eine Darstellung in Straßburg zeigt ihn mit dem kleinen Weingott auf dem Arm. Schließlich galt er als der Gott des Schlafes und der Träume und geleitete als „*Psychopompos*“ die Seelen in die Unterwelt. Diese vielseitigen Zuschreibungen und Geschichten machten Merkur zu einem universellen und stets präsenten Gott, dessen Energien für seine Verehrer überall zu spüren waren. Ohne jede entrückte Heiligkeit war er in menschlicher Nähe handfest greifbar, spürbar und erfahrbar. Er war als Gott der kleinen Leute beliebt, da er als Opfergaben

lediglich ein paar Feldfrüchte, Kränze und Wein verlangte, für größere Hilfsleistungen auch einmal einen Hahn oder eine Ziege, mit denen er oft dargestellt wird. Selbst Diebe und andere Kleinkriminelle riefen ihn an. Neben seiner privaten Präsenz in den Häusern war er an den Staatsstraßen zu sehen, als einer der vier wegweisenden Götter im Sockel der Jupitergigantensäulen oder als Gott der Gipfel auf den Passstraßen, wie am Brandsteig und am Donon. Auch im Offenburger Römerlager ist eine hohe Wegsäule mit Merkur auf dem Viergöttersockel zu vermuten, die von dort weit sichtbar den westlichen Stadtbuckel überragte. Vielleicht gab es auch in der Nähe vom Römerlager am Vicus ein Merkurheiligtum, und zwar an der Stelle der



Abb. 25: Merkur mit dem Bacchuskind

späteren Michaelskapelle neben dem Ölberg, die später hinter der Kreuzkirche abgerissen wurde. Für einige Religionsforscher gelten Michaelskapellen, gerade in exponierten Lagen wie hier über der späteren Stadtmauer, als kultische Nachfolgeheiligtümer für Merkurtempel.

Nehmen wir Abschied von Merkur, mit dem wir auf Römerstraßen der Ortenau unterwegs waren, dessen Präsenz in der Region rechts und links des Oberrheins so eindrucksvoll zu spüren war und ist. Dieser jugendlich sportliche Gott war für die Römer vor 2000 Jahren nicht in himmlische Ferne gerückt, sondern konkret verfügbar und hilfreich. Mit ihm konnte man gut reisen, handeln, und nicht nur Erfolg, sondern auch seinen Spaß haben. Diesen Spaß hat sich auch ein Steinmetz in Straßburg gemacht, der den Merkur in einer äußerst witzigen Position darstellt: Merkur, Schutzgott der Händler, der kleinen Leute und der Diebe, hält den kleinen Bacchus auf dem linken Arm, welcher ihm dafür aber den Beutel aus der Rechten gestohlen hat, links unten hat sich als kurioses Opfertier eine langbeinige Gans dazugesellt.

Das kann auch als sinnvolles Symbol für die Weinstadt Offenburg mit ihrem einzigartigen Silbermerkur gelten: Ein überall präsenter römischer Gott der Wege und Märkte, der uns mit Bacchus den Wein gebracht hat! Unterhalb des Römerlagers vom Bürgerhof präsentiert sich denn auch heute Bacchus erneut an der südlichen Stadtmauer als mächtige Bronze, wie sein griechisches Pendant in Fessenbach, die beide neben dem Neptun der Hauptstraße die Antike in der Kinzigstadt wach halten. Müsste uns nur noch Merkur mit seiner Weissagekraft drei offene Fragen der römischen Stadtarchäologie beantworten können:

1. Wo stand die „Merkurvilla“?
2. Wo standen der Meilenstein und der Grabstein des Albinus ursprünglich?
3. Wo war der Kreuzungspunkt der Vespasianstraße mit der Trajanstraße und welche Römerfunde warten auf uns noch in der Erde der Ortenau und im Kies der Kinzig?

Abbildungsnachweis

Abb. 1, 7, 8, 12, 14, 18, 22, 25 Verfasserfotos; Abb. 2, 3, 4, 6, 15, 16 im Katalog (a. a. O. S. 414, 49, 270, 31, 420, 421); Abb. 5 Winkler (a. a. O. Titel); Abb. 9 Prospekt Straßburg; Abb. 10 Römer i. B-W. S. 309; Abb. 11 Pfahl (a. a. O. Rückseite); Abb. 13 Yupanqui (a. a. O. S. 13); Abb. 17 List (a. a. O. S. 7); Abb. 19 Schrempf (a. a. O. S. 18); Abb. 20 Stadtkataster S. 58); Abb. 21 Schrempf (a. a. O. S. 17); Abb. 23 wikipedia commons; Abb. 24 StaO

Literaturverzeichnis

- Batzer, Ernst: Wo lag das Offenburger Kastell?, in: ZGO 50(89), 1937, 233–248, Freiburg 1937
- Bender, Helmut: Römische Straßen und Straßenstationen, Aalen 1975
- Ders.: Römischer Reiseverkehr. cursus publicum und Privatreisen, Aalen 1978
- Clark, John O. E.: Die faszinierende Welt der Kartographie, London 2005
- Hahl, Lothar: Eine silberne Merkurstatuette aus Offenburg, in: Badische Fundberichte 13, 1937, 97–100 mit Tafel X, Freiburg 1937
- Horn, Helmut: Abnoba. Eine Zusammenfassung alter und neuer Forschungsergebnisse, in: Die Ortenau 94, 2011, 443–446, Offenburg 2011
- Jenisch, Bertram: Die Siedlungsentwicklung Offenburgs im Licht neuer Ausgrabungen, in: Archäologische Nachrichten aus Baden 84, 2012, 39–47, Freiburg 2012
- Jenisch, Bertam und Gutmann, Andre: Offenburg. Archäologischer Stadtkataster Baden-Württemberg Band 33, Esslingen 2007
- Klug-Treppe, Jutta: Ortstermin. Überraschung in einem Hinterhof. Die Wiederentdeckung eines römischen Inschriftensteines in Offenburg-Bühl. In: Denkmalpflege in Baden-Württemberg 1/2012, Esslingen 2012
- List, Karl: Offonis cella. Die Reichsabtei Schuttern 603–1806, Lahr 1988
- List, Karl und Hillenbrand, Peter: Reichskloster Schuttern, Schuttern 1983
- Merker, Manfred: Das Tiberiusbild bei Velleius Paterculus, Diss. Freiburg, Freiburg 1968
- Naudascher, Josef: Frühgeschichte der Ortenau, in: Die Ortenau Sonderdruck, Offenburg 1976
- Planck, Dieter (Hrsg.): Die Römer in Baden-Württemberg, Stuttgart 2005
- Ders. u. a.: Imperium Romanum. Roms Provinzen an Neckar, Rhein und Donau. Begleitband zur Landesausstellung in Stuttgart 2005, Stuttgart 2005
- Pfahl, Stefan F.: Ein Silbermedaillon mit Satyrkopf aus Zunsweier bei Offenburg, in: Archäologische Nachrichten aus Baden 86/87, 15–17, Freiburg 2012
- Schrempp, Johann: Das römische Lager und der vicus von Offenburg, Ortenaukreis Magisterarbeit an der Universität Freiburg, Freiburg 2012
- Ders.: Die römische Besiedlung in Offenburg, in: Archäologische Nachrichten aus Baden, Heft 84, 15–21, Freiburg 2012
- Schrempp, Johann und Yupanqui, Manuel: Spektakuläre Funde und eine verpasste Chance, in: Die Ortenau 81, 667–671, Offenburg 2001
- Struck, Wolfgang: Die römische Straßenstation bei Niederschopfheim, in: Die Ortenau Sonderdruck 1982, Offenburg 1982
- Winkler, Gerhard: Die römischen Straßenstationen und Meilensteine in Noricum-Österreich, Aalen 1985
- Yupanqui, Manuel: Die Römer in Offenburg. Eine archäologische Spurensuche. Werkstattberichte aus dem Archiv und Museum, Band V, Offenburg 2000

„Durch weise Benützung des Wassers unbedeutende Flüsse dem Holztransporte dienstbar gemacht“

Flößer von Kinzig und Wolf richten in Österreich-Ungarn die Gestör-Flößerei ein

Hans Harter

Die Floßbarmachung der Ybbs in Niederösterreich

Im Jahr 1864 erreichte den Schiltacher Floßmeister Abraham Koch (1815–1878)¹, der sein Handwerk auf der Schwarzwälder Kinzig ausübte, ein Auftrag besonderer Art: Er sollte begutachten, ob die hier praktizierte Art der „Gestörflößerei“ auf die Ybbs, einen Alpenfluss in Niederösterreich, übertragen werden konnte. Auftraggeber waren die Holzhändler André & Götz frères in Straßburg. Sie kannten Koch von der Kinzigflößerei, deren Holz groÙteils dorthin verkauft wurde.² Die Straßburger hatten die Absicht, die bisherige k.k. Domäne Waidhofen zu erwerben, aufgrund ihrer riesigen Wälder³, die bisher kaum verwertet wurden. Voraussetzung war ein sicherer Abtransport der Stämme, wofür bei den schlechten Straßen nur der Wasserweg infrage kam.

Flößerei wurde auch auf den österreichischen Flüssen betrieben, in Form steif gebundener Flöße von einer großen oder zwei kürzeren Stammlängen. Ihre Bauart entsprach den wilden und tiefen Alpenflüssen: Sie waren in der Regel 15–30 m lang und 3–4 m breit, sodass man sie noch steuern konnte. Doch war ihre Transportkapazität beschränkt, für ein Ennsfloß werden ca. 35 Festmeter angegeben.⁴ Auf der Ybbs war zuletzt im 18. Jahrhundert in der Art gefloßt worden,⁵ danach ging dort das Wissen darüber verloren und wurde erst mit dem geplanten Kauf der Domäne Waidhofen durch die Straßburger Firma wieder zum Thema.

Der Ersterwerber von 1864, Hermann Maier Loewi aus Fürth, hatte die Straßburger für das Objekt interessiert. Sie erkannten den Wert der Ybbs für den Transport und engagierten als Gutachter

Abb. 1:
Die Schiltacher Flößer
Abraham Koch,
Vater und Sohn. –
Foto: Harter



zwei „praktische Männer“: Den elsässischen Förster Ignaz Millicher für die Wälder und den Floßmeister Abraham Koch für „umfassendste Studien längs der Ybbs“.⁶ In Wien wurde wegen der rechtlichen Grundlagen für die Flößerei angefragt, die für das Unternehmen von zentraler Bedeutung war. Während die Behörden die Eigenschaft der Ybbs als öffentliche Wasserstraße bestätigten und der Forstmann den Wert des Objekts bejahte, ging Koch den 130 km langen Fluss fünf Mal auf und ab, um gleichfalls ein positives Gutachten abzugeben: Er erklärte die Übertragung der Schwarzwälder Floßtechnik, bei der 25–36 „Gestöre“ zu einem Floßzug verbunden werden, für machbar, da die Ybbs, im Gegensatz zu den anderen Alpenflüssen, ebenfalls ein Niedrigwasserfluss ist. Nur bei einer Wassertiefe von 60–90 cm konnten die 400–450 m langen Gestörflöße mit ihrer Holzmasse sicher gesteuert und durch „Sperren“ abgebremst werden.⁷ Der Vorteil dieser Floßtechnik lag auf der Hand: Zwar benötigte sie eine größere Besatzung, doch betrug ihre Kapazität (500–600 Stämme) ein Vielfaches der alpenländischen Flöße und entsprach der eines Donaufloßes.

1865 ging die Domäne Waidhofen in den Besitz des französischen Konsortiums mit 17 Mitgliedern über, zum Preis von einer Million österreichischer Gulden (ca. 8,8 Millionen €). Sogleich stellten die neuen Besitzer den Antrag „um Bewilligung zum Flößen von Bau- und Brennholz auf der Ybbs“, worauf amtliche Erhebungen begannen. „Mit diesem ersten Schritte [...] war eine gewaltige Aufregung in das Ybbsthal eingezogen. Denn dass auf der Ybbs [...] Bau- und Brennholz auf Flößen fortgebracht werden sollte, das war ein Ereignis, welches alle Bewohner auf das lebhafteste beschäftigte“.⁸ Es bildeten sich Parteien, je nachdem, was sie erwarteten: Die Eisenindustriellen, bisher Hauptabnehmer des Holzes, fürchteten steigende Preise;⁹ die Waldbesitzer sahen die Chance, die Abhängigkeit von jenen zu beenden; die Holzknechte hofften auf Beschäftigung, die sie in der Eisenindustrie nicht mehr fanden.

Zur Flößerei auf der Ybbs äußerten sich allerlei Experten, von denen die meisten sie „für eine absolute Unmöglichkeit erklärten“. Die Juristen waren, wie zu erwarten, in zwei Lager geteilt: Pochten die einen auf das Eigentumsrecht der Werksbesitzer, ohne deren Zustimmung sie nicht möglich sei, so verwiesen andere auf die Eigenschaft des Flusses als „öffentliches Gut“, dessen Nutzung niemandem ausschließlich zustehe, auch nicht den Wasserwerkern. Sie müssten die Flößerei und die Herrichtung der Wehre dulden, da sie „eine im Interesse der Forstkultur gesetzlich geschaffene Servitut“ sei, nur Schäden müssten ersetzt werden.¹⁰

Am stärksten war der Widerstand der Flussanrainer und Werksbesitzer, die um die Unversehrtheit ihrer Grundstücke und den Gang der Betriebe fürchteten: „Der ganzen Ybbs entlang waren förmlich organisierte Oppositionsgruppen gebildet“, die für etwaige Schäden hohe Entschädigungen forderten. 29 Brücken, 22 Mühlen, 19 Wehre, acht Schleifereien, sieben Hammer- und drei Sägewerke, je eine Knochen- und Ölstampe sowie eine Zahl von Stegen wurden auf ihre Verträglichkeit mit der Flößerei untersucht, mit einem dicken Protokoll und Kautionsforderungen von 251 200 Gulden als Ergebnis.

Trotz aller Einsprüche erteilte das Ministerium für Handel und Volkswirtschaft 1865 „dem Herrn Heinrich Schlumberger & Konsorten“ das Floßrecht „zur Verflößung von 12 000 Kubikklafter Holz¹¹ jährlich [...] für die Dauer von zehn Jahren“, unter Leistung einer Kautions von 60 000 Gulden. Die nächste Notwendigkeit für die offenbar groß einsteigenden Straßburger war die Schaffung der Infrastruktur für den Transport und die Verarbeitung des Holzes: die Floßbarmachung der Ybbs und der Aufbau einer Sägeindustrie. Dafür wurden Werke gepachtet und für 200 000 Gulden die Dampfsäge „Concordia“ in Amstetten errichtet. Sie zählte „zu den modernsten Anlagen der Monarchie“, mit zehn dampfbetriebenen Gattern, einem Floßhafen und Bahnanschluss, daneben entstand eine Wohnsiedlung für Arbeiter.¹²

Inzwischen bevölkerten Steinbrecher, Maurer und Zimmerleute die Ybbs: Felsen waren zu sprengen, Steine zu räumen, in die Wehre „Floßgassen“ zur Durchfahrt sowie Rutschbänke zum Hinabgleiten der Flöße einzubauen. Diese Arbeiten koste-



Abb. 2: „Concordia-Dampfsäge“ in Amstetten. – Foto: Helm (um 1872), in: Ausstellung (wie Anm. 30).



Abb. 3: Ybbs-Wehr mit „Floß-Rutsche“ beim Eisenwerk Kleinhollenstein. – Foto: Helm (um 1872), in: Ausstellung (wie Anm. 30).

ten weitere 80000 Gulden und mussten „einzelnen Wehrbesitzern gegenüber unter ämtlicher Intervention zwangsweise durchgesetzt werden“.¹³ Außerdem wurden Lagerplätze erworben, im Fluss Einbindstätten und Schwellen für die Wasserrückhaltung errichtet. Die Schaffung dieser floßtechnischen und holzindustriellen Infrastruktur bedeutete eine weitere Investition von fast 400000 Gulden.¹⁴

Inzwischen heuerte Abraham Koch im Kinzig- und Wolfstal Flößer und Holzhauer an, 28 Mann, die im Frühjahr 1865 mit der Bahn in Waidhofen ankamen. Die Flößer „rüsteten“ die Stämme, die Holzhauer bauten Wiedöfen zur Herstellung der Wieden (Dok. 2). Mit diesem traditionellen Bindematerial aus Haselnusstecken oder Tännchen wurden die Stämme zu Gestören und diese zu Flößen verbunden. Durch Erhitzen („Bähen“) im Ofen und Drehen am Wiedstock wurden sie äußerst zäh und reißfest, aber so flexibel, dass sie die auf ein Floß einwirkenden Kräfte ausglich. Auch Einheimische wurden in diese Techniken eingeführt.

Die erste Floßfahrt am 1.–3. März 1866

Die Flößerei an der Ybbs begann am 1. März 1866: Die Dampfsäge in Amstetten war erbaut, und der auf den Fluss gestützte Abtransport des Holzes sollte ins Werk gesetzt werden. Bei Hollenstein hatten die Flößer ein Gefährt aus 33 Gestören mit ca. 600 Stämmen startklar gemacht, Ziel war das 25 km flussabwärts gelegene Waidhofen. Da gezeigt werden sollte, dass Langholzflößerei hier möglich war, fuhren die Domänenbesitzer Heinrich Schlumberger, Friedrich André und Karl Götz mit, auch die zuständigen Forstmeister. In Schiltach hat sich ein Foto erhalten, das sie als Passagiere auf dem mit Tännchen ge-



schmückten Floß zeigt. Wie berichtet wird, „liefen die Bewohner [...] herbei, um das für unmöglich Gehaltene mit eigenen Augen anzustauen“.¹⁵ Zuerst passierte das Floß problemlos, fuhr dann jedoch auf einen Felsen auf, die vorderen Gestöre verkeilten sich und machten einen „Ellenbogen“, wie dieser gefürchtete Fall genannt wird. Das Gefährt wieder flott zu machen, hielt einen Tag auf. Die Szene hielt Josef Gabriel Frey (1791–1884) auf einem Gemälde fest, wo er vermerkte: „Dieweil die Ips besteht, ist dieses nie geschehen. Ehre und Achtung den Unternehmern“.

Als das Floß in Waidhofen ankam, zeigte die Bevölkerung große Teilnahme (Dok. 1). Die Flößer zogen zum Festessen, anderntags brachten sie ihr Floß nach Amstetten. Damit war die Flößerei auf der Ybbs eröffnet und bewiesen, dass die Übertragung der Gestörtechnik auf den Alpenfluss möglich war. Manche Augenzeugen fragten sich, weshalb der Staat als früherer Inhaber der Domäne „ein solches Industriestück zu Wege zu bringen nicht im Stande war“. Man empfand die Rückständigkeit um so mehr, als es „Elsässer und Schwaben“ waren, die „uns zu Schanden gemacht haben“ (Dok. 1). Sie „mussten kommen, um den Österreichern [...] zu lehren, wie man die Hochgebirgswässer zum Transport des Holzes benutzt“.¹⁶ Man wurde sich bewusst, dass eine bisher nicht gekannte, industriell organisierte Holzverwertung begann, mit hohem Kapitaleinsatz und importiertem Knowhow. Für Letzteres waren die Flößer aus dem Schwarzwald zuständig, wo ihre Art Flöße zu bauen Jahrhunderte zuvor entwickelt worden war. Diese „Riesenflöße“ stellten – auch für heutige Verhältnisse – eine „äußerst effiziente Form des Holztransports“ dar, den sie im Ybbstal „revolutionierten“.¹⁷ Sie bildeten die Achse zwischen den Wäldern und ihrer Verwertung, die in diesem Maßstab sonst

*Abb. 4: 1. März 1866:
Das erste Ybbs-Floß
ist startklar. – Foto:
Flößerverein Schiltach*



Abb. 5: Das erste Ybbs-Floß bei Kleinhollenstein. – Gemälde von Josef Gabriel Frey, 1866 (Ausschnitt). – Museum Waidhofen a. d. Ybbs

nicht möglich gewesen wäre: „Der ausgedehnte Betrieb war [...] nur unter der Voraussetzung denkbar, dass die Flößerei auf der Ybbs sowohl physisch als gesetzlich möglich sei“.¹⁸

Zum holzindustriellen Betrieb an der Ybbs

Bei normalem Wasserstand brauchte ein Floß von der oberen Ybbs nach Amstetten eineinhalb Tage. An Kosten werden 100 Gulden angegeben, für Löhne, Verpflegung und Rücktransport des 12–14 Mann starken Flößergespans, das dafür ein Volumen von 500–600 Baumstämmen und eine Oblast von 100 fm Schnittholz¹⁹ ans Ziel brachte. Die Transportleistung der Ybbs-Flößer belief sich 1866 auf weitere 87 Flöße mit 1 Mio. Kubikschuh (33 300 fm), 1867 auf 98 mit 1,2 Mio. Kubikschuh (40 000 fm). Danach waren es jährlich 90–100 Flöße²⁰, womit von Frühjahr bis Herbst alle 2–3 Tage ein Floß die Ybbs herabkam. Das auf die Flößerei und vier Sägewerke gestützte Holzunternehmen Waidhofen verhandelte 1866–1868 etwa 100 000 fm Holz. Das meiste ging zur Dampfsäge nach Amstetten, wo

ca. 400 Menschen beschäftigt waren.²¹ Die Holzprodukte wurden auf den deutschen Markt gebracht oder gingen die Donau hinab: „Wien, Pest und Nieder-Ungarn, bis zur türkischen Grenze, sind die Abnehmer“.²²

Die Straßburger Firma sah sich jedoch bald dem Vorwurf der „übermäßigen und unrationellen Ausnutzung der Forste“ ausgesetzt.²³ Man sprach von „Waldausrottung“ und dass sie sich „mit voller Kraft auf die Säuberung und Versilberung der Holzbestände verlegte“.²⁴ Dies war jedoch nicht der Grund, dass sie die Domäne 1869 wieder veräußerte. Er ist in den hohen Investitionen von 700 000 Gulden und der unzureichenden Verzinsung des Kapitals für die Teilhaber zu suchen. Darauf lassen die massenhaften Eingriffe in den Waldbestand schließen, in der Absicht, in möglichst kurzer Zeit das nutzbare Holz zu Geld zu machen, „um die Zinsen des großen Capitaales zu decken und einen entsprechenden Gewinn zu erzielen“.²⁵

Doch wurde den „rühmlichst bekannten“ Straßburgern für „das großartige Werk“, das „einzig in ganz Österreich dasteht und das gerechte Erstaunen vieler Fachleute erregte“, auch Anerkennung gezollt: Der Forstwissenschaftler Edmund von Berg, der 1870 Waidhofen besuchte (wo sein Sohn Forstdirektor war), sah einen Quantensprung bei Holztransport und -verwertung: „Wir haben in verschiedenen Ländern viele Flößereien gesehen, allein niemals eine so ineinandergreifende vorzüglich organisierte Einrichtung für den Holztransport aus dem Hochgebirge wie in den Waidhofer Forsten“. Ausdrücklich lobte er die vom „bewährten Flößermeister Koch“ gegen alle Bedenken eingeführte Flößerei: So, wie man hier die Hochgebirgswässer zum Transport des Holzes benütze, sei man im Stande, „von einer uralten Kohlholzwirtschaft der primitivsten Art in die reine Nutzholzwirtschaft überzugehen“.²⁶

Auch das k. k. Ackerbauministerium sah das Ybbs-Unternehmen als Beweis dafür, „wie durch verständige Regulierung des Flußbettes und durch weise Benützung des Wassers selbst ganz unbedeutende Flüsse dem Holztransporte dienstbar gemacht werden können“.²⁷ Beeindruckend sei die „in Österreich sonst nirgends in dieser vorzüglichen Weise organisierte Flößerei“: Sie lenke „Langholz mit Oberlast von Schnittholz auf einem bisher für solche Zwecke als unbrauchbar bezeichneten kleinen Gebirgswasser [...] an zahlreichen Wasserwerken vorbei und theilweise über dieselben hinüber, durch 12 bis 14 Flößer, an die Schwelle der an der Eisenbahn gebauten Dampfsäge“. Mit diesem System aus traditionellem Wassertransport und modernen Einrichtungen für Verarbeitung und Weitertransport sei „ein Waldgebiet in der Ausdehnung von 6 Quadrat-Meilen [...] dem Weltverkehr erschlossen worden“. Die „erste Einrichtung“ dafür stellten „Flößer aus dem Schwarzwalde“ her, „denen sich auch österreichische Flößer als gelehrige Schüler anschließen“.²⁸ So fand ein Wissens- und Techniktransfer statt, der in der k. k. Monarchie nicht ohne Beachtung blieb.

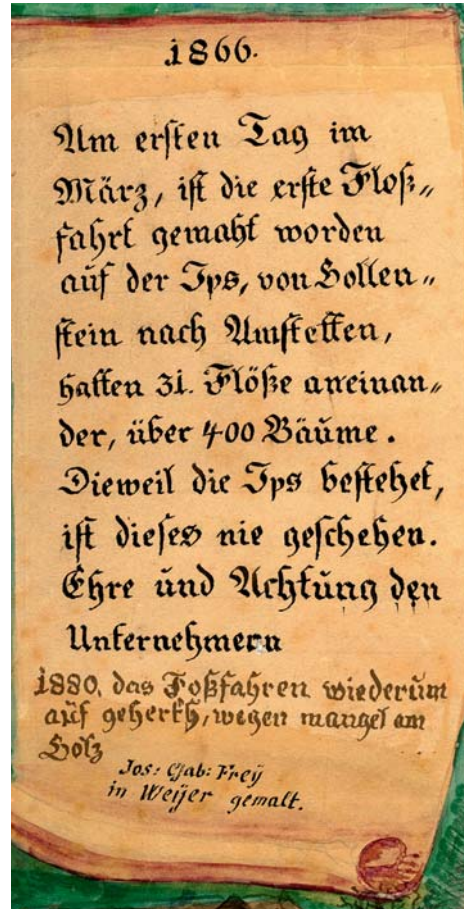


Abb. 6: Würdigung durch Josef Gabriel Frey, 1866/1880. – Museum Waidhofen a. d. Ybbs

Dafür sorgte auch die Waidhofener „Actiengesellschaft für Forstindustrie“, die 1869 den Straßburgern nachfolgte.²⁹ Auf der Wiener Weltausstellung 1873 präsentierte sie Pläne, Fotos und Modelle und gab ein Buch zur Forstwirtschaft und den Holzbringungsmethoden zu Lande und zu Wasser heraus.³⁰ Es enthält Fotos des Wiener Fotografen Amand Helm, vor allem von der Ybbs-Flößerei, die seltene Dokumente des Wirkens der Kinzigtäler Flößer sind.³¹ Das Preisgericht würdigte die „beachtenswerte Verbesserung der Transportmittel und bessere Ausnützung der Forstprodukte“ mit der „Fortschrittsmedaille“.³²

Probleme der Ybbs-Flößerei

Zum Vorwurf der „Waldausrottung“ kam Kritik am Flößen: Es führe zum Einsturz der Ufer, sodass „viele Joche fruchtbaren Bodens abgeschwemmt wurden“,³³ was Forstdirektor von Berg bestritt. Er verwies darauf, dass die Floßbarmachung der Ybbs zeige, „wie man einen Waldkomplex, der gleichsam brach lag, auszunützen im Stande sei“. Gerade Forstleute hätten „geringschätzend“ das „Aufsitzen der Schwaben“ vorhergesagt, nur, weil man „Ausländern diese glänzenden Erfolge nicht gönnte“. Dem Vorwurf der „Walddevastation“ stellte er die „neuen günstigen Absatzverhältnisse“ entgegen, die den Holz- und Bodenwert steigen ließen – „gewiss kein Nachteil für die Waldbesitzer und den Nationalwohlstand“. Zwar betrieben die Vorgänger „eine reine Spekulationswirtschaft“, die „unleugbar zum Ruin des Waldes“ geführt hätte. Die aktuelle Forst-Gesellschaft setze jedoch auf „kultivierte, nachhaltig bewirtschaftete Wälder“ und tue alles für die Aufforstung der „Abtriebsflächen und Blößen“.³⁴

Einige Jahre später, als er Waidhofen verließ, sah er die Probleme kritischer: 1870 nahm ein Hochwasser ein Floß mit. Es legte sich vor die Brücken, wodurch sich das Wasser staute, „und nach einigen Stunden waren sämtliche Brücken verschwunden“. Das Unternehmen musste sie für 10000 Gulden wiederherstellen. Dabei konnte es „von Glück reden“, denn hätte das Floß Fabrikanlagen beschädigt, wäre man „nicht so leicht davon gekommen“.³⁵ Es gab „immerwährende Differenzen mit den Wasserwerken“, für die der Fluss gleichermaßen „der Motor“ war. Bei zu hohem Wasserstand verlieren die Flößer die Gewalt über das Floß, sodass sie nicht fahren können. Bei kleinem Wasserstand muss Schwellwasser helfen, das für die Betriebe jedoch Wasserschwankungen bringt, sodass, weil sie „sich in dem Bezüge desselben auch nicht um einen Tropfen verkürzen lassen“, das Flößen beschränkt werden muss. Dabei treten die Fabrikbesitzer immer als „energische Widersacher“ auf, was zur Erkennt-



Abb. 7: Einbindstätte bei Göstling. – Foto: Helm (um 1872), in: Ausstellung (wie Anm. 30).

nis führt, dass Flößerei erfolgreich eher in „den weniger kultivierten Ländern der Stefanskronen“ betrieben werden kann, wo es keine derartige Konkurrenz ums Wasser gibt.³⁶

Auch die Kosten waren hoch: Die Wieden, deren Beschaffung wegen der nötigen Mengen nicht einfach war, trieben sie in die Höhe³⁷, dazu kamen die für Einbinden, Transport, Geräte, Flößereibauten und Entschädigungen. So sei die Gestörflößerei eine sehr teure Transport-Methode, die man nur anwenden soll, „wenn es darauf ankommt, das Holz in ganzen Stämmen an die Konsumtionsplätze zu bringen“.³⁸ Dem Forstdirektor machten auch die Flößer zu schaffen: Zwar war es „unerlässlich, sachkundige Arbeiter aus dem Schwarzwalde zu beziehen“, zumal es sieben Jahre brauchte, „bis sich eine genügende Anzahl heimischer Arbeiter vollständig mit der neuen Arbeit vertraut gemacht hatte“. Doch: „Fremde Arbeiter zu importieren, hat immer etwas Missliches; nur selten halten sie aus, und zwar um so weniger, in je unkultiviertere Länder sie aus ihrer Heimat gebracht werden; und die, welche aushalten, werden meistens Lumpen oder sie machen Ansprüche, welche nicht zu befriedigen sind“.³⁹

1873 verließen die letzten von ihnen die Ybbs und das Unternehmen wurde mit angelernten Einheimischen weiterbetrieben, doch nur kurze Zeit: Die Aktiengesellschaft für Forstindustrie geriet in den Sog des Wiener Börsenkrachs und verkaufte 1875 ihren Besitz dem Bankier Albert von Rothschild. Für ihn lohnte sich das industriell ausgerichtete, großteils aber ausgebeutete Holzunternehmen nicht mehr, sodass er die Sägewerke, auch Amstetten, 1880 schloss. Damit war auch die Ybbs-Flößerei, die es versorgte, beendet.⁴⁰ Dass sie „geradezu



Abb. 8: Auslauf einer Stammholzriese (Ybbstal). – Foto: Helm (um 1872), in: Ausstellung (wie Anm. 30).

kolossale, früher ganz oder nahezu wertlose Holzmengen der Volkswirtschaft nutzbar machte“, wurde noch nach ihrem Ende „als bedeutende forsttechnische Leistung“ anerkannt.⁴¹

Nach Siebenbürgen

An der Ybbs erregten die Schiltacher mit ihren „stattlichen Flößen“ großes Aufsehen. Auch Wilhelm von Berg meinte, dass es „imposant ist [...], wie ein Floß von 1500 Fuß Länge, in welchem 600 bis 800 Stämme mittelst Wieden aneinander befestigt sind, mit Sägklötzen und Schnittmaterial überdies schwer beladen, von nur 13 Flößern mit überraschender Sicherheit durch die Krümmungen des felsigen Ybbs-Bettes und ohne Anstand über die Wasserfälle der Wehren hinweggeführt wird“.⁴² 1868 kamen Flößer aus Tokay, um diese Flößerei, „die sie als besonders praktisch schildern hörten und als solche auch

anerkannten, zu studieren“.⁴³ „Von nah und fern trafen Forstleute, Techniker und Waldbesitzer ein“, schien sie doch geeignet, „viele der in den österreichisch-ungarischen Wäldern tot liegenden Kapitalien endlich einmal flott zu machen“. Darunter waren ungarische Förster, deren Regierung sich 1869/70 veranlasst sah, „die Flößerei auf der Ybbs zum Gegenstande ihrer Aufmerksamkeit zu machen“.⁴⁴

Grund war die unterentwickelte Wald- und Holztransportwirtschaft Siebenbürgens, die riesige Staatsforsten unausgebeutet ließ (vgl. Dok. 11). Auch hier war Einzelflößung mit geringer Kapazität üblich: Lange Stämme in einem Gestör, kürzere als Doppel- oder Dreifachgestöre. So wurde „seit 1868 jene Flößungsmethode einzuführen getrachtet, wie sie im Schwarzwalde und in Waidhofen a. d. Ybbs bereits besteht, daher ganze Floßreihen in Bewegung gesetzt“.⁴⁵ Die Forstbehörden gewannen dafür gleichfalls Abraham Koch, der seit 1869 „auch in Nord-Ungarn eine Flößerei einrichtete“, mit „Zuziehung badi-scher Floßmannschaft“.⁴⁶

Als Initiator der Einführung der „Riesenflößerei durch Bader“ wird Forsttaxator Josef von Pausinger genannt (Dok. 8). Doch galt sie, im Sinne der Kritik von Bergs, als „kostspielig



und problematisch“: Im Gegensatz zur Einzelflößung könne sie „nur an Flüssen geringeren Tiefganges stattfinden“, die „eigens vorgerichtet und reguliert“ werden müssten, was leicht unökonomisch werden könne. Die Floßreihen seien nur bei kleineren Wasserständen zu bewegen, nicht im Frühjahr bei „rascher Flößung“. Sie benötigten eine viel größere, fremde Mannschaft, während Einzelgestöre von einem Mann, Doppel- oder Dreifachgestöre von zweien bedient werden, wobei „die Wohlfelheit der einheimischen Kräfte besonders zu berücksichtigen“ sei.⁴⁷

Die weitere Quellenlage dafür ist schwierig, da die Bestände der ungarischen Forstbehörden zerstört oder verlagert wurden.⁴⁸ Doch gibt es aus dem oberen Kinzigtal Nachrichten, Briefe und Erinnerungen, die vor allem die sozialen Aspekte des Unternehmens beleuchten. Wie sich der Schiltacher Kronenwirt Karl Trautwein erinnerte, „kamen, von der ungarischen Regierung gesandt, einige Forstleute nach Schiltach und verpflichteten unter Aufsicht eines badischen Forstrats durch Vertrag eine größere Anzahl Flößer nach Ungarn und Siebenbürgen zur Einrichtung der Flößerei“.⁴⁹ Die ersten gingen im Frühjahr 1870, eine größere Zahl nach dem Ende des deutsch-

Abb. 9: Flößereibetrieb bei Hollenstein. – Foto: Helm (um 1872), in: Ausstellung (wie Anm. 30).



Abb. 10: Floß beim Schüttwehr oberhalb Waidhofen. – Foto: Helm (um 1872), in: Ausstellung (wie Anm. 30).

französischen Kriegs sowie 1872, insgesamt mehr als 200⁵⁰, aus mehreren Orten: „Grundbachflößer“ aus Ripoldsau⁵¹, Schapbach⁵² und Wolfach, „Langflößer“ von Schiltach, Schenkenzell und Wolfach sowie Schmiede, Köhler, Wegmacher und Frauen als Köchinnen (Dok. 7). Heinrich Hansjakob, durch Forstwart Dieterle informiert, nennt auch Heubach-Flößer: „Pfaffengregori“, „Trillensepp“ und „Schultoni“. Letzterer war „Paßführer“ und nahm seine Frau mit, die ihm als „Köchin der Gesellschaft in der Fremde starb“.⁵³

Waldarbeit und Flößen in Siebenbürgen

Es war ein Großunternehmen, vorbereitet durch Arbeitsverträge.⁵⁴ Die Männer mussten sich für drei Jahre verpflichten, mit einem Verlängerungsjahr, wofür sie Lohn, Unterkunft, Verköstigung und Schutz durch die Behörden erhielten (Dok. 6; Dok. 7). Die Reise ging von Freudenstadt, zuerst auf Fuhrwerken nach Horb, weiter mit der Bahn nach Karlsburg (Dok. 7). Eines ihrer Forstämter war in Topánfalva, wo sie vier Wochen blieben (Dok. 5).

Danach wurden sie verteilt, Anton Mäntele mit je zwölf Flößern und Wagarbeitern, zwei Schmieden und zwei Köchen nach „Wallimari“, ein „Tal fünf Stunden lang und ganz mit Wald umgeben“. Hier hatten sie zwei Schlafhäuser, jeder eine Bettstatt, in einem weiteren Haus waren Küche und Speisesaal. Ihre erste Arbeit war, „den Bach zu machen“, d. h. für die Flößerei herzurichten, wobei ihnen „ein manches Mal der Verstand stille stand“, wie sie es „kehren“ sollten. Danach flößten sie das von Einheimischen („Wallachen“) geschlagene Holz, 20000 Stämme, nach Biştra, wo es ihnen von den Schiltachern zum Weitertransport auf dem Aranyos abgenommen wurde (Dok. 5; Dok. 10). Anton Mäntele fiel der „ungeheuer viele Wald“ auf, doch: „Wie hier Holz verdirbt, viele Tausend Klafter“. So verstand er den ungarischen Staat, der mit dem Einsatz der Kinzigtäler „solche Unkosten“ auf sich nahm. Denn die Waldwirtschaft war rückständig, „ein Wallache hat nichts als ein Beil und einen Hebbengel als Haugeschirr“ (Dok. 5; Dok. 11).

Ähnliches berichtet August Fischer von seiner Gruppe, die gleichfalls bei Biştra eingesetzt war, wo sie zwei Bäche floßbar

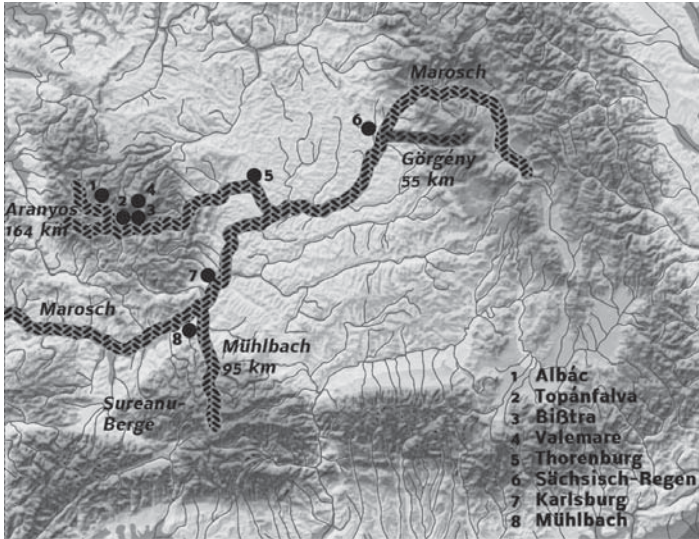


Abb. 11: Flüsse und Orte der Kinzigtäler Flößer in Siebenbürgen. – Gestaltung: D. Rahlfs

machten. Danach kam die Arbeit in den Waldungen: Holz fällen und zum Flößen herrichten. Für den Transport ans Wasser erbauten sie „Riesen“, auf denen sie die Stämme zur „Einbindstätte“ beförderten, wo sie sie einbanden und nach Bištra flößten. Dort war ein Floßweiher, „drei mal so groß“ wie der heimische Schenkzeller Weiher, wo je drei Wald- oder Grundbach-Flöße zu Langflößen mit drei Sperren vereinigt wurden. Diese kamen auf den Aranyos und wurden zum Sägewerk nach Thorenburg gebracht, was bis zu acht Tagen dauern konnte (Dok. 7). Die Gegend war „äußerst schwach bevölkert und meilenweit keine menschliche Wohnung zu finden“, sodass die Männer „sich zum Übernachten einer Art Zelte“ bedienen mussten (Dok. 4). Eine andere Gruppe war noch tiefer im Gebirge, im Gebiet des Großen Aranyos und des Albák, wo 1871 „der Waldbaschen“ und der Passführer Joseph Dreher tödlich verunglückten (Dok. 5).

Die Nachricht, dass 1873 ein Kind des Schiltachers Johann Wagner in Görgény-Szent Imre getauft wurde⁵⁵, lässt den Blick auf den Görgényfluss richten, der ein weiterer Einsatzort der Männer war. Hier lagen 40000 Hektar Staatswald, mit dem Fluss als Transportweg (Dok. 8). Wie es heißt, schufen „Facharbeiter“ aus dem Schwarzwald seit 1871 hier „Floßwege, Floßgasen, Floßdurchlässe, Floßplätze, Klausen“ und waren auch die „Floßmeister und Flößer“. Zur Verwunderung der Einheimischen bestanden ihre Flöße aus 35–40 „Teilen“, die etwa 350–700 Kubikmeter Holz trugen⁵⁶ und die sie „Riesenflöße“ nannten (Dok. 8; Dok. 9).

1874 wurden die Schiltacher zum Forstamt Mühlbach versetzt (Dok. 6). Hier war die Firma Baiersdorf & Biach (Wien/Budapest) tätig, die im Mühlbacher Tal und Gebirge (Muntii Sureanu) „die industrielle Forst- und Holzwirtschaft begründete“. Dafür wurden, so ein späterer Bericht, gleichfalls „ausländische Facharbeiter“ herangezogen: für die Regulierung des Flussbetts Italiener, für den Bau der Riesen und Stauschwellen „Badenser“.⁵⁷ Unter ihnen galt der Mühlbach als „viel schlechter“ (Dok. 6): Von den Hängen fielen Felsblöcke in den Fluss, die für die Flößer gefährlich waren.⁵⁸ Der Schriftsteller Albert Amlacher beschreibt den „Riesenhals“, „ein von den Flößern einst sehr gefürchtetes Gebiet“ (Dok. 9). Von dort kamen auch Todesnachrichten: 1873 für Karl Schmidt (Schapbach)⁵⁹, 1875 für Jakob Ludwig Wolber (Schiltach). Für ihn teilte das Forstamt Mühlbach mit, dass er „gelegentlich einer Floßfahrt am 2. Oktober 1875 verunglückt und in Folge dessen gestorben ist“.⁶⁰

Motive und Probleme

Für die Familien war die Beschäftigung der Männer für mehrere Jahre und in weiter Ferne (Dok. 5) sicher problematisch. Für alle Fälle hinterlegten sie notarielle Vollmachten (Dok. 6). Doch sorgten sie mit guten Verdiensten für das Auskommen ihrer Familien. Dies sprach sich herum, etwa, dass die Söhne des Bäckers Koch in Schiltach bis Juli 1871 schon je „100 Gulden geschickt“ hatten. Ihr Tagesverdienst war ein badischer Gulden 45 Kreuzer bzw. 1,85 österreichische Gulden, etwa 16 €⁶¹. Auch für einen Schiffer wie Christoph Trautwein war dies ein „guter Lohn“, da, „wenn die Leute sparsam sind, sie in drei Jahren ein schönes Stück Geld zur Seite bringen können“ (Dok. 3). Dies dürfte das Hauptmotiv der dorthin gezogenen Männer gewesen sein, nicht eine schlechte Konjunktur im Gefolge des deutsch-französischen Kriegs.⁶² Er unterbrach zwar die Geschäfte, als aber im September 1870 Straßburg erobert war, „kam wieder Leben ins Holzgeschäft“.⁶³ Doch gab es auch Fälle wie der von Valerian Brüstle (1828–1904), Bergmann in Schapbach: Da der Bergbau zum Erliegen kam, ging er nach Siebenbürgen, um „in den Wäldern Bäume zu fällen und [...] zu verflößen, während zu Hause die Mutter mit den Kindern das kleine Gütle umtrieb“.⁶⁴

So hielt auch Anton Mäntele fest: „Geld wird verdient, das ist gewiß“. Andererseits warnte er die vielen, die „Lust haben, zu uns zu kommen“: „Wenn einer eine sehr schwächliche Natur hat, so ist es besser, er bleibe zu Haus“. Damit meinte er

die Pionierarbeit in weiter Wildnis, abseits jeder menschlichen Behausung (Dok. 5). In den dichten Waldungen war „es oft recht unheimlich“, mit Wölfen und Bären, die „zur strengen Winterzeit zu einer schlimmen Plage wurden“. Im Juni 1873 brach in Siebenbürgen eine Cholera-Epidemie aus, für die Flößer „die Pest“, von der auch sie nicht verschont blieben. August Fischer berichtet, wie einer an ihr starb. Sie beschlossen die Heimreise, was ihr Forstamt ablehnte. Es schickte sie in die Wälder, mit Rum, den sie „tüchtig“ tranken, „und die Pest verschonte uns“ (Dok. 7). Doch gingen Flößer aus Schapbach vorzeitig zurück, als es unter ihnen mehrere Cholera-Tote gab⁶⁵. Auch von der Frau des Lorenz Dreher in Schenkenzell hieß es, dass sie im Juni 1873 „ihren Mann, der als Flößer in Ungarn und der einzige Ernährer der Familie war, verloren hat“.⁶⁶

Zu schaffen machte auch das Wetter: „Fürchterlich waren im Hochsommer die Gewitter“ (Dok. 7; Dok. 11). 1871 wurde von „Überschwemmungs-Calamitäten“ berichtet und als Ursache die „vandalsche Ausrottung der Wälder“ genannt. Folgen seien „die manche Jahre hintereinander anhaltende Trockenheit und die ebenso wiederholten unendlichen Regengüsse, deren Wassermengen, von keinem Baum aufgehalten, über die kahlgeschorenen Bergabhänge daherrasen und alle Thäler überschwemmen“.⁶⁷ Offenbar waren weiträumige Kahlhiebe im Gang⁶⁸, die Auswirkungen auf das Klima hatten.

Das große Unglück der Schiltacher

Ein Unwetter traf in der Nacht des 25./26. Juli 1871 Schiltacher Flößer auf dem Aranyos. Am Abend mährten sie ihr Floß an und schlugen ein Zelt auf. Nachts kamen die Fluten eines Wolkenbruchs an, „stromartig und reißend“, und schwemmten das Zelt hinweg. Die Männer suchten sich auf alle Arten zu retten, doch „vier fanden in den Wellen ihren Untergang“, zwei Familienväter und zwei Ledige. Das Aufsehen erregende Unglück⁶⁹, das hier unvergessen ist, traf Schiltach stark. Nachdem alle Männer 1871 aus dem Krieg heimkamen, hieß es,



Abb. 12: Grabstein des Flößers Valerian Brüstle in Haslach. – Foto: H. Schmid

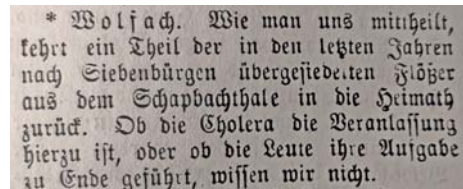


Abb. 13: Notiz in „Der Kinzigtäl“ vom 21.8. 1873. – StA Wolfach

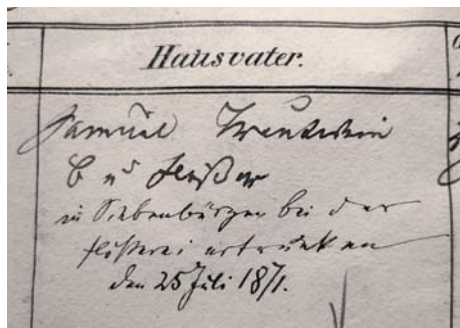


Abb. 14: Eintrag für Samuel Trautwein „Bürger und Flößer“: „in Siebenbürgen bei der Flößerei ertrunken den 25 Juli 1871.“ – StASchiltach, Familienbuch II, fol. 176

„dass der Tod noch nachträglich seine Abrechnung“ hielt (Dok. 4; Dok. 11).

Dass „Gott und gute Menschen sich der Familien erbarmen (wollen)“, stellte den Gemeinderat nicht zufrieden: Er beantragte bei der Güterdirektion Klausenburg für die Witwen und jedes Kind bis zum 14. Lebensjahr eine jährliche Unterstützung von 50 Gulden.⁷⁰ Während die Angehörigen der Ledigen offenbar nichts zu erwarten hatten,⁷¹ schickte

Klausenburg den Witwen zwar Geld, aber ohne rechtliche Festlegung. So wandte die Stadt sich am 31.7.1873 ans Bezirksamt und verwies auf den Arbeitsvertrag, dass „im Falle der Verunglückung [...] für die Hinterbliebenen in geeigneter Weise Sorge getragen werde“. Die Witwen seien „völlig nahrungslos“ und nicht im Stande „ihre Familien zu erhalten“. Man bat, zu bewirken, dass „ein Unterstützungsbeitrag endgültig festgesetzt und regelmäßig abgeliefert werde“.⁷²

Das Anliegen gelangte an die k.k. Regierung, mit dem Ergebnis, dass „Seine Kaiserliche und Königliche Apostolische Majestät durch allerhöchste Erschließung vom 22ten [November] den Wittwen und Waisen jener Flößer, welche im Dienste des Ungarischen Staatsaerars⁷³ ohne ihr Verschulden ums Leben gekommen sind [...] und zwar den Wittwen auf die Dauer des Wittwenstandes, den Waisen aber bis zur Erreichung des 14. Lebensjahres eine Pension bzw. ein Erziehungsbeitrag von je 50 Fl. per Kopf allergnädigst zu bewilligen geruhen“.⁷⁴

Der Nachlass des 1875 ertrunkenen Jakob Ludwig Wolber⁷⁵ wurde folgendermaßen reguliert: Die „Effecten“ wurden versteigert, die noch übrige Barschaft von 61,33 Gulden schickte man nach Hause, so auch „17 Stück diverse Schriften“. Wolber soll einem Bauern 100 Gulden geliehen haben, was der jedoch bestritt, auch Paßführer Christian Arnold⁷⁶ wusste davon nichts. Laut Schuldschein schuldete Wolber dem Flößer Wilhelm Trautwein 108 Gulden, was dieser bei der „Behörde in Baden“ regeln lassen wollte.⁷⁷ Offenbar machten die Flößer auch Geldgeschäfte, deren Passiva in diesem Fall an der Witwe hängen blieben.

Schicksale, Erlebnisse und Leistungen

Auch weiterhin gingen Kinzigtäler nach „Ungarn“ bzw. „Rumänien“: von Schiltach: Johann Koch (1873) und Christine Arnold (1876); von Kaltbrunn: Josef Mäntele (1873); von Wolf-

ach: Johann Krausbeck (1879); von Schapbach: Philippine Dieterle (1872).⁷⁸ Der Wolfacher Josef Schrempp war dreimal in Siebenbürgen, „wohin man unsere Flößer berief, wenn es extra schwierige Arbeit zu leisten gab“; Philipp Hermann, Oberwolfach, brachten „seine Floßfernfahrten nach Ungarn und Siebenbürgen“.⁷⁹

Dass sie zum Teil ihre Frauen mitnahmen, belegen Heirats-, Geburts- und Taufeinträge: Für Maria Katarina, Kind der Schiltacher Eheleute Wagner, getauft 1873 in Görgény.⁸⁰ Andreas Hermann, Schuhmacher aus Rippoldsau, heiratete Luitgard Hermann von Schapbach 1872 in Topánfalva; 1873 und 1874 wurden in Biştra die Kinder Daniel und Anna geboren.⁸¹ Weitere Informationen sind durch Familienforschung zu gewinnen, die viele Schicksale erschließt: Tod von Flößern oder ihren Frauen, Geburt und Tod von Kindern, Rückkehr von Männern ohne Frau, aber mit kleinen Kindern.⁸² Hansjakob hielt fest, dass „viele fern der Heimat in den Wald- und Bergflüssen der Karpaten ums Leben (kamen)“, aber auch: „Die Heimkehrenden bringen ein gut Stück Geld mit“.⁸³ Andere blieben im Land und begründeten mit ihrem Flößerkönnen eine Existenz (Dok. 8). Die meisten verließen Siebenbürgen nach drei oder vier Jahren, doch nicht, ohne sich im Land umgeschaut zu haben (Dok. 7).

Das Verhältnis zu den „Walachen oder Rumänen“ war anfänglich gespannt: „Sie meinten, wir wollten uns hier ansiedeln“, es wurde „sogar ein Deutscher erschossen“. Zugleich wies man ihnen Einheimische zu, die Waldarbeit und Flößen erlernen sollten, anfänglich nicht ohne Probleme. Doch „mit der Zeit haben die Walachen Zutrauen zu uns bekommen, weil sie durch uns einen guten Verdienst hatten“ (Dok. 7; Dok. 11). Anerkennend notierte der Rumäne Nicolae Aloman über die Kollegen aus „Taittschland“: Sie hätten Flöße aus 12m langen Stämmen gebaut, mit einer Kajüte, und mit ihnen bis zu 500 Stämme talabwärts getrieben.⁸⁴

Die anfängliche Skepsis, dass „wenn die Deutschen fort sind, die ganze Flötzerei ein Ende (hat)“ (Dok. 5), bewahrheitete sich nicht, was Albert Amlacher bezeugt: 1888 beobachtete er rumänische Flößer, die „ihren Lehrmeistern, den Badensern alle Ehre machen“. Von ihnen lernten sie auch das Holzriesen, Wiedendrehen und Einbinden der Stämme, bauten die Flöße aber nur noch in drei Baumängen, „während die von den Ba-



Abb. 15: „Rumäne auf der Holzriese in den Mühlbacher Alpen“, in: *Österreichisch-ungarische Monarchie* 16 (wie Anm. 90), S. 415



Abb. 16: Schiltacher Flößer in Siebenbürgen 1871. – Vorlage: Harter

denser Flößern geführten Riesenflöße zehn und noch mehr einfache Flöße vereinigten“ (Dok. 9). Josef Binder bestätigt, dass „die Einheimischen“ sich bei den Bauarbeiten für die „Riesenflößerei“ wie als Flößer „vollkommen bewährt und auch nach Abzug der Badenser gut gehalten“ (Dok. 10).

Ähnliches wird von der Goldenen Bistritz in den Ostkarpaten gesagt, wo „in den 1860er Jahren Holzkaufleute Badenser als Holzfäller und Flößer hereingebracht (haben)“. Sie regulierten den Fluss und führten die Flöße bis Galați unweit des Schwarzen Meers, bevor sie nach fünf Jahren in ihre Heimat abzogen. Auch hier hieß es: „Die Badenser haben erst richtig die Flößerei eingeführt und uns das Flößen gelernt.“⁸⁵ Wer sie waren, ist bisher nicht bekannt, doch gingen auch Murgflößer nach Siebenbürgen, so „zehn junge Leute“ aus Steinmauern.⁸⁶

Letzte Nachrichten stammen aus den 1880er Jahren: 1885 starb in Bißtra der Schiltacher Johann Trautwein, „woselbst er als Floßaufseher angestellt war“.⁸⁷ Sein Flößerwissen war weiterhin gefragt, doch fand er hier auch eine Frau (Dok. 10). „Flößerei-Unternehmer in Görgeny“ nannte sich Wilhelm Dieterle, der 1880 in Schapbach sein „neu erbautes Wohn- und Bauern-Haus“ zur Versteigerung brachte.⁸⁸ „Floßunternehmer“ war auch der Schapbacher Georg Schoch, der 1880 in Sächsisch-Regen, bei der Mündung des Görgény, starb.⁸⁹ Sie hatten unternehmerisch Fuß gefasst und flößten auf eigene Rechnung

Holz aus den Staatswäldern am Görgény (vgl. Dok. 8), an dessen Ausgang ein Sägewerk bestand.⁹⁰

Relikte und Erinnerungen

Das Museum Wolfach bewahrt eine Kürbisflasche, die daran „erinnert, dass einheimische Flößer bis nach Ungarn und Siebenbürgen kamen“.⁹¹ Aus Schiltach stammt ein Foto mit 14 Flößern und einer Frau, mit dem Hinweis „Siebenbürgen“.⁹² Einige wurden identifiziert: Oben, zweiter von links: Johann Wagner⁹³; oben, fünfter von links: Johann Georg Faißt; unten, zweiter von links: Jakob Bernhard Joos (Obmann); unten, dritter von links: Samuel Trautwein. Da letzterer im Juli 1871 im Aranyos ertrank, wurde die Aufnahme bald nach ihrer Ankunft im Frühjahr gemacht. Die Flößer tragen die Wasserstiefel als Kennzeichen ihres Handwerks sowie Leinenhemd, Weste und „Kittel“, die Hüte sind abgelegt. Wohl sind sie ein „Flößer-Gespann“, das seine Verbundenheit durch Schulterchluss und Zutrinken bezeugt.

Lobend erwähnen Zeitgenossen die Kinzig- und Wolftäler: Der Wolfacher Oberamtmann Wilhelm Schupp „die Geschicklichkeit unserer Holzhauer und Flößer“, aufgrund derer sie nach Niederösterreich und Ungarn berufen wurden, „um dort Flößereien einzurichten“.⁹⁴ J. G. Christiani nennt sie „Künstler in Holzhauerei, Holztransport und Flößerei, deren Ruf über das Magyarenland hinaus nach Siebenbürgen reicht“.⁹⁵ Auch in der Heimat behielt man sie in Erinnerung, etwa die Schapbacher und Rippoldsauer Wolfbachflößer: „Ihre Tüchtigkeit hat sich [...] selbst in Ungarn, Siebenbürgen und den untern Donauländern erprobt“.⁹⁶

Dies wird von dort bestätigt, nicht nur, weil sie die Infrastruktur für die Flößerei aufbauten, sondern auch den Einheimischen „als Instruktions-Mannschaft vorbildlich und lehrend“ dienten (Dok. 10). In diesem Sinn schuf die Forstdirektion Klausenburg für die Pariser Weltausstellung 1900 ein Album mit Fotos, Zeichnungen, Karten und Texten, als Würdigung und Denkmal der Einführung der „Schwarzwälder Flößerei“ auf dem Görgényfluss. Weil er sich nicht für die Siebenbürgener Art der Flößerei eignete, seien 1871 Schwarzwälder als „Floßmeister und Flößer“ gekommen. Da ihre „Großflößerei“ jedoch „ziemlich teuer“ war, wurde sie 1902–1905 durch eine Waldbahn abgelöst. Doch wollten die Förster, die das Album anlegten, „den ehemaligen Flößern ein Andenken stellen“.⁹⁷ Auch andere der damaligen Forstmeister erinnerten an sie in achtungsvoller und löblicher Weise (Dok. 10; Dok. 11).



Abb. 17: Kürbisflasche
im Flößermuseum
Wolfach. –
Foto: Harter



Abb. 18:
Österreichisch-
Galizien um 1914. –
Vorlage: Th. Kipp

In Österreichisch-Galizien

Dafür, dass Kinzigtäler Flößer auch in Österreichisch-Galizien tätig waren, gibt es bisher nur wenige Hinweise. 1873 besuchten „österreichische Staats-Forstingenieure“ den Schwarzwald, wo sie „Rieswege“ wegen ihrer „Anwendung in den ärarischen Forsten“ studierten. Sie wurden auf der Domäne Saybusch nachgebaut, weshalb deren Präsentation auf der Wiener Weltausstellung ein Rieswegmodell „nach Studien im Schwarzwalde“ zeigte.⁹⁸

Den Weg in diesen Teil der k. k. Monarchie nahm auch Abraham Koch jun. (1844–1927), dessen Vater sich als Flößereixperte einen Namen gemacht hatte: 1881 erscheint er als „Flößereiverwalter in Skole, Galizien“.⁹⁹ Die Kleinstadt am nördlichen Fuß der Waldkarpaten (heute: Ukraine) war ein wichtiger Holzhandelsplatz. Auf dem Opir brachte man „rundes und geschnittenes Bauholz in den Stryj und Dniester“, auf ein- oder zweigestörigen Flößen, doch „nicht das ganze Jahr hindurch. Es muß ein höherer Wasserstand abgewartet werden, theils wegen allgemeiner Seichtigkeit des Flußbettes, theils wegen Steinmassen und anderer Hindernisse in demselben“.¹⁰⁰ Diese Situation fand A. Koch vor, vermutlich gerufen, um auch hier die Gestörflößerei einzuführen, die auf dem bis zu 1,2 m tiefen Fluss möglich war.¹⁰¹

Dem entspricht, dass weitere Schiltacher nach Galizien kamen: Christian Wilhelm Trautwein, zuvor an der Ybbs, verstand sich gleichfalls auf das Einrichten der Flößerei. 1877–81 wieder in Schiltach, soll er „mit Familie nach Lemberg ausge-

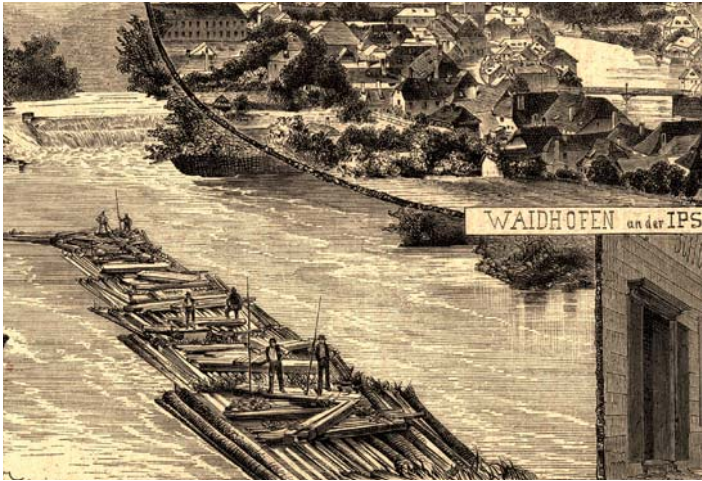


Abb. 19: Ein Floß passiert Waidhofen. – Stich von Johann Josef Kirchner, 1876 (Ausschnitt). – StA Waidhofen a. d. Ybbs

wandert sein“. Tatsächlich ist er mit seiner Familie in Demnia Wyzna (bei Skole) nachzuweisen, ebenso der Flößer Friedrich Bombis mit Familie.¹⁰² Da hier zugleich Abraham Koch als „Flößereiverwalter“ auftrat, kann dies nicht Zufall sein, wohl warb er die Landsleute nach Galizien. Während sie blieben, kehrte Koch an die Ybbs zurück, wo er 1893–1917 das Sägewerk Schwellöd besaß.¹⁰³ Nach Galizien gingen auch Murgflößer, „etwa 70 jüngere aus Steinmauern, zusammen mit einigen aus Hörden und Ottenau, wohin man sie zum Flößen angeworben hat“.¹⁰⁴

Dokumente

1. Josef Zelger (Stadtkaplan in Waidhofen): Die erste Floßfahrt auf der Ybbs (1866)¹⁰⁵:

„Gerade komme ich von einem großartigen Schauspiele [...] Eine wahre Riesenschlange wälzte sich über den Ybbsfluß [...] herab; es war ein Floß von 32 Baumlängen oder einzeln zusammenhängenden Flößen mit über 600 Stämmen, darunter einzelne wahre Musterstämmen. Diese Riesenschlange bewältigten nur 11 [...] Männer, die beim Wasser aufgewachsen sind und jede Welle kennen. Der ganze Floß hat die Form eines Keiles, der erste läuft spitzig zu, hat zwei Schaufeln und ein Steuerruder. Die Flößer sind mit Stangen bewaffnet, die mit einem eisernen Widerhaken versehen sind. Die folgenden Flöße sind breiter und mit Wieden stark aneinander befestigt. Unter den Brücken fuhren die Flößer mit so leichtem Spiele dahin, daß man staunte. Nur für das glückliche Weiterkommen über die

Wehren [...] fürchtete man, und zwar mit Recht, weil sie einen gewaltigen Wasserfall bilden. Man hat früher den Einfall für lächerlich gefunden, über eine Wehre mit Flößen fahren zu wollen; doch die Industrie der Ausländer (Elsaßer und Schwaben) hat uns zu Schanden gemacht. Alle Herzen schlugen dem Augenblicke entgegen, in welchem die Flöße im Angesichte Waidhofens über die große Wehre gleiten würden. Man konnte ein gewisses Gefühl des Grauens und der Bangigkeit nicht unterdrücken [...] Doch bald sah man, wie leicht solchen Wassermännern auch diese Kunst ankomme. Als der Kopf des Floßes eine schiefe Richtung nach abwärts nahm, stemmte sich der erste Steuermann nach vorne fest an, stieg auf das Steuerruder, so daß es hoch in der Luft schwebte und unten nicht verletzt werden konnte, und hielt sich mit der andern Hand rückwärts an einer befestigten Stange, und so fuhr er, stehend in die tiefen Fluthen hinab, ohne daß ihm das Wasser über die Knöchel kam. Dieselbe höchst poetische Stellung nahmen die nachfolgenden Flößer an und fuhren guten Muthes über diese Scilla, oder wenn man will, sogar Charybdis hinab. Weiße Fähnchen begrüßten die Ankommenden und drei Böller gaben ihre Freudenbezeugung kund. Die Waidhofner selbst aber waren über dieses Ereigniß so überrascht, daß sie hinsichtlich jeder Freudenbezeugung für dieses erstemal verstummten. Doch gingen sie kopfschüttelnd und mit entschiedenem Beifall von dannen, und wunderten sich höchlichst, daß die früheren Regierungsmänner, als die Herrschaft Waidhofen noch dem Staate gehörte, ein solches Industriestück zu Wege zu bringen nicht im Stande waren.“

2. Tobias Weis (Schapbach, 1839–1917): Als Holzhauer und Wiedenmacher an der Ybbs¹⁰⁶:

„1865 ging's nach Österreich, wo eine Gesellschaft eine Waldung von 6000 Joch gekauft und dann Leute aus unserm Amt (Schapbach, Rippoldsau, Schenkenzell, Schiltach und Wolfach), etwa 28 Mann Holzarbeiter, Wieder und Flößer, dorthin sandten, um dort eine Flößerei auf dem Ybbsflusse einzurichten, wo wir uns bis auf Martini verpflichten mußten. Die Reise hin und her, Geschirr, Kost waren frei, neun Schilling (= 54 Kreuzer) Taglohn, vier Saitel Wein, Fleisch und Brot zur Genüge (war eine schöne Zeit). Das Tal, in welchem wir waren, zieht sich gegen Steiermark, wo ein großes Eisenbergwerk steht [...] Als die Zeit vorüber war, gingen wir an Martini wieder nach Hause über Salzburg, München, Augsburg, Ulm, Stuttgart, Karlsruhe [...] Auch hatte ich in dieser Zeit 150 Gulden erspart, was nicht allen gelungen ist von meinen Kameraden. Auch hatten wir eine gute Aufnahme gefunden in Österreich, besonders in Waidhofen (1. Platz) [...] Von hinten her war Hochgebirge, wo ich in den ersten vierzehn Tagen schon hingekommen, um Haselstauden zum Wiedfa-

brizieren zu holen. Auch kam ich zu einem Ingenieur [...], um die großen Teiche bei den vielen Werken am Flusse [...] abzumessen [...] Von da an setzte ich das Floßwiedermachen und Holzhauen [...] fort.“

3. Brief des Schiltacher Schiffers Adolf Christoph Trautwein vom 27.7.1871¹⁰⁷:

„Wenn nicht bald eine Änderung in unserem [...] Holzgeschäft eintritt, so gebe ich das Geschäft ganz auf, gehe [...] auch noch nach Siebenbürgen, wo gute Löhne bezahlt werden. [...] Des Beken seine zwei Söhne im oberen Städtle, welche nach Siebenbürgen sind¹⁰⁸ hat jeder schon f100. nach Hauße geschickt, überhaupt alle Flößer welche von hier dort sind, sie haben per Tag f 1.45.x. Süddeutsche Währung oder auch Oestreichischer 1.f 85.x; wenn die Leute sparsam sind, so können sie in 3. Jahren ein schönes Stück Geld vor sich bringen.“

4. Bericht in: „Der Kinzigtäler“ vom 5.8.1871¹⁰⁹:

„Schiltach, 3. Aug. Seit April d. J. befinden sich eine Anzahl hiesiger und anderer im Amtsbezirk Wolfach heimathsberechtigter Flößer in dem weitentfernten Siebenbürgen, woselbst sie das Holz aus den Stadtdomänenwäldungen¹¹⁰ auf dem Aranyosfluß¹¹¹ bis zu dessen Einmündung in die Maros¹¹² verflößen. Die ganze Gegend (um Thorda, zu deutsch: Thorenburg)¹¹³ ist äußerst schwach bevölkert und meilenweit keine menschliche Wohnung zu finden, so daß die Floßmannschaft genöthigt ist, sich zum Übernachten einer Art Zelte bedienen zu müssen. – Am Abend des 25. Juli d. J. nun begaben sich die Leute auch zur Ruhe in ihr Zelt, welches am Ufer des Flusses aufgeschlagen war. Aus dieser Ruhe sollten sie jedoch auf eine entsetzliche Weise aufgeschreckt werden. Im obern Theile des engen Thales hatte an demselben Nachmittag ein Wolkenbruch stattgefunden, von dem die Mannschaft im untern Theile keine Ahnung hatte. Gegen Mitternacht wälzten sich nun die Fluthen stromartig und reißend heran, der Fluß trat über seine Ufer aus und schwemmte das Zelt mit seinen Insassen, sammt ihren Geräthschaften und Habseligkeiten im Augenblick hinweg. Die ermüdeten und im Schlaf aufgeschreckten Männer suchten sich, wie es ging, zu retten, indem sie theilweise im Schwimmen einen Baum erfaßten oder sich auf einen Felsenvorsprung flüchten konnten. – Leider sollte die Rettung nicht Allen gelingen. Vier Menschenleben fanden in den Wellen ihren Untergang, sämmtlich Angehörige unserer Gemeinde: Mathias Staiger und Samuel Trautwein, beide verheirathet und Väter von je 4 unversorgten Kindern; sodann Johann Georg Koch und Jakob Friedrich Arnold, diese beiden ledigen Standes. Ergreifend ist der Jammer

der Angehörigen. So gnädig uns die Vorsehung dadurch war, daß sie unsere Soldaten aus dem letzten Kriege sämmtlich gesund in die Arme der ihrigen zurückführte, so jählings hat sie es zugelassen, daß der Tod dennoch nachträglich seine Abrechnung mit unserer Gemeinde halten durfte. – Gott und gute Menschen wollen sich der verlassenen Familien erbarmen!“

5. Brief von Anton Mäntele aus Kaltbrunn, Harzsieder und Holzhauer¹¹⁴, an Anton Schmid, Roßbergerbauer in Kaltbrunn¹¹⁵:

„Wallimari¹¹⁶, den 9ten September 1871

Werthter Gevattermann!

Da Ich schon längere Jahre bei Euch in Arbeit gestanden bin, und stets zu frieden war, und Mir, und meiner Fammillen manche Wohlthaten erwiesen habt, so finde Ich es für eine Pflicht Euch einmal zu schreiben, wie es mir geht, und wie es auch geht in Siebenbürgen!

Auf der Reise gieng es, mit so vielen Leuten verschieden, wir wurden in die Eisenbahnwägen hineingeschoben, wie eine Herde Schafe, und am 8ten Tage, kamen Wir in Tupanfalva¹¹⁷ an wo Wir vier Wochen lang blieben, und auf das Stroh liegen mußten, sich einige Gesellen von Kleiderläuse sehen ließen, wir waren aber fleißige Vertilger derselben, so daß es aber nicht weiter kam, endlich am 1ten Juni reisten wir nach Wallimari ab. ein Thal von 5 Stunden lang und ganz mit Wald umgeben ist, da erhielten wir 2 Schlafhäuser ein Haus war die Küche und der Speisesaal ist, auch erhielt jeder eine Bettstatt mit einem Strohsak 2 Leitücher ein Kopfküssen und einen wollenen Teppich aber hier kamen auch die ungeladenen Gäste von Flöhen, und zwar in so großer Menge daß wir zur Nachzeit keine Ruhe haben Da und Dort flucht einer in einer Bettstatt Wir können keinen Widerstand thun, weil die Teppiche zu harig sind, sie sind von der Wolle des Zakelschafes¹¹⁸ gefertigt.

Es ist zwar wieder besser, weil es schon einige Reifen gelegt hat, Wir wohnen ungefähr in der Mitte des Thales, also 2½ Stunde von Bistra¹¹⁹ entfernt, da haben Wir angefangen Bach zu machen. Die Arbeit geht sondst gut, wir haben jetzt die Hälfte fertig, und auch schlechtesten Theil, weiter hinaus gegen Bistra wird der Bach ordentlich so, daß man sperren kann wie mann will, aber es ist ganz verkehrt den schlimmsten Theil des Baches haben Wir in der Mitte, und so daß uns ein manches mal der Verstand stille stand, wie mann es kehren sollte, was ist das Reinerzauer Dais dagegen, und zwar ¾ Stunden lang.

Es sind 12 Man Flötzer und 12 Man Wegarbeiter, 2 Schmide und 2 Köche, dießes Jahr könen wir nicht mehr Holz liefern, es sind jetzt

ungefähr 20000 Stamm gehauen, welches die Wallachen gehauen haben, aber wie ein Wallache hat nichts als ein Beil und ein Hebbengel zum Haugeschirr, da stehen einige darauf, oder darneben, wie ein Zimmermann, es ist wirklich schade für dieses schöne Holz, es hat einen schlanken Wuchs, wie zum Beispiel in dem Mühlegrund, aber etwas größer, lauter Fichtwald. Urwald ist nicht viel hier, weil vor Jahren schon ein mal geflötzt wurde, aber nur Scheiderholz.

Bei unsern Wohnung scheiden sich wieder 2 Bäche von einander, in der Größe wie der Kaltbrunner, jeder wird auch so schön Welche aber erst später eingerichtet werden. Wir müssen unser Holz nach Bistra liefern wo es auf den Fluß Aranios komt, und uns von den Schiltacher abgenommen wird, sie müssen es dann 36 Stunden weit liefern, und in Gotha¹²⁰ landen sie. aber der Fluß ist den Hochgewässer aus gesetzt, und als so zu rechnen ist daß es nicht gut geht, weil das Land zu hügelig ist, und die Hochgewitter sehr zu fürchten sind, wie es leider schon ein Beispiel gegeben hat, auch hat es eine Eisenbahn Brüke genommen, wo ein ganzer Güterzug verunglückte.

Ihr werdet daher fragen ist es möglich daß der Staat einen solchen Unkosten steht, ja es hat ungeheuer viel Wald in Siebürgen den unser Oberförster hat allein 28465 Morgen, in seiner Forstei, daß der Wald in 70 bis 80 Jahren nicht abzutreiben ist. Es wäre mein einziger Wunsch Euch ein mal in den Waldungen herum führen zu können, damit Ihr auch sehen würdet wie hier Holz verdirbt, viele Tausend Klafter, nur in Wallimari, es wird gehalten wie bei uns die Steine.

Ich bin Gott sei Dank immer gesund, und bin deshalb auch gern hier, aber für ein Verheiratheter ist es wirklich doch eine harte Aufgabe, einige Hundert Stunden von Frau und Kinder zu sein, wenn einer krank wird, so ist Er wirklich arm genug, weil der Doktor 5 Stund entfernt ist und auch wären wie ein [...] ¹²¹ und noch andere.

Es sind schon 2 von uns Deutschen gestorben nämlich der Waldbaschen, und der Paßführer Joseph Dreher von Altbak¹²², es that

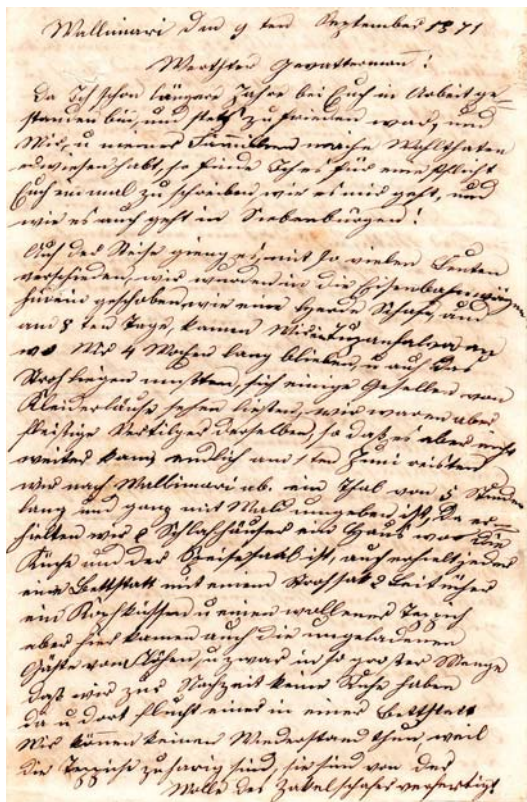


Abb. 20: Brief von Anton Mäntele aus Siebenbürgen (Seite 1). – Foto: Harter

jedem im Herzen weh bei der Beerdigung, denn man lehrt es erst kennen in weiter Ferne, wo man selten hört deutsch sprechen.

Und wie man aus Briefen erfährt haben noch viele Lust zu uns zu kommen, aber ich sage, wenn einer eine schwächliche Natur hat, so ist es besser, er bleibe zu Haus, Ich spreche daher keinem zu, und wehre keinem ab. Geld wird verdient das ist gewiß, aber das sagen alle, wen die Deutschen fort sind, so hat die ganze Flötzerei ein Ende weil die Bewohner hier das Wasser fürchten, und sie auch nicht lernen kan, weil man sie nicht versteht.

Ich schließe mein Schreiben und wünsche Euch der liebe Gott wolle Euch und Euer Fammille hier und in der Ewigkeit segnen

freundlich grüßend Anton Mäntele

grüßet Mir auch Euere Schwieger Eltern und Ihre Kinder

Seit so gut gebet mir eine Antwort durch wenigsten meine Frau ob Ihr den Brief erhalten habt Ich werde Euch auch später wieder schreiben auch wünsche Ich der Frau Stephanía viele Gesundheit“

6. Brief des Schiltacher Flößers Matthias Arnold an seine Frau Elisabeth¹²³:

„Bistra den 27. Feber 1874

Liebe Frau

Ich will dich gleich berichten das der Flosmeister bei uns gewesen ist, und hat zu uns gesagt wan wir jetzt balt unsere zeit aus ist, so können wir noch ein Jahr in Siebenbürgen bleiben, aber wir müsen nach Mühlbach¹²⁴ in ein ander Forstamt wo der Flus fiel schlechter ist, wan es dir so recht ist so schreube mir gleich so balt als mögliche das ich es weis das ich aussprechen kan in der Zeit, Ihm Herrn Notar habe die folmacht gleich wieder fertig so gut als mögliche zu geschickt schreub mir gleich wieder wen du das schreiben erhalte hast was ich machen soll weiter weis ich jetz nichts als ob du die 40 Gulden hats wo ich affang Feber dir geschick hab. Es grüßt dich dein Treuer Mann Matthias Arnold.“

7. Erinnerungen von August Fischer aus Schenkenzell (1848–1931)¹²⁵:

„Besonders wurde die Flößerei lebhaft betrieben auf der Wolf [...] Die Kurgäste in Rippoldsau zeigten ein großes Interesse an der Flößerei. Unter diesen waren auch Siebenbürger Staatsherren, die die Flößer [...] beobachteten. Da dachten sie an ihre Heimat, ihre großen Waldungen, wie man auch dort das Holz mit der Flößerei aus den Wäldern schaffen könnte; denn dort fehlte es an Eisenbahnen und guten Wegen.

Sie haben dann um Leute erworben, Grundbachflößer aus Ripoldsau, Schapbach und Wolfach, Langflößer (für lange Flosse mit 3 Sperren) von Schiltach, Wolfach und Schenkenzell, die die Flößerei in Siebenbürgen einrichten sollten [...] Auch Handwerker brauchten wir, so Schmiede, die uns die Floßbeile, Krempen und dergleichen gemacht haben; dann Köhler, die für den Schmied die Kohle liefern mußten. Vom Kniebis bekamen wir Wegmacher, die uns in den dichten Waldungen gangbare Wege machten, damit wir das Holz bis an die Flüsse transportieren konnten. Ein Vertrag, der zwischen den beiden Regierungen von Baden und Siebenbürgen abgeschlossen wurde, machte uns für 3 Jahre verbindlich.

Der Siebenbürgener Staat übernahm die Verpflichtung, uns zu dem Lohne noch zu verköstigen und uns zu schützen vor den halbwilden Bewohnern des Landes. Wir waren im ganzen unsere 92 Mann, als wir im Mai des Jahres 1872 von der Heimat Abschied genommen hatten. Auch einige Köchinnen nahmen wir mit, die uns in dem fremden Lande nach der Heimatsitte gekocht haben. In Freudenstadt war der Sammelplatz. Von hier fuhren wir, da es noch keine Eisenbahn gab, mit dem Fuhrwerk bis Horb. Von hier ging die Reise mit der Bahn über Ulm, Augsburg, München, Salzburg, Wien, Ofenpest nach Karlsburg und von hier nach Topanfalva, wo sich unser Forstamt befand.¹²⁶ Im Jahre zuvor 1871 sind schon einmal etwa soviel Leute [...] gekommen, welche die Vorarbeiten zur Flößerei ausgeführt haben.

In der ersten Zeit waren uns die Einwohner Siebenbürgens nicht wohlgesinnt; denn sie meinten, wir wollten uns hier ansiedeln. Oft sind sie uns recht feindlich begegnet; einmal ist sogar ein Deutscher von einem Siebenbürgener erschossen worden [...] Der Mörder kam in das Gefängnis Abribanien¹²⁷; hier wurde er alle 8 Tage geschlagen, bis er die Strafe verbüßt hatte [...] Ich selbst war bei der Beerdigung des erschossenen Kameraden in Topanfalva.

Hier war ein kleines katholisches Kirchlein für die wenigen Katholiken in der Umgebung; die meisten Bewohner waren griechisch-

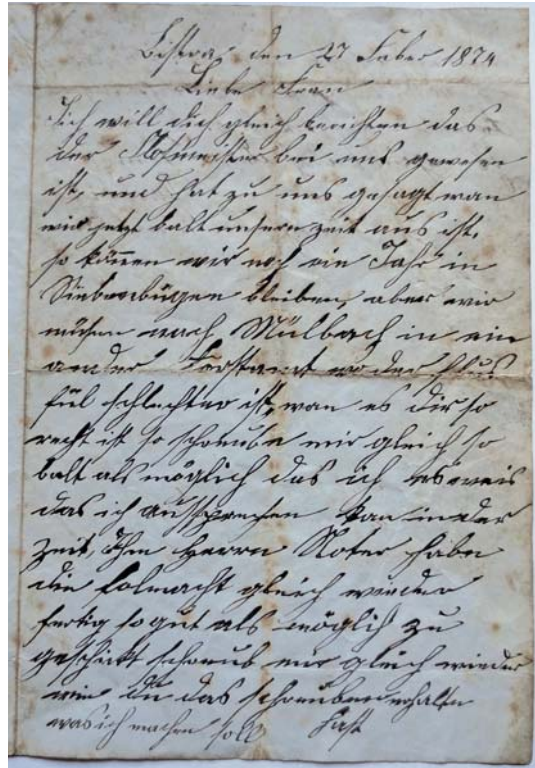


Abb. 21: Brief von Matthias Arnold aus Siebenbürgen (Seite 1).
– Sta Schiltach. –
Foto: Harter



Abb. 22: „Rumänen von Bucsum“, in: Österreichisch-ungarische Monarchie 16 (wie Anm. 90), S. 421

katholisch oder jüdisch. Der römisch-katholische Pfarrer kam aus einem anderen Orte, der dann die Beerdigung vornahm. Nachdem wir uns eine Zeitlang in Topanfalva niedergelassen hatten, wurde vom Bischof von Karlsburg ein Geistlicher für uns bestimmt, welcher Deutsch mit uns sprechen konnte. Wir konnten dann an Sonntagen in den Gottesdienst gehen und auch die Sakramente empfangen [...]

Als wir dort unsere Arbeit aufgenommen, wies uns das Forstamt Einwohner an – wir haben sie Walachen oder Rumänen genannt –, die bei uns die Flößerei erlernen sollten. Diese zeigten anfangs keinen großen Fleiß bei der Arbeit, wenn einer nicht folgte, so wurde er fortgejagt oder bestraft. Auch hatten wir einen Dolmetscher, der uns die siebenbürgische und den andern die deutsche Sprache übersetzt hat, sonst hätten wir die Einwohner nicht verstanden und sie uns nicht. Nachdem wir die Flüsse zum Flößen eingerichtet hatten, gingen wir in die großen Waldungen, um das Holz zu fällen und herzurichten. Dann machten wir uns die Riesen [...], in denen wir das Holz ins Tal geriest haben auf die ‚Einbindstätte‘, wo wir das Holz in den Bach eingebunden haben.

In den dichten Waldungen war es oft recht unheimlich gewesen; es hatte sonst kein Wild im Walde als Wölfe und Bären, die auf Raub ausgegangen sind, namentlich Schafe und Viehherden, auf Menschen weniger; außer zur strengen Winterzeit, wenn sie recht hungrig gewesen sind. Und wenn dieses Raubgetier zu einer recht schlimmen Plage geworden war, hat das Forstamt Treibjagden abhalten lassen [...] Mit der Zeit haben die Walachen Zutrauen zu uns bekommen, weil sie durch uns einen guten Verdienst hatten. Sonst hatten die Leute kein Geld gehabt, außer dem, was sie aus dem Vieh gelöst haben, das aber damals nicht viel gegoten hat [...] Fürchterlich waren im Hochsommer die Gewitter, sie hielten in den hohen Bergen sehr lange an [...] Nicht selten gab es bei einem Gewitter wolkenbruchartigen Regen, der oft große Überschwemmungen zur Folge hatte. Bei einem solchen Wolkenbruch haben zwei Männer ihr Leben eingebüßt¹²⁸, zwei andere waren in größter Lebensgefahr, an den Hecken konnten sie sich noch festhalten und so ihr Leben retten.

Als wir ein und einhalb Jahre in Siebenbürgen waren, trat eine schreckliche Krankheit, die Pest, auf, die in kurzer Frist viele der dortigen Bewohner hinwegraffte [...] Von unseren Kameraden hat diese Krankheit auch ein Opfer gefordert. Er war ein Oberwolfacher. Wir waren gerade mit einem Floß unterwegs. Damit wir auf der weiten Fahrt übernachten konnten, mußten wir Bretter mitführen, aus denen wir uns [...] eine Hütte aufschlugen und darin übernachten konnten, weil es ja unterwegs keine Häuser zum Übernachten gab. Wenn wir dann unser Abendessen eingenommen hatten, legten

wir uns unter die Hütte und deckten uns mit Teppichen zu. An einem solchen Abend war es nun, als unser Oberwolfacher der Krankheit zum Opfer fiel. Gegen Abend klagte er etwas über Unwohlsein, er lag neben mir in der Hütte. Nach zwei Stunden etwa mußte er unter den größten Schmerzen sterben, ohne daß wir ihm helfen konnten.

Der Schrecken war groß, als auch unter uns die Pest ausbrach. Wir beschloßen daher in unsere Heimat zu reisen. Nachdem wir das Floß abgeliefert hatten, machten wir Bericht an das Forstamt, daß wir nach Deutschland abreisen möchten, anstatt hier in der Fremde zu sterben. Die Herren waren aber damit nicht einverstanden und versprachen uns, Rum zu schicken. Das war aber ein dicker Schnaps. Das Forstamt gab uns den Rat, in den Waldungen zu bleiben und das Holz zu richten, dann würde die Krankheit uns nichts machen. Wir folgten den Weisungen, tranken tüchtig Rum, und die Pest verschonte uns, nur waren wir oft ein wenig benebelt von dem starken Getränk. Bald verschwand auch wieder die Krankheit unter den Einwohnern und wir konnten wieder unserer Flößerei nachgehen.

In dem Forstamt, wo ich war, waren zwei Flüsse für Grundbachflöße, der eine Altbach und der andere Walemaria geheißten¹²⁹. Bei Bisztra sind sie zusammengelaufen, wie bei uns in Schenkenzell die Kinzig und die Reinerzau. In Bisztra hatten wir einen großen Weiher, etwa 3 mal so groß als unser früherer Schenkenzeller Weiher. Hier wurden dann drei Flöße zu einem Langfloß mit 3 Sperren vereinigt und auf dem Aranyosfluß (so hieß der Fluß, in den viele Gebirgsbäche einmündeten) bis nach Torda¹³⁰ gefloßt und von hier weiter bis zu seiner Einmündung in die Maros. Oft haben wir bis Torda 8 Tage mit dem Floß gebraucht; hier war eine große Sägemühle gebaut worden [...]

Hier konnten wir flößen bis etwa Martini. Dann sind wir mit den Walachen in den Wald gezogen und haben Holz gefällt bis zum Frühjahr. Im Sommer sind wir an den Sonntagen und anderen freien Tagen auf die Hochalpen gewandert, wo das Vieh auf der Weide war; aber nie gingen wir hinauf ohne Schießwaffen, um uns unterwegs verteidigen zu können. Sämtliches Vieh, das die Einwohner hatten, war zwei Monate, im Juli und August, auf dem Gebirge. Droben ist es sehr früh wieder kalt geworden; es war aber auch sehr schön auf den Alpen [...] Die Hirten machten Käse aus der Milch; wir konnten Milch trinken soviel wir haben wollten. Die drei Jahre waren bald herum in Siebenbürgen, und es war gut so, denn bei dieser Nation Leute haben wir nicht bleiben wollen. Frohgemut traten wir die Heimreise an und kamen auch glücklich wieder heim. Doch freue ich mich heute noch, daß ich im Auslande war und Land und Leute mit ihren Sitten kennen gelernt habe [...].“



Abb. 23:
Rumänischer Hirte,
in: Österreichisch-
ungarische Monarchie
6 (wie Anm. 101),
S. 323

8. „Aus Siebenbürgen: Im Goergenyer Gebirge“ (1898)¹³¹:

„Die Hauptmasse der Goergenyer Staatsforsten [...] war bis zum Jahre 1870 [...] verpachtet an die Familie der Bornemisza [...] Nach Ablauf wurden die Waldungen Jagdreviere des Kronprinzen Rudolph, der hier große Bärenjagden abhielt [...] Leiter dieser Jagden war Herr Pausinger, Bruder des bekannten Jagdmalers¹³², ein in jeder Hinsicht ausgezeichnet, um die ungarische Forstwirtschaft verdienster Mann [...] Er führte die Riesenflößerei (durch Badenser) ein und errichtete bedeutende Wasserbauten zum Zwecke der Flößerei [...]

Um 5 Uhr brachen wir auf [...] Unterwegs begegneten wir einem großen Floße, das mit voller Flut zu Thale ging. Es wurde von einem Badenser geführt, bestand aus 34 Gebinden und enthielt etwa 600 fm. Die vordersten beiden Gebinde bestehen aus schwachen, kurzen Stämmen, die, weil sie leicht sind, das Floß vorn heben, so daß es leichter über Steingeröll und flache Stellen hinweggleitet [...] Je weiter nach hinten, desto stärker und länger werden die Hölzer, die letzten sind 36 m lang bei 20–26 cm Zopf. Doch kommen auch Längen von 42 m vor [...] Die Flußufer sind sorgfältig befestigt, das Anstauen des Wassers erfolgt teils durch Wehre, teils (wo Mühlen nicht vorhanden) durch Schwellen. Wenn das Floß zum Abfahren bereit ist, werden die Schleusen gezogen, und es schwimmt mit Hochflut hinunter; sobald es vorüber, beginnt die Spannung¹³³ aufs neue. Das erwähnte Floß erreichte [...] seinen Bestimmungsort Herbusch (oberhalb Sächsisch Regen) noch an demselben Tage. Weiterhin auf unserem Wege trafen wir ein zweites, ebenso großes, auf neues Stauwasser wartend [...]

Man hat einen Vertrag abgeschlossen über den Verkauf von Fichtenstämmen und einen zweiten mit einem Unternehmer über ihren Einschlag und Transport bis [...] Herbusch, wo sie vom Käufer übernommen werden. Der Käufer zahlt in Herbusch per Festmeter 5,25 Gulden, – der Transportunternehmer erhält 2,36 – also Reinertrag pro Festmeter 2,89 Gulden. Die Floßanlagen, Instandsetzung der Uferbefestigungen etc. kosten jährlich rund 18000 Gulden, geflößt werden jährlich etwa 20000 fm.“

9. Albert Amlacher (Schriftsteller, 1847–1939): Wanderungen im Mühlbachgebirge (1889)¹³⁴:

„Der in seinem Bette eingeengte Fluss stürzt tosend über das Gestein, das ihn im Laufe aufhält, und immer enger wird der Raum [...] Am Riesenhals beginnt die Stromschnelle der Rinne [...], ein von den Flößern einst sehr gefürchtetes Gebiet, das in früheren Jahren manches Menschenopfer gefordert hat [...] Seltsame Gebilde hat das Wasser in den schroff und freistehenden Felstrümmern der Magura ausgewaschen [...] In dem brausenden Gewässer haben manche

Flößer ein jähes Ende gefunden, wie dies die Bildstöcke, die zur Erinnerung an solche Unglücksfälle aufgestellt wurden, beweisen [...]

„A-ho!“ ertönt ein langgezogener Ruf [...] Da um die Ecke biegen im Pfeilschnellem Laufe einige Flöße [...] Wir können sie betrachten, die prächtigen stämmigen Gestalten, welche die gebrechlichen Fahrzeuge lenkend, langsam an uns vorübergleiten; romänische Bauernburschen [...] Mit welcher peinlicher Genauigkeit sie darüber wachen, daß die Flöße im richtigen Fahrwasser bleiben [...] Und wer diese romänischen Flößer hier hantieren sieht, muss bekennen, daß sie ihren Lehrmeistern, den Badensern, alle Ehre machen [...]

Werden [...] die Fichtenstämme herabgeriest [...] Am Ufer werden sie aufgeschichtet und zur Frühlings- und Sommerszeit alltäglich durch kundige Leute vermittelt der Wieden [...] zu Flößen verbunden, doch werden die Flöße gegenwärtig nur drei Baumängen stark hergestellt [...], während ehemals die von den Badenser Flößern geführten Riesenflöße zehn und noch mehr einfache Flöße vereinigten. Vorder- und Hinterfloß erhalten je ein Ruder, mit Hilfe desselben wird die Steuerung in äußerst geschickter Weise vorgenommen.“

10. Forstmeister Josef Binder¹³⁵: Erinnerungen an die „Badenser“ Flößer (1904)¹³⁶:

„Nachdem wir den Engpass des großen Aranyos passiert [...] konnten wir [...] ein stockhohes Holzhaus wahrnehmen. Es hat zur Unterkunft der Badenser Holzarbeiter gedient. In der ersten Hälfte der 70er Jahre ließ die Regierung 200 im Badenschen Schwarzwalde vertragsmäßig angeworbene Arbeiter in diese Gegend kommen: Zimmerleute, Holzfäller, Grundbachflößer und Kintzigflößer (letztere sind jene, die nur auf dem großen Wasser die Flöße leiten), um sowohl die erforderlichen Bauten und Transporteinrichtungen zu machen, als auch der Anwohnerschaft als Instruktionsmannschaft vorbildlich und lehrend zu dienen [...]

In einem solchen Riesenfloß werden 500–800 Stämme auf einmal gebracht. Die aus den Grund- und Sturzbächen der engern und steilern Gebirgstäler ausgebrachten Flöße müssen auf dem größern Wasser umgebaut [...] und entsprechend armiert werden (Kintzig-Flößerei nach einem Flusse im Großherzogtum Baden benannt, hier der Aranyosflößerei entsprechend) [...]

Abb. 24: Holzkirche am oberen Aranyos, Skizze von J. Binder, in: Jahrbuch des Siebenbürgischen Karpathenvereins (wie Anm. 136), S. 32





Abb. 25: Rumänischer Flößer in den Stromschnellen. – Foto: W. Pragher (1943). – Staatsarchiv Freiburg W 134 Nr. 033706d

Bei den [...] Bauarbeiten, als Bachregulierungen, Ufersicherungen, Steinsprengung-, Schwell-, Klausen- und Riesbauten, endlich als Flößer selbst haben sich die Einheimischen durch Ausdauer, Geschicklichkeit, Mut und Entschlossenheit in Gefahren vollkommen bewährt und auch nach Abzug der Badenser gut gehalten. Leider sind aber jetzt die Forste ausgenützt an hochstämmigen, wert- und brauchbarem Fichten-Stammholze, so dass diese Art Flößerei auf Dezennien hinaus eingestellt ist [...]

Ins Valea Dévi, wo eine Wasserstube [...] und eine stockhohe Arbeiterkaserne sich befindet, ferner verfallene Holzrieswerke, hölzerne Uferwandungen, behufs leichtern Fortgleitens der Flöße insbesondere an stärkeren Bachkrümmungen errichtet, und gut erhaltene Wegstrecken besichtigt werden. Alle diese verfallenden Bauten scheinen zu träumen von vergangenen Zeiten, als die vielen Waldarbeiten so viel Geldverdienst unter die Leute gebracht [...]

Im Valea mare-Tal sieht man ähnliche Baurudimente aus der großen Waldmanipulations-Zeit¹³⁷. Aus dem linksseitigen Seitengraben Plotonyasza, vor dessen Mündung in die Valea mare gleichfalls eine Arbeiterkaserne mit Floßbindeplatz sich befindet, sind seinerzeit die stärksten Hölzer, Fichtenstämme von einem unteren Durchmesser bis zu 1 Meter, herausgefördert worden. In Bisztra selbst [...] der sog. „Wechselport“ samt Talsperre oder Schwelle [...], oberhalb welcher in dem aufgestauten Wasser die Grundbachflöße in Kintzigflöße umgebaut und weiter nach Torda befördert wurden. Auf halber Strecke nach Torda bei ‚Lunkany‘ ist gleichfalls der teure und schwierige Bau einer solchen Schwelle zur Erzeugung von ‚Kunstwasser‘ für die Flößung bei niedrigem Wasserstand in trockener Sommerzeit notwendig gewesen.

In Bisztra hoffte ich einen guten Bekannten, den Badenser ‚Floßführer‘ Johann Trautwein zu treffen. Derselbe war mit seinen Landsleuten nicht wieder zurück in die Heimat gezogen, sondern hatte sich

hier mit einer wohlhabenden und schönen Notärs-Witwe verheiratet. Das Wohlleben an der Seite der üppig blühenden Frau scheint seinem Körper weniger gut bekommen zu haben, als die Tätigkeit in Ausübung seiner herben Profession im Walde und auf dem rauhen Floßwasser in Mitte seiner Kameraden, und so ist er schon vor mehreren Jahren ohne Nachkommen gestorben.“

11. Karl Petraschek¹³⁸: Aus den Erinnerungen eines alt-österreichischen Forstmannes¹³⁹:

„Als mich meine forstliche Tätigkeit in den 80er Jahren¹⁴⁰ nach Siebenbürgen führte, hatte ich oft in den Wäldern des damals noch ziemlich unwirtschaftlichen Bihargebirges zu tun. Meine Aufgabe war die Erschließung der Staatswaldungen in den Gebieten der Flüsse Szamos und Aranyos. Da galt es denn, die riesigen Waldungen zu durchforschen, um die Holzmassen festzustellen, und die Bäche in ihrem Lauf genau kennen zu lernen, inwieweit sie sich für die Flößerei eignen und welche Vorkehrungen dafür eingerichtet werden sollten [...] Es war dies [...] eine dunkle, fast undurchdringliche Wildnis von uralten Fichten, in die das Licht des Tages nur sehr schwach hineindringt. Riesige Stämme, vom Sturm niedergebrochen oder einstmals gefällt und nie aus dem Wald geschafft, faulten am Boden [...] Mühsam mußten wir uns, zum Teil mit der Axt, die Wege bahnen [...]

In kürzester Zeit war mir klar, daß die Bäche zur Flößerei sehr geeignet waren, und zwar nach der sog. Schwarzwäldermethode [...] Ich ließ mir von der Regierung Flößer und Holzhauer aus dem Schwarzwald kommen, tüchtige Badenser, erprobte Leute aus dem Kinzingertale. Es waren lauter jüngere, sehr kräftige Menschen, die dennoch schon Weib und Kind daheim hatten, für die die Regierung im Falle eines Unglückes zu sorgen sich verpflichten mußte. Auch einheimische Rumänen verschaffte ich mir. Die wissen gut mit Hacke und Schaufel umzugehen. Mit kindlichem Interesse betrachteten sie die ihnen ganz unbekanntem Werkzeuge der Deutschen. Denn die ihren sind uralter Machart, seit Jahrhunderten immer dieselben [...] Sie waren sehr verträglich mit unseren braven Schwarzwäldern. Nahmen sehr gerne deren Unterweisungen an und hatten sich in der kürzesten Zeit mit ihnen völlig eingearbeitet.

Nach mehr als Jahresfrist waren die Vorarbeiten beendet, die Bäche ausgebaut, die Schwellen angelegt und es konnte die erste Floßfahrt angetreten werden. Mit einem beweglichen Floße [...] kamen wir vom Ursprung der großen Aranyos herabgefahren und wollten bis nach Topánfalva gelangen [...] Vierzehn junge, kräftig



Abb. 26: „Urwaldpartie aus den Karpathen“, in: Österreichisch-ungarische Monarchie 6 (wie Anm. 101), S. 825

gewachsene Schwarzwälder standen mit den langen Stangen verteilt auf dem Floß, der Floßmeister steuerte vorsichtig. Gegen Mittag kamen wir in das Hauptwasser, wo das Gefälle stärker, die Tiefe bedeutender wurde. Nun ging die Fahrt glatt, und fröhliche Zurufe, heitere Lieder wurden unter den frischen, tätigen Männern laut. Gegen Abend gelangten wir an eine kleine grüne Insel, mitten im Fluß [...] Wir legten an [...] Rasch wurde ein Feuer angezündet und die mitgebrachten Vorräte gekocht und verzehrt. Der Tag war anstrengend gewesen, alle sehnten sich nach Ruhe [...]

Meine Begleiter und ich ließen uns vom Floßmeister [...] an das linke Ufer übersetzen, das, etwas überhöht, uns für unser Nachtlager geeigneter erschien [...] Brausen und Heulen eines orkanähnlichen Sturmes, dumpfes Grollen weckte uns mitten in der Nacht. Ein starkes Gewitter schien sich in der Nähe zu entladen [...] Wir waren bald wieder eingeschlafen, da das Gewitter binnen kurzem vorbeizog. Ein grauer nebliger Morgen weckte uns [...] Der Floßmeister war zum Ufer hinuntergestiegen und plötzlich hörten wir ihn laut rufen [...] Mit bleichem, ganz entgeisterten Gesicht deutete er wortlos auf die graugelben, rauschenden Wogen des Aranyos, die heute mit doppelter Geschwindigkeit zu jagen schienen, deutete hin auf die Mitte des Flusses, aus dem gestern die Insel in lieblichem Grün herausgeragt hatte ... nichts mehr war zu sehen als Wasser ... Wasser ... und dort, wo das Tal einmündete, rechts und links ein Berg von Schlamm und aufgetürmten Felsblöcken ... sonst nichts ... fort unser Floß, entschwunden unsere braven Leute ... alle ... Kaum konnten wir es fassen. Welche Schicksalsfügung hatte uns vor dem gleichen Ende bewahrt? Das Gewitter hatte aufgehört. Die Wolken rissen auseinander [...] Über dem Tale wölbte sich ein wunderbarer Regenbogen. Stumm standen wir vor dem ergreifend schönen Naturschauspiel und gedachten alle der vierzehn jungen Menschenleben, die von den grausamen Elementen so spurlos hinweggerafft werden konnten.“

Anmerkungen

- 1 Sippenbuch der Trautwein aus Schiltach, hrsg. von der Stadt Schiltach, Schiltach 2009, Nr. 414.
- 2 Vgl. Hans Harter: Schiltach. Die Flößerstadt, Schiltach 2004.
- 3 Der Hochwald umfasste 19.146 Joch (= 11.009 ha): Theodor Zelinka: Die Einführung der Flößerei auf der Ybbs, in: Blätter des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich NF 2 (1868), S. 183–199, hier S. 184.
- 4 Ernst Neweklowsky: Die Schifffahrt und Flößerei im Raume der oberen Donau, Bd. 1, Linz 1952, S. 571–601.
- 5 Heinz Wiesbauer: Die Ybbs. Ein Fluss macht Geschichte, Wien 2015, S. 56. – Vgl. Hans Harter: Flößer aus Schiltach im Schwarzwald und die Langholzflößerei auf der Ybbs 1865–1880, in: Historische Beiträge des Musealvereins 37 (2012), hrsg. vom Musealverein Waidhofen an der Ybbs, S. 35–52, hier S. 35.
- 6 Zelinka (wie Anm. 3), S. 186.

- 7 Otto Schrempp: Wolfach. Metropole der alten Kinzigflößerei, in: Die Ortenau 68 (1988), S. 218–240, hier S. 229f.
- 8 Zelinka (wie Anm. 3), S. 186. – Vgl. den Bericht von Schußleder (Göstling): „Das Holz wollten sie in ganzen Stämmen auf dem Ybbsflusse, den man auf vielen Stellen durchwatzen kann, fortschaffen [...] Es waren Badenser und der Floßmeister Abraham Koch, ein sehr geschickter Mann, hatte die Flößerei einzuführen und zu dirigieren. Wir alle konnten nicht begreifen, als uns die Leute sagten, daß sie auf einmal [...] 6–800 dieser großen Stämme fortbringen wollen“ (Volksblatt für Stadt und Land, Wien, vom 4.7.1875, Beilage S. 5).
- 9 Vgl. Eduard Stepan: Ybbstal. Geschichte, Land- und Forstwirtschaft, Bd. 2, Wien 1951, S. 249, wonach die Forste der Domäne Waidhofen bisher nur Kohlholz für die Eisenindustrie geliefert hatten.
- 10 Zelinka (wie Anm. 3), S. 187.
- 11 In Österreich entsprach ein Klafter 3,386 Festmeter, was insgesamt über 40.000 Festmeter ergibt.
- 12 Wiesbauer (wie Anm. 5), S. 63.
- 13 Zelinka (wie Anm. 3), S. 189.
- 14 Stepan (wie Anm. 9), S. 250; 256.
- 15 Zelinka (wie Anm. 3), S. 191.
- 16 [Edmund] von Berg: Zur Frage über den Verkauf der österreichischen Staatswäldungen an Actien-Gesellschaften, in: Monatsschrift für das Forst- und Jagdwesen 1870, S. 441–462, hier S. 450.
- 17 Wiesbauer (wie Anm. 5), S. 57; 61. – Beschreibung der Gestörfloßerei bei Zelinka (wie Anm. 3), S. 192–195.
- 18 Zelinka (wie Anm. 3), S. 198.
- 19 Neweklowsky (wie Anm. 4), S. 605. – Zelinka (wie Anm. 3), S. 198.
- 20 Zelinka (wie Anm. 3), S. 195. – Heimo Cerny: Holz-Riesenschlangen auf der Ybbs, in: Niederösterreichische Kulturberichte März 1991, S. 16f.
- 21 Cerny, ebd., S. 17.
- 22 Zelinka (wie Anm. 3), S. 198.
- 23 Ludwig Prasch: Die Domänen Gaming und Waidhofen a. d. Ybbs, Wien 1889, S. 108; vgl. 127; 130.
- 24 Josef Weiser: Offener Brief an Wilhelm von Berg, Direktor der Aktien-Gesellschaft für Forstbetriebe zu Waidhofen an der Ybbs, in: Berichte des Forst-Vereines für Österreich ob der Enns 14 (1872), S. 118–127, hier S. 119f. – Replik: Offener Brief an den fürstlich Starhemberg'schen Forstmeister Herrn Josef Weiser zu Wildberg in Oberösterreich, in: Österreichische Monatsschrift für Forstwesen 22 (1872), S. 169–177.
- 25 [Edmund] von Berg (wie Anm. 16), S. 450.
- 26 Ebd., S. 449f.
- 27 Die Holzflößerei auf der Ybbs, in: Mittheilungen des k. k. Ackerbau-Ministeriums 1 (1871), S. 3–5, hier S. 3.
- 28 Ebd., S. 4f.
- 29 Vgl. Harter, Flößer (wie Anm. 5), S. 44–46.
- 30 Die Ausstellung der österreichischen Actien-Gesellschaft für Forst-Industrie in Wien auf der Wiener Welt-Ausstellung 1873, verfasst von der Forst-Direction zu Waidhofen a. d. Ybbs, Wien 1873.
- 31 Abb. bei Wiesbauer (wie Anm. 5), S. 55; S. 58f. – Wiesbauer datiert sie „1880“, was nicht zur Tätigkeit des Fotografen für das Buch von 1873 passt. – Foto S. 57 ist noch früher und zeigt das erste Ybbs-Floß am 1.3.1866.
- 32 Vgl. Harter, Flößer (wie Anm. 5), S. 45f. – Vgl. Robert Micklitz: Die forstliche Production, ihre Bedingungen und Hilfsmittel, in: Die Bodencultur auf der Wiener Weltausstellung 1873. Zweiter Band: Das Forstwesen, Wien 1874, S. 1–78, hier S. 62f.
- 33 Offener Brief an Wilhem von Berg (wie Anm. 24), S. 126f.
- 34 Offener Brief an Josef Weiser (wie Anm. 24), S. 170; 172–174.
- 35 Wilhelm Freiherr von Berg: Stammholzflößerei und Klotzholztrift, in: Österreichische Monatsschrift für Forstwesen 23 (1873), S. 357–365, hier S. 359f. – 1868 verunglückte der Flößer Jakob Bernhard Joos beim Flößen auf der Ybbs tödlich, vgl. Harter, Flößer (wie Anm. 5), S. 42.

- 36 von Berg, Stammholzflößerei (wie Anm. 35), S. 360.
- 37 Ebd., S. 361 f.: Ein Floß erfordert durchschnittlich 378 Bund Wieden, der Bund zu 50 Kreuzer. „Um daher jährlich 100 Floß zu expedieren, braucht man 37 800 Bund Wieden für 18 900 Gulden“.
- 38 Ebd., S. 362 f.
- 39 Ebd., S. 361.
- 40 Vgl. Harter, Flößer (wie Anm. 5), S. 46 f.
- 41 Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild, Bd. 4: Niederösterreich, Wien 1888, S. 336.
- 42 von Berg, Stammholzflößerei (wie Anm. 35), S. 357 f.
- 43 Zelinka (wie Anm. 3), S. 199.
- 44 von Berg, Stammholzflößerei (wie Anm. 35), S. 357.
- 45 Micklitz (wie Anm. 32), S. 66. – Vgl. Wilhelm von Berg: Weltausstellung 1873, in: Wiener Abendpost vom 24.7.1873: „Mit einer großen Energie wendete man sich den Regulierungen jener Flüsse zu, in deren Gebieten große, bisher unausgenützte Holzvorräthe einer rationellen Verwerthung zuzuführen waren; die Regierung entsendete Forstleute nach Österreich, Baden und Württemberg, um die Holztransportanstalten dieser Länder kennen zu lernen, sie engagierte fremde Arbeiter zur Einführung der Schwarzwälder Langholzflößerei, und der Landtag bewilligte riesige Summen, um die in den fast unzugänglichen Urwäldern ruhenden Schätze flott zu machen“.
- 46 Theodor Zelinka: Waydhofen a. d. Ybbs, Wien 1870, S. 13. – Micklitz (wie Anm. 32), S. 67. – 1869 war auch Matthias Staiger aus Schiltach „Flößer in Ungarn“ (Staatsarchiv Freiburg: Standesbücher L10 Nr. 6198, S. 350). – Wilhelm Schupp, Das Hofgüterwesen im Amtsbezirk Wolfach, Heidelberg 1870, S. 25, weiß gleichfalls, dass Kinzigtäler Flößer „in neuerer Zeit nach Ungarn berufen werden, um dort Flößereien einzurichten“. – Diese Nachrichten beziehen sich auf den Fluss Usch (ukrain.) bzw. Ungh (ungar.) in Transkarpatien (heute: Ukraine und Slowakei), wo ebenfalls „die badische Langholzflößerei“ eingeführt wurde (Wiener Abendpost vom 24.7.1873).
- 47 Micklitz (wie Anm. 32), S. 66–68. – Auch von Berg wiederholte seine Kritik und erwähnt, dass die „badische Langholzflößerei“ nicht nur auf den Seitenflüssen der Maros, sondern auch auf der Ungh in Transkarpatien eingeführt wurde, in: Wiener Abendpost (wie Anm. 45).
- 48 Volker Wollmann: Schiltacher Flößer in Siebenbürgen, Teil 1, in: Nachrichtenheft des Siebenbürgischen Museums Gundelsheim 25 (2004), S. 14–26, hier S. 26. – Teil 2, in: Ebd. 26 (2005), S. 49–60. Von der ungarischen Forstverwaltung, die 1870 „die Exploitation der großen Nadelholz-Urwaldschätze Siebenbürgens ins Auge fasste“, werden genannt: Sektionschef A. von Divald als „leitender Forsttechniker Ungarns“ sowie von ihm ausgesuchte, „der Aktion gewachsene Männer“, namentlich: Karl Petraschek, Rudolf Sperlbauer, Carl Klipunowsky und Josef von Pausinger, die als „Eklairesurs dieser Waldungen eine fruchtbare Tätigkeit entfalteten“ (in: Centralblatt für das gesamte Forstwesen, Bd. 36, 1910, S. 2; vgl. Dok. 11). – Josef Pausinger hatte zuvor eine forstliche Reise in den Schwarzwald, an die Murg, Kinzig und Nagold, gemacht, worüber er 1872 einen Bericht veröffentlichte, mit dem Fazit: „dass wir uns in den Hochkarpaten jene Wirtschaft im Schwarzwalde [...] als Vorbild nehmen können“, davon überzeugt, „dass alles das, was sich dort als zweckmäßig und praktisch erwiesen hat, auch bei uns [...] sich einführen lässt“ (in: Oesterreichische Monatsschrift für Forstwesen 22 (1872), S. 369–390, 440–454, 500–511). – Hinweis Bernd Armbruster.
- 49 Karl Trautwein: Erinnerungen eines alten Schiltachers, in: Aus dem Schwarzwald 71 (1934), S. 62–64, hier S. 62 (hier: „1873“).
- 50 Die „Tages-Post“ (Linz) zum 27.4.1871: „Aus dem badischen Kinzig-Thale, namentlich von Schildach, sind im vorigen Frühjahr mehrere Tagelöhnerfamilien nach Siebenbürgen ausgewandert, die von dort so günstige Nachrichten in die Heimat gelangen ließen, daß heuer wieder 180 Männer und 20 Frauenzimmer zum Wanderstab griffen, um sich in Siebenbürgen anzusiedeln. Sie beschäftigen sich dort vorzugsweise mit Flößerei“. – „Siebenbürgisch-Deutsches Wochenblatt“ vom 31.5.1871: „Das Finanzministerium hat aus dem Schwarzwalde 200 Holzflößer kommen lassen, um die in ihrem Vaterlande mit großer Geschicklichkeit betriebene und viele Vortheile bietende Holzflößerei einzuführen.“ – Vgl. Heinrich Hansjakob: Der Fürst vom Teufelstein, in: Waldleute, Haslach 12. Aufl. 1991, S. 62: „Gegen 200 Mann verließen die Heimat“. – „Schwäbische Kronik“ vom 25.4.1871: „Horb den 23. April. Gestern Abend kamen 143 Mann Flößer aus

- dem Schabbacher- und Reinerzauer Thal hier an und fuhren heute früh mit einem Extrazug landabwärts wieder weiter nach Siebenbürgen.“
- 51 Aus Rippoldsau ist ein Verzeichnis erhalten „von der Mannschaft welche auswandern nach Siebenbürgen“, zusammengestellt am 18.3.1872 von „Floßmeister Schmid“, mit der Bitte an den Bürgermeister, ihnen die Pässe „ins Ausland“ zu besorgen: 1. Anton Bächle, 2. Johann Georg Jehle, 3. Cyriak Harter, 4. Tobias Harter, 5. Seraphin Brüstle, 6. Ladislaus Müller, 7. Bernhard Armbruster, 8. Augustin Echle, 9. Gregor Schrempp, 10. Joseph Müller, 11. Andreas Müller, 12. Joseph Günther, 13. Fridolin Schmider, 14. Gregor Hauer, 15. Gregor Schmider, 16. Andreas Zimmermann, 17. ? Decker, 18. Georg Waidele, 19. Engelbert Schoch, 20. Andreas Nock, 21. Karl Harter, 22. David Schmid, 23. Anton Armbruster, 24. Wendelin Schmider, 25. Eduard Hermann, 26. Johannes Wigand, 27. Mathias Armbruster. „Köchinnen“: Franziska Waidele, Marianna Spengler, Luitgard Hermann, Agathe Schmider. – Die Nr. 16, 17, 20, 25, 26 sind durchgestrichen. – Nr. 27 ist mit Bleistift eingefügt, ebenso, ohne Nr.: Johann Baptist Hermann. – Freundliche Mitteilung Johannes Furtwängler, Schapbach.
- 52 Das Gemeindearchiv Schapbach besitzt eine Liste „Die nach Ungarn ausgewanderte Bürger von Schapbach: Severin Hermann, Anton Welle, Georg Waidele, Eustachius Spengler, Georg Eßlinger, Karl Schmidt, Severin Dreher, Andreas Schoch, Valerian Brüstle, Adam Brüstle, Andreas Roth, Joseph Bächle, Joh. Nep. Schmitt mit Frau, Michael Schoch“. – Nicht datiert, wohl von 1872. – Mitteilung Johannes Furtwängler, Schapbach.
- 53 Hansjakob (wie Anm. 50), S. 62f. – Vgl. Hermann Fautz: Aus der Werkstatt Heinrich Hansjakobs, Freiburg 1964: Gregorius Pfaff, Waldarbeiter und Flößer (S. 165); Josef Allgeier, Waldarbeiter, Bergmann und Flößer (S. 185); Anton Jehle, Waldarbeiter und Flößer (S. 179). – Vgl. Anm. 82.
- 54 Stadtarchiv Schiltach (künftig: StASch) AS-2036: Stadt am 31.7.1873 an Bezirksamt Wolfach: „durch hierher abgesandten Königlichen Ungarischen Forstmeister mit den gedungenen Flößern ein Vertrag abgeschlossen“.
- 55 StASch Bü-277: Taufschein der reformierten Gemeinde Görgény, ausgestellt am 16.2.1874.
- 56 Ein Album über die Flößerei auf dem Görgény (ungar.)/Görgen (deutsch)/Gurghiu (rumän.) für die Pariser Weltausstellung 1900, beschrieben in: A Magyar Mezőgazdasági Múzeum Közleményei, Budapest 1994, S. 353.
- 57 Horst Theil: Die Anfänge der Holzindustrie im Mühlbachtal in Siebenbürgen, in: Astra Salvensis – revistă de istorie și cultura Anul I, nr. 2, Salva 2013, S. 65–72, hier S. 65.
- 58 Ebd., S. 68.
- 59 Totenbuch Schapbach 1873, S. 265, Nr. 37: 26.10.1873 „Saboesie“ (=Mühlbach) (Mitteilung J. Furtwängler).
- 60 StASch AS-2036: Schreiben vom 5.1.1876.
- 61 Ein österr. Gulden zu 100 Kreuzern wird mit einer Kaufkraft von 8,8 € angegeben: www.numismatikforum.de
- 62 So: Wollmann, Flößer (1) (wie Anm. 48), S. 22: „Es war die wirtschaftliche Not, die die Schiltacher Flößer zwang [...] auszuwandern“. – Aber: Die Grenzboten. Zeitschrift für Politik und Literatur 29 (1870), S. 372: „Daß einige Hundert Holzhauer und Flößer aus dem Murg- und Kinzigthale nach Siebenbürgen ausgewandert seien, weil Waldbesitzer ihnen enorme Hauer- und Flößerlöhne in Aussicht gestellt haben“. 1874 drohte an Wolf und Kinzig „allmählig ein Mangel an tüchtigen Arbeitern“, besonders an Flößern, „die auswärts sehr gesucht sind und sehr gut bezahlt werden.“ So sind 1869 durch Forstingenieur Pausinger „fünfzig Mann nach Siebenbürgen abgegangen, wo sie einen Taglohn von 2 fl. und freie Verköstigung erhalten“ (vgl. Centralblatt für das gesamte Forstwesen, Bd. 1, 1875, S. 253).
- 63 Chronik des Adolf Christoph Trautwein, StASch FRA-166, S. 170f.
- 64 Franz Schmider, Nachruf Johannes Brüstle, in: Die Ortenau 40 (1960), S. II. – Fautz (wie Anm. 53), S. 63.
- 65 Am 21.8.1873 berichtet Der Kinzigtäler, dass Schapbacher Flößer aufgrund der Cholera aus Siebenbürgen zurückkehrten. – 1873 starben dort an ihr: 17.7. Johann Nepomuk Schmid (*1826); 31.7. Andreas Armbruster (*1843); 7.8. Caspar Schmieder (*1823); 9.8. Eusebius Armbruster sen. (*1824); 15.8. Eusebius Weis (*1826); 26.10. vermutlich auch Karl Schmidt (*1819), alle von Schapbach. – An anderen Krankheiten starben 1873 die Schapbacher Eusebius Armbruster jun. (*1853)

- („Blattern“) und Jacob Dieterle (Toten- bzw. Familienbuch Schapbach, Mitteilungen Johannes Furtwängler). – Die Cholera forderte bis zum 1.9.1873 in Siebenbürgen 104000 Tote: Dorin-Joan Rus: Die Cholera-Epidemie des Jahres 1873 in Sächsisch-Regen, in: Spiegelungen 4/2012, S. 376–392.
- 66 Der Kinzigtäler vom 4.11.1873.
- 67 Hermannstädter Zeitung vereint mit dem Siebenbürger Boten vom 20. Juli 1871.
- 68 Einige Daten bietet: Statistische Daten aus den ungarischen Staatsforsten, mit Rücksicht auf den Holzhandel, zusammengestellt anlässlich der Wiener Weltausstellung, Budapest 1873.
- 69 Vgl. Karlsruher Zeitung vom 6.8.1871; Rotthaler Bote vom 13.8.1871. – Wohl beschrieb Karl Petraschek diesen Unfall (Dok. 11), doch nennt er 14 Opfer, die sonst nicht belegt sind (vgl. Anm. 139).
- 70 StASch, Gemeinderatsprotokolle XXVI Nr. 120, vom 3.2.1872.
- 71 Ihr Tod ist im Kirchenbuch nicht vermerkt: StASch Familienbuch II, fol. 39: Jakob Friedrich Arnold, geb. 3.5.1854; ebd., S. 18, Johann Georg Koch: geb. 8.8.1848. – A. Fischer weiß von zwei Toten, „zwei andere waren in größter Lebensgefahr, an den Hecken konnten sie sich noch festhalten und so ihr Leben retten“ (Dok. 7).
- 72 StASch AS-2036.
- 73 Staatliche Güter- und Fiskalverwaltung.
- 74 StASch AS-2036: Abschriftliche Mitteilung der Kaiserlich Deutschen Botschaft in Wien vom 14.12.1873 an Bezirksamt Wolfach. – Note der Königl. Ungar. Güter Direktion Klausenburg an Bürgermeisteramt Schiltach vom 6.12.1873: Bezugsberechtigt waren die Witwen Christina Trautwein (†1919) und Justina Staiger (†1921), die Kinder Maria, Ludwig, Samuel und Lukas Trautwein sowie Mathias, Johanna, Regina und Justina Staiger.
- 75 StASch: Familienbuch Schiltach II, fol. 194: *1838; verh. 1865 mit Anna Katharina Staiger; sechs Kinder.
- 76 StASch: Familienbuch Schiltach II, fol. 246: Johann Christian Arnold, Bürger und Flößer (1843–1898).
- 77 StASch AS-2036.
- 78 Landesarchiv Baden-Württemberg: Auswanderung aus Südwestdeutschland: www.auswanderer-bw.de. – Ph. Dieterle heiratete 1875 in Siebenbürgen den Flößer Wilhelm Waidele (*1850): Familienbuch Schapbach S. 577 (Mitteilung J. Furtwängler).
- 79 Der Kinzigtäler vom 13.3.1912. – Ebd. vom 22.2.1937.
- 80 Wie Anm. 55.
- 81 Mitteilung Bernd Armbruster, Wolfach/Quito.
- 82 Josef Groß, Waldarbeiter von Oberwolfach (1845-1929), und Karolina Faller hatten in Gaberu 1875 den Sohn Markus. – Xaver Schmider, Holzhauer und Strohecker von Kaltbrunn-Heubach (1833–1875), und Frau Brigitta wurde 1872 in Forstwald-Talja das Kind Johannes geboren. – Anton Jehle (St. Roman, 1835–1910, „Schultoni“) begleitete seine Frau Kunigunda (*1839 Ripoldsau). In Unterlallbach gebar sie 1873 Severin, 1874 Maria, die, wie die Mutter, bald verstarb (vgl. Anm. 52): Mitteilungen: Meinrad Oberfell, Oberwolfach. – Dem Flößer Konstantin Schmid (*1830 Schenkenzell) und seiner Frau Magdalena, geb. Kilgus, wurde 1875 in Sebeş die Tochter Albertina geboren; 1880 war Schmid wieder zurück. – Tobias Jehle (*1841), Gütler auf der Lay, verh. 1866, ging 1871 nach Siebenbürgen. – 1872 folgten Lorenz Armbruster und Jakob Harter II, ebenso Johann Baptist Schmider aus Kaltbrunn; er verheiratete sich in Siebenbürgen und kam nicht mehr zurück: Mitteilungen Willy Schoch aus dem Gemeindearchiv Schenkenzell.
- 83 Wie Anm. 50.
- 84 Zitiert nach Wollmann, Flößer, Teil 2 (wie Anm. 48), S. 54. – Das Tagebuch von Iacob Aloman befindet sich im Städtischen Museum/Muzeul Municipal Ioan Raica, Sebeş (Mitteilung Dr. Volker Wollmann, Obrigheim).
- 85 Oskar Hadbawnik: Die Zipser in der Bukowina, München 1986, S. 73.
- 86 Max Scheifele: Die Murgschifferschaft. Geschichte des Floßhandels, des Waldes und der Holzindustrie im Murgtal, Gernsbach 1988, S. 363.
- 87 Der Kinzigtäler vom 27.1.1885.

- 88 Ebd. vom 26.10.1880. – Wilhelm Dieterle (*1842 Schapbach) ging 1871 mit Frau Karolina geb. Heizmann (*1842 St. Roman) nach Siebenbürgen. In Görgény wurden die Kinder Johannes (*1873) und Karolina (*1875) getauft, hier starb 1880 die Ehefrau: Mitteilung M. Oberfell.
- 89 Szásrégen (ungar.)/Reghin (rumän.). – Totenbuch Schapbach 1873, S. 410, Nr. 24: Mitt. J. Furtwängler. – Josef Mäntele aus Kaltbrunn (*1850) zog 1873 nach Siebenbürgen, erwarb 1898 in Szásrégen die ungarische Staatsbürgerschaft, verheiratete sich und starb 1930: Mitteilung W. Schoch, Schenkenzell.
- 90 Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild, Bd. 16, Ungarn 6, Wien 1902, S. 302.
- 91 Josef Krausbeck: Das Wolfacher Heimatmuseum, in: Die Ortenau 50 (1970), S. 94–105, hier S. 99.
- 92 Ehemals im Besitz von Wilhelm Wolber, Schloßbergstr. – Vgl. Schiltach. Schwarzwaldstadt im Kinzigtal, Schiltach 1980, S. 326. – Original verschollen. – Identifizierungen durch Archivar Herbert Pfau (1920–2005).
- 93 Er arbeitete im Sommer als Flößer, im Winter als Messerschmied. 1872 heiratete er in Siebenbürgen Marie Engelmann von Röttenberg, Kind Anna 1873 in Görgény getauft (vgl. Anm. 55).
- 94 Wie Anm. 46.
- 95 Johannes Georg Christiani, Über die Waldarbeiterverhältnisse auf dem badischen Schwarzwald in Vergangenheit und Gegenwart, Karlsruhe 1894, S. 52. – In Siebenbürgen fielen sie noch in anderer Hinsicht auf: „Es soll einen eigenen Eindruck machen auf ein deutsches Gemüth, hoch oben im Gebirge an jedem Abend nach gethaner Arbeit von diesen Männern deutschen Gesang zu vernehmen. ‚Lieb Vaterland magst ruhig sein‘, so tönt es nun auch durch die uralten Wälder der siebenbürgischen Grenzgebirge“: Siebenbürgisch-Deutsches Wochenblatt vom 12.7.1871 (Hinweis von Bernd Armbruster).
- 96 Geschichte der Wolfbachflößerei, beschrieben von Hauptlehrer J. Hoffmann in Schapbach, im Auftrag des Bachvogts Bühler, in: Adolf Schmid: Schapbach im Wolfstal. Chronik einer Schwarzwaldgemeinde, Freiburg 1989, S. 307–310, hier S. 310.
- 97 Wie Anm. 56. – 1994 erwarb das Ungarische Landwirtschaftliche Museum in Budapest das Album.
- 98 Micklitz (wie Anm. 32), S. 51.
- 99 Der Kinzigtäler vom 20.12.1881: Spenderliste für einen verunglückten Jungen.
- 100 Neues Archiv für Geschichte, Staatenkunde, Literatur und Kunst, Jg. 1, Wien 1829, S. 277 f.
- 101 Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild, Bd. 6, Galizien, Wien 1898, S. 876 ff., wonach 1882 auf den Flüssen Galiziens Regulierungsarbeiten „zum Zwecke der Flößbarmachung“ anstanden.
- 102 Sippenbuch (wie Anm. 1), Nr. 565. – Die deutschstämmige Bevölkerung im ehem. Galizien 1750–1940 Ortsfamilienbuch Demnia Wyzna (Skole) 1809–1897 nach Unterlagen der Genealogischen Forschungsstelle der Galiziendeutschen, bearb. von Manfred Daum, Stand 23.11.2015, Nr. 266; Nr. 40. – <http://www.galiziengermansdescendants.org>: Demnia Wyzna (Skole) 1809–1897 Familybook Index. – Hinweis von Bernd Armbruster.
- 103 Harter, Flößer (wie Anm. 5), S. 47. – Vgl. Hans Harter: „Abraham Koch, Flößereiverwalter in Skole.“ – Schiltacher Flößer in Österreichisch-Galizien, in: Mitteilungsblatt der Deutschen Flößereivereingung 23 (2016).
- 104 Wie Anm. 86.
- 105 „Südtiroler Volksblatt“ vom 10.3.1866. – Abb. bei Wiesbauer (wie Anm. 5), S. 61. – Leicht gekürzt.
- 106 Lebenslauf eines Waldarbeiters von der Wiege bis zum 70. Lebensjahr, in: Schmid (wie Anm. 96), S. 548–553, hier S. 551 f. – Leicht gekürzt.
- 107 Ediert: Hans Harter: Der Schiltacher Schiffer Adolf Christoph Trautwein schreibt seinem Sohn Wilhelm (1871), in: Die Ortenau 93 (2013), S. 169–174, hier S. 172 f.
- 108 Bäcker im oberen Stättle (Schloßbergstr. 1) war Christian Koch (1815–1874). Sein Sohn Johann Georg kam 1871 auf dem Aranyos ums Leben (Dok. 4).
- 109 StA Wolfach.
- 110 richtig: Staatsdomänen.
- 111 Aranyos (ungarisch)/Arieş (rumänisch): 164 km lang, mündet in den Marosch.

- 112 Maros (ungar.)/Mieresch oder Marosch (deutsch)/Mureş (rumän.): 766 km lang, mündet in die Theiß.
- 113 Torda (ungar.)/Turda (rumän.): am Aranyos, 1850 ca. 8750 Einwohner, hauptsächlich Ungarn.
- 114 *1833 Kaltbrunn; 1861 Heirat mit Antonie Heizmann; 1861–1875 acht Kinder; das siebte Kind 1873 geboren, so dass er damals wieder zu Hause war; nach 1880 in die USA ausgewandert.
- 115 Schmid war 1881–1889 Abgeordneter der Zweiten Kammer in Karlsruhe. – Der vierseitige Brief kam von Forstrat Hubert Mäntele (Kaltbrunn, später Elzach) in den Besitz von Forstamtmann Holger Wöhrle, Schiltach.
- 116 Valemare, Försterei, zum Forstamt Topánfalva gehörig (vgl. Anm. 117).
- 117 Topánfalva (ungar.)/Topesdorf (deutsch)/Câmpeni (rumän.): am Aranyos; um 1900 ca. 2500 Einwohner, überwiegend Rumänen; Forstamt für 41 932 Joch „ärarischer Wälder“: Monarchie Bd. 16 (wie Anm. 90), S. 208.
- 118 ungarische Schafrasse.
- 119 Biştra (deutsch)/Bisztra (ungar.)/Bistra (rumän.): bei Topánfalva, „wo der Biştrabach das Holz der Staatsforste in den Aranyos hinabschwemmt“: Monarchie Bd. 16 (wie Anm. 90), S. 208.
- 120 Wohl: Torda/Thorenburg (vgl. Anm. 113).
- 121 Wort fehlt (Papier durchlöchert).
- 122 Totenbuch Pfarrei Schapbach 1871, S. 233, Nr. 42: Josef Dreher am 1.9.1871 in Albak gestorben, 4.9. in Topánfalva begraben (Mitt. J. Furtwängler). – Albák (ungar.)/Albac (rumän.), am Albác und Großen Aranyos.
- 123 StASch AS-2436. – Ebd., Familienbuch Schiltach II, fol. 136: Matthias Arnold, Bürger und Flößer (1832–1893); 1860 Heirat mit Elisabetha Fieser (*1833).
- 124 Száß (ungar.)/Mühlbach (deutsch)/Sebeş (rumän.): nahe der Mündung des Mühlbach in den Marosch.
- 125 Um 1925. – Abschrift: StASch Bü-277. – Vgl. Harter, Flößerstadt (wie Anm. 2), S. 58–65. – Gekürzt.
- 126 Vgl. Anm. 117.
- 127 Abrudbánya (ungar.)/Großschlatten (deutsch)/Abrud (rumän.).
- 128 Vgl. Dok. 4, wonach im Juli 1871 vier Schiltacher ums Leben kamen. – Vgl. Anm. 71.
- 129 Vgl. Anm. 122 und 116.
- 130 Thorenburg (vgl. Anm. 113).
- 131 In: Allgemeine Forst- und Jagdzeitung NF 74 (1898), S. 274–279 (anonym), (gekürzt).
- 132 Franz Xaver von Pausinger (1839–1915), österreichischer Jagd- und Tiermaler. – Sein Bruder Josef war Forsttaxator im Ministerium in Budapest, später Leiter der Staatsforsten am Görgény.
- 133 „Spannen“ = Aufstauen des Wassers.
- 134 Albert Amlacher: Wanderungen im Mühlbachgebirge, in: Jahrbuch des Siebenbürgischen Karpathen-Vereins 9 (1889), S. 27–60, hier S. 50–52; 56 (gekürzt).
- 135 In den 1870er Jahren Oberförster im Forst- und Domänenbezirk Topánfalva (vgl. Anm. 136, S. 38).
- 136 Aus dem oberen Aranyos-Gebiete und dem siebenbürgischen Teile des Bihar-Gebirges, in: Jahrbuch des Siebenbürgischen Karpathenvereins 24 (1904), S. 24–45, hier S. 38–42 (Auszüge).
- 137 Manipulation: Holztrieb.
- 138 1846–1928, bedeutender österreichischer Forstmann. 1870/71 im königl.-ungar. Staatsforstdienst an der „wirtschaftlichen Erschließung der Nadelholz-Urwälder Siebenbürgens“ beteiligt: Österreichisches Biographisches Lexikon und biographische Dokumentation. Bd. 8, Wien 1979, S. 2.
- 139 In: Wiener Allgemeine Forst- und Jagdzeitung vom 15.8.1930. – Der Beitrag kam aus dem Nachlass zum Abdruck. – Gekürzt. – Der hier beschriebene Unfall meint wahrscheinlich den vom 25./26. Juli 1871 auf dem Aranyos, der aber nicht 14, sondern wohl vier Schiltacher Flößern das Leben kostete (vgl. Dok. 4).
- 140 Muss „70er Jahre“ heißen.

Schanzen im Kinzigtal*

Hans-Jochen Schuck

Die Schanzen in unserer Gegend sind häufig Teil eines größeren, verzweigten Schutz- und Verteidigungssystems gewesen, das sich früher über den Schwarzwald zog. Es sollte verhindern, dass der Gegner aus dem Rheintal durch die Gebirgstäler vordringend die beherrschenden Höhen, Kämme und Pässe besetzte. Sieht man von einem einfachen Erdwerk ab, 1610 bei Haslach dokumentiert, wurden größere Schanzen zu Beginn des 30-jährigen Krieges meist in quadratischer Form angelegt. Seinen Höhepunkt erreichte der Schanzenbau gegen Ende des 17., Anfang des 18. Jahrhunderts (Barockschanzen) und wurde aufgrund fortschreitender Kriegstechnik mit Ende der Napoleonischen Ära in alter Form nicht weitergeführt. Aber erinnern wir uns: Der römische Limes war ein Vorgänger, und was einst aus Holz und Erde bestand, wurde im 2. Weltkrieg durch Beton und Stahl ersetzt; der „uneinnehmbare“ Westwall, heute eine in Teilen unter Denkmalschutz stehende, gesprengte Bunkerlinie. Die einmal angelegten Schanzen mussten im Lauf ihrer Geschichte ständig verstärkt, ausgebessert und erneuert werden – sofern der siegreiche Gegner die Erdanlagen nicht einebnete, wie etwa die Stollhofener Linien 1708.

Historisch unterscheidet man zwei Hauptverteidigungslinien im Schwarzwald:

1. Eine ältere Linie, die vom Hochrhein bei Säckingen beginnend über die Hirschlach- und die bekannten, besterhaltenen Prechtaler Schanzen ins Kinzigtal bei Hausach führt und dann über die Kinzig bis zum Kniebis reicht.
2. Eine jüngere Linie beginnt am Feldberg, zieht nahe des Karlsteins vorbei zur Rehhalde, dort rechtwinklig ab zum Hornberger Schloss, dann das Gutachtal querend über die Markgrafenschanze, Schondelhöhe und den Liefersberg runter nach Hausach und über die Kinzig und St. Roman zum Kniebis.

* Anlässlich einer Wanderung des Historischen Vereins Gengenbach zu der Schanze bei Strohbach führte der Verfasser in die Thematik ein.

Beide Linien liefen auf den Kniebis zu zum Schutz der wichtigen, historischen Straße von Straßburg durch das Renchtal ins Schwäbische. Auf dem höchsten Punkt, in der Nähe von Zuflucht und Roßbühl, sind auf der Karte 1:25 000 drei große Schanzen eingetragen: Schwedenschanze und Schwabenschanze noch mit Blockhaus (auch Röschenschanze genannt nach ihrem Erbauer Major Rösch). Südöstlich davon die bekannteste, die Alexanderschanze, benannt nach dem Württembergischen Herzog Alexander, der sie 1734/35 bauen bzw. verstärken ließ. Genau auf dieser Linie verliefen auch die Bunker des 2. Weltkriegs. Die Schanzen bei Hausach, mindestens vier, spielten eine wichtige, strategische Rolle; sie wurden sogar noch 1815 erneuert. Die Verschanzungen hingen mit Burg Husen und der Einmündung des Gutachtals ins Kinzigtal zusammen. Die häufig gebrauchte und in Karten zu findende Benennung „Schwedenschanze“ wurde nach dem 30-jährigen Krieg allgemein für alle Schanzen verwendet, auch für viel später errichtete, als die Schweden längst das Land verlassen hatten.

Als großer Förderer eines systematischen Schanzenbaus gilt der kaiserliche Feldherr Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden-Baden, genannt der „Türkenlouis“ (1655–1703). Die Schwäche der meisten Schanzen war ihre Isolation im Gelände. Eine lückenlose, durchgehende Linie – wie vom Türkenlouis angestrebt – war viel zu aufwendig und konnte es durch das Gebirge über eine Länge bis zu 200 km nicht geben. Errichtet wurden die Schanzen einst als Wallanlage mit Brustwehr (bis zu vier Meter hoch) und davor liegendem, durchgehendem, tiefem Graben. Vor diesem ein etwa 100m breiter Holzverhau mit dem krakeligen Astgewirr gefälltter Bäume nach außen. An kritischen Stellen dazu ein Erdberg, viereckig oder sternförmig (Viereckschanze oder Sternschanze), mit Fallen, Palisaden und Dornengestrüpp verstärkt – bei etwas größeren Dimensionen „Redoute“ genannt. Schanzen bestanden aus Naturmaterial, das nach gewisser Zeit verrottete und ersetzt werden musste. Diese ständige Ausbesserung und Erneuerung war Aufgabe der Bauern. Inwieweit die Schanzen bei uns, im vorderen Kinzigtal, als sogenannte „Vorwerke“ mit den genannten Hauptlinien flussaufwärts in Verbindung standen, bleibt Spekulation, wie auch die Frage, ob die Prechtaler Schanzen auf 800m Höhe und die Strohbacher Schanze in einer Linie gedacht werden müssen. In diesem Zusammenhang ist aber eines klar: Die Schanzen auf dem 615m hohen Spitztannenbergr bei Gengenbach haben mit den Verteidigungslinien des Türkenlouis nichts zu tun, sie stammen aus viel früherer Zeit und warten noch auf genauere Erforschung.

Zwei Schanzenlinien haben unseren Raum berührt. Eine führte von Ohlsbach/Ortenberg aus entlang der Kinzig zur Festung Kehl. Einige Ortenberger und Ohlsbacher Flurnamen mit dem Wortteil „Schanz...“ könnten darauf hindeuten. Allerdings wurde sie schneller als erwartet dem Erdboden gleichgemacht, nämlich schon 1703, als die Franzosen Kehl eingenommen hatten. Die andere, noch gut am Boden zu verfolgende Linie, in der Literatur „vorderer Kinzigtalwall“ genannt, könnte auch in Ohlsbach begonnen haben. Hier ist rechts der Kinzig über dem Steinbruch im Gewann „Schlauch“ eine Viereckschanze im Boden ausgebildet und in einer alten Karte vermerkt. Heimatfreunde haben kürzlich eine Bank zur Erinnerung aufgestellt. Die Fortführung dieser Linie über die Kinzig hinweg ist historisch gesichert, nämlich mit der Schanze bei Strohbach („Auf der Schanz“, 385 m). Von hier zieht sich ein tiefer Graben zu einer zweiten Schanze („Schanzenreste“, 260 m). Die Fortsetzung verläuft durch die Kinzigaue und jenseits des Flusses hoch zur bekannten Paulischanz mit Schutzhütte zwischen Bergach und Schönberg. Von hier knapp 1000 m östlich zum Roßgrabeneck, dann nach Norden abbiegend zum Reig („Aufm Schänzle“) und weiter auf dem Wenkweg zum Hochkopf. Auf der Karte ist der Abschnitt zwischen Reig und Hochkopfhütte, etwa 2,5 km, mit „Schanzen“ bezeichnet.

Schauen wir über unsere engere Heimat hinaus, sind die Stollhofener Linien zwischen Stollhofen (heute Teil von Rheinmünster) und Brühl, die schmalste Stelle Badens, zu erwähnen. Diese durchgehende Verteidigungslinie war vom Türkenlouis nach damals neuestem Stand der Technik gegen einen Einmarsch der Franzosen angelegt worden; das Vorgelände konnte überschwemmt werden, die Erdbauten über fast 20 km Länge galten als uneinnehmbar. Sie widerstanden auch ersten Angriffen, bis sie im Mai 1707 von General Villars durch Verrat der schwächsten Stelle in der Linie überrannt wurden. Nach der Einnahme ließ der Sieger die Wälle und Schanzen durch im weiten Umkreis rekrutierte Bauern (es sollen 4000 gewesen sein) wieder einebnen. Zum Bau der Schanzen wurde die gesamte Landbevölkerung im Frondienst herangezogen; zum Schanzen verurteilte Delinquenten mussten hier ihre Strafe abarbeiten. Da die Verpflegung schlecht war und der Lohn oft ausblieb, liefen die Arbeiter in Scharen davon und wurden mit Gewalt zurückgebracht. Im Ernstfall wurden die Schanzen normalerweise nicht mit ausgebildeten, erfahrenen Soldaten besetzt, sondern mit Landvolk, das beim Läuten der Sturmglocke in die Stellungen einrücken musste, so bestimmte es die Land-

sturmordnung von 1702. Die Verteidiger waren schlecht ausgerüstet und im Kriegshandwerk unerfahren – so eine Art zusammengewürfelter Volkssturm wie in den letzten Wochen des 2. Weltkrieges. Es war deshalb kein Wunder, dass die Linien häufig schon im ersten Sturmloch überrannt wurden. Im Gegensatz zu den Burgen, Vesten und den mit Mauern umwehrten Städten war die Schutzfunktion der meist isolierten Schanzen im freien Gelände praktisch gleich Null.

Wallfahrtswege

Johannes Werner

*So kommt nun alle von nah und fern
Von Stadt und Land hierher,
Die Gnade wirkt an diesem Ort ...*

Oberdörfer Wallfahrtslied

Dem Wallfahrtswesen, und nicht nur dem christlichen, liegt der Glaube zugrunde, dass Gnade an bestimmte Orte gebunden und nur an ihnen zu gewinnen sei; an Orte, an denen Wunder geschahen und die sich selber einem Wunder verdankten (oder über besonders wirksame Reliquien verfügten). Und der Glaube, dass man diese Gnade nur dadurch gewann, dass man einen weiten oder wenigstens schweren, beschwerlichen Weg auf sich nahm.¹

Orte

In Mittelbaden gab und gibt es viele solcher Orte; oder, um das Thema etwas genauer zu fassen, in der ehemaligen Markgrafschaft Baden-Baden, die sich (anders als die von Baden-Durlach) im Jahre 1622 der katholischen Konfession anschloss, vielmehr ihr wieder angeschlossen wurde: cuius regio, eius religio. Nun wurde, vor allem mithilfe der ins Land gerufenen Jesuiten, eine regelrechte Rekatholisierung in Gang gesetzt, und sie bezog auch die Wallfahrtsorte ein, die, ungeachtet ihres oft hohen Alters, durch das lange religiöse Hin und Her in Vergessenheit oder Verfall geraten waren.² Von einigen wird hier die Rede sein.

Markgraf Wilhelm stiftete den Jesuiten ein Kolleg in Ettlingen, dem er Maria Bickesheim bei Durmersheim, und ein weiteres in Baden-Baden, dem er Maria Linden bei Ottersweier anvertraute. Und – so schrieb einer von ihnen – „gleichwie nach verflossenem Winter die Bäume wiederum ausschlagen, und die gesamte Natur gleichsam neu geboren wird, also finge der vorige Eifer wiederum an fröhlichst zu grünen“³.

Nun strömten die Pilger wieder in großer Zahl herbei. Sie kamen nach Maria Bickesheim etwa aus Au am Rhein, Bietigheim, Durmersheim, Forchheim, Mörsch, Muggensturm, Neu-

burgweier, Ötigheim, Würmersheim, auch aus Ettlingen, Ettlingenweier, Malsch, Schöllbronn, Stupferich, aus Bulach, Daxlanden, ja sogar aus Lauterburg; nach Maria Linden kamen sie aus Altschweier, Bühl, Bühlertal, Eisental, Greffern, Hügelsheim, Kappelwindeck, Lauf, Moos, Neusatz, Neuweier, Ottersweier, Sasbach, Sasbachwalden, Schwarzach, Söllingen, Steinbach, Stollhofen, Ulm, Unzhurst, Waldsteg und auch aus Baden-Baden. Selbst die markgräfliche Familie stellte sich an beiden Orten öfter ein und ließ es nicht an Zuwendungen fehlen. Augusta Sibylla, die Gattin des Türkenlouis, überschritt sogar die Grenzen ihres Ländchens und fuhr nach Waghäusel, nach Triberg und am häufigsten nach Einsiedeln in der Schweiz, das sie so sehr liebte, dass sie die dortige Kapelle samt Gnadenbild erst in Schlackenwerth und dann in Rastatt nachbauen ließ.

Doch bald musste sich Maria Bickesheim einer so unerwarteten wie unerwünschten Konkurrenz erwehren. Im Bericht der Jesuiten über das Jahr 1742 heißt es: „Die Kapelle in Moosbronn, einem Filial der Pfarrei Völkersbach, wurde schon vom letzten Jahre an viel besucht; den Anlaß dazu gaben einige herumziehende Weiblein von minder gutem Rufe; sie streuten aus, sie seien dort von teuflischer Besessenheit und anderen Zaubereien, die sie erheuchelten, geheilt worden; sie fügten noch bei, Gott und die seligste Jungfrau hätten wegen vorgefallener, schwerer Verbrechen den Wallfahrtsort Bickesheim verlassen und hätten nunmehr Moosbronn auserwählt, um dort ihre Gnaden auszuteilen.“⁴⁴

Man darf diesen Glauben wohl einen Aberglauben nennen; insofern er nämlich darauf beruht, dass ein Gnadenbild wirklicher sei als ein anderes, wo es doch nur ein Bild, und zwar eines von vielen, und nicht die einzig gemeinte Gestalt selber ist. Diesem Aberglauben hat sogar noch Conrad Gröber, Erzbischof von Freiburg, Vorschub geleistet, als er schrieb: „Die Muttergottes von Todtmoos darf alles wissen, ob's Freud ist oder Leid. Was der verschlossene Schwarzwälder sonst allen verschließt, ihr gibt er es kund. Wie schwer ging schon mancher den Kirchberg hinauf, und wie erleichtert und froh schritt er nachher hinab. Die Muttergottes von Todtmoos lässt niemanden trostlos. Darum hängt auch das Volk so kindlich an ihr und weiht ihr Wachsstöcke und Kerzen.“⁴⁵

Aus dem Wettstreit mit Moosbronn ging Bickesheim weitgehend unbeschadet hervor. „Die seligste Jungfrau fuhr fort, von unserer Kirche in Bickesheim aus, einem draußen und einsam gelegenen Orte, wie von hoher Warte aus auf ihre Schutzbefohlenen und auf das ganze weite Land in Gnaden herabzublicken. Bei ihrem Gnadenbilde, einem sicheren Troste für die Armen

und Zufluchtsorte für alle Bedrückten, pflegen zahllose in hoffnungslosen Anliegen die ersehnte Hilfe zu finden.“⁶ Und auch Maria Linden blühte wieder auf. Einmal kamen 6000 Wallfahrer her, um ein Ende des Dauerregens zu erleben, damit die Herbstausaat ausgebracht werden könne, und noch während der Predigt im Freien hörte der Regen auf. Ein andermal wird berichtet, dass die Predigt vor 7000 Zuhörern stattfand. Der dortige Chronist schloss 1775 seinen Bericht mit den Worten: „Wie viele Menschen allda in ihren geistlichen und leiblichen Anliegen Erleichterung gefunden und noch täglich antreffen, wie viele Hilfe in ihrer Armuth, Trost in ihren Betrübnissen, Stärke in den Versuchungen, Errettung in großen Gefahren, Genesung in schweren Krankheiten, Erleichterung im Kreuz, Schutz in Verfolgungen, Linderung in den Aengsten, Verzeihung ihrer Sünden durch die Fürbitte der wunderbaren Mutter Gottes erhalten haben ... Das ist Gott dem Herrn allein bekannt.“⁷

Es gab kleine Wallfahrtsorte von lediglich lokaler oder regionaler Bedeutung und große, die weithin wirkten. Wie Heinrich Hansjakob noch wusste, zogen die Elsässer zum Heiligen Brunnen im Urenwald bei Haslach; hingegen begaben sich die Haslacher, und die Kinzigtäler überhaupt, auf den Hörnleberg, auf den Kreuzberg in Hausach, zur Schlosskapelle und zur Jakobskapelle in Wolfach, nach St. Roman, nach Schnellingern und nach Wittichen, nach Biberach und natürlich nach Triberg zur „Maria in der Tanne“ und nach Zell zur „Maria zu den Ketten“.⁸ Nach Zell zog man auch aus Ober- und Unterharmersbach, Entersbach, Nordrach und Biberach, ja selbst aus dem Elsass und aus Lothringen.⁹

Wenn auch hier nur von einigen der alten Wallfahrtsorte die Rede sein sollte, seien die anderen doch wenigstens genannt: nämlich Au am Rhein, Baden-Oos, Ettenheim, Ettenheimmünster, Gengenbach, Haslach, Kuhbach, Lauf, Lautenbach, Müllen, Nesselried, Nußbach, Oberachern, Ortenberg, Sandweier, Schapbach, Schwarzach, Schweighausen und Urloffen. Viele, oft durch Wegkreuze und Bildstöcke bezeichnete Wege führten zu ihnen hin. Andere Wege führten durch das Land hindurch und aus ihm hinaus, etwa nach Einsiedeln, wo sich auch diejenigen sammelten, die nach Santiago de Compostela weiterpilgerten.

Wege

Es genügte also nicht, die Gnade dort, wo man sich ohnehin befand, zu erbitten und zu erbeten; sie war, wie schon gesagt, scheinbar an einen Ort gebunden, den man aufsuchen musste.

„In jedem Mai, an einem Sonntag sehr zeitig in der Früh, traf man sich zum Abmarsch vor der Kirche. Der Geistliche und die Ministranten zogen mit Fahnen und Gebetbüchern vorweg. Männer, Frauen und Kinder gingen aufgeteilt in geschlossenen Gruppen hinterher. Man hatte das Gebetbuch dabei, den Rosenkranz und in der Tasche, die man sonst zum Einkaufen benutzte, eine Vesper und eine Sprudelflasche voll Kaffee oder Tee. Die jüngeren Kinder trugen kleine Tornister und gingen mit ihren Müttern in den Reihen der Frauen. – Mit Gebet und Gesang zogen wir aus dem Dorf hinaus, auf Wegen zwischen blühenden Wiesen, an einem Waldsaum entlang, hinauf durch einen Hohlweg, durch eines der kleinen Nester, die damals weder Bus- noch Bahnverbindung hatten, und wieder hinaus aufs Feld und durch die Wälder, meist leicht bergauf. Man betete Gesetzchen vom Rosenkranz und sang Lieder, vor allem Marienlieder.“¹⁰

Auf diese Weise zog man, noch um 1950, von Muggensturm nach Moosbronn. Dass es sich hier nicht um eine Bitt-, sondern um eine Dankprozession handelte, spielt keine Rolle, im Gegenteil; wo Bitten gewährt worden waren, mochten auch weitere gewährt werden – aber nur, wenn man sich, indem man sich bemühte, würdig erwies.

„Im Tal jenseits lag die Kirche, das Ziel unserer Wallfahrt. Doch zuvor mußte ‚der Schmerzensbuckel‘ erklommen werden, so wurde der Hang genannt, der hinaufführte. Es war ein beschwerlicher Aufstieg, das Gelände war uneben und mit schweren Gesteinsbrocken übersät. Es gab alte Frauen, die bis ins hohe Alter an ihrem geleisteten Gelübde festhielten, sie klammerten sich an den Steinen fest und hielten Ausschau nach dem nächsten festen Halt. Ich sah auch Frauen, die unten einen schweren Stein aufhoben und ihn, in ihre Armbeuge gegen den Körper gepreßt, mit nach oben schleppten. Diese Buße legten sie sich freiwillig auf, um ihre Sünden abzarbeiten.“¹¹

Zuweilen zählte, wie es scheint, der Weg mehr als das Ziel; so auch um 1860 und in der Offenburger Gegend. „Die gemeinsame Kirche der Gemeinden Rammersweier, Zell-Weierbach und Fessenbach, genannt der Weingarten, liegt einsam in den Weinbergen. Steinige und steigende Wege führen von jedem der vier Dörfer dahin. Diese ‚Bußwege‘ wurden damals fleißig begangen, um die Not fortzubeten.“¹² Schon der Held von Grimmelshausens berühmtem Roman wallfahrtete nach Einsiedeln „zu Fuß und dazu auf Erbsen“¹³, die er in die Schuhe tat. (Aber da ihn die Füße bald sehr schmerzten, kochte er die Erbsen und ging auf ihnen dann viel leichter weiter.) Und von

Maria Anna, der Gattin des Markgrafen Ludwig Georg von Baden, wird berichtet, dass sie einmal „den etwa dreistündigen Weg von Ettlingen nach Bickesheim zu Fuß zurücklegte“¹⁴, wo doch ihresgleichen sonst komfortabel in der Kutsche vorfuhr. Wahrscheinlich wollte sie auf diese Weise den ersehnten Erben erwirken, der sich dann aber doch nicht einstellte. Die katholische Linie der Markgrafen von Baden-Baden starb 1771 aus.

Eine Wallfahrt war, recht verstanden, keine Fahrt, sondern ein Gang. Wer in späteren Zeiten ein Auto benutzte, verhielt sich „eigentlich (...) nicht recht“¹⁵, wie es anlässlich einer Wallfahrt nach Walldürn heißt, die Hans Bender, der spätere Schriftsteller, um 1930 mit seinen Eltern unternahm. „Wallfahrer mit dem Auto – das gilt nicht“¹⁶. Dass das Auto auf dem Rückweg seinen Dienst versagte, schien diese Meinung nur zu bestätigen. „Die andern Pilger gehen zu Fuß. Aus Trier, aus Fulda, aus Würzburg und Köln kommen sie zu Fuß.“¹⁷ Bender kam nur aus Mühlhausen im Kraichgau.

Und für die, die es selbst nicht schafften, sprangen die sogenannten Wallfahrtsweiber ein. „Hatte der Bauer irgendein Gebrechen, war er krank, wollte die Kuh nicht kalben oder blieb sein Erbe aus, so versprach er sich zum Sankt Wendel, nach Maria-Zell, auf den Odilienberg, nach Walldürn und Einsiedeln. Später kam sogar Lourdes in Mode. Zur Ausführung der Gelübde mangelte es bei den Bauern meist an Zeit. Da übernahmen diese Weiber, mit dürftigem Zehrgeld und allerlei Proviant versehen, den Bußgang mit all seinen vielen Rosenkränzen und Vaterunsern. Es gab Mütterchen, die hundertmal in Einsiedeln gewesen waren.“¹⁸ (Und die auf diese Weise rund 50000 km zurückgelegt hatten – auf oft schlechten Wegen und natürlich zu Fuß.) Hansjakob hat denselben Brauch mit nahezu denselben Worten beschrieben und hinzugefügt: „Ich habe in meinem langen Leben viele solcher Leute gekannt – es sind meist Weibsleute, die männlichen sind noch weniger werth – aber alle waren Betschwestern im schlimmsten Sinne des Wortes, geschwätzig, vorlaut, krakehlend und rechte Wallfahrer belästigend. In Hasle nannte man sie bezeichnend ‚Wallfahrts-Rätschen‘“¹⁹

Begleiterscheinungen

Bis weit ins 19. Jahrhundert hinein und auch in Deutschland galt, was Friedrich Engels auf einer Wanderung in Frankreich notierte: „Die Isolierung des Bauern auf ein abgelegenes Dorf mit einer wenig zahlreichen, nur mit den Generationen wechselnden Bevölkerung, die anstrengende, einförmige Arbeit, die

ihn mehr als alle Leibeigenschaft an die Scholle bindet und die vom Vater auf den Sohn stets dieselbe bleibt, die Stabilität und Einförmigkeit aller Lebensverhältnisse, die Beschränkung, in der die Familie das wichtigste, entscheidendste gesellschaftliche Verhältnis für ihn wird – alles das reduziert den Gesichtskreis des Bauern auf die engsten Grenzen, die in der modernen Gesellschaft überhaupt möglich sind.“²⁰ Da war dann die Wallfahrt eine, wenn nicht sogar die einzige Gelegenheit, diese engen Grenzen zu überschreiten, andere Orte und andere Menschen kennenzulernen.

Joseph Belli hat eine Wallfahrt beschrieben, die wiederum um 1860 von Rammersweier ausging: „Da wallte man an den Muttergottestagen fünf Stunden am Harmersbach nach Mariazell. Das war für uns eine große Wanderung, die Sitten und Gebräuche im schönen Kinzigtal kamen uns schon fremdländisch vor. Unter schattigen Nußbäumen ruhten wir uns von den Anstrengungen des Betens aus, dann entfaltete sich bei den Großen oft ein recht weltliches Treiben. In Zell selbst mußten die frommen Waller mit Massenquartieren vorlieb nehmen. Ringsum an den Wänden und in der Mitte lagen die Strohsäcke im großen Tanzsaal des ‚Bären‘. Hier lag das Völklein kunterbunt durcheinander.“²¹ Wenn dann im Dunkeln etwas geschah, was sich zu dem frommen Anlass nicht schickte, dann „erhob sich Ferdinand der Zimmermann. In den finsternen Saal hinein erscholl seine Stimme, die harte Strafpredigt weckte auch die unschuldigen Schläfer.“²² (Im 52. Band von Zedlers ‚Universal-Lexikon‘, der 1747 gedruckt wurde, heißt es über die Wallfahrten, dass sie „mit mancherlei Gefahr und Gelegenheit zur Sünde verknüpfet“²³ seien, und diese Warnung stammt schon von einem Kirchenvater aus dem 4. Jahrhundert.²⁴) Dass am nächsten Morgen jeder nach draußen drängte, weil er „zuerst in der Kirche am Beichtstuhl seiner Sünden ledig werden“²⁵ wollte, hatte aber eher damit zu tun, dass er sich auf diese Weise seinem Ortspfarrer entziehen konnte.

Die Wallfahrer, die einzeln oder in ganzen Gruppen und in hellen Scharen kamen, wollten freilich nicht nur beten und singen, sondern auch essen und trinken und, wenn sie von weither kamen, auch irgendwo übernachten, und wenn es, wie erwähnt, nur auf irgendeinem rasch hergerichteten Strohlager war. Auch spendeten oder stifteten sie etwas, und sie kauften ein Andenken für sich oder ein Mitbringsel für die Daheimgebliebenen: Kerzen, Bilder, Medaillen, Rosenkränze. Damit stellten die Wallfahrten einen bedeutenden Wirtschaftsfaktor dar; davon erzählen an den genannten Orten noch die Kir-

chen, die ja für die Ortsgemeinden selber viel zu groß gewesen wären, und die Gasthäuser. (Schon eines der ältesten deutschen, aus dem 16. Jahrhundert überlieferten Sprichwörter sagt: „Wo vnser Herr Got ein Kyrchen hyn bawet, da Bawet der Teuffel auch ein wirtßhaus darneben.“²⁶) Moosbronn hatte noch um 1800, als die Wallfahrt schon ein halbes Jahrhundert lang bestand, zwar nur 17 Einwohner in acht Häusern, aber eben die große Kirche und zwei Gastwirtschaften, den „Hirsch“ und den „Strauß“, gleich gegenüber²⁷; und nach dem nahen Mittelberg, wo die berüchtigten, immer durstigen Glasmacher wohnten und wo es vier nicht zugelassene Wirtschaften gab – nach Mittelberg also „kamen an den Wallfahrtstagen und an Kirchweih junge Leute aus Moosbronn, welche sich mit Spielen, Tanzen und Kegeln belustigten“²⁸. Die Moosbronner hatten, wie ein zeitgenössisches Lexikon betont, „durch die hiesige Wallfahrtskirche zur schmerzhaften Maria, die selbst von Ausländern stark besucht wird, einen ansehnlichen Verdienst“²⁹. (Unter diesen „Ausländern“ werden wohl Württemberger zu verstehen sein; die badisch-württembergische Grenze verlief damals und noch lange mitten durch Moosbronn.) In Bickesheim fanden drei Märkte statt, nämlich zunächst an Mariä Verkündigung, Mariä Himmelfahrt und Mariä Geburt, und immer gleich im Anschluss an den Wallfahrtsgottesdienst; aber Augusta Sibylla glaubte, dass es dort nicht so zuring, „wie man’s vor Gott verantworten kann“³⁰, und deshalb verlegte ihr Sohn August Georg die Märkte auf die Dienstage nach den Festen. Sie zogen dann wieder Kaufleute und Käufer an.

Es versteht sich daher ganz von selbst, dass die Wallfahrtsorte auch miteinander wetteiferten, indem sie sich ihrer jeweiligen Wirksamkeit rühmten. So gaben die Jesuiten von Ettlilingen im Jahre 1747 ein Büchlein heraus, das, im Hinblick auf Moosbronn, auf rund 80 Seiten die in Bickesheim geschehenen Wundertaten aufzählte.³¹ Die, deren Bitten erhört worden waren, brachten ihren Dank mit einer Votivtafel oder -gabe zum Ausdruck, die dann in der Kirche hing. Dort mochten dann auch die nicht mehr benötigten Krücken hängen – oder, wie in Zell, die Ketten, von denen ein frommer, in türkische Gefangenschaft geratener Schmiedegeselle auf wunderbare Weise befreit worden war. Gelegentlich konnten besondere Ablässe gewonnen werden. Die Triberger erwarben, um den Ruhm ihrer Wallfahrt zu steigern, 1751 die Reliquien der hl. Serena, und die Schwarzacher Benediktiner schon 1653 die der hl. Rufina, um eine solche Wallfahrt erst zu begründen, was ihnen dann aber doch nicht recht gelang.



Ein Wegweiser

An einer Hausecke in Ettlingen (Kronenstraße/Seminarstraße) befindet sich noch heute das Relief einer Figur, von der immer wieder behauptet wurde, dass sie einen Mönch, nämlich einen Kapuziner darstelle, der auf die Jesuitenkirche hinweise³²; doch schon das Schriftbild der Beischrift ‚hic‘ datiert diese Figur in eine Zeit zurück, in der es hier noch keine Kapuziner und noch keine Jesuiten gab. In Wirklichkeit handelt es sich um einen mittelalterlichen Pilger mit entsprechendem Kleid und Stab³³ und um einen Hinweis auf das für seinesgleichen zuständige, alte Spital. Diese Figur sahen diejenigen, die von Süden kamen und als nächstes Ziel wohl die Stadt Speyer ansteuerten, von der aus sie über Metz auf einen der Wege nach Santiago de Compostela gelangten und darüber hinaus bis ans Kap Finisterre, das angebliche Ende der Welt, ‚finis terrae‘, wo dann auch ihr Wallfahrtsweg endlich endete.³⁴

Anmerkungen

- 1 Dagegen vermögen die Versuche, den Wallfahrten einen neuen, zeitgemäßen Sinn – etwa als Darstellung des pilgernden Gottesvolks – zu unterlegen, kaum zu überzeugen; vgl. z. B. Brommer, Hermann (Hrsg.): Wallfahrten im Erzbistum Freiburg (München/Zürich 1990) 9f.; dazu auch: Das Erzbistum Freiburg. 1827–1977. Hrsg. vom Erzbischöflichen Ordinariat. 2. Aufl. (Freiburg 1977) 143–157
- 2 Vgl. Heid, Hans (Hrsg.): Die Jesuiten in der Markgrafschaft Baden (1570–1773). Bd.1 (= Niederlassungen, Wirken, Erbe). (Ubstadt-Weiher/Heidelberg/Neustadt a. d.W./Basel 2014)
- 3 Zit.n. Reinfried, Carl: Die Maria-Lindenkirche bei Ottersweier. Zur Feier ihres vierhundertjährigen Bestandes den 4., 5. und 6. October 1884. Mit einer urkundlichen Beilage. In: Freiburger Diöcesan-Archiv 18, 1886, 1–19; hier 14
- 4 Kast, Augustin (Hrsg.), Die Jahresberichte des Ettlinger Jesuitenkollegs. 1661–1769 (o. O. 1934) 143; vgl. auch 148, 152
- 5 Gröber, Conrad: Mit dem Apostolischen Nuntius durch den Schwarzwald an den Bodensee. Hrsg. und kommentiert von Johannes Werner. In: Freiburger Diözesan-Archiv 132, 2012, 79–117; hier 89f.
- 6 Kast, a. a. O., 98
- 7 Zit.n. Reinfried, a. a. O., 16
- 8 Vgl. Hildenbrand, Manfred: Heinrich Hansjakob. Rebell im Priesterrock. 2. Aufl. (Haslach 2001) 88f. – Die wichtigste Wallfahrt war die alljährliche auf den Hörnleberg, an der sich außer den eigentlichen Einwohnern von Haslach auch die von Steinach, Welschensteinach, Mühlenbach, Weiler-Fischerbach und Hofstetten beteiligten; der Weg dorthin wurde in fünf Stunden zurückgelegt.
- 9 In Wittichen suchte man das Grab der hl. Luitgard auf, um deren Fürbitte man besonders bei Kopfleiden bat. Zu einem lebenden Heiler, nämlich zu dem Priester Ambros Oswald, wallfahrteten die Hilfesuchenden zu Hunderten und Tausenden, auch wenn ihn sein Erzbischof, um dies zu verhindern, in die entlegensten Pfarreien versetzte, u. a. nach Herrenwies. Selbst ein Weg von 80 Stunden war ihnen nicht zu weit. – Vgl. Werner, Johannes: Vater Ambros Oswald. Ein Leben als Priester, Heiler, Seher und Gründer in Baden und in Amerika (Ubstadt-Weiher/Heidelberg/Neustadt a. d.W./Basel 2014) 19–23; ders.: Als Pfarrer in Herrenwies. Ambros Oswald und seine Leidensgenossen. In: Heimatbuch Landkreis Rastatt 54, 2015, 207–212
- 10 Wimmer, Maria [d. i. Edeltraud Zittel]: Die Kindheit auf dem Lande (Reinbek bei Hamburg 1979) 63
- 11 Wimmer, a. a. O., 64
- 12 Belli, J[oseph]: Die rote Feldpost unterm Sozialistengesetz. 8. Aufl. (Berlin 1926) 5
- 13 Grimmelshausen, Der abenteuerliche Simplicissimus (Darmstadt 1970) 389
- 14 Kast, a. a. O., 173
- 15 Bender, Hans: Die Wallfahrt. In: H.B., Worte, Bilder, Menschen. Geschichten, Roman, Berichte, Aufsätze (München 1969) 184–193; hier 185
- 16 Ebd. 187
- 17 Ebd. 185
- 18 Belli, a. a. O., 26.
- 19 Hansjakob, Heinrich: Bauernblut. Erzählungen aus dem Schwarzwald. 4. Aufl. (Kassel 1904) 171
- 20 Engels, Friedrich: Von Paris nach Bern. In: MEW Bd.5 (Berlin 1959) 463–480; hier 471
- 21 Belli, a. a. O., 24f.
- 22 Ebd.
- 23 Zedler, Johann Heinrich: Grosses vollständiges Universal-Lexicon ... Bd.52 (Halle/Leipzig 1747) Sp.1652
- 24 Vgl. Rabiosus, Anselmus [d. i. Wilhelm Ludwig Wekhrlin]: Reise durch Oberdeutschland (Leipzig/Weimar 1988) 21f.
- 25 Belli, a. a. O., 25
- 26 von der Lipperheide, Franz Freiherr: Spruchwörterbuch. 3. Aufl. (Berlin 1934) 452
- 27 Vgl. auch Werner, Johannes: Tourismus vor 1800. Die mittelbadischen Wallfahrten nach Maria Bickesheim, Maria Linden und Moosbronn. In: Heimatbuch Landkreis Rastatt 51, 2012, 121–128

- 28 Zit.n. Moser, Hans-Jürgen: Moosbronn – Mittelberg. Landesübergreifender Streifzug durch die Heimatgeschichte. Eigenheiten – Gemeinsamkeiten – Kurioses zwischen Murg und Alb (Rastatt 2007) 256
- 29 Kolb, J.B. (Hrsg.): Historisch-statistisch-topographisches Lexicon von dem Großherzogthum Baden. Bd.2 (Karlsruhe 1814) 283
- 30 Zit.n. Kary, Josef: Maria Bickesheim und die badischen Markgrafen (o.O. 1965) 38
- 31 Vgl. Burkart, Martin (Hrsg.): Das Bickesheimer Wallfahrtsbuch von 1747 (Durmersheim 2001)
- 32 Die Kunstdenkmäler des Amtsbezirks Ettlingen (Kreis Karlsruhe) (= Die Kunstdenkmäler Badens Bd.9/Abt.3) (Karlsruhe 1936) 67
- 33 Eine ganz ähnliche Darstellung befindet sich an der Kathedrale von Fidenza, einer wichtigen Station der italienischen Jakobspilger, sowie in Kornelimünster bei Aachen; vgl. Caucci von Saucken, Paolo (Hrsg.), Santiago de Compostela. Pilgerwege (Augsburg 1998) 29 bzw. 94
- 34 Vgl. ebd. 170f. – Vgl. auch Kopp, Thomas: Kinzigtäler pilgerten einst nach Santiago de Compostela. In: Die Ortenau 62, 1982, 69–82

Der Weg nach Santiago beginnt an der Haustür

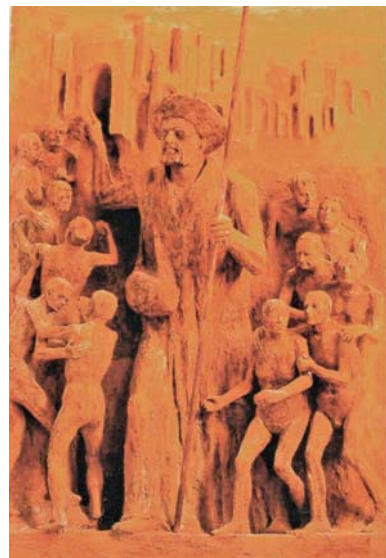
Gottfried Wiedemer

Wenn die Leute vom „Jakobsweg“ sprechen, denken sie zuerst an den nordspanischen Hauptweg von den Pyrenäen über Pamplona, Burgos und León nach Santiago de Compostela. In Deutschland ist die Zahl der Jakobs-Pilger vor allem seit H. P. Kerkelings Buch „Ich bin dann mal weg“ (2006) deutlich gestiegen, sie verdoppelte sich 2008 von 7000 auf 14000 Pilger zu Fuß, die am Ziel die begehrte Urkunde, die lateinisch geschriebene „Compostela“ erhielten.¹ Die Zahl der veröffentlichten Pilgerberichte ist kaum mehr überschaubar. Für fast jeden Teilabschnitt in dem riesigen europäischen Netz von Pilgerwegen gibt es Pilgerführer. Und was noch nicht gedruckt vorliegt, kann man im Internet erfragen. Das GPS leitet den Wanderer perfekt an jeder Wegkreuzung. Wenn man sich also mit den heutigen Hilfsmitteln auskennt, kann man getrost vor die Haustür treten und loslaufen. Auch für die richtige Ausrüstung: Schuhe, Kleidung, Proviant gibt es tausend Ratschläge. Aber wie steht es mit den Wegen selbst?

Pilgerwege im Mittelalter

Die mittelalterlichen Pilger benutzten bekannte und einigermaßen sichere Handelsstraßen entlang der großen Flüsse Rhein und Rhone. Diese gingen oft auf Römerstraßen zurück, in Gallien (Frankreich) hat Caesar schon bestehende keltische Handelswege benutzt, z. B. die Voie Bouleine (Via Beleni nach Gott Belenus) von Lyon nach Bordeaux. Polnische und deutsche Pilger gingen auf der Via Regia, der Handelsstraße zwischen Frankfurt, Leipzig, Dresden und Breslau. In der Rheinebene gab es zwei Routen. Seit Römerzeiten war die linksrheinische von Mainz über Speyer, Straßburg bis Basel besser ausgebaut. Aber auch rechtsrheinisch war lebhafter Pilgerverkehr, wie aus Ratsprotokollen aus Baden und Freiburg geschlossen werden kann.² Einige Kirchen haben ein Jakobus-Patrozinium: Weinheim, Karlsdorf, Plittersdorf, Baden-Baden/

*Shutterwälder
Jakobus oder neues
Relief in der Kirche*





St. Mattiaskirche
Offenburg

Steinbach, Oberkirch/Ödsbach, Schutterwald, Grafenhausen, Stegen-Eschbach und Jestetten am Kaiserstuhl. In Offenburg stand neben dem Gutleuthaus für die Leprakranken (nicht weit vom heutigen Freiburger Platz) eine Jakobus-Kapelle, in der ein Vikar von Hl. Kreuz für die Aussätzigen die hl. Messe las, und in der Stadt gab es eine Elendenherberge für die Pilger.³ Auf einem Altarbild von 1660 in der altkatholischen Mattiaskirche in der Gymnasiumstraße Offenburg kniet ein Jakobspilger vor der Krippe. Also gehörte er wohl zum Alltagsbild der im 30-jährigen Krieg arg mitgenommenen Stadt. Nicht alle Pilger hatten Santi-

ago zum Ziel. Viele zogen im 15. Jahrhundert nach Rom,⁴ andere nach Einsiedeln, nach Thann im Sundgau oder zu den Michaelsheiligtümern Monte Gargano in Italien oder Mont St. Michel am Atlantik. Oft wurden diese herumziehenden Pilger als „Jakobs- und Michelsbrüder“ gemeinsam polizeilichen Regeln unterworfen. Noch Goethe traf auf seiner italienischen Reise am 28. September 1786 auf einem Brenta-Schiff zwischen Padua und Venedig zwei deutsche Jakobs- und Rom-Pilger. Oft war es nicht der kürzeste Weg, den die Pilger nahmen. Für Wallfahrts-Stätten, von denen viele Wunder berichtet wurden, machten sie auch längere Umwege. So liegen z.B. der Odilienberg (Vogesen), Rocamadour (Dép. Lot) oder Montserrat (Spanien) nicht direkt an einem klassischen Jakobsweg, aber viele Pilger besuchten diese Orte.

Gründe für eine Pilgerreise

Die Wallfahrt zu einem heiligen Ort ist keine christliche Erfindung, sondern etliche Jahrtausende älter. Unsere Vorfahren hatten ein feines Gespür für „heilige Orte“, deren mögliche Erdstrahlung ihnen guttat, vielleicht sogar Heilung brachte. Die Griechen pilgerten nach Delphi, um von der Pythia Rat zu empfangen, die Japaner zum Fudschijama, die Hindu zum Ganges, die Israeliten zum Tempel nach Jerusalem. Viele Völker verehrten Berge als Thron der Götter oder die Heilkräfte des Wassers und in Le Puy legte man Kranke auf einen „Fieberstein“, damit sie geheilt würden. Der junge Jesus ist mit seinen Eltern zum Tempel gepilgert, hat aber später die Notwendigkeit der Pilgerfahrt verneint: „Die Stunde kommt, zu der ihr weder



*Dreikönigsschrein
im Kölner Dom*

auf diesem Berg noch in Jerusalem den Vater anbeten werdet , zu der die wahren Beter den Vater anbeten werden im Geist“ (Joh, 4,21 ff.). Mit dieser Bibelstelle begründete Gregor von Nyssa (340–394) im 4. Jh. seine Kritik am Wallfahrtswesen, bei dem er auch schon damals Missbräuche, Geschäftemacherei und Unzucht wahrnahm.

Trotzdem hat die Pilgerfahrt für Christen durch alle Jahrhunderte ihre Anziehungskraft nicht verloren. Das Heilige Land, wo Jesus selbst wirkte und starb, wurde nach dem Ende der Christenverfolgungen im 4. Jahrhundert das hervorragendste Pilgerziel. Glaubhaft ist auch das Motiv, einem verehrten Heiligen an seinem Grab nahe zu sein und mit seiner Fürsprache sein Seelenheil zu erwerben. So entstand die Rom-Wallfahrt zu den Aposteln Petrus und Paulus, die Verehrung des hl. Nikolaus in Myra und die des hl. Aegidius an der Rhonemündung (St. Gilles). Später hat man mit der Überführung von Reliquien neue Wallfahrtsziele geschaffen: Conques (Ste. Foy), Vézelay (Magdalena), Köln (Dreikönige).

Ein wichtiger Grund für eine Pilgerreise war die Erfüllung eines Gelübdes. Jemand hat in Seenot oder schwerer Krankheit versprochen, eine Dankwallfahrt zu machen, falls er gerettet oder wieder gesund würde. Wenn er das Gelübde nicht selbst erfüllen konnte, hat er seinen Sohn im Testament verpflichtet, an seiner Stelle zu pilgern. Oder er hat einen anderen Stellvertreter gefunden und ihm die Reise finanziert. Auch der Gewinn eines Ablasses der zeitlichen Sündenstrafen war ein

Die Jacobs Brüder.



Wir Jacobs brüder mit grossen hauffen
 Im Land sind hin vnd her gelauffen/
 Von Sanct Jacob/Ach vnd gen Rom
 Singen vnd betteln one schom/
 Gleich anderen prestschafften armen/
 Dffe thut vns der Bettel Stab erwarmen
 In Händen/alsdenn wir es treibn
 Vnser lebtag faul Bettler bleibn.

Stich von Jost Amman
 mit Text von Hans
 Sachs 1568 (Herbers,
 Wol auf Sanct Jacobs
 Straßen, S. 150)

wichtiges Motiv. Dass damit geldwerter Missbrauch getrieben wurde, hat bei Luther die 95 Reformforderungen ausgelöst. Diese Frage war bei Weitem nicht die wichtigste, aber sie hatte die größte Wirksamkeit. Einem großen Sünder, z. B. einem Totschläger, Ehebrecher oder Räuber wurde eine Sühne-Wallfahrt auferlegt. Bei den mittelalterlichen Reisebedingungen war das eine schwere Buße, die sich ein solcher Galgenvogel aber oft dadurch erleichterte, dass er seine Mitpilger bestahl. Die im 16. Jahrhundert geübte Kritik am Pilger-Unwesen hatte meist diese Gauner im Blick, die in Spottversen und Karikaturen an den Pranger gestellt wurden.

Es gab aber auch ganz weltliche Gründe fürs Pilgern. Im Mittelalter war die Mehrzahl der Menschen an einen Ort gebunden, die Bauern durch die Grundherren an ihren Hof, die Handwerker durch Zunftordnungen an ihre Stadt. Nur für eine Wallfahrt gab es eine Zeitlang die Freiheit, in die Welt hinaus

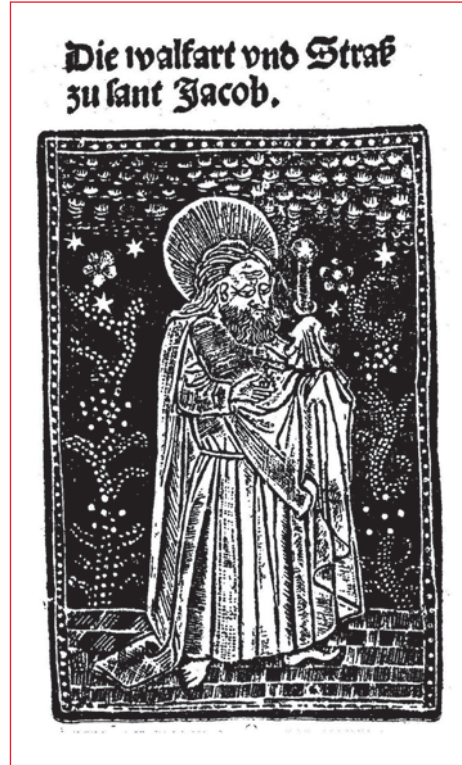
zu ziehen. Die Gemeinde und der Pfarrer bescheinigten dem Pilger seine religiöse Motivation und gaben ihm ein Empfehlungsschreiben, nachdem dieser sein Testament gemacht hatte für den Fall, dass er nicht zurückkehren würde. Belege aus unserer Region brachte Thomas Kopp für Handwerker aus Zell a.H.⁵ Nur Adlige oder reiche Kaufleute konnten frei reisen und sie taten das normalerweise zu Pferde und mit Dienern. Und solche Leute verbanden ihre frommen Ziele im 15. und 16. Jahrhundert meist mit Geschäftsinteressen oder dem Besuch an einem Fürstenhof.⁶

1495 gab der Servitenmönch Hermann König von Vach (Kloster Vacha in Thüringen) einen gereimten Pilgerführer für Jedermann heraus, der etliche Auflagen erlebte. Er begann in Einsiedeln und führte über Genf, Lyon, Arles und Toulouse nach Bayonne und Spanien. Diesen Weg nannte er „Oberstraß“. Auf dem Rückweg – der „Nyderstraß“ – nahm er in Frankreich den Weg über Bordeaux, Poitiers, Paris, Brüssel und Maastricht nach Aachen. Pilger aus unserer Gegend sollten von Paris durch das Marnetal über Port St. Nicolas, (bei Nancy) nach Straßburg wandern. Er beendete sein Buch mit einer Er-

mahnung an den Pilger, er solle „Gott und Maria Dank und Lob sagen, dass er bis dahin gesund gekommen“ sei.

Der Pilger-Boom seit 1980

Angeregt durch den Pilgerbericht von Barret/Gurgand (1978) „Priez pour nous à Compostelle“, der schon 1982 auf Deutsch bei Herder erschien, machten sich viele Franzosen und Deutsche zu Fuß auf den Weg nach Santiago. Von Aachen und Köln gingen 1980 schon Jakobsfreunde auf Pilgerschaft, unter ihnen die Gründer der Deutschen St. Jakobus-Gesellschaft (1987). Im gleichen Jahr machte sich eine Gruppe aus Süddeutschland auf den Weg, unter ihnen der ehemalige Familienminister Bruno Heck, der schwäbische Maler-Pfarrer Sieger Köder und der Leiter des Deutsch-Französischen Jugendwerks Ludolf Herrmann. Aus Offenburg organisierte der Alpenverein unter Heribert Steiner ab 1983 fünf Jahre in Folge Wanderungen auf Jakobswegen in Frankreich und Spanien. Damals war die Markierung noch längst nicht fertig, und die Wanderer mussten ihre Karten gut lesen können. Aber der Boom begann. 1988 leitete ich im Auftrag der „Biblischen Reisen“ meine erste Santiago-Reise als Kunstfahrt in Spanien. Und wenn wir am Straßenrand einen Fußpilger sahen, zückten die Bus-Pilger die Fotoapparate. Heute kann man von der Fahrstraße aus ganze Pilgergruppen beobachten, die einander im Abstand von 100 Metern folgen. 2015 hat die Zahl der ankommenden Fußpilger in Santiago die 250000 überschritten, nicht gerechnet die Jakobsfreunde, die letztes Jahr nicht ans Ziel kamen, sondern nur einen Teilabschnitt in Frankreich, der Schweiz, Österreich, Italien oder Deutschland absolvierten.



*Titelblatt Hermann
Künig von Vach*

Neu markierte Pilgerwege in unserer Region

1999 gründete das Christophorus-Jugendwerk Oberrimsingen (Breisach) zum Abschluss eines Pilger- und Bau-Projekts in Santiago mit Norbert Scheiwe als Präsident die Badische Jakobus-Gesellschaft. Sie hat sich die Förderung der Pilgerschaft und die



Routen-Übersicht vom Flyer, 2015 eingerichtet

Erneuerung alter einheimischer Pilgerwege zum Ziel gesetzt. Sie berät Neu-Pilger und stattet sie mit Pilgerausweisen aus (Credenciales). Nachdem der ehemalige Schulrat Kurt Klein mit Jakobsfreunden 1993 einen Kinzigtäler Jakobsweg eingerichtet hatte, auf dem die alten Jakobuskapellen in Wolfach und Gengenbach (Bergle) liegen, wurde 2007 die Route durchs Elztal über Freiburg bis Breisach eingerichtet. In Bleibach im Elztal kann man einen Abstecher zur Marienwallfahrt auf dem Hörnleberg (905 m) machen und die Frömmigkeit und Zähigkeit unserer Schwarzwälder bewundern. Trotz der Wallfahrtsverbote durch Kaiser Josef II. und den Konstanzer Bischof, trotz mehrerer Brandkatastrophen ist die Wallfahrt bis heute lebendig. 2008 kam die Strecke Schutterwald-Breisach hinzu, an der die alte Jakobuskirche Grafenhausen liegt. Sogar im Europapark, im Hotel Santa Isabel, haben die Macks eine Jakobus-Kapelle gebaut, weil die Jakobswege zu einem friedlichen Europa dazugehören. Es folgte 2010 der Himmelreich-Weg Hüfingen-Weil am Rhein über Freiburg und das Markgräflerland. Seit 2015 gibt es einen Mittelbadischen Jakobsweg Ettlingen-Schutterwald, der wie der gegenüberliegende Elsässische Weg durch die Weinberge der Vorbergzone geht. Die Route ist bestimmt nicht historisch. Im Mittelalter ging niemand über Hügel, wenn es in der Ebene ordentliche Straßen gab. Aber heute kann man niemandem empfehlen, neben der Autobahn oder Bundesstraße her zu laufen. Und jeder, der alte Wallfahrtsorte – Bickesheim, Moosbronn oder die Jakobuskirchen in Steinbach und Ödsbach – aufsuchen will, kann das mit einem Abstecher tun. In Durbach gibt es auch die Variante über die alte Einsiedelei St. Anton. Das Kloster Lichtental (Baden-



Bergle, Gengenbach

Camino de Santiago
 Stempel der **abgebenden Stelle:**

Startdatum der Pilgerreise

Name

Personalausweisnummer

Anschrift

Startort der Pilgerreise

zu Fuß mit Fahrrad zu Pferd

Cumpliò la Peregrinaciòn

Ankunftsdatum in Santiago

Pilgerausweis 2015, ausgestellt in Speyer

Baden), St. Wendel (Bottenau) und Maria im Weingarten (Offenburg) liegen am Wege.

Wer sich heute auf den Weg macht, hat nicht nur das Wallfahrts-Ziel im Sinn, sondern er will etwas für seinen Leib und seine Seele tun. So heißt ein Buchtitel von 2013: „Mein Weg nach Santiago und zu mir selbst“. Die Erlebnisse in der Langsamkeit, die Freude an schönen Landschaften, an den Blumen und Vogelstimmen, die Begegnung mit den unterschiedlichsten Menschen vieler Nationen und die Neugierde darauf, was der Weg mit einem macht, sind heilsam und nachhaltig. Letztlich ist die Pilgerschaft auch ein Gleichnis für den eigenen Lebensweg, denn jeder von uns ist ein „homo viator“.

Anmerkungen

- 1 Pilgerstatistik: 2014: 237886, 2015: 262516, die Deutschen mit 18873 hinter Italien die zweitgrößte Ausländergruppe. Quelle: Oficina de peregrinos, Santiago
- 2 Stadtarchiv Freiburg: Ratsprotokolle im 16. Jh.
- 3 Archäologischer Stadtkataster Baden-Württemberg Bd. 33, Jenisch/Gutmann, Offenburg, S. 132f.
- 4 Auf der „Via Francigena“ Genfer See – Gr.St.Bernhard – Genua – Toscana
- 5 Thomas Kopp in der „Ortenau“ Bd. 62, 1982, S. 69ff.
- 6 Arnold von Harff, Oswald von Wolkenstein

Reisen mit historischen Reiseführern

Frank Armbruster

„Jeder muß wissen, worauf er bei einer Reise zu sehen hat und was seine Sache ist“, schrieb Goethe, der ein eifriger Wanderer und Reisender war. Worauf einer zu sehen hat: darauf wiesen seit dem 19. Jahrhundert Reiseführer hin. Der älteste in deutscher Sprache ist der Baedeker von 1842.¹ Es ist reizvoll, sich mit solch alten Begleitern auf die Reise in die Ortenau und Umgebung zu machen. Der Bau der Rheintalbahn begann 1838, erreichte Offenburg 1844 und Freiburg 1845. Dennoch war das Hauptreisemittel zu jener Zeit noch die Postkutsche. Der „Eilwagen“ bediente täglich die Strecke Frankfurt–Basel.² „Die große Strasse von Frankfurt nach Basel theilt sich in Raststadt; ein Zweig, die Rheinstrasse, geht rechts nach Kehl und Strassburg; der andere, dem wir jetzt folgen wollen, zieht sich links am Fuss der Hügel hin und wird die Bergstrasse (nicht zu verwechseln mit jener nördlich von Heidelberg) genannt. Der Eilwagen zwischen Frankfurt und Basel wechselt mit beiden Wegen ein um den anderen Tag; sie vereinigen sich wieder in Dinglingen.“ Ein „Eilwagen“ verband Kehl über Offenburg, das schöne Landschaften darbierte, die allerdings denen des Höllentals nachstünden, durch das Kinzigtal und Donaueschingen mit Schaffhausen, insgesamt 22 Meilen³. Von Hausach wird berichtet: Eine Straße führe von hier nach dem Badeorte Rippoldsau. ... „Die Häuser mit breiten Dächern, die Volkstracht, auch selbst die häufig vorkommenden Cretins erinnern an ähnliche Erscheinungen in der Schweiz.“⁴ Eine weitere Verbindung ging von Strassburg nach Süden über den Kniebis und die Bäder von Griesbach und Rippoldsau. „Dieses ist der nächste Weg von Strassburg nach Stuttgart und die Entfernung ungefähr um $\frac{1}{3}$ geringer, als über Karlsruhe; der erste Theil des Weges ist jedoch nicht im besten Zustande und wird daher wenig befahren. Unser Weg durchschneidet 2 Stunden von Kehl die grosse Frankfurt-Baseler Strasse.“

3 (Meilen) (von Straßburg): Oberkirch: „kleine Stadt in dem anmutigen Thale der Rench, welches unser Weg jetzt verfolgt.

1 $\frac{1}{4}$: Oppenau am Fuss des Kniebis, wo viel Kirschwasser angefertigt wird. Etwas südlich vom Wege und in einem Umkreis von 5 Stunden liegen die Bäder Antogast, Griesbach, Petersthal und Freiersbach. Ein noch angenehmeres und besuch-



Spitzweg, „Ankunft der Postkutsche“
(Wikimedia Commons)



*Bahnhof Marlen,
Verein für Heimat-
pflege GMK*

teres Bad ist Rippoldsau. 3 Stunden von Griesbach, aber durch die Höhe der Kniebiskette davon getrennt, über welche ... auch ein romantischer Fussweg in zwei Stunden führt, der eine herrliche Fernsicht auf den Rhein und die Vogesen gewährt. Vor einigen Jahren wurde eine vortreffliche Strasse über den Kniebis angelegt. Auf der Höhe, 3000 F⁵ über dem Meere, sieht man noch die Überbleibsel von Befestigungen ... Man hat von oben bei der Alexander- und Schwedenschanze eine sehr schöne und ausgedehnte Aussicht über den Rhein mit allen seinen Windungen von Strassburg ab und auf die Vogesen. Unweit der höchsten Spitze des Kniebis wendet sich plötzlich ein Weg nach Süden und führt in das tiefe Thal der Schapbach nach Rippoldsau, einem der angenehmsten und in Süddeutschland sehr bekannten Gesundbrunnen, mit den zweckmässigsten Anstalten, fast in der Mitte des Schwarzwaldes ...“

„Das Schapbacher Thal ... ist durch die malerische Tracht seiner Bewohner, durch die Eigentümlichkeit der Bauart und seiner schönen stets wechselnden Ansichten sehenswerth. Es zieht sich vier Stunden lang vom Fusse des Kniebis bis Wolfach, wo es in das Kinzinger Thal einmündet. Die ganze Länge des Thales ist mit den einzelnen Bauernhöfen, um welche die Güter herliegen, angefüllt. Von hier aus ... wird bedeutender Handel nach dem Rheine und bis Holland getrieben.“ Von Rippoldsau könne man Baden⁶ 12 Stunden über Freudenstadt, Forbach und Gernsbach, erreichen. Im Sommer fahre ein Eilwagen zwischen Baden und Rippoldsau⁷. Dem Reisenden werden Informationen über verschiedene Kosten vermittelt. „Lohnkutschen werden für einen zwispännigen Wagen mit 7 bis 8 Fl täglich bezahlt und legen ungefähr 8 Meilen zurück. Für einen Platz im Wagen eines Lohnkutschers zahlt man ungefähr zwei Dritteile der Eilwagen-Taxe⁸.“ Das südliche Deutschland gilt als preiswert. Dort lebe man „weit wohlfeiler als im nördlichen oder der Schweiz. Es lässt sich wohl annehmen, dass die Lebensbedürfnisse um ein Drittel billiger sind ... Selbst in den theuern Gasthäusern der grösseren Städte und Bäder wird man für Frühstück, Mittagessen mit Wein, Abendessen und Zimmer selten mehr als 2 Fl 24 Kr bis 3 Fl bezahlen.“ Auch welche Trinkgelder angemessen sind, erfährt der Reisende. „In grösseren Gasthöfen für ein Nachtlager 24 Kr an den Kellner, und 12 Kr an den Hausknecht für Kleider und Stiefel Reinigen. In kleineren Gasthäusern sind kaum mehr als 18 Kr

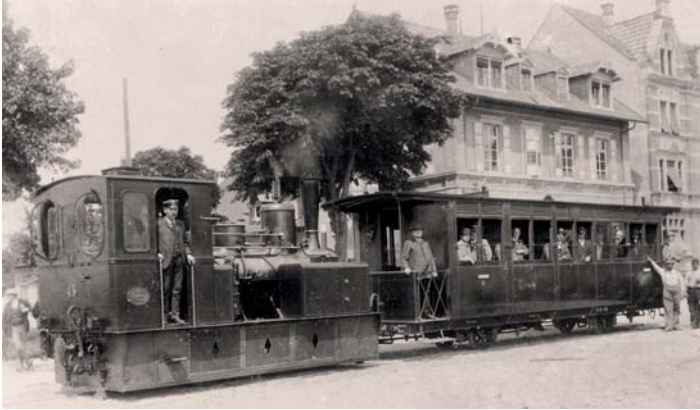
üblich. Der Postillon hat für die Station 40 Kr Trinkgeld zu fordern: wer 1 Fl bezahlt, gibt ihm ein gutes Trinkgeld. Lohnbediente bekommen für den ganzen Tag 48 Kr bis 1 Fl 12 Kr.⁹

In Meyers Reisebuch von 1890¹⁰ wird zwar noch die Reise mit dem Personen-Postverkehr erwähnt, wobei man für einen Kilometer durchschnittlich zehn Pfennig zu zahlen habe und mit einer Geschwindigkeit von etwa sieben bis zehn Kilometern pro Stunde rechnen könne. Aber das Hauptreisemittel ist jetzt die Eisenbahn. Es gibt ein „Kursbuch für die badischen Eisenbahnen sowie die anschließenden Bahnen Südwestdeutschlands, Elsaß-Lothringens und für die Schweiz. Samt den Post- und Dampfbootkursen“.¹¹ Neben der Hauptlinie Karlsruhe–Basel steht dem Reisenden ein nach und nach gut ausgebautes Netz von Nebenbahnen zur Verfügung, das im Wesentlichen aus der Nord-Süd-Strecke von Rastatt über Kehl nach Lahr und weiter nach Seelbach besteht. In West-Ost-Richtung zweigen die Querverbindungen Schwarzach–Bühl und Altenheim–Offenburg ab¹². Der Reisende erfährt, wo er gut und preiswert speisen könne, so im Offenburger Bahnhofrestaurant an der Table d’hôte.¹³ Offenburg wird als freundliches Städtchen mit 7851 Einwohnern vorgestellt, das sehr „gewerbefleißig und wohlhabend“ sei mit seinen Hut-, Zigarren- und Musselglasfabriken, seiner Kirschwasserproduktion und der Baumwollspinnerei.¹⁴

In Philipp Bussemers „Der Schwarzwald“ findet der Wanderer eine „der prächtigsten Höhenwanderungen des Schwarzwaldes“: Offenburg – $\frac{3}{4}$ Stunde Zell-Weierbach – $1\frac{3}{4}$ Stunde Brandeckkopf – $\frac{1}{4}$ Stunde Brandeck-Lindle – $1\frac{1}{2}$ Stunde Spähneplatz – 1 Stunde Thurm auf der Moos – $\frac{1}{2}$ Stunde Kornebene – $1\frac{1}{2}$ Stunde Hochkopf – $1\frac{1}{4}$ Stunde Gengenbach, zusammen $8\frac{1}{2}$ Stunden.¹⁵ In Seydlitz’ Schwarzwaldführer von 1905/06 wird die Einwohnerzahl von Offenburg mit 17000 angegeben. Die Stadt sei Verkehrsknotenpunkt: Hier zweige von der Rheintalbahn die Straßenbahn nach Kehl ab, die über Schutterwald nach Altenheim führe, wo Anschluss an die Riedbahn Ottenheim-Lahr bestehe. Lahr wird als gewerbefleißige Stadt gelobt. Zur Einkehr empfohlen wird das Hotel-Restaurant Ries zum Ochsen: „gut, Pilsener Bier, mit Gärtchen“.¹⁶ Die zweite Abzweigung sei die Schwarzwaldbahn. Sie führe durch das Kinzigtal. In Biberach zweige eine normalspurige Nebenbahn nach Oberharmersbach ab, 10,6 km, eröffnet 1904. Bei Haslach werden Produktionsstätten für Senf und Holzschuhe vermerkt. „Die Bahn führt östlich, das Tal wird enger. Links die hochliegende Kirche von Weiler (heute Fischerbach F.A.); hier endet die Kultur der Rebe.“¹⁷ Von Hausach ab beginne die eigentliche

Schwarzwaldbahn, von keiner Gebirgsbahn in Deutschland an Kühnheit des Baues und überraschenden, wilden Landschaftsbildern übertroffen. ... 38 Tunnel mit 9476 m Länge, 6 Viadukte, 136 Brücken, Überführungen etc. Baukosten dieser Strecke von 52,7 km ca. 24 Millionen Mark. Rechts sitzen!¹⁸ Hornberg erhält ein Lob für eine touristenfreundliche Einrichtung: „Man vergleiche die Ausflüge auf den in den Gasthöfen wie in der Stadt aushängenden Tourentafeln. (Sehr empfehlenswert zur Nachahmung).“¹⁹ Der Reisende erfährt, dass er in Hausach umsteigen müsse, wenn sein Ziel Freudenstadt sei. Bemerkenswert ist, dass von Schiltach eine „Sekundärbahn“ abzweige, die die Grenze nach Württemberg überfahre: „Eisenbahn von Schiltach–Schramberg, 9 km. Eröffnet 1892. Sekundärbahn, die von der Linie Freudenstadt abzweigt. Einige Züge fahren direkt Hausach–Schramberg. ... Lehengericht. Haltestelle beim Löwen. Die Linie überschreitet die württembergische Grenze.“²⁰

In Meyers Reiseführer von 1910²¹ erscheinen zwei neue Reismittel: Motoromnibusse und Fahrräder. „Die besonders im Schwarzwald häufig verkehrenden Kraftwagen (Motoromnibusse), die, meist von Privatgesellschaften betrieben, mitunter an Stelle der Post getreten sind, haben wir als ein, wenn auch nicht billiges, doch schnell förderndes und für Bergfahrten hervorragendes Verkehrsmittel überall im Text des Buches erwähnt.“²² Und: „Radfahrer legen das (sic) Kilometer in 3–4 min. zurück,“²³ haben also eine Geschwindigkeit von 15–20 km/h. Immerhin eine Leistung für damalige Fahrräder und Straßen! Der Fußwanderer wird eingehend beraten: „... im Schwarzwald sind halbwoollene Hemden (Trikot- oder Lahmannhemden)²⁴ und wollene Strümpfe zu empfehlen; sie schützen im Gebirge am besten vor Erkältung. Die beste Fußbekleidung sind derbe kalblederne Schnürschuhe mit starken Doppelsohlen und flachen Absätzen, die schon ausgetreten sein sollten. Leichter und bequemer als Ranzen und Tasche trägt sich der Rucksack ... Ferner Feldflasche und Lederbecher und ein kleines Fernrohr. Handstock und Schirm vereinigt am besten ein starker Stockschirm mit Stachelzwinde ... Von Nutzen sind endlich oft medizinische Heilmittel: Doppeltkohlensaures Natron gegen Magensäure (Sodbrennen), Tropfen gegen Kolik und Diarrhöe, Ammoniak (Salmiak) gegen Insektenstiche etc. Ein Stück antiseptischer Hirschtalg nebst etwas alter Leinwand zur Heilung wundgelaufener Stellen.“²⁵ Auf den Badischen Schwarzwaldverein wird hingewiesen, dieser bezwecke „die touristische Erschließung des Schwarzwaldes; er umfaßt (1909) in 71 Sektionen an 11 248 Mitglieder.“²⁶



*Kleinbahn Enten-
koeper, Stadtarchiv
OG*

Die Personenpost wird noch kurz erwähnt, der Preis für einen Kilometer betrage durchschnittlich 10 Pfennig, weshalb von der Angabe der Taxen Abstand genommen worden sei. Aber jetzt reist man vor allem mit der Eisenbahn. Wohin? Wann? Zu welchen Preisen? Über alles wird der Reisende informiert. „Die Fahrpreise der Eisenbahnen lassen sich nach den Einheitssätzen des neuen Personentarifs der Staatsbahnen berechnen, wozu dann noch die Fahrkartensteuer und eventuell der Zuschlag für die Schnellzüge kommt. ... Besonders vermerkt sei noch, daß es auf den badischen Bahnen eine IV. Klasse nicht gibt.“²⁷ Als Nebenbahnen werden erwähnt: Die Straßenbahn von Lahr nach Ottenheim, dort Anschluss an die Straßburger Straßenbahn über Meißenheim. In Altenheim Anschluss einerseits nach Offenburg, andererseits nach Kehl; die Lokalbahn von Orschweier über Kappel an den Rhein, talaufwärts über Münchweier bis Ettenheimmünster;²⁸ die Eisenbahn (täglich sechsmal in zehn Minuten) von Biberach nach Zell. Von dort fuhr die Post zweimal nach Nordrach in einer Stunde;²⁹ schließlich die „Sekundärbahn“ Schiltach-Schramberg. Sieben Mal pro Tag in ½ Stunde für 50 Pfennig in der Zweiten und 30 Pfennig für die Dritte Klasse: Es fehlt nicht der Hinweis, dass sie über die württembergische Grenze fahre.³⁰

Von Offenburg aus sei Singen in 3–4½ Stunden zu erreichen, das pro Tag zehnmal angefahren werde. Nach Hausach z. B. zahle man in der Zweiten Klasse 1,50 Mark, für die Dritte Klasse eine Mark.³¹ Offenburg sei eine „freundliche badische Kreishauptstadt mit 16000 Einwohnern (ohne Garnison: 9. Bad.Inf.-Reg. Nr. 170)“ und „sehr gewerbefleißig und wohlhabend“.³² Was den Reisenden links und rechts der Bahn an Luкулischem, Historischem und Naturschönheiten erwartet, wird kurz und bündig erwähnt. In Gengenbach finde er im



Wikimedia Commons

„Schwarzen Adler“ einen kundigen Wirt und Zimmerpreise zwischen 1,40 und 2,50 Mark. In Haslach³³ könne er einen Ausflug auf einem schattigen „Waldweg über die Hansjakob-Kapelle (wo der Dichter einst ruhen wird) nach Hofstetten un-ternehmen“.

„Von Haslach weiter, an den Höhen links der letzte Weinbau, rechts das Gut Hechtsberg (Erholungsheim für badische Eisenbahnbeamte).“³⁴ In Triberg könne der Reisende in die Post umsteigen „vom Städtchen, nicht vom Bahnhof aus“ und erreiche „Furtwangen täglich zweimal in 2¼ Stunden, von da nach Bleibach zweimal in ¾ Stunden, von da Eisenbahn über Waldkirch täglich sieben Mal in ⅔ Stunden nach Freiburg.“³⁵ Von Hausach aus fahre die Eisenbahn über Wolfach und Schiltach nach Freudenstadt, und zwar sieben Mal täglich in 1¼–2½ Stunden für 1,80 Mark oder 1,20 Mark in der Zweiten oder Dritten Klasse.³⁶ In Wolfach könne der Reisende die Post nach Rippoldsau nehmen, die drei Mal in ¾ Stunden fahre. Im Sommer gebe es sogar einen Motorwagen, der drei Mal in einer Stunde für 3,20 Mark dorthin fahre, auch einmal in die Gegenrichtung nach dem Bahnhof Hausach in zehn Minuten für 80 Pfennig, Gepäck fünf Pfennig für jedes Kilogramm.³⁷

In O. Riegers Reiseführer wird die Schönheit des „Badnerlandes“ und die Möglichkeit, diese durch die moderne Technik zu entdecken, mit geradezu hymnischen Worten gepriesen. „Was die Natur an traumhaften Stätten und verschwiegenen Einsamkeiten in dieses Stückchen Erde hingezaubert hat, erwachte zum neuen Leben, als das Zeitalter des Fortschritts und der Technik auch hier Einzug hielt und sich langsam Stück für Stück eroberte. [...] Bequem und leicht werden die Höhenunterschiede durch die modernen Verkehrsmittel überwunden. Das Badnerland ist das Land der berühmten Gebirgsbahnen der Deutschen Reichsbahn, die auf die höchsten Erhebungen führen und mit derselben Schnelligkeit die Verkehrsverbindungen zu den entlegensten Schwarzwaldtälern herstellen wie in der Ebene. Ergänzung finden diese Bahnlinien durch ein ausgebautes Kraftwagenetz mit den Kraftwagenposten der Deutschen Reichspost. Die Höhenrundfahrten mit diesen Gesellschaftsomnibussen bringen in den Ferienaufenthalt im Badnerland mannigfache Abwechslung.“³⁸ Diese Busse waren mit Briefkästen ausgestattet und transportierten auch Güter. Die Bedeutung Badens als Verkehrszentrum wird herausgestellt. „Von und nach allen Richtungen des Badnerlandes führen bequeme und schnelle Bahnverbindungen. Sowohl im inländischen wie im ausländischen Durchgangsverkehr spielt das Badnerland als wichtiges Verkehrszentrum im Südwesten des Reiches eine bedeutende Rolle.



*Lokomotive von 1897
Hamersbachtalbahn;
Foto: F. Armbruster*

Zahlreiche Durchgangslinien von Norden nach Süden und von Osten nach Westen berühren die großen badischen Knotenpunkte, von denen zahlreiche Tagesverbindungen den Verkehr in die verschiedenen Seitenkanäle des großen Verkehrsnetzes leiten.“ Und als neuestes Verkehrsmittel kommt jetzt auch noch das Flugzeug hinzu. „In den letzten Jahren hat das Badnerland auch den Anschluß an das internationale Luftverkehrsnetz gefunden. Die großen Flughäfen des Landes betreiben mit den bewährten Ganzmetall-Verkehrsflugzeugen einen regelmäßigen Streckendienst nach allen Richtungen.“³⁹ Dies waren sechssitzige Junkers vom Typ F13 mit offenem Führersitz; befliegen wurde die Strecke von 1925 bis 1940 von Mai bis September von Konstanz über Villingen–Baden–Baden–Karlsruhe–Mannheim–Frankfurt mit Anschluss nach Holland–England, Hamburg–Dänemark und Berlin.⁴⁰ Ab dem 5. Juli 1926 gab es in Freiburg von der Lufthansa durchgeführte regelmäßige Linienflüge nach Stuttgart sowie ab dem 2. Juni 1930 nach Konstanz.⁴¹

Offenburg wird vorgestellt als Ausgangspunkt für Reisen nach dem Hoch- und Südschwarzwald, nach Straßburg und nach der Schweiz. Man könne Rundreisehefte nach dem In- und Ausland, Schiffskarten und Fahrkarten für Schwarzwaldhöhenfahrten erwerben. Ein Haus ersten Ranges sei Ketterers Bahnhof-Hotel mit 45 Betten, einem Restaurant mit Garten, Zimmern mit fließend warmem und kaltem Wasser und sogar einem Zimmer mit Privatbad, und – wichtig für die aufkommende Motorisierung – auch einer Garage.⁴²

Haslach sei Schnellzugstation der badischen Schwarzwaldbahn und biete eine Kraftwagenverbindung nach Elzach an.

Abschließend noch der Blick in einen neueren Reiseführer. Obwohl er aus der Mitte des 20. Jahrhunderts stammt, ist vieles noch ähnlich wie 50 Jahre zuvor.⁴³

Die Kleinbahnen sind noch in Betrieb. So heißt es: „Hauptverkehrsader von Lahr ist die ost-westlich verlaufende Kaiserstraße, der auch die Lokalbahn nach Seelbach folgt. Von Lahr nach Westen verläuft über Dinglingen die Lokalbahnlinie über Allmannsweiler (156 m, 900 Einwohner) ... nach Ottenheim, einem ehem. Brückendorf zum Elsaß; die Schiffsbrücke im letzten Krieg beseitigt, das Dorf selbst stark beschädigt, die als Wahrzeichen des „Rieds“ bekannte Pfarrkirche 1945 zerstört. Landstraße von Dinglingen längs der Bahn 9 km. Weiter nach Meissenheim und bis Kehl mit Anschluß nach Offenburg und Altenheim.“⁴⁴ Der zunehmende Individualverkehr verdrängte die Kleinbahnen bis 1966 völlig, einmal weil sie vielen Fahrgästen zu langsam waren, zum anderen weil sie z. T. auch Straßen nutzten, die jetzt den Autos vorbehalten sein sollten. So setzte schon verhältnismäßig früh die Stilllegung ein. Sie erfasste zunächst das südlich von Kehl gelegene Oberländer Netz um Lahr und Offenburg. Ab Lahr Schlüssel bis nach Seelbach ruhten der Personenverkehr ab 2. Mai 1950 und der Güterverkehr ab 20. Mai 1951. Ein Jahr später war die Stadt Lahr ab dem Bahnhof der Mittelbadischen Eisenbahngesellschaft (MEG) gänzlich vom innerörtlichen Schienenverkehr befreit. Die Verbindung Kehl–Altenheim–Lahr MEG-Bahnhof wurde 1959 in zwei Abschnitten stillgelegt. Damit war das Netz zweigeteilt worden. In der Stadt Offenburg hatte man am 1. Juni 1957 den Gesamtverkehr bis Schutterwald beendet, obwohl die anschließende Strecke bis Altenheim noch bis in den Sommer 1961 befahren wurde. Damit war das Südnetz vollkommen verschwunden. Danach begann auch die Reduzierung des Unterländer Netzes. Nördlich von Kehl wurden alle Strecken noch bis zum 24. September 1966 befahren. Zu diesem Zeitpunkt kam das Ende für die Personenbeförderung von Kehl bis Freistett, während der Güterverkehr abschnittsweise noch bis Herbst 1968 weiterbestand.⁴⁵ Offenburgs wichtige Rolle für den Verkehr wird betont. „Als Tor zum Kinzigtal und damit zum mittleren Schwarzwald ist Offenburg wichtiger Straßen- und Eisenbahnknotenpunkt (Schwarzwaldbahn).“ Es sei eine „lebhafteste Stadt ... (161 m), mit 24 000 Einwohnern, liegt am Austritt der Kinzig aus den rebenbedeckten Vorbergen des Schwarzwaldes in die fruchtbare Rheinebene und ist der Hauptort der wein- und obstreichen Ortenau.“⁴⁶ Von dort aus geht es in das „heitere Kinzigtal, das den nördlichen vom südlichen Schwarzwald scheidet,“ und „das größte, den Verkehr am meisten erleichternde Tal des Schwarzwaldes“ ist, durchflossen von der 95 km langen Kinzig, dem „längste(n) und stärkste(n) Zufluß, den der Rhein aus dem Schwarzwald erhält.“⁴⁷ Man fährt durch

Gengenbach, das ein Schwimmbad an der Kinzig zu bieten habe; durch Biberach mit seiner neuen Kinzigbrücke von 1952; durch Haslach, ebenfalls mit einem Schwimmbad an der Kinzig und seiner ovalen Altstadt, durch die die Bundesstraße mitten hindurchführe und das z. T. noch ummauert sei.⁴⁸ Postomnibusse fahren noch von Offenburg nach Diersburg⁴⁹ und ins Renchtal bis hinauf zum Kniebis. Oberkirch wird „als Durchgangsort zu den Renchtalbädern und Kniebis-Paßstraßen viel besucht und auch als Sommerfrische gewählt ... Obstmärkte, Kirschwasserbrennereien, Motorrollerfabrik (Strolch).“ Von Bad Peterstal fährt der Postomnibus hoch zum Kniebis. „Der alte Schwarzwaldpaß über den Kniebis nach Freudenstadt macht das Tal schon früh verkehrswichtig. Die alte Kniebisstraße folgte ihm nur bis Oppenau, die neue bleibt in ihm bis Bad Griesbach.“⁵⁰

Das alles liegt erst 60 Jahre zurück, doch manches erscheint uns heute wie aus grauer Vorzeit. In den siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts wandelte sich das Aussehen der Städte, Umgehungs- und neue Überlandstraßen für immer mehr und schnellere Autos wurden gebaut, manche Bahnstrecken wurden elektrifiziert, andere eingestellt, der gute alte Triebwagen wurde nach und nach ausrangiert, die Deutsche Bundesbahn stellte 1977 den Dampflokbetrieb ein. Doch historische Eisenbahnen und Autos aus dieser Zeit üben auf die meisten Heutigen einen eigentümlichen Reiz aus wie die alten Reiseführer, die uns in diese Zeit zurückversetzen.

Anmerkungen

- 1 Handbuch für Reisende durch Deutschland und den österreichischen Kaiserstaat. Nach eigener Anschauung und den besten Hilfsquellen. Coblenz bei Karl Baedeker. 1842.
- 2 S. 560 daselbst.
- 3 Deutsche Landmeile 7532,5 Meter.
- 4 S. 574 (Anm. 1).
- 5 Fuß: 28–32 cm.
- 6 = Baden-Baden.
- 7 S. 236f (Anm. 1).
- 8 S. 226 (Anm. 1).
- 9 daselbst; Fl heißt Gulden, ursprünglich eine Florentiner Goldmünze; Kr heißt Kreuzer, 60 Kreuzer ergeben einen Gulden. Die angegebenen Preise auf heutige Verhältnisse umzurechnen ist nicht einfach. Es gab noch keine einheitliche Währung in Deutschland. Man muss bei dieser Umrechnung damalige Verdienste und Lebenshaltungskosten berücksichtigen. Im Datenarchiv gesis (histat@gesis.org) wird dies auf der Basis der Mark versucht. Ein Gulden entspricht ungefähr zwei Mark. Das durchschnittliche Nominaleinkommen pro Jahr lag 1850 bei 313 Mark, 1890 bei 650 Mark und 1905 bei 849 Mark. 1850 kostete das Kilo Weizenmehl 30 Pfennig, das Kilo Kartoffeln 3,1 Pfennig; 1890 waren die Preise für diese Waren auf 47 Pfennig und 6 Pfennig pro Kilo gestiegen.
- 10 Schwarzwald. Meyers Reisebücher. 5. Auflage Leipzig und Wien. 1890.
- 11 S. 7 (Anm. 10).

- 12 Siehe Wikipedia: „Mittelbadische Eisenbahn.“
- 13 Im Französischen wörtlich für „Tisch des Gastgebers“; kaum variables Menu mit fixem Preis.
- 14 S. 60. In Musselingsfabriken wurden verzierte Fenstergläser mit gravierten Rosetten und Streifen sowie bunt verzierte Kirchenfenster hergestellt.
- 15 Philipp Bussemer, Der Schwarzwald. Dritte vermehrte Auflage Baden-Baden 1896. S. 126.
- 16 Dr. G. Von Seydlitz, Schwarzwaldführer. Bearbeitet von Ernst Bader. 11. Auflage Freiburg i. Br. und Leipzig. 1905–1906. S. 58.
- 17 S. 121 (Anm. 16).
- 18 S. 134. Ca. 150 Millionen Euro (Anm. 16).
- 19 S. 143 (Anm. 16).
- 20 S. 131 (Anm. 16).
- 21 Meyers Reisebücher. Schwarzwald, Odenwald, Bergstrasse, Heidelberg und Strassburg. 13. Auflage. Leipzig und Wien. 1910.
- 22 S. 1 (Anm. 21).
- 23 S. 7 (Anm. 21).
- 24 Johann Heinrich Lahmann, deutscher Arzt und Naturheiler, der für Baumwolle, vor allem bei Unterwäsche, plädierte.
- 25 S. 1 (Anm. 21).
- 26 S. 8 (Anm. 21).
- 27 S. 2 (Anm. 21).
- 28 S. 65 f. (Anm. 21).
- 29 S. 146 (Anm. 21).
- 30 S. 161 (Anm. 21).
- 31 S. 145 (Anm. 21).
- 32 S. 63 (Anm. 21).
- 33 Ob er über Haslach, Offenburg, Ortenberg oder Gengenbach berichtet, nie vergisst der Autor darauf hinzuweisen, dass alle diese Orte von den Franzosen zerstört worden seien. In heutigen Reiseführern vermeidet man gerne, „Ross und Reiter“ zu nennen. Ein schönes Beispiel in Emil Imm (Hrsg.), Land um Kinzig und Rench. Freiburg 1974. (Wanderbücher des Schwarzwaldvereins, Bd. 8). S. 58 f.: „Unsägliches Leid brachte der Pfälzische Erbfolgekrieg. Das Jahr 1689 bedeutet einen tiefen Einschnitt in der Geschichte der Ortenau. Offenburg wurde ‚totaliter ruiniert und in die Aschen gelegt‘. Rathaus, Kirchen, Türme und Tore, Zunftstuben und Bürgerhäuser sanken in Trümmer ... Schweres Leid wurde den Bürgern und Bauern des Kinzigtals zugefügt.“ Wodurch sanken sie? Durch ein Erdbeben? Wer hat Leid zugefügt? Die Pest vielleicht?
- 34 S. 145 ff. (Anm. 21).
- 35 S. 163 (Anm. 21).
- 36 S. 159 (Anm. 21).
- 37 S. 160 (Anm. 21).
- 38 O. Rieger, Badnerland. Karlsruhe 1927. S. 3.
- 39 S. 5 f. daselbst.
- 40 Siehe: Website „Flughafen-Gesellschaft Konstanz GmbH – 2016 ‚Chronik‘.“
- 41 Wikipedia „Flughafen Freiburg“.
- 42 S. 78 (Anm. 38).
- 43 Karl Baedeker, Schwarzwald, Odenwald, Neckartal. 4. Auflage, Malente. 1956.
- 44 S. 285 f. daselbst.
- 45 „Mittelbadische Eisenbahn“, Wikipedia.
- 46 S. 282 (Anm. 42).
- 47 S. 337 (Anm. 42).
- 48 S. 339 ff. (Anm. 42).
- 49 S. 284 (Anm. 42).
- 50 S. 263 f. (Anm. 42).

Die Wasserreisemaschine, 1819

Hans Roser

Die Welt war wohl auch schon im Jahre 1825 recht klein, als Dr. Johann Paul, Königlich Bayerischer ordentlicher „Profeßor“ zu Erlangen sein allgemeines „Alphabetisches Repertorium des neuesten Wissenswürdigsten und Anwendbarsten aus den gemeinnützigsten und wichtigsten Wissenschaften“, ein allgemeines „Hand- und Hülfsbuch“ für denkende Geschäftsmänner und gebildete Leser, in Erlangen herausbrachte. In diesem Buch, in dem spezielles Wissen für alle Lebenslagen beschrieben ist, wurde auch eine Geschichte niedergeschrieben, die eine historische Verbindung mit Goldscheuer hat. Allerdings spielte sich diese nicht im Erscheinungsjahr des oben beschriebenen Buches, sondern bereits im Jahre 1819, also vor 194 Jahren, ab. Es handelt sich um die Geschichte einer „Wasserreisemaschine“, die ein Erfinder namens Xaver Michel aus Offenburg ersann, konstruierte und bei Goldscheuer unter Zeugen, die aus der Gemeinde stammten, präsentierte. Darüber wusste der Autor des Buches folgende Geschichte zu berichten:

„Eine Maschine, die den Seefahrern bei erlittenem Schiffbruche das Daseyn, den Landreisenden das Uebersetzen über alle Ströme sichert, muss gewiß der menschlichen Gesellschaft, bei ihren vielfachen Berührungen, besonders bei ihrem weit ausgebreiteten Verkehre, von großem Nutzen seyn.

Dem Mechanikus Xaver Michel von Offenburg war es vorbehalten, eine solche Maschine zu erfinden, deren Brauchbarkeit zu oben angegebenen Zwecken, nach den damit angestellten Versuchen, keinem Zweifel mehr unterworfen ist. Der Schiffbrüchige kann sich bei ihrem Gebrauche sehr leicht auf mehrere Tage mit Lebensmittel versorgen, und ganz gefahrlos ein sicherndes Eiland suchen: der Landreisende dann über die reissendsten Ströme setzen und dadurch die seine Reise störenden Hindernisse leicht besiegen. Das Aeusere dieser neu erfundenen Maschine gleicht dem wulstähnlichen Theile eines türkischen Bundes, in deren Mitte eine zylinderförmige Oeffnung angebracht ist, worin der wasserreisende sitzt, und mit dem oberen Theile seines Körpers über dem Wasser hervorragt. Ihre waagerechte Durchmesser ist zwar beim Gebrauche 5 Schuh, die größte Senkrechte 1 Schuh 3 Zoll; nach ihrer Zerlegung aber kann sie, bei ihrem nur etwas 5 Pfund betragenden Gewichte, in einem kleinen Verhältnisse von Fußreisenden sehr leicht mit sich geführt werden; ebenso

bequem läßt sich solche auf Schiffen unterbringen, um sie nach Erforderniss benutzen zu können.

Der Einsender dieses hat folgendes amtliches Zeugnis in der Abschrift vor sich liegen: Wir Endeunterscriebene beurkunden hiermit Folgendes: Wir haben unterm heutigen Tage von Hrn. Xaver Michel von Offenburg, Erfinder einer neuen Wasserreisemaschine, von Goldscheuer aus den Rhein hinab bis an Kehl, in seiner Nähe zu Schiffe begleitet, und hierbei hinlänglich Gelegenheit gehabt, uns von der Brauchbarkeit und Zweckmäßigkeit seiner Erfindung zu überzeugen, indem er bei äußerst widrigem Winde einen Weg von 2 1/2 Stunden binnen einer Stunde zurücklegte. Nach unserer Zurückkunft von Kehl ausgestellt zu Goldscheuer den 23sten Mai 1819, Bittermann, Professor zu Offenburg. Lorenz, sen. Geometer von Lahr. Rechner des Gerichts von Goldscheuer, Krämer Vogt in Marlen. Vorstehendes Zeugnis wird als von den Genannten ausgestellt und sonach als glaubwürdig legalisiert. Offenburg den 20. Mai 1819, Großherzoglich badensches Stadt- und Landamt. Der Regierungsrath und Oberamtmanm Molitor.“

So ist im Buch weiter zu lesen:

„Einen zweiten Versuch mit seiner Maschine machte Hr. Michel zu Kehl am Pfingstmontag, den 31. Mai in dem er von der Schiffbrücke, in der Mitte des Stromes, vor Tausenden von Zuschauern den Rhein hinab fuhr. Der Erfinder war zufällig sehr krank; deshalb zeigte er nicht alles. Zu bemerken ist noch, dass man mit dieser Maschine beliebige Richtungen auf dem Wasser nehmen kann. Man kann sie daher den Wasserwandler oder Wasserläufer nennen. Hr. Michel gedenkt noch andere Erfindungsideen auszuführen. Der Einsender wünscht ihm deshalb (weil er Hausvater ist) reichliche Unterstützung und viele Abnehmer seiner Maschine, ehe ein Fremder die Früchte einerntet. Wahrscheinlich wird er den Rhein hinab nach Holland reisen. Vielleicht kann diese Erfindung eine noch viel höhere Stufe der Vollkommenheit erreichen, als sie gegenwärtig schon hat. Vorläufig dieß davon.“

So endet diese Geschichte, ohne dass wir erfahren haben, was weiter mit der Maschine passiert ist. Wir wissen auch nicht, wie die Maschine ausgesehen hat. Wir wissen nur, dass die spektakuläre Vorführung dieser Erfindung bei Goldscheuer am Rhein geschah.

Roser, Hans: Die Wasserreisemaschine. In: s'Bliwisel 2013. Jahresrückblick und Chronik Goldscheuer-Marlen-Kittersburg, S. 121

Die Kinzigbrücken von Offenburg

Ulrich Boeyng

Bereits im Mittelalter und vermutlich schon seit der Römerzeit kreuzten sich in Offenburg zwei wichtige Fernstraßen: Die alte Reichsstraße, die als Nord-Süd-Verbindung die Handelszentren Frankfurt und Basel im Rheintal verband, verlief entlang der hügeligen Vorzonen des Oden- und des Schwarzwalds.¹ Die West-Ost-Verbindung aus Frankreich querte bei Straßburg–Kehl den Rhein, verlief ab Offenburg durch das Kinzigtal und führte über Schaffhausen in die Schweiz.²

Alternativ zur recht beschwerlichen Postkutschenfahrt konnte man seit den 1840er Jahren im Rheintal auch mit der Eisenbahn reisen. Im Juni 1844 hatte die Großherzoglich Badische Staatseisenbahn (BadStB) – von Mannheim über Heidelberg kommend – Offenburg und den Bahnhof nördlich der Altstadt erreicht. Im darauf folgenden Jahrzehnt wurde die Strecke nach Süden verlängert und seit dem 20. Februar 1855 war es möglich, im Verlauf einer Tagesreise von Mannheim bis Basel mit dem Zug zu fahren. Diese mehr in der Rheinebene verlaufende badische Hauptbahn wurde alsbald zur zentralen Nord-Süd-Achse im sich schnell verknüpfenden Netz der deutschen Länderbahnen.³ Ebenso wie die alte Reichsstraße mussten auch die Bahngleise bei Offenburg die Kinzig queren.

Die Geschichte der Straßen- und Eisenbahn-Brücken, die in den vergangenen 170 Jahren über die Kinzig führten und führen, zeugt von deren Rolle in der Verkehrsgeschichte der Stadt, aber ebenso von ihrer Rolle in der Entwicklung der Brückenbau-Technik. Von diesen Brücken des 19. und des 20. Jahrhunderts soll hier die Rede sein (Abb. 1).

Offenburgs Altstadt-Straßen im 19. Jahrhundert

Schon die Römerstraße verlief in etwa auf Trasse der südlichen Okenstraße. Als alte Reichsstraße nahm sie außerhalb der Offenburger Altstadt die aus Straßburg und Kehl kommende West-Ost-Verbindung auf und führte auf die nordwestliche Ecke des Stadtmauerrings zu. Der beim heutigen Zwingerplatz liegende alte Stadtzugang war mit der Stadterweiterung des

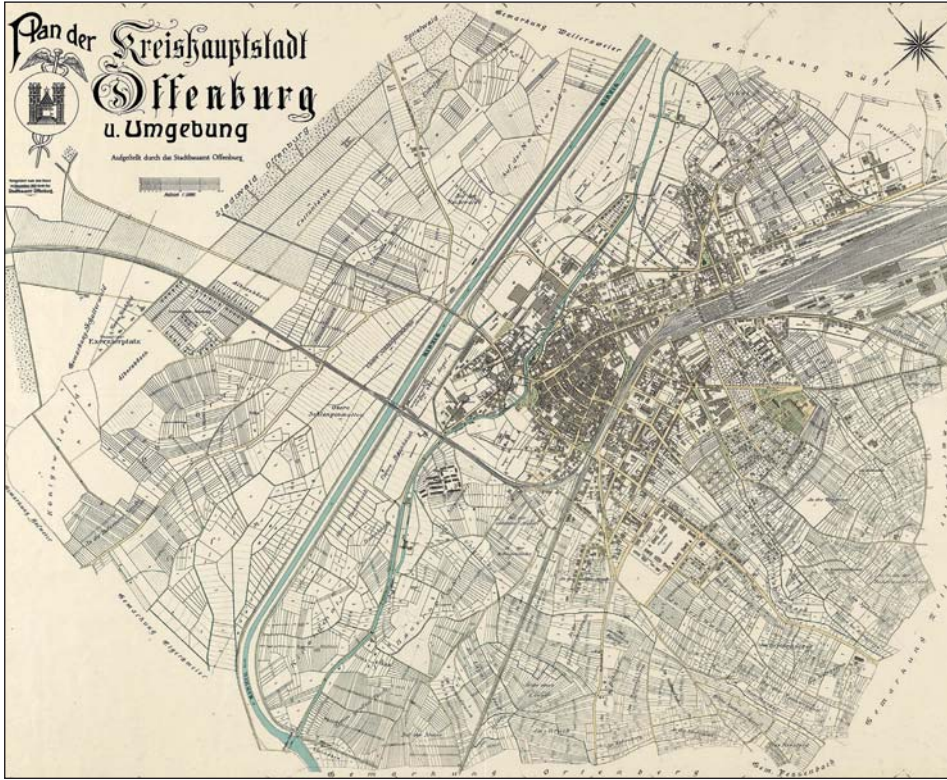


Abb. 1: Stadtplan Offenburg, Stand 1935, GLAK_H_Offenburg

13. Jahrhunderts aufgegeben und nach Osten zum neu erstellten Neutor verlegt worden.⁴ Innerhalb des Stadtmauerrings und parallel zur älteren Klosterstraße/Spitalgasse zog sich die ebenfalls neu angelegte Hauptstraße vom Neutor⁵ aus durch die gesamte Altstadt und verließ sie im Südwesten durch das Kinzigtor.⁶ Auf der alten Stadtbrücke überquerte sie in der Kinzigvorstadt den Mühlbach,⁷ anschließend den Gerber- und den Kronenbach und zog schließlich über die Kinzigbrücke weiter in Richtung Freiburg.⁸ Die Lange Straße, die über die frühere Frommstraße an die Hauptstraße angebunden war, führte in den südöstlichen Teil der Altstadt zum Schwabhauser Tor.⁹ Von dort aus setzte sie sich über Ortenberg und Gengenbach ins Kinzigtal fort. Innerhalb der Altstadt diente die Frommstraße (heutige Alte Lange Straße) als nördlichste, die Steinstraße als zentrale sowie die Gerberstraße als südlichste Querverbindung zwischen den beiden A-förmig gespreizten Hauptverkehrsachsen. An diesem Straßenverlauf hatte sich bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts nichts Wesentliches geändert.



Abb. 2: Kinzigbrücke bei Offenburg, Lithographie, 1845_ StA-OG_26-1-276

Die Kinzig-Straßenbrücken des 19. und 20. Jahrhunderts

Der Bedeutung der Reichsstraße entsprechend hatte die Offenburgener Kinzigbrücke etliche Vorgängerbauten, die bei Zerstörung stets erneuert wurden. Die früheste Darstellung einer 4-jochigen Brücke ist auf dem Merian-Stich der Stadt Offenburg von 1643 zu erkennen. Wie vermutlich alle diese Jochbrücken war sie noch bis ins 19. Jahrhundert hinein ganz aus Holz, denn von einer Steinbrücke bei Offenburg ist bis dahin nichts bekannt. Neben dem Merian-Stich sind fünf weitere Stadtansichten aus dem 18. und 19. Jahrhundert bekannt, auf denen eine Brücke zu sehen ist. Als Beiwerk zum Hauptmotiv Stadt ist sie meist nur am Bildrand abgebildet. In den Darstellungen von 1845 und 1853 werden dann die Eisenbahnbrücken zum Hauptmotiv (Abb. 2) und die Stadtsilhouette oder das Kinzigtal rückt in den Bildhintergrund.¹⁰

Der Bau der Rheintal-Eisenbahn sollte mit seiner Linienführung bei Offenburg großen Einfluss auf die Entwicklung der künftigen Stadtstruktur haben.¹¹ Erst in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen und vollends seit den 1950er Jahren übernahm der Straßenbau diese Rolle wieder, als der rasant zunehmende Fahrzeugverkehr den Ausbau der Straßen innerhalb und außerhalb der Stadt notwendig machte.¹² Bereits 1858/59 hatte man im Nordwesten der Altstadt die Stadtmauer bei der Wassergasse durchbrochen, um die neu erbaute Bauwollspinn- und Weberei jenseits des Mühlbachs anzuschließen.¹³ Um 1905 wurde der enge Durchbruch der Wasserstraße zur Anbindung des städtischen Schlachthofs und Elektrizitätswerks erweitert. Ab 1928 verlängerte man die Straße zur Entlastung der Hauptstraße in Richtung Kinzigdamm und weiter bis zur Kinzigbrü-

cke. Im Süden außerhalb der Altstadtmauern baute man ab 1935 das restliche Teilstück der Grabenallee zwischen Gymnasium- und Hauptstraße als neue Querspange aus.¹⁴

Nach 1951 wurde der Fernverkehr bereits auf der Höhe des Bahnhofs durch den Teilausbau der Gaswerkstraße und den Neubau der Freiburger Straße westlich um die Altstadt herum geleitet.

Seit Anfang der 1960er Jahre hatte man die B33 im Kinzigtal ausgebaut und den Durchgangsverkehr auf die linke Seite der Kinzig mit Anschluss an die B3 südlich von Offenburg verlegt. Zur gleichen Zeit hatte man westlich der Kinzigbrücke ein verschlungenes Kreuzungsbauwerk angelegt, an dem sich die B3/B33 sowie die Hauptstraße/L99 von Osten kommend trafen. Von hier aus zogen die Straßen im Rheintal als B3 in Richtung Freiburg, auf der B33 ins Kinzigtal und als L99 über Schutterwald zur B36 und weiter.¹⁵ Der gesamte Verkehr auf der B3/B33 sowie der innerstädtische Verkehr rollte jedoch weiterhin über die eine und einzige Kinzig-Straßenbrücke. Weil die Entlastung der Altstadt über die Freiburger Straße schon bald nicht mehr ausreichte, baute man ab 1969 die Otto-Hahn-Straße als neue Nordumgehung. Sie leitet den Verkehr auf der B3/B33 bereits auf der Höhe des Güterbahnhofs nach Westen ab und führt ihn über eine zweite Kinzigbrücke (Otto-Hahn-Brücke) im weiten Bogen westlich um die Innenstadt herum. Als Ergänzung der Umgehungsstraßen im Norden und Westen und zur Entlastung der Grabenallee wurde ab 1974 der Südring angelegt. Zwischen 1974 und 1982 wuchs diese Südumgehung von der L99 und der B3 im Westen über die dritte Kinzigbrücke (Kurt-Schumacher-Brücke) abschnittsweise nach Osten. Seit ihrem Anschluss an die Ortenberger Straße hält sie den Verkehr der umliegenden Gemeinden von der Innenstadt fern.

Die Straßenbrücken des 19. Jahrhunderts – 1836, 1874 und 1900

Eines der vielen Hochwasser zerstörte 1824 auch die hölzerne Kinzigbrücke bei Offenburg, die vermutlich ebenso eine Jochbrücke war, wie sie auf dem Merian-Stich dargestellt ist. Die Stelle, an der die Kinzig in einer Furt und später mit einer Brücke überquert wurde, war wohl trotz des mäandrierenden Flusslaufs über die Jahrhunderte beibehalten worden. Schon im 16. Jahrhundert zweigte man südlich der Stadt beim Wehr am „großen Teich“ einen konstanten Teil des Kinzigwassers für die Mühlen am Mühlbach ab. Daher veränderte der restliche Fluss seine Breite bei der Brücke vermutlich nur noch wenig –

abgesehen von Hochwassern. Bei vier Jochen und fünf Überbauten von je ca. 8–12 m Länge kann man auf eine Gesamtlänge der Brücke von ca. 40–60 m schließen. Bei diesen Spannweiten wurde unter Frachtfuhrwerk-Verkehr eine doppelte oder dreifache Balkenlage zwischen den Jochen benötigt. Als Fahrbahn kam üblicherweise eine doppelte Holzbohlenlage infrage, deren obere Lage bei Verschleiß leicht auszuwechseln war.¹⁶

Die ab 1836 neu errichtete Kinzigbrücke hatte anstelle der hölzernen Joche vier steinerne Pfeiler. Über den fünf Öffnungen von 38 bzw. 42 ½ Fuß Weite (11,4/12,75 m) lagen allerdings noch hölzerne Überbauten.¹⁷ Sie war damit die erste Offenburger Brücke, die in der gerade kanalisierten und fest eingedeichten Kinzig mit massiven Pfeilern errichtet wurde. Da ihre hölzernen Überbauten nach etwa 40 Jahren baufällig waren, ersetzte man sie laut Baer 1874 durch einen eisernen Überbau. Ein nicht umgesetzter Entwurf von 1872 hatte hierfür eine Abfolge von fünf eisernen Fachwerkbrücken (Abb. 3) mit gekrümmtem Ober- und geradem Untergurt, Ständern sowie einem Gitterwerk aus Flacheisen vorgesehen.¹⁸

Ein Vierteljahrhundert später genügte diese Brücke nicht mehr dem gestiegenen Verkehrsaufkommen und sie wurde im Jahr 1900 durch eine Fachwerkbrücke „modernster“ Bauart ersetzt. Auf einem Foto aus deren Bauzeit ist die fast fertige Neukonstruktion zu sehen, die ohne Zwischenpfeiler mit ca. 61 m Spannweite von Ufer zu Ufer reichte. Im Bildvordergrund ist die flussaufwärts davor stehende alte Brücke von 1874 auf ihren steinernen Pfeilern zu erkennen (Abb. 4). Anstelle des 1872 projektierten Gitterwerks hatte man offensichtlich nur einfache Profilträger für die Überbauten verwendet.

Die neue Brücke von 1900 war eine sogenannte Stabbogenbrücke.¹⁹ Die Brückenportale waren ganz im Stil der Zeit aufwendig mit Wappen, Allegorien des Rheins und der Kinzig sowie mit dem Erbauungsjahr verziert.²⁰ Neben der Straße und den beiden Gehwegen trug die Brücke auch das Gleis der Schmalspurbahn (1000 mm), die seit 1898 von der Straßburger Straßenbahn-Gesellschaft zwischen Offenburg, Schutterwald und (Neuried-) Altenheim betrieben wurde. Verschiedene Fotos aus der Zeit um 1900 bis in die späten 1950er Jahre zeigen den liebevoll auch als „Bähnli“ bezeichneten Zug mit seiner Dampflok. Die Kleinbahn hatte westlich vom Offenburger Hauptbahnhof ihren Endbahnhof, verlief von dort durch die Hauptstraße und die Kinzig-Vorstadt, bevor sie schließlich die Kinzig überquerte. Das Gleis, das stadtauswärts auf der linken Fahrbahnseite der Straßenbrücke lag, führte am anderen Ufer in Richtung Altenheim auf eigener Trasse weiter.

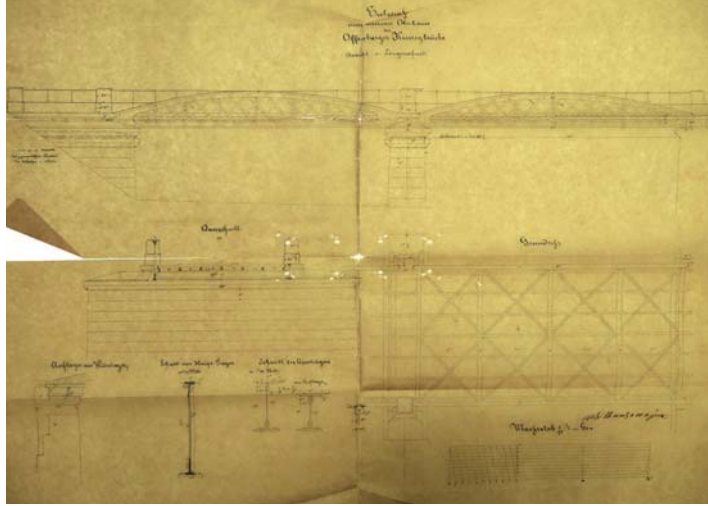


Abb. 3: Entwurf einer Kinzig-Straßenbrücke, Planzeichnung, 1873_ StA-OG_5-9.617



Abb. 4: Historisches Foto vom Bau der Kinzig-Straßenbrücke, 1900_StA-OG_04.031-7

In einem Zeitungsbericht des Offenburger Tagblatts von 1950 wurde an diese Konstruktion erinnert und erwähnt, dass die Eisenkonstruktion von der Firma Eisenbau Grötzingen geliefert und aufgestellt und die Massivbauarbeiten durch die Straßburger Baufirma Daube ausgeführt worden waren.²¹

Die Fachwerk-Stabbogenbrücke stand bis in die letzten Wochen des 2. Weltkriegs, in denen sie das gleiche Schicksal wie die benachbarte Eisenbahnbrücke erlitt, als sie beim Rückzug der deutschen Wehrmacht im April 1945 gesprengt wurde.

Die Straßenbrücken des 20. Jahrhunderts – 1946, 1950 und 1990

Die Zerstörung der beiden Kinzigbrücken hat den Sieg der Alliierten bekanntlich nicht aufgehalten. Die Zivilbevölkerung jedoch war davon in der frühen Nachkriegszeit auf beiden Seiten der Kinzig schwer betroffen, da in der ersten Zeit der Zugver-

kehr auf der Rheintal-Eisenbahn und ebenso die Lokalbahn sowie der Straßenverkehr unterbrochen waren. Erst als im Jahr 1946 durch das französische Militär eine hölzerne Behelfsbrücke aufgeschlagen war, kam zumindest der Straßenverkehr wieder in Gang. Die Behelfsbrücke lag auf zwei hölzernen Hauptjochen über dem Fluss sowie auf jeweils vier enger stehenden Hilfsjochen an beiden Ufern. Als das Weihnachtshochwasser vom Dezember 1947 diese Behelfsbrücke wieder zerstörte, montierten die Franzosen kurzfristig ein eisernes Bailey-Notbrücken-System, bevor die Holzbrücke nochmals repariert wurde.²²

Der Zugverkehr mit der Schmalspurbahn lag dagegen noch bis zum Frühjahr 1949 still. Für die Lokalbahn montierten französische Soldaten im Winter 1948 parallel zur Holzbrücke eine Pionierbrücke von den „Eisenwerken Kaiserslautern“ (EWK). Sie war offenbar ein Versuchsmodell, das Ähnlichkeit mit den Bailey-Brücken hatte, aber aus wesentlich größeren Elementen bestand und daher nur mit Maschinen und mithilfe eines Derricks montiert werden konnte.²³

Im Herbst 1948 begannen die Bauarbeiten an der neuen Kinzigbrücke. Die Planung sah eine flache Stahl-Balkenbrücke auf zwei Pfeilern vor, da man mittlerweile einen hohen Fachwerkbogen wie bei der Vorgängerbrücke als Störfaktor in der Landschaft empfand. Die neue Balkenbrücke sollte ca. 65 m lang werden und ihre 17 m breite Fahrbahntafel teilten sich die beiden Kfz-Spuren, beidseitige Fußgängerwege sowie die Gleistrasse der Schmalspurbahn. Die Montage der Stahlteile erfolgte durch die „Eisenbau Wyhlen“, die Rohbauarbeiten an den Widerlagern und Pfeilern übernahm eine Arbeitsgemeinschaft mehrerer Offenburgener Baufirmen.²⁴

Wiederholt berichteten die örtlichen Zeitungen vom Baufortschritt der neuen Straßenbrücke sowie vom Schicksal und von der hoffnungsvollen Zukunft der Schmalspurbahn.²⁵ Zur Zeit der Brückeneröffnung am 29.04.1950 standen drei Brücken parallel nebeneinander – die neue Straßenbrücke, flussabwärts die Stahl-Versuchsbrücke und dazwischen die hölzerne Behelfsbrücke (Abb. 5).²⁶

Die Hoffnungen der Festredner, die der neuen Konstruktion ein langes Leben wünschten, hielten der rasanten Entwicklung des Fahrzeugverkehrs in der Nachkriegszeit nicht ohne weitere Baumaßnahmen stand (Abb. 6). Bereits Mitte 1957 wurde die Schmalspurbahn stillgelegt und ihre Gleise nach und nach abgebaut. Eine Abfolge von Fotos aus der Zeit zwischen 1955 und 1963 zeigt die Brücke mal mit, mal ohne die Schmalspurgeise, dafür statt Pflasterung mit asphaltierten Fahrbahn-

Abb. 5: Foto der Nachkriegs-Notbrücken und neue Straßenbrücke, 1950_ StA-OG_04.032-40



Abb. 6: Foto der Kinzig-Straßenbrücke von 1950 mit Schmalspurbahn, 1955_ StA-OG_04.032-37



belägen.²⁷ Auf einem Foto von 1963 sind die Erdarbeiten für die B33a im Gange, die als Zubringer an den nach Süden voranschreitenden Bau der Autobahn A5 im Abschnitt Achern–Offenburg dienen sollte. Als Anschlussstelle an die A5 entstand das sogenannte „Offenburger Ei“, das mit der Freigabe der A5 Ende 1960 eröffnet wurde.

Anfang der 1990er Jahre war dann ein Neubau der Kinzigbrücke von 1950 nicht mehr zu umgehen. Während der Bauarbeiten diente die um 7,5 m verschobene alte Brücke als Notbrücke für den fließenden Verkehr. Die neue, auf sechs Fahrbahnen verbreiterte Stahlbeton-Konstruktion wurde im Jahr 1992 eröffnet und verfügte nunmehr über zwei stadtauswärts sowie vier stadteinwärts führende Fahrspuren. Der unmittelbar westlich anschließende Kreuzungsknoten wurde zugunsten eines großen Kreisverkehrs entwirrt. Knapp 20 Jahre später genügte auch dieser „Messekreisel“ nicht mehr dem weiter gestiegenen Verkehrsaufkommen. In den Jahren 2009/2010 wurde er zum

„Turbo-Kreisel“ umgebaut, um den Verkehrsfluss in Richtung B3/B33 und B33a/A5 durch Bypässe zu den benachbarten Kreiseln in der Marlener bzw. Schutterwälder Straße zu beschleunigen.

Die Kinzigbrücken der Eisenbahn

Anders als bei der Reichsstraße legte man die Trasse der badischen Rheintalbahn mehr in die Flussebene und vermied so die hügeligen Vorlandzonen der angrenzenden Bergländer. Nur selten musste man dort schwierige Hindernisse überwindenden, allerdings waren in der Rheinebene zahllose Gräben, Bäche und kleinere Flüsse aus dem Kraichgau und dem Schwarzwald zu queren. So oft wie möglich wählte man hierfür massive Gewölbebrücken, manchmal waren wegen der geringen Höhe des Bahndamms nur kleinere Balken- oder Barrenbrücken möglich.²⁸

Die badischen Bahningenieure hatten bei den Brückenbauten technisches Neuland betreten, indem sie neben den vertrauten Materialien Stein, Holz und geschmiedeten Kesselblechen als neuartigen Baustoff das Gusseisen für Haupttragglieder einsetzten. Mit Gusseisen ließen sich nach der damaliger Auffassung Brückenbauten errichten, die mit den Vor- und Nachteilen der anderen Baumaterialien bestens konkurrieren konnten: Steinbrücken waren teuer in der Herstellung und hatten eine lange Bauzeit, waren aber bei geringen Unterhaltungskosten erfahrungsgemäß äußerst langlebig. Holzbrücken waren schnell und preiswert herzustellen, hatten jedoch bei hohen Unterhaltungskosten nur eine kurze Lebensdauer. Gusseiserne Brücken versprachen dagegen eine relativ kurze Bauzeit, moderate Herstellungs- und geringe Unterhaltungskosten – und das bei einer langen Standzeit.

Nach der Eröffnung des ersten Streckenabschnitts zwischen Mannheim und Heidelberg im September 1840 wurde die Strecke abschnittsweise über Bruchsal, Karlsruhe, Rastatt und Baden-Baden verlängert und erreichte etwa zur Jahresmitte 1844 Offenburg.²⁹ Zunächst nur 1-gleisig, war sie von Beginn an auf den 2-gleisigen Ausbau angelegt. Bereits 1847 lag das zweite Gleis bis Offenburg, 1848 bis Freiburg und 1855 dann auch bis Basel. Größere Flussübergänge waren bis dahin nur beim Anschluss an die im Norden des Großherzogtums an die Rheintalbahn anschließende „Main-Neckar-Bahn“ erforderlich gewesen, die ab Anfang Oktober 1846 von Frankfurt bis Heidelberg durchgängig befahrbar war.³⁰ In Frankfurt hatte man bereits bei Baubeginn der Strecke eine achtjochige Steinbrücke über

den Main errichtet. Beim Neckar in Ladenburg hatte man als Zwischenlösung eine hölzerne Notbrücke aufgeschlagen, die solange befahren wurde, bis auch dort im August 1848 die sechsjochnige Steinbrücke fertiggestellt war.³¹ Zwischen Heidelberg und Rastatt waren keine Flüsse zu überwinden, die größere Brückenbauten erfordert hätten. Nördlich von Rastatt musste die Bahn wegen der Nähe zur Bundesfestung in einer scharfen Kurve nach Osten schwenken. Für die anschließende Überquerung der Murg war aus strategischen Gründen eine leicht zu unterbrechende Holzbrücke gefordert worden.³² Bei den kleinen Brücken über die Rench und den Hurstgraben bei Renchen entschied man sich für gusseiserne Bogenhängewerk-Konstruktionen von je zweimal 20,9 Fuß (ca. 6,30 m) lichter Weite. Die beiden Elzbrücken in Kenzingen und Hecklingen waren Bogenhänge- und Sprengwerk-Konstruktionen von je zweimal 40 Fuß (ca. 12 m) lichter Weite. Die gleiche Konstruktion hatte die Elzkanalbrücke bei Sexau – sie spannte dreimal 47,7 Fuß (ca. 14,1 m) weit.³³ Bei der Kinzigbrücke bei Offenburg entschied man sich für den Bau einer gusseisernen Bogen-sprengwerkbrücke auf vier massiven Pfeilerjochen.

Bis in die 1830er Jahre hatte man daran gearbeitet, die nach schweren Regenfällen immer wieder zerstörerischen Fluten der Kinzig zu zähmen. Unter der Leitung des badischen Wasserbau-Ingenieurs Johann Gottfried Tulla war damals der Fluss durch Begradigung und Eindeichung bis Griesheim nördlich von Offenburg kanalisiert worden.³⁴ Der weitere Flussausbau von Griesheim bis zur Kinzigmündung bei Kehl ließ allerdings noch etliche Jahre auf sich warten.³⁵ Die Trasse der Rheintalbahn musste daher bei ihrer Verlängerung in Richtung Freiburg östlich der Offenburger Altstadt durch den „Bahngraben“, dann im Bogen südlich um die Stadt herum und schließlich über die dort etwa 74 m breite Kinzig gelegt werden.³⁶

Diese Trassenführung bestimmte die städtebauliche Entwicklung der Stadt für etliche Jahrzehnte, gab sie doch – eingegrenzt zwischen der Bahn im Osten und Süden und der Kinzig im Westen – die Richtung der weiteren Bebauung nach Norden vor. Die einzige Straßenbrücke über den Bahngraben lag lange Zeit im Südosten der Stadt und sorgte für die Anbindung der Ortenberger Straße ins Kinzigtal. Erst seit den 1870er Jahren und verstärkt gegen Ende des 19. Jahrhunderts wurde das Gelände östlich des Bahngrabens bis zum neuen Friedhof am Waldbach städtebaulich erschlossen. Das galt auch für die Flächen beim alten Gefängnis im Süden der Stadt zwischen Grabenallee und Bahnbogen – und erst recht für das Gelände jenseits der Bahn zwischen Bahnbogen und Südring.³⁷

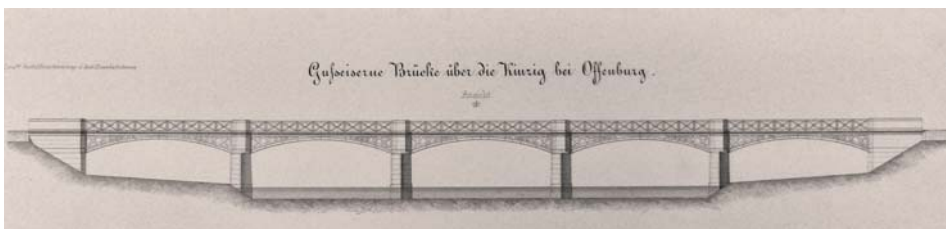
Die erste Kinzigbrücke (1845–1851)

Für den Bau der ersten Eisenbahnbrücke über die Kinzig, die zwischen August 1843 und Juli 1845 entstand, hatten sich die beiden führenden badischen Metallverarbeitungsbetriebe, die Maschinenfabrik Keßler & Martiensen in Karlsruhe und die Gebrüder Benckiser in Pforzheim, als Arbeitsgemeinschaft zusammengeschlossen. Die Maurerarbeiten an Landfesten und Pfeilern teilten sich die beiden Offenburger Baubetriebe von Meisburger und Brem.³⁸ Die Brücke überspannte den Fluss auf einer Gesamtlänge von 240 Fuß (72 m) mit fünf gusseisernen Bogenfeldern, die zwischen den steinernen Landfesten und vier massiven Jochpfeilern eingespannt waren (Abb. 7). Jedes der fünf Bogenfelder bestand aus sechs parallel nebeneinander liegenden Gusseisen-Bögen von 38 Fuß (11,40 m) Länge. Jeder einzelne dieser dreißig Bögen bestand aus drei mit Schraubbolzen verbundenen Einzelteilen. Die vier inneren Bögen lagen im Abstand von je $5\frac{1}{2}$ Fuß (1,65 m) unter den beiden Schienenpaaren.³⁹ Die Schienen waren auf Eichen-Langschwelen befestigt, welche wiederum auf den flanschartig ausgebildeten Oberseiten der Gussbögen verschraubt waren. Jedes Brückenfeld wurde auf den Ansichtsseiten durch verzierte Randbögen flankiert, auf denen die beidseitigen Gehwege und Geländer auflagen. Die sechs Bögen eines Feldes waren in Querrichtung durch zwölf schmiedeeiserne Stangen untereinander verbunden. Die Stangen waren zu Montagezwecken auf halber Länge geteilt und durch Muffen miteinander verschraubt.

Alle im Verlauf des Bahnbaus in Baden erstellten gusseisernen Brücken mussten jedoch nach und nach durch Konstruktionen aus anderen Materialien ersetzt werden, weil im laufenden Bahnbetrieb an ihren Haupttragelementen gefährliche Risschäden aufgetreten waren.⁴⁰ Ein ausgebautes und umgesetztes Teilstück der aus Kenzingen oder Hecklingen stammenden Eisenbahnbrücke führt seit 1871 als Straßenbrücke über den Neumagen in Staufen.⁴¹

Die erste Offenburger Eisenbahnbrücke ereilte ein anderes Schicksal: Gegen Ende Juli 1851 gingen im Schwarzwald über-

Abb. 7:
Gusseiserne Brücke
über die Kinzig,
Lithographie, 1845_
BLB_98C76453.1+2



aus heftige Regengüsse nieder. Dadurch stieg das Hochwasser der Kinzig derart hoch an, dass sich die Wassermassen an den Pfeilern und Bögen der Brücke aufstauten. Trümmerteile, Baumstämme und ein mitgerissenes Floß verkeilten sich zwischen den Pfeilern und führten zur Unterspülung der Pfeilergründungen. In der Folge kippten im Laufe des 1. August drei der vier Pfeiler, zerbrachen und verursachten eine Schrägstellung der gusseisernen Überbauten, sodass der Zugverkehr eingestellt werden musste. Innerhalb kürzester Zeit wurde auf den beschädigten Pfeilern und Bogenteilen ein hölzernes Provisorium erstellt, um den Zugverkehr wieder aufnehmen zu können. Gleichzeitig begann man flussabwärts eine solide hölzerne Behelfsbrücke aufzuschlagen, die bis zur Eröffnung der dauerhaften Ersatzkonstruktion ihren Notdienst verrichten sollte. Diese eingleisige Behelfsbrücke hatte fünf Öffnungen von jeweils 43 Fuß (12, 90m) Lichtweite, wobei die Joche jeweils hinter den zerstörten Pfeilern standen. Mit ihrer Freigabe am 2. Oktober 1851 konnte die gesamte Strecke zwischen Karlsruhe und Basel wieder annähernd regulär befahren werden.⁴² Die beim Einsturz unbeschädigt erhaltenen Teile der sechs äußeren Randträger wurden 1988 zufällig als Unterkonstruktion einer Feldwegbrücke bei Ettlingen entdeckt.⁴³ Im Zuge des Ausbaus der ICE-Strecke im Rheintal wurden die Teile 1992 geborgen und werden seither im Archiv des Technoseums in Mannheim verwahrt (Abb. 8).

Die zweite Kinzigbrücke (1853–1883)

Nur wenige Monate nach der Zerstörung der ersten Kinzigbrücke begannen die Planungen zum Bau einer neuen, zweiten Kinzigbrücke. Die Ausarbeitung übernahm Karl Ruppert (1813–1881), der seit 1846 als Ingenieur das Referat für Eisenbahnbau



Abb. 8: Abgebaute
Randträger bei
Ettlingen, 1992_
Boeyng

an der badischen Oberdirektion für Wasser- und Straßenbau übernommen hatte. Die Fachwelt und insbesondere die mit Eisenbahnbau befassten Ingenieure kannten die im Jahr 1845 eröffnete erste große Gitterbrücke über den Royal Canal in Dublin und hatten den Bau der mehr als 560 m langen Britannia-Bridge (1846–1850) über die Menai-Strait in Wales mit großem Interesse verfolgt. Bereits kurz nach der Offenburger Katastrophe hatte Prof. Becker im September 1851 über die Konstruktion einer künftigen Ersatzbrücke nachgedacht und aus ästhetischen und finanziellen Gründen für eine Gitterbrücke wie in Dublin anstelle eines doppelten Hohlkastens wie bei der Britannia-Brücke plädiert. Seine überschlägig berechnete Konstruktion sah drei Träger von ca. 209 Fuß (63 m) Länge bei je ca. 20 Fuß (6 m) Höhe vor.

Die Reiseberichte über die hölzernen bzw. eisernen Brücken in England und Nordamerika von Culmann aus 1851 und 1852⁴⁴, die theoretischen Veröffentlichungen von Schwedler über Brückenbalken-Systeme von 1851⁴⁵ sowie die Belastungsversuche von Prüsmann bei der hannoverschen Süd- und Westbahn, die ebenfalls 1851⁴⁶ publiziert wurden, hatten die Fachdiskussion über die Vor- und Nachteile der Blechbalken- bzw. Gitterträger-Brücken angeheizt. Trotz der vorgebrachten Bedenken aus der Kollegenschaft plante Ruppert eine kastenartige Gitterbrücke, deren Haupttragwerk aus einem stärker dimensionierten mittleren, sowie zwei schwächer dimensionierten äußeren Gitterwänden von je 20,94 Fuß (ca. 6,28 m) Höhe zusammengesetzt werden sollte. Um die abermalige Einengung des Flussprofils durch Strompfeiler zu vermeiden, sollte die Kinzig stützenfrei mit einer Gesamtlänge von 237,116 Fuß (ca. 71,13 m) bei 210,01 Fuß (63 m) Lichtweite überbrückt werden. In einem zeitgenössischen Zeitschriftenartikel zitiert Becker den Konstrukteur und dessen Entscheidung gegen die kritische Auffassung vieler Ingenieur ausführlich.⁴⁷ Die gegen die Schwächen einer Gitterkonstruktion vorgebrachten Argumente gedachte Ruppert durch die Wahl entsprechend kräftiger Flacheisenstäbe, durch zwei horizontal über alle Gitterwände laufende Versteifungsprofile aus U-förmigen Brückenschienen sowie durch portalartige Eisenverstärkungen des Gitterkastens an seinen beiden Enden zu entkräften. Zudem sollten alle Gitterstäbe einer Gitterwand in einen die ganze Tragwand umgreifenden eisernen Rahmen eingebaut werden, der mit Winkelprofilen ausgesteift war. Schließlich sollte der gesamte Gitterkasten an beiden Auflagern mit schmiedeeisernen, tief in die Landfesten eingelassenen Zugstangen verankert werden. Auf den Landfesten sollten jeweils sandsteinerne, zinnenbekrönte

Portalbauten mit gotisierenden Spitzbögen errichtet werden, die den gesamten Gitterkasten an beiden Enden U-förmig umfassten.

Der am 21. Januar 1852 vorgelegte Entwurf zum Bau der Kinzigbrücke wurde ohne Änderungen am 4. Februar genehmigt und zur sofortigen Ausführung freigegeben. Man errichtete an beiden Ufern der Kinzig jeweils eine Werkstätte, in der die Gitterwände hergestellt werden sollten. Parallel hierzu begann man, im Fluss ein hölzernes Arbeitsgerüst aufzuschlagen, auf dem die Gitterwände über den Fluss verschoben werden sollten. Da die beiden Landfesten beim Hochwasser nicht beschädigt worden waren, konnten sie ohne großen Umbauaufwand weiterverwendet werden.

Am 29. Mai 1852 wurden in der auf der Südseite gelegenen Werkstatt die ersten Niete gesetzt und bereits am 18. September war die erste Gitterwand für die flussaufwärts gelegene Seite der Brücke fertiggestellt. Die Einzelteile der sich unter dem rechten Winkel diagonal kreuzenden Flacheisen waren horizontal auf einem Holzrahmen liegend zur Gitterwand vernietet worden. Diese wurde anschließend mit Pritschenwagen über den Fluss auf das Arbeitsgerüst verschoben und dort mithilfe von Winden und Kränen vertikal in ihre Endposition aufgerichtet. In der nördlichen Werkstatt war die mittlere Gitterwand am 5. Oktober fertig, wurde ebenso liegend verschoben und sodann aufgerichtet. Ende Oktober war in der südlichen Werkstatt auch die dritte Gitterwand fertiggestellt, die aus Platzgründen nach ihrem Verschieben dicht neben dem mittleren Gitter halbwegs aufgerichtet und dann in Schräglage nochmals an die flussabwärts gelegene Endposition verschoben werden musste. Alle diese Arbeiten gingen innerhalb weniger Stunden unfallfrei über die Bühne. Es folgte der Einbau der die Fahrbahn tragenden Querträger, sowie der diagonalen oberen und unteren Querverbindungen zwischen den drei Hauptträgern. Erst nach Abschluss dieser Arbeiten konnte mit dem Aufbau der beiden steinernen Portalbauten begonnen werden. Am 1. März 1853 waren die Bauarbeiten beendet und am 16. März begannen die Probelastungen. Nach einer Bauzeit von nicht ganz einem Jahr konnte am 21. Mai 1853 die neue Brücke dem Verkehr übergeben werden (Abb. 9).⁴⁸

Nicht eindeutig belegt ist, welche Firmen oder Werkstätten den Bau der Gitterträger bzw. die Massivbauarbeiten ausgeführt haben. Gut möglich ist, dass es die Maschinenfabrik Keßler bzw. deren letzte Nachfolge-Gesellschaft – die Maschinenbaugesellschaft Karlsruhe – war, die zwischen 1843–1845 zusammen mit den Gebr. Benckiser schon die erste, gusse-

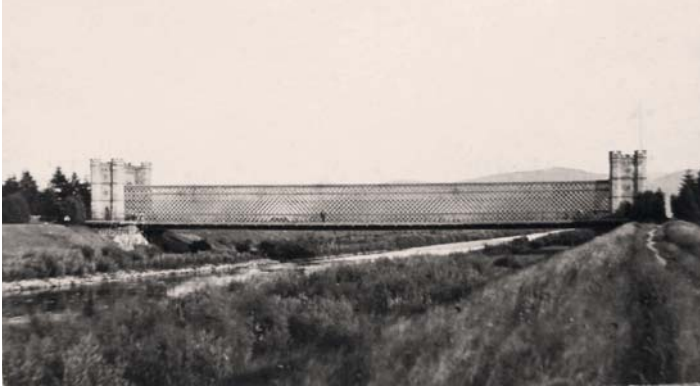


Abb. 9: Historisches Foto der Offenburger Gitterträger-Brücke, 1853_StA-OG_04.027-01



Abb. 10: Eiserne Gitterbrücke über die Kinzig bei Offenburg, Lithographie, 1853_StA-OG_26-1-280

serne Kinzigbrücke hergestellt hatte.⁴⁹ Nach ihrer Liquidierung im Jahr 1851 wurden die Werkstätten 1852 von der badischen Regierung gekauft und deren Aktivitäten unter dem Namen „Maschinenbaugesellschaft Carlsruhe“ weitergeführt. Da in diese Zeit der Bau der Gitterbrücke fiel, würde dies erklären, weshalb in der Literatur beim Bau dieser Kinzigbrücke von „Eigenregie“ die Rede ist.

Trotz der Kritik aus Fachkreisen wurde die neue Kinzigbrücke nicht nur in den Fachzeitschriften mit Aufsätzen und technischen Zeichnungen publiziert.⁵⁰ Auch künstlerisch wurde das Bauwerk in zahlreichen Varianten mit Stichen oder Lithographien illustriert (Abb. 10).⁵¹ Interessant ist, dass diesmal nicht nur romantische Landschaften mit dem vollendeten Bauwerk dargestellt wurde. Für die breite Öffentlichkeit

war seinerzeit offenbar auch der Baufortgang und das Aufrichten der Gitterwände spektakulär und lesenswert (Abb. 11).⁵² Diese scheinbar gleichen Illustrationen unterschieden sich oft erst auf den zweiten Blick – mal fehlen Figuren am Bildrand, mal sind die Damen mit oder ohne Schirme dargestellt, mal beginnt man gerade mit dem Aufrichten, mal steht das mittlere Gitter bereits lotrecht. Bei den romantischen Landschaftsbildern wird der Blick ins Kinzigtal und zur Burg Ortenberg oder der Blick auf die Stadt mit dem markanten Turm der Heilig-Kreuz-Kirche bevorzugt. Im Hintergrund liegt die Stadt, im Vordergrund steht die neue Gitterbrücke und darauf kommt dem Betrachter eine Lokomotive entgegen.⁵³ Auch eine Photographie der Brücke hat sich im Stadtarchiv erhalten, die eventuell sogar Vorlage für einen der dort aufgehobenen Stiche war.⁵⁴

Die dritte Kinzigbrücke (1883–1945)

In Karlsruhe entschloss man sich Anfang der 1880er Jahre, die Offenburger Gitterbrücke durch eine neue, ebenfalls frei über die Kinzig gespannte Konstruktion zu ersetzen. Diesmal entschied man sich für zwei getrennt nebeneinander liegende Parabelträger mit Ständer-Fachwerk und gekreuzten Streben, die beide von der Brückenbauanstalt der Gute Hoffnungshütte (GHH) in Oberhausen-Sterkrade erstellt werden sollten (Abb. 12).⁵⁵

Einem Hinweis im Aufsatz von Rudolf Friedmann aus dem Jahr 1969⁵⁶ nachgehend fand sich im Generallandesarchiv Karlsruhe (GLA-KA) eine Planzeichnung dieser Brücke.⁵⁷ Nachforschungen in der zeitgenössischen Fachliteratur zum Bau der dritten Brücke verliefen jedoch negativ. Erst die Suche im Offenburger Stadtarchiv (StA-OG) war erfolgreicher: Eine Sammelmappe mit Fotografien enthielt auch ein Foto von der dritten Kinzigbrücke, das aus der Zeit nach 1900 stammt – im Hintergrund steht bereits die neue Straßenbrücke.⁵⁸ Bei der weiteren Recherche im Offenburger Zeitungsarchiv fanden sich im „Offenburger Bote“ des Jahres 1883 einzelne kurze Notizen zum Brückenneubau. In der Ausgabe vom 19. Juni 1883 steht unter „Vermischte Nachrichten“ ein erster, vergleichsweise ausführlicher Artikel: „Eine unserer Sehenswürdigkeiten, die Eisenbahngitterbrücke über die Kinzig, im Jahr 1852 erbaut und vor wenigen Jahren durch Entfernung des steinernen Mittelbogens geändert, soll verschwinden und durch eine andere ersetzt werden. Schon werden die Gerüste aufgeschlagen zur Abtragung der östlichen Oberpfeiler, deren

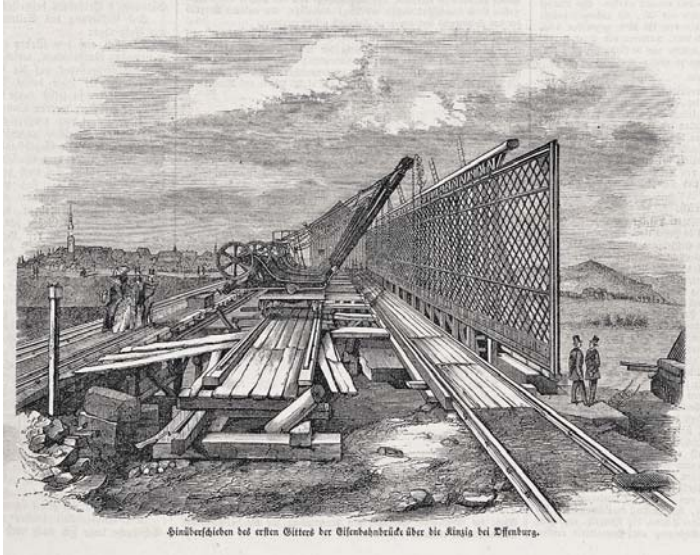


Abb. 11: Hinüberschieben des ersten Gitters, Stich, 1854_ Illustrirte Zeitung

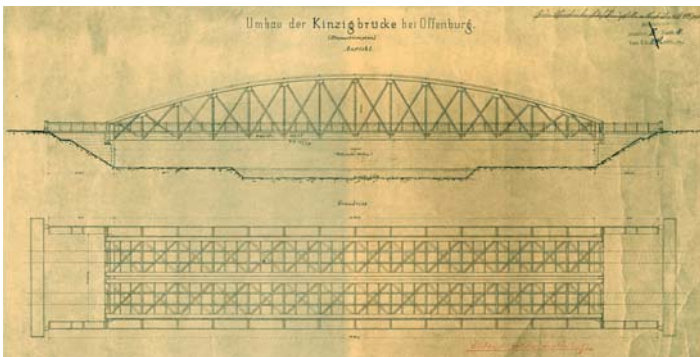


Abb. 12: Umbau der Kinzigbrücke bei Offenburg, Planzeichnung, 1883_ GLAK_421-K2-664

Steingefüge so schön und fest ist, dass eher der Stein selbst als die Verbindung bricht.“ Der nächste Hinweis erscheint am 21. Juni als folgende Anzeige: „6 tüchtige Zimmerleute werden für die Montirung der Eisenbahnbrücke über die Kinzig auf dauernde Beschäftigung bei 10stündiger Arbeitszeit u. Mk. 2,80 bis Mk. 3 Lohn pro Tag auf sofort gesucht“. Am 27. Juli erfolgt eine Bekanntmachung des Bürgermeisteramts, in der „... zur öffentlichen Kenntnis (gebracht wird), daß wegen Umbaues der Kinzigbrücke der Verkehr auf den Fußwegen derselben vom Heutigen an eingestellt ist“. Die letzte Kurznotiz stammt vom 24. Oktober 1883: „Heute wurde die zweite Abtheilung der Eisenbahnbrücke über die Kinzig in ihre normale Lage gebracht.“ Damit ist offensichtlich, dass



Abb. 13: Historisches Foto der dritten Kinzigbrücke, nach 1900_ StA-OG_04.027-20

der Abbruch der Gitterbrücke und der Neubau der dritten Kinzigbrücke in dem halben Jahr zwischen Mai oder Juni und Ende Oktober 1883 erfolgt sein muss.

Wie der Bauablauf im Einzelnen war, ist bisher nicht bekannt. Die knappen Zeitungsnotizen lassen mehr Fragen offen, als sie beantworten. Aus der ersten Notiz vom 19. Juni lässt sich nicht nur schließen, dass die steinernen Portale der Gitterbrücke abgebrochen werden sollten, sondern auch, dass es dort „durch Entfernung des steinernen Mittelbogens“ bereits in früheren Jahren bauliche Veränderungen gegeben haben muss. Die Notiz vom 19. Juni meldet weiter: „Bis zur Herstellung der neuen Brücke müssen die verschiedenen Züge über ein Brückengeleise geführt und deshalb oberhalb der Brücke eine Kreuzung eingefügt werden.“ Das deutet darauf hin, dass der Neubau parallel zur bestehenden Gitterbrücke erstellt werden sollte. In der gleichen Notiz wird berichtet, dass der Verkehr „über ein Brückengeleise geführt“ werden muss. Offenbar brauchte man einen Teil der Gitterbrücke während der Bauzeit der neuen Überbauten zur Aufrechterhaltung des Bahnverkehrs. Die letzte Notiz vom 24. Oktober lautet: „Heute wurde die zweite Abtheilung der Eisenbahnbrücke über die Kinzig in ihre normale Lage gebracht“ (Abb. 13).

Damit bestätigt sich die Vermutung, dass die beiden parallel nebeneinander stehenden Neubauten nicht zeitgleich errichtet wurden. Es spricht vielmehr einiges dafür, dass im Verlauf des Neubaus der beiden Brückenteile die alte Gitterbrücke in zwei Arbeitsschritten abgebrochen und dass die neuen Überbauten jeweils seitlich eingeschoben wurden.



Nachdem im Jahr 1934 Verstärkungen vorgenommen werden mussten, da die Gewichte der Lokomotiven abermals zugenommen hatten, tat der „Brückenzwilling“ von 1883 seinen Dienst bis weit in den zweiten Weltkrieg hinein. Bei dem schweren Bombenangriff auf die Offenburger Bahnanlagen vom 24. November 1944 wurde die Brücke offenbar nicht zerstört, ebenso wenig bei dem direkten Angriff auf die Brücke vom 3. Februar 1945. Ein Luftbild vom 14. Februar 1945 zeigt nur einzelne Bombenkrater in der nahen Umgebung der Brücke – deutlich ist im Schlagschatten die Bogenform zu erkennen, dass heißt, (der oder) die Bögen blieben aufrecht stehen.⁵⁹

Zwei Monate später, als Ende März 1945 die von Westen vorrückenden Alliierten im Zuge der „Operation Undertone“ am Rhein standen, sprengte die zurückweichende Deutsche Wehrmacht die Kinzigbrücke(n) am 14. April 1945 selbst. Dabei sollen laut Bauwerksbuch der DB die Widerlager so weitgehend zerstört worden sein, dass eine spätere Instandsetzung nicht mehr sinnvoll war.⁶⁰

Ein weiteres Luftbild vom 21. April 1945 zeigt etliche Bombenkrater mehr – leider fallen keine Schlagschatten, sodass man nicht erkennen kann, was von der Brücke noch steht. Auf einem handschriftlich auf 1944 datierten Foto mit Blick vom rechtsseitigen Damm ist zu sehen, dass der flussaufwärts liegende Überbau in Fahrtrichtung Offenburg offensichtlich fehlt und seine Reste zusammen mit dem Gleis im Fluss liegen. Der benachbarte Brückenbogen in Fahrtrichtung Freiburg steht dagegen noch, hat aber etwa in der Mitte der Fachwerkwand

Abb. 14: Foto der zerstörten Eisenbahnbrücke, 1945_ Sta-OG_08.168.1+2

eine große Fehlstelle.⁶¹ Vielleicht war bereits vor der Sprengung vom 14. April 1945 einer der Überbauten bei einem Luftangriff zerstört und der andere beschädigt worden – oder die Datierung des Fotos ist mit 1944 falsch (Abb. 14).

Die vierte Kinzigbrücke (1949/50)

Unmittelbar nach dem Ende des 2. Weltkriegs wurde Baden als „Province Baden“ der französischen Besatzungszone mit dem Hauptort Freiburg zugewiesen. Frankreich forderte als Reparationsleistung auch den Abbau des zweiten Gleises zwischen Offenburg und Freiburg und weigerte sich zunächst, anstelle der zerstörten Eisenbahnbrücke eine Behelfs- oder gar eine Ersatzbrücke über die Kinzig zu erstellen. Erst auf energisches Drängen der Amerikaner, die an einem ungestörten Verkehr zwischen Frankfurt und Basel interessiert waren, wurde diese Ersatzbrücke gebaut. In einem undatierten Blatt der Reichsbahndirektion Karlsruhe werden im „Nachweis über die Zerstörung und Wiederherstellung der Brücke“ hierzu folgende Daten aufgeführt: „14.4.1945 Sprengung; 1.11.45 Behelfsbrücke für das Gleis Offenburg-Freiburg durch französische Genietruppen und die Fa. Moosmann; 1.12.45 Räumen des Flussbettes durch die Fa. Wöhrle & Rist“.

Ein erster Entwurf der neuen Kinzigbrücke vom 15.02. 1948 findet sich in den Akten des StA-OG.⁶² Die Entscheidung für einen sogenannten „endgültigen“ Neubau der Kinzigbrücke fiel dann im Frühjahr 1949. Die Pläne der beauftragten Brückenbaufirma Hilgers A.G./Rheinbrohl⁶³ vom 11. Oktober 1949 sowie der abschließende Stempel des Eisenbahnbetriebsamts Offenburg vom 21. Januar 1952: „Mit der Ausführung übereinstimmend“ findet sich in den Akten der DB-Freiburg.⁶⁴

Demnach konnte bereits Anfang September 1949 mit den vorbereitenden Erdarbeiten begonnen werden, die bis Ende Mai 1950 andauerten. Der Aufbau der eisernen Stabbogen-Konstruktion, die vom Hersteller gemeinsam mit der Fa. G. Müller /Offenburg montiert wurde, begann am 12. April 1950. Für den Aufbau der Teile wurde am Offenburger Ufer ein Derrick und ein stationärer Portalkran sowie zwischen beiden Ufern ein weiterer, auf Schienen fahrbarer Portalkran eingesetzt (Abb. 15).

Da die beiden Widerlager zerstört waren, mussten sie komplett neu hergestellt werden. Diese Massivbauarbeiten teilten sich die Firmen H. Vetter/Mannheim, A. Joggerat sowie A. Santolin/beide Offenburg. Die Freigabe der Brücke für einen ein-



gleisigen Betrieb war am 21. September und für den zweigleisigen Betrieb am 2. Oktober 1950.

In einem Bericht des Offenburger Tagblatts vom 16. August 1950 ist ergänzend nachzulesen: „Sie soll nach Beendigung der Montage und Vernietung der Konstruktionsteile auf einer für diesen Zweck hergestellten Verschubbahn so weit gegen die Behelfsbrücke verschoben werden, daß ein eingleisiger Zugverkehr auf der Brücke aufgenommen werden kann. Diese erste seitliche Verschiebung um 1,80m wird in der Nacht vom 10./11. September stattfinden. Hierauf kann die Brücke eingleisig befahren werden und es wird möglich, die Behelfsbrücke abzubauen, ohne den Zugverkehr unterbrechen zu müssen. Nach der restlosen Demontage der Behelfsbrücke kann die neue Brücke in die endgültige Lage verschoben werden. Dies wird mit Hilfe hydraulischer Pressen bewerkstelligt werden, die auf der Verschubbahn fahrbar aufgesetzt werden und die gesamten 800 Tonnen tragen müssen. Um auch dann den Zugverkehr nicht zu unterbrechen, muss diese Arbeit in 3 Stunden bewältigt werden. Sie wird drei Wochen später in der Nacht vom 30. September auf 1. Oktober durchgeführt und bringt eine seitliche Verschiebung der Brücke um 4 Meter, wie man sie nur selten sehen kann. Ab 2. Oktober 1950 kann die neue Brücke dann endgültig zweigleisig befahren werden.“

Der Bericht ist mit zwei Fotos illustriert: Auf dem größeren ist zu erkennen, dass der Richtbaum auf den geschlossenen Bögen steht. Das zweite Foto zeigt einen früheren Montagezu-

*Abb. 15: Foto vom
Aufbau der neuen
Eisenbahnbrücke,
1950_StA-OG_
04.031-17*

stand, bei dem die Lokomotive Bauteile angeliefert hat und eines dieser Teile mithilfe des fahrbaren Portalkrans zum Einbau angehoben wird. Bereits montiert sind zwei kurze Bogenstücke, jeweils auf zwei vertikalen Ständern. Ein drittes, ganz ähnliches Foto aus dem Bestand des Stadtarchivs Offenburg zeigt einen noch späteren Bauzustand, bei dem der seitliche Verschluss der Brücke bereits erfolgt ist.⁶⁵

Stabbogen-Brücken/Langersche Balkenbrücken

Beide Fachbegriffe bezeichnen eine Fachwerk-Konstruktion, bei der die fahrbahntragenden Balken an den Brückenbögen hängen. Diese Balken wirken zugleich als Zugband, um die Schubkräfte der Bögen zu neutralisieren. „Stabbogen-Brücke“ ist dabei der übergeordnete Fachbegriff, während der „Langersche Balken“ eine spezielle Ausbildung bezeichnet.

Die Idee zur Konstruktion dieser Fachwerk-Bogenbrücken mit Zugband stammt vom österreichischen Ingenieur Josef Langer, der sich die Idee bereits 1859 patentieren ließ. Beim Bau des ersten sogenannten „Langerschen Balkens“ (Graz 1881) bestanden die Bögen aus ungegliederten Profil-Eisen, während die Profile der fahrbahntragenden Balken fachwerkartig aufgelöst waren.

Abb. 16: Foto vom aktuellen Zustand der Eisenbahnbrücke, 2014_Boeyng



In der statischen Wirkung vergleichbar, optisch jedoch völlig anders wirkt die Konstruktion mit fachwerkartig gegliederten Bögen und vollwandigen, ungegliederten Tragbalken als horizontalem Zugband.⁶⁶ Diese Stabbogen-Konstruktionen wurden ab den späten 1880er Jahren in Deutschland Quasi-Standard bei weitgespannten Eisenbahn- und vor allem bei großen Straßenbrücken. Auch die zu Beginn beschriebene Kinzig-Straßenbrücke von 1900 war solch eine Stabbogen-Konstruktion.

Der erste große Neubau einer Eisenbahnbrücke vom Typ „Langerscher Balken“ war nach dem Ende des 2. Weltkriegs in Deutschland die Kinzigbrücke bei Offenburg, die seit 1950 allen Verkehrsbelastungen gewachsen ist (Abb. 16). Sie wirkt mit ihren kräftigen Profilen, den genieteten Bögen, den stabil wirkenden Querträgern und Hängepfosten sowie den übermannshohen Tragbalken aus der Nähe zunächst schwerfällig. Der massige Eindruck verschwindet allerdings mit wachsendem Abstand und die Brücke gewinnt in der Fernsicht eine gestalterische Eleganz, die den heutigen Konstruktionen in nichts nachsteht.

Abbildungsnachweis

Farbfotos: Ulrich Boeyng

Schwarzweiß-Fotos: Stadtarchiv-Offenburg (StA-OG)

Pläne und Zeichnungen: StA-OG, Generallandesarchiv-Karlsruhe (GLA-KA), Badische Landesbibliothek-Karlsruhe (BLB-KA), Württembergische Landesbibliothek-Stuttgart (WLB-S).

Archivalien

Stadtarchiv Offenburg (StA-OG):

Bauakten: 5/9.622, Beilagenmappe zum Bau der Johannisbrücke 1878

5/9.617, Entwurf zum Umbau der Straßenbrücke 1873

Spezialakten: 774/37-1, Schriftverkehr betr. Neubau der Eisenbahnbrücke von 1950

Grafiken: Nr. 26/1/268-281, Stiche und Lithografien der Eisenbahn-Brücken von 1845 und 1853

Fotos: 04.027-01, Eisenbahn-Brücke von 1853

04.027-20, Eisenbahn-Brücke von 1883

04.031-7, Bau der Straßen-Brücke von 1900

04.031-17, Bau der Eisenbahn-Brücke von 1950, Foto Stober

04.031-37 bis -56, Straßenbrücke und Umgebung zwischen 1950 und 1963

06.257.1-4, Eisenbahn-Brücke von 1950

08.168.1-2, Eisenbahn-Brücke von 1883, zusammengefügt Boeyng

1/14-1.200, Luftbilder der British Airforce vom 14.02.1945

Generallandesarchiv Karlsruhe (GLA-KA):

421-Eisenbahn

421-Zug 1993, 90 F, BrO 41 und 42, bzw. BrO 424 und 425, großformatige Negative u. Positive

421-K 2 – 664 und 665, Pläne der Brücke von 1883
H-f/69, Karten über die Binnenflüsse im Großherzogtum Baden, Karlsruhe 1863

Badische Landesbibliothek Karlsruhe (BLB-KA):

98 C 76453,1 und 2, Die Badische Eisenbahn, Sammlung von Konstruktionen,

- I. Abtheilung, Beilage zu der von Grosh. Oberdirection des Wasser- und Straßenbaues im Jahr 1844 gegebenen Nachweisung über den badischen Eisenbahnbau, Karlsruhe 1844, 60 Stiche sowie
- II. Abtheilung, Beilage zu der im Jahr 1852 gegebenen 4.ten Geschäftsnachweisung des badischen Eisenbahnbaues, Karlsruhe 1852, 45 Stiche von Bauwerken, Maschinen und Werkzeugen

Württembergische Landesbibliothek Stuttgart (WLB-Stgt):

Misc.fol. 141-22-23.1854, Illustrierte Zeitung, Jahrgang 12-1854, Nr. 560 vom 25. März, S. 196–198, Beschreibung mit vier Stichen vom Bau der Brücke von 1853

Anmerkungen

- 1 Baer, Franz Josef: Chronik über Straßenbau und Straßenverkehr in dem Großherzogthum Baden. Berlin 1878, 61, Straße Nr. 1 (Frankfurt–Basel = „Bergstraße“).
- 2 Baer, 1878, 172, Straße Nr. 28 (Kehl–Schaffhausen), die alte B33 (Willstätt–Hüfingen).
- 3 List, Friedrich: Über ein sächsisches Eisenbahnsystem als Grundlage eines allgemeinen deutschen Eisenbahnsystems. Leipzig 1833. In der seiner Schrift beigefügten Planzeichnung hatte F. List diese Linienführung bereits skizziert.
- 4 Jenisch, Bertram, und Gutmann, Andre: Offenburg. In: Archäologischer Stadtkataster Baden-Württemberg, Band 33. Stuttgart 2007. Die vorgeschichtliche Besiedlung, die Entwicklung der Ansiedlung seit der Römerzeit, die Stadtgründung im Hochmittelalter und die Veränderungen der Stadtstruktur bis ins 19. Jahrhundert sind hier anschaulich zusammengefasst. Der jüngste Beleg für eine keltische Besiedlung des Stadthügels wurde bei den archäologischen Grabungen im Bereich des Bürgerhof-Areals gefunden – siehe Badische Zeitung vom 27.01.2016: „Geschichte beginnt 600 Jahre früher“.
- 5 Kähni, Otto: Offenburg und die Ortenau. Offenburg (1976), 209. Das Neutor stand bis 1843.
- 6 Das Kinzigtor wurde 1824 abgerissen.
- 7 Ruch, Martin: Der Mühlbach. Veröffentlichungen des Kulturamts, Band 8. Offenburg 1991.
- 8 Ruch, Martin, Der Zwinger, 1991. Die alte Stadtbrücke wurde 1878 bachaufwärts verlegt. Die neue Johannisbrücke war eine eiserne Bogenkonstruktion, die 1929 als Beton-Bogenbrücke erneuert wurde.
- 9 Das Schwabenhauser Tor stand bis 1824.
- 10 Friedmann, Michael: Offenburg und die Ortenau in alten Ansichten. Begleitheft zur Ausstellung des Stadtarchivs Offenburg im Oktober 1983.
- 11 Generallandesarchiv Karlsruhe (GLA-K), H_Offenburg_5 bis 9 und 13, Stadtpläne 1876–1935.
- 12 Brettar, Hans: Die große Kreisstadt Offenburg. In: Die Ortenau 50, 1970, 27, sowie: Kähni, Otto: Offenburg. In: Badische Heimat, 50-1970, 99.
- 13 Stadtarchiv Offenburg (StA-OG), 18/04/31-1, Nussbaum-Stadtplan 1858 bzw. GLAK-H-Offenburg-5 Bild 1, Stadtplan 1876.
- 14 Kähni, 1976, 212. Mit dem Ausbau der Grabenallee ab 1935 verloren die innerstädtischen Quer-Verbindungen ihre Funktion für den überörtlichen Verkehr aus dem Kinzigtal.
- 15 Lämmlein, Arthur: Neue Brücken und Straßen in der Ortenau. In: Die Ortenau 43, 1963, 6.
- 16 Landsberg, Theodor: Der Brückenbau, Band 2, Hölzerne Brücken. Leipzig 1904. Hölzerne Jochbrücken hatten selten mehr als 10–15 m Spannweite. Handwerklich anspruchsvolle Konstruktionen für Spannweiten über 30 m wurden erst im Verlauf des späten 17. und 18. Jahrhunderts und als Ingenieurholzbauten im Verlauf des Eisenbahnbaus seit dem frühen 19. Jahrhundert entwickelt.
- 17 Baer, 1878, 128.
- 18 StA-OG, 5/9617, Straßen und Wege 1829.

- 19 Stabbogen-Brücke: An den fachwerkartig aufgelösten Tragbögen ist der vollwandige Fahrbahnträger aufgehängt. Dieser Fahrbahnträger dient zugleich als Zuggurt, der den Bogenschub der Tragbögen aufnahm. Brücken dieser Bauart wurden gegen Ende der 1880er Jahre der bevorzugte Bautyp vor allem für Straßenbrücken.
- 20 StA-OG, Fotosammlung, 04.031 und 04.032.
- 21 Zeitungsarchiv-Offenburg (ZA-OG): Die alten Kinzigbrücken. In: Offenburger Tageblatt Nr. 50 vom 27.04.1950.
- 22 StA-OG, Fotosammlung, 04.031-50. Der Engländer Donald C. Bailey hatte diese transportable, aus vormontierten Einzelbauteilen zusammensetzbare Behelfsbrücke im Verlauf des 2. Weltkriegs entwickelt. Bailey-Brücken wurden für militärische und werden heute noch vereinzelt für zivile Zwecke eingesetzt. Bei der Montage der ca. 1,52×3,06 m (5×10ft) (H×L) großen Fachwerk-Elemente können sechs Personen ein Element von ca. 272 kg (600lb) tragen.
- 23 Während die kleinteilige Bailey-Brücke je nach Verwendungszweck und Traglast aus ein bis drei Elementlagen nebeneinander und bis zu vier Lagen übereinander zusammengesetzt wurde, waren die Einzelelemente der EWK-Versuchsbrücke ca. 8×8 m groß. Weitere Details zu dieser Brücke waren bei der Nachfolgegesellschaft der EWK auf Nachfrage nicht zu erhalten.
- 24 „Eisenbau Wyhlen“. Siehe: https://de.wikipedia.org/wiki/Albert_Buss_%26_Cie.
- 25 ZA-OG: Die neue Kinzigbrücke im Bau. In: Badisches Tagblatt Nr. 86 vom 02.10.1948, sowie: Kinzigbrücke im Rohbau fertiggestellt. In: Offenburger Tageblatt Nr. 28 vom 17.12.1949, sowie: Am Schienenstrang des Bähnle und Die alten Kinzigbrücken. In: Offenburger Tagblatt Nr. 50 vom 27.04.1950.
- 26 StA-OG, Fotosammlung, 04.032-40.
- 27 StA-OG, Fotosammlung, 04.032-16.
- 28 Bis Offenburg waren es 336 Brücken, bis Basel sollten es insgesamt ca. 600 Brücken werden. In: Ausführliche Nachweisungen über den Eisenbahnbau im Großherzogtum Baden, Karlsruhe 1844 und 1852, nebst zugehörigen Atlanten.
- 29 Kuntzemüller, Albert: Offenburg und die badische Eisenbahn. In: Die Ortenau, 33, 1953, 89 ff. Die Diskussionen über die Lage des Bahnhofs sowie über den weiteren Streckenverlauf um die Offenburger Altstadt herum sind in seinem Beitrag ausführlich beschrieben und kommentiert.
- 30 Schreyer, Ferdinand: Geschichte der Main-Neckar-Bahn. Darmstadt 1896.
- 31 Kienle, Renate: Die Neckarbrücke bei Ladenburg. In: Denkmalpflege in Baden-Württemberg, 13-1984, Heft 2, 56 ff.
- 32 Der Streckenverlauf bei Rastatt war anders als heute und lag in etwa auf der Trasse der heutigen Murgtalbahn; die Murg wurde damals nahe RA-Niederbühl östlich der A5-Murgbrücke gequert.
- 33 Seit 1829 galt: 1 badischer Fuß = 10 Zoll = 100 Linien; mit Einführung des metrischen Maßsystems galt ab 1872: 1 badischer Fuß = 0,30 Meter, 1 Meter = 3,33 badische Fuß.
- 34 Knäble, Karl: Tätigkeit und Werk Tullas. In: Badische Heimat, 50-1970, Heft 4, 70.
- 35 Der Binnenflussbau in Großherzogtum Baden. Karlsruhe 1863, 22.
- 36 Stalf, Alfred: Korrektio und Unterhaltung der Kinzig. In: Die Ortenau, 1932, 128.
- 37 Kähni, 1976, 210 ff.
- 38 Becker, Max: Die gusseisernen Brücken der Badischen Eisenbahn. Karlsruhe 1847.
- 39 Die Spurweite der Badischen Staatsbahn war anfangs 5 1/3 Fuß = 1,60 m. Umbau auf „Normalspur“ = 1,435 m ab Dezember 1854 bis Ende März 1855.
- 40 Becker, 1847, Anhang. Hier werden insgesamt 66 gusseiserne Barren-, Balken- und Bogenbrücken zwischen Mannheim und Efringen-Kirchen aufgeführt.
- 41 Käßlein, Rudolf: Instandsetzung der Brücke über den Neumagen. In: SFB 315 – Jahrbuch 1995, Berlin 1997.
- 42 Becker, Max: Brücke über die Kinzig bei Offenburg und ihre Zerstörung durch das Hochwasser vom 1. August 1851. In: Allgemeine Bauzeitung, 17-1852, 2.
- 43 Boeyng, Ulrich: Die Brücke über den Erlengraben bei Ettlingen. In: Denkmalpflege in Baden-Württemberg, 18-1989, Heft 3, 148 ff.
- 44 Culmann, Karl: Der Bau der hölzernen Brücken in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. In: Allgemeine Bauzeitung ,16-1851, 163, sowie: Der Bau der eisernen Brücken in England und Amerika. In: Allgemeine Bauzeitung 17-1852, 163.

- 45 Schwedler, Johann W.: Theorie der Brückenbalken-Systeme. In: Zeitschrift für Bauwesen, 1-1851, 114.
- 46 Prüsmann: Über schmiedeeiserne Balkenbrücken zu Eisenbahnzwecken. In: Allgemeine Bauzeitung, 16-1851, 300.
- 47 Becker, Max: Die eiserne Brücke über die Kinzig bei Offenburg. In: Allgemeine Bauzeitung, 18-1853, 179.
- 48 Ohne Verfasser: Baubericht der Eisenbahn-Zeitung, 11-1853, Nr. 25 vom 19. Juni, 97–99. Mit der südlichen Werkstatt waren wohl die jenseits der Kinzig bzw. mit der nördlichen die stadtnah liegende Werkstatt gemeint.
- 49 „Maschinenfabrik von E. Keßler & Th. Martiensen“. Siehe: https://de.wikipedia.org/wiki/Maschinenbau-Gesellschaft_Karlsruhe.
- 50 Becker, Max: Der Brückenbau in seinem ganzen Umfang. Stuttgart 1854, Atlas Tafel XXI.
- 51 StA-OG, Fotosammlung, 04.027-09 und -10.
- 52 Illustrierte Zeitung, Leipzig, 12-1854, Nr. 560 vom 25. März, 196-98.
- 53 Bis 1888 fuhr man in Baden auf 2-gleisigen Strecken links.
- 54 StA-OG, Fotosammlung, 04.027-01. Eiserne Gitterbrücke über die Kinzig bei Offenburg, Lith. von E. Kaufmann in Lahr, Gez. von J. H. Möller, undatiert.
- 55 „GHH-Sterkrade“. Siehe: <https://de.wikipedia.org/wiki/Gutehoffnungsh%C3%BCtte>.
- 56 Friedmann, Rudolf: 125 Jahre Eisenbahn in Offenburg. In: Die Ortenau, 49, 1969, 115.
- 57 Generallandesarchiv-Karlsruhe (GLA-KA), 421-K 2-664.
- 58 StA-OG, Fotosammlung, 04.027-20 und 08.168.01 und 02.
- 59 Nath, Peter: Luftkriegsoperationen gegen die Stadt Offenburg im Ersten und Zweiten Weltkrieg. In: Die Ortenau, 70, 1990, 574 und 634.
- 60 Deutschen Bahn, Regionalbereich Südwest, Büro Freiburg, Bauwerksbuch, BW-Nr.: 1.0209.0, Strecke 4000, Km 147,711, Offenburg (Kinzig).
- 61 StA-OG, Fotosammlung, 08.168.1 und 2 (nachträglich zusammengefügt).
- 62 StA-OG, Spezialakten 774/37-1.
- 63 „Hilgers A. G.“. Siehe: https://de.wikipedia.org/wiki/Stahlbau_Hilgers.
- 64 Deutsche Bahn, Regionalbereich Südwest, Büro Freiburg, Bauwerksbuch.
- 65 StA-OG, Spezialakten 774/37-1 sowie Fotosammlung, 04.031-17, Foto Stober.
- 66 Mehrtens, Georg: Der Deutsche Brückenbau, Berlin 1900, 29.

Zur alten Dirnle-Brücke in Ettenheim

Dieter Weis

Die alte sogenannte Dirnle-Brücke vom Jahr 1756 war eine Zwei-Gewölbe-Brücke über den Ettenbach (den „alten Bach“) am nördlichen Eingang von Ettenheim. Ihre Errichtung im Jahr 1756 ist nur durch den beim Abbruch der Brücke im Jahr 1957 aufgefundenen Stein mit dieser Jahreszahl am Brückenbogen nachgewiesen. Dr. Johann Baptist Ferdinand berichtet kurz über die Brücke und gibt dabei u. a. die zur Bauzeit der alten Brücke amtierenden Amtspersonen an.¹ Der Stein mit der Jahreszahl ist heute leider nicht mehr zu sehen. Schriftliche Nachweise zur Baugeschichte konnten bisher nicht gefunden werden.

Die älteste Ansicht des Stadteingangs mit der „Dirnlebruck“ gibt eine Zeichnung von Josef Kühn vom Jahr 1888 wieder.² Auf dem Bild sieht man auf der rechten Seite stadteinwärts gleich nach der alten Brücke ein Türmchen, davor ebenfalls eine Brücke, die über den Gewerbekanal (oder „Mühlbach“) führt, der in den „alten Bach“ mündet. Über dem Gewerbekanal standen damals noch zwei Wohnhäuser, die vor dem Jahr 1900 mit dem Türmlein abgebrochen wurden. Die drei Häuser auf der linken Seite der Friedrichstraße stehen heute noch.

Dr. Ferdinand vermutet, dass aus dem Namen „Türmlebrücke“ in der Ettenheimer Umgangssprache später die Bezeichnungen „Türnlebrücke“ und „Dirnlebruck“ entstanden sind. Ein Türmlein gab es hier schon in den Jahren 1681/82, was die Ettenheimer Bürgermeisterrechnungen belegen. Es diente der Stadt vor allem als Wachlokal.

Am 27.5.1957 schrieb das Offenburger Straßenbauamt an das Wasserwirtschaftsamt u. a. „Die alte Zwei-Gewölbebrücke, die nachträglich mit Eisenträgern verbreitert wurde, ist den heutigen Verkehrsverhältnissen nicht mehr gewachsen und muss deshalb durch eine neue Brücke ersetzt werden.“ Schon zuvor, im Dezember 1956, hatte das Bauingenieurbüro Dipl. Ing. K. L. Ross in Achern berichtet, dass „anstelle des alten Gewölbes und der Stahlträger eine vollständig neue Stahlbetonplatte mit trompetenförmiger Verbreiterung in beide Richtungen der Rheinstraße erstellt“ werden soll. „Die normale Nutzbreite beträgt $2,10 + 7,- + 2,10 = 11,20\text{m}$. Auch die Widerlager und Fundamente sind vollständig neu angenommen, da



Abb. 1: Abbruch der alten Brücke (Jahreszahl 1756 noch zu erkennen)

die vorhandenen Träger vermutlich nur auf der Bachmauer aufliegen. Die vorhandenen Sandsteine können als Verblendung der Widerlager wieder verwendet werden.“ Ein Kostenvoranschlag vom Dezember 1956 ging von Gesamtkosten in Höhe von 90000 DM aus. Da eine Kreisstraße (Landstraße II. Ordnung) über die Brücke führte, war der Landkreis Lahr für die Unterhaltung der Brücke zuständig. Bei der Verdingungsverhandlung am 15.6.1957 erhielt die Fa. Eichner von Lahr-Dinglingen vom Kreisrat den Zuschlag für den Brückenneubau mit einer Gesamtsumme von 73 571,50 DM erteilt. Baubeginn war der 5.8.1957, und die Brückenabnahme erfolgte am 26.3.1958.³ Es fällt auf, dass von einer eventuellen Erhaltung der größten Ettenheimer Gewölbebrücke aus dem 18. Jahrhundert im Sinne der Denkmalpflege nirgends etwas zu lesen ist! Auch das Staatliche Denkmalamt tritt nicht in Erscheinung.

Im Zusammenhang mit der „Dirnle-Brücke“ soll noch erwähnt werden, dass sich gleich nach der Brücke als Eingang in die Stadt aus nördlicher Richtung das sogenannte Offenburger Tor befand. Es wurde im Jahr 1826 in der überlieferten Form hergestellt. Nach dem Protokoll vom 28.7.1826 beschloss der



*Abb. 2: Vor dem
Abbruch der alten
Brücke im Jahr 1957*

Gemeinderat „die Herstellung eines Thorgestells am Thürmle“, die dringend notwendig sei und schon früher vom Bezirksamt empfohlen worden war. Man habe sich „einen Riß [Bauplan] und Kostenüberschlag hierüber vorlegen lassen [und] sofort beschlossen, die Arbeit und Lieferung der hierzu erforderlichen Baumaterialien im Abstrich zu versteigern“. Im ausführlichen Versteigerungsprotokoll sind alle Einzelheiten der Steinhauer- und Maurerarbeiten aufgeführt (Auszug:) „2 Pfösten bis an das Kapitäl, 2 Kapitäle darzu, 5,5 Schuh Postamenter, worauf die



Abb. 3: Zeichnung
von Joseph Kühn
1888

Urnen zu stehen kommen, 2 Urnen darauf, die Pfösten mit Ölfarbe roth anzustreichen“. Für alle Arbeiten einschl. Maurerarbeit erhielt Maurermeister Johannes Kirn den Zuschlag um einen Gesamtbetrag von 190 Gulden.⁴

Der Riss blieb wie oft in solchen Fällen leider nicht erhalten. Auf der Zeichnung von J. Kühn von 1888 sind die beiden „Pfösten“ (ohne Urnen) noch zu sehen. Das Tor wurde vermutlich mit hölzernen Torflügeln geschlossen, worüber nichts überliefert ist. Später wurde auch die Bezeichnung „Altdorfer Thor“ verwendet. An diesem Ortseingang errichtete man auch Triumphbögen zum Empfang der Landesfürsten wie z. B. im Jahr 1789 für Kardinal Louis de Rohan und 1891 für Großherzog Friedrich I.

Anmerkungen

- 1 In: „Heimatrundschau“, Bildbeilage zum Ettenh. Heimatboten Nr. 3 v. 1.12.1962.
- 2 In: Zeitschrift „Schau-ins-Land“, Bd. 15/1889, S. 7.
- 3 STAF G 1285/1 Nr. 40. Alle Angaben zum Brückenneubau aus dieser Akte.
- 4 Beil. Nr. 93 zur Stadtrechnung von 1826.

Die Eisenbahnstraße in Bühl

Ulrich Coenen

Anmerkungen zur Entwicklung des Stadtgrundrisses

Die Eisenbahnstraße entstand seit der Mitte des 19. Jahrhunderts und ist Bühls einzige Prachtstraße. Sie stellt in der Stadtbaugeschichte ein Novum dar. Bühl ist im Grunde ein Straßendorf, das sich entlang der Hauptstraße nördlich und südlich der Pfarrkirche entwickelt hat. Die älteste erhaltene Ansicht der Stadt wird im Generallandesarchiv Karlsruhe aufbewahrt und stammt aus dem 17. Jahrhundert.¹ Es ist eine Karte des windeckischen Forstes, bei der es sich um die Kopie einer älteren Karte aus der Zeit um 1580 handelt.² Auf diesem Plan sind die Bühlotbrücke und rund 50 Häusern entlang der Straße zu sehen. Auch eines der beiden Stadttore ist erkennbar.³

Eine deutlich jüngere, ebenfalls im Generallandesarchiv Karlsruhe aufbewahrte Karte von 1784 zeigt, dass die Bebauung des Ortes nur an wenigen Stellen das Bühl umgebende System von Wassergräben überschritt.⁴ Die weitaus größte Vorstadt entwickelte sich im Nordosten Bühls, wo die Hanfstampfen und Mühlen angesiedelt waren. Die Gebäude folgten traufseitig dem Verlauf des Mühlbachs. Das sogenannte Hänferdorf, das nicht, wie oft angenommen, der älteste Teil Bühls ist, war ländlich geprägt und unterschied sich mit seiner Bebauung nicht von den Nachbardörfern.

Die beiden ältesten Quartiere Bühls, das eigentliche Zentrum entlang der Hauptstraße und das etwas jüngere Hänferdorf, haben ganz offensichtlich eine völlig andere Struktur als die jüngere Eisenbahnstraße. Die Hauptstraße zeigt eine geschlossene Reihenbebauung, die bis in die 1970er Jahre durch einfache, meist zweigeschossige Gebäude geprägt wurde. Das Hänferdorf besitzt dieselben bäuerlichen Fachwerkhäuser, die in anderen Dörfern der Rheinebene und der Vorbergzone zu finden sind. Gerade im Unter-

Abb. 1: Plan der Stadt Bühl von 1784. GLA Karlsruhe H-Bühl-H/1



schied zur Hauptstraße und zum Hänferdorf wird die Besonderheit der Eisenbahnstraße für das Bühler Stadtbild deutlich.

Im Laufe des 19. und frühen 20. Jahrhunderts änderte das bis dahin sehr dörfliche Bühl mit einer Reihe von repräsentativen Gebäuden sein Gesicht vollständig. Diese Bauwerke sind nicht nur aufwendiger, sondern vor allem wesentlich größer als die des 18. Jahrhunderts.

Das erste Haus, das die Architektur des nächsten Jahrhunderts und damit auch der Eisenbahnstraße vorwegnimmt, entstand bereits 1791 bis 1793. Es handelt sich um das ehemalige Amtsgebäude in der Hauptstraße nach Plänen des Hauptmanns und Ingenieurs Karl Christian Vierordt (heute Polizeirevier). Anlass für den Bau war die Auflösung der Ämter Stollhofen, Steinbach und Schwarzach. Durch diese Verwaltungsreform wurde Bühl Sitz der Oberamtsverwaltung. Das palaisartige Dienstgebäude in der Formensprache des Louis XVI wurde im Auftrag von Obervogt August Valentin von Harrant außerhalb des damals immer noch von Wassergräben umgebenen Ortskerns auf den sogenannten Glockenhüttenäckern errichtet.

In die beiden Jahrzehnte vor der Mitte des 19. Jahrhunderts fallen zwei für Bühl wichtige Ereignisse, die große Auswirkungen auf die städtebauliche Entwicklung hatten. 1835 verlieh Großherzog Leopold von Baden dem bisherigen Marktflecken Stadtrechte.⁵ Entscheidender noch war der Anschluss des landwirtschaftlich geprägten Städtchens an die Eisenbahn. 1844 wurde die Bahnlinie zwischen Oos und Offenburg eröffnet und Bühl an die Eisenbahn angebunden.

Die 2015 vom Gemeinderat beschlossene Erhaltungssatzung „Westliche Eisenbahnstraße“ ist die erste in der Geschichte der Stadt. Der vorliegende Aufsatz basiert auf einer 18-teiligen Serie, die ich 2015 im Acher- und Bühler Boten (ABB) veröffentlicht habe und deren Ergebnisse in die Satzung eingeflossen sind.⁶ Die Aufgaben und Ziele der Satzung habe ich im vergangenen Jahr in einem Aufsatz im Bühler Jahrbuch dargestellt.⁷ Anlass dieser Satzung war der Wunsch eines in der Schweiz lebenden Investors, die Villa Walchner abzureißen und auf dem rückwärtigen Gelände ein Sammlungsgebäude für seine private Kunstsammlung zu errichten. Dagegen gab es in Bühl erheblichen Widerstand.

Anschluss an die Eisenbahn

Für die Industrialisierung Badens leistete der Bau der Eisenbahn einen wichtigen Beitrag. Der vom Mühlhausener Bankhaus Nic. Köchlin et frères geplante Bau einer linksrheinischen

Strecke Straßburg–Basel im Jahr 1837 ließ die zunächst zurückhaltende großherzogliche Regierung aktiv werden. 1838 beschloss der Landtag das Eisenbahngesetz, das den Bau einer Linie von Mannheim bis zur Schweizer Grenze vorsah. 1840 wurde der erste Abschnitt von Mannheim nach Heidelberg eröffnet, 1843 wurden die Gleise bis Karlsruhe, 1844 bis Offenburg und 1845 bis Freiburg ausgebaut. 1855 erreichte die Eisenbahn Basel.⁸

Der Anschluss an die Eisenbahn war für die Städte im 19. Jahrhundert von überragender Bedeutung. „Die Eisenbahn hat die toten Residenzen des 18. Jahrhunderts zum Leben erweckt“, konstatiert Roman Heiligenthal in seinem bereits 1921 erschienenen Buch „Deutscher Städtebau“.⁹ Ohne eine gute Verkehrsanbindung waren die Städte hingegen vom Fortschritt abgekoppelt. „Wo die Eisenbahn nicht hinkam, wandelte sich der Schlaf in Tod“, stellt Heiligenthal fest.

Bühl blühte auf und wuchs mit rasanter Geschwindigkeit über die engen Grenzen, die die umgebenden Wassergräben steckten, hinaus. Der Übersichtsplan der Gemarkung Bühl des Großherzoglichen Katasteramtes von 1866 zeigt eine geschlossene Bebauung entlang der Hauptstraße vom Amtsgebäude (heute Polizeirevier) im Norden bis südlich der Einmündung der heutigen Bühlertalstraße. Das in dem bereits erwähnten Plan von 1784 abgebildete Grabensystem besteht noch, hat aber seine ursprüngliche Funktion, die Stadt zu schützen, längst verloren. Entlang der Bühlertalstraße, der Rheinstraße und der Eisenbahnstraße, die jetzt große Ausfallstraßen in öst-



Abb. 2: Plan der Stadt Bühl von 1866. Stadtgeschichtliches Institut Bühl



Abb. 3: Plan der Stadt
Bühl von 1910.
Stadtgeschichtliches
Institut Bühl

liche bzw. westliche Richtung bilden, sind zahlreiche Häuser entstanden.

Aber noch immer hat Bühl die Gestalt eines langgestreckten Straßendorfes mit einigen wenigen Nebenstraßen ohne ein richtiges Zentrum. Dies ändert sich im Laufe des nächsten halben Jahrhunderts. Ein nicht datierter Lageplan der Stadt Bühl, der aber offensichtlich um 1910 entstanden ist, zeigt eine attraktive Kleinstadt, die westlich der Hauptstraße nun beinahe die gleiche Ausdehnung erreicht hat wie der alte Siedlungsschwerpunkt im Osten. Eisenbahnstraße und Rheinstraße sind vollständig bebaut. Dazwischen ist mit der Friedrichstraße eine erste Querverbindung entstanden.

Politisches und kirchliches Zentrum im Ort ist der neu entstandene Markt- und Kirchplatz mit der zum Rathaus umgebauten spätmittelalterlichen Pfarrkirche und dem großen neugotischen Gotteshaus. Beide entstanden zwischen 1872 und 1882 nach Plänen des Baden-Badener Bezirksbauinspektors Karl Dernfeld. Gemeinsam mit dem bereits 1828 errichteten Schul- und Rathaus nach einem Entwurf von Frommel und Vierordt (heute Rathaus II) und dem Pfarrhaus, das der erzbischöfliche Bauinspektor Johannes Schroth 1903 schuf, bilden sie ein ortsbildprägendes Ensemble. Bühl hatte nun einen urbanen Mittelpunkt.

Hauptursache für das Wachstum Bühls war die Eisenbahn. Nach der Erfindung des neuen Verkehrsmittels dauerte es keine zwei Jahrzehnte, bis die badische Kleinstadt Anschluss an das



*Abb. 4: Rathaus und
Pfarrkirche Bühl.
Foto: Coenen*

Industriezeitalter erhielt. George Stephenson entwickelte in England, der damals führenden Industrienation der Welt, die den Kutschen nachgebildeten Fahrzeuge, die auf eisernen Schienen rollten. 1825 fuhr die erste öffentliche Eisenbahn zwischen Stockton und Darlington. Das neue Verkehrs- und Transportmittel veränderte Europa und Nordamerika in atemberaubend schneller Zeit. Mit ihm schrumpften die Entfernungen, die mit Kutsche und Fuhrwerk, sowohl für Personen als auch für Waren, nur in Tagesreisen überwindbar waren, auf wenige Stunden.

Die erste deutsche Eisenbahn fuhr 1835 zwischen Nürnberg und Fürth. Bühl musste nicht lange warten. Bereits 1844 wurde der Streckenabschnitt zwischen Oos und Offenburg mit den Stationen Appenweier, Renchen, Önsbach, Ottersweier, Bühl, Steinbach und Sinzheim eröffnet. Das neue Verkehrsmittel verlangte mit dem Bahnhof einen innovativen Bautyp, für den es keine richtigen Vorbilder gab. In Baden war Friedrich Eisenlohr der Pionier dieser Bauaufgabe.¹⁰

Der Bühler Bahnhof

Mit der Eröffnung der Bahnlinie 1844 entstand der bis heute erhaltene Bühler Bahnhof. Er wurde von Baumeister Jacob Panniani ausgeführt. Der Bühler Bahnhof in der heutigen Güterstraße zählt zu den ältesten erhaltenen Bahnhöfen in Deutschland. Er ist ein Durchgangsbahnhof, neben dem selteneren



Abb. 5: Bahnhof Bühl.
Foto: Coenen

Kopfbahnhof und dem Inselbahnhof der am meisten verbreitete Typ, dessen Empfangsgebäude stets seitlich einer Bahnlinie angeordnet ist.

Der Bahnhof in Bühl ist von der Architektursprache Eisenlohns geprägt. Dieser hat (obgleich er die Romanik am meisten schätzte) kleinere Bahnhöfe mit Anklängen an die Schwarzwaldhausarchitektur gebaut. Ein nicht erhaltenes Beispiel ist der frühere Stadtbahnhof in Baden-Baden, der 1893 durch den aufwendigen Nachfolgebau ersetzt wurde, der heute als Eingangsbereich des Festspielhauses dient. Das ist durchaus typisch. Zahlreiche Gebäude der Pionierzeit an der Rheintalstrecke wurden um 1900 für oft wesentlich aufwendigere Neubauten abgerissen, auch in Rastatt und Karlsruhe.

Der schlichte Bühler Bahnhof steht im Gegensatz zu diesen repräsentativen Bahnhöfen des Späthistorismus im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert. Sein Erscheinungsbild verdient deshalb Aufmerksamkeit, die er leider von der Deutschen Bahn AG viel zu wenig erhält. Das mehrfach unglücklich umgebaute Empfangsgebäude ist ein zweigeschossiger Massivbau mit einem Kniestock aus Fachwerk. Es trägt ein flaches, vorkragendes Walmdach und hat eine Eckquaderung; die Hauptfassade des Empfangsgebäudes besitzt zwei kurze Seitenflügel mit Walmdächern. Der mittlere Baukörper hat drei Achsen mit Fenstern in Sandsteinfassung; die mittlere Achse ist als Risalit mit einem Giebel ausgebildet. Die Rückseite des Empfangsgebäudes ist kaum gegliedert. Offensichtlich hat Eisenlohr Pani-ani, der ansonsten für spätklassizistische Formen steht, beeinflusst. Elemente des frühen Historismus und zum Teil auch der landestypischen Schwarzwaldhausarchitektur sind trotz entstellender Umbauten nach wie vor sichtbar.

Der Bühler Bahnhof stand ursprünglich als Solitär mehrere hundert Meter von der nächsten Bebauung entfernt frei im Feld. Er wurde nicht in der Achse der Eisenbahnstraße, sondern ein Stück weiter südlich errichtet. Der Verzicht auf diesen point de

vue hatte vermutlich praktische Gründe, weil sonst der Kirchgassgraben, der dem Verlauf der westlichen Eisenbahnstraße folgt, hätte umgeleitet werden müssen.

Die östliche Eisenbahnstraße

Die Eisenbahnstraße gliedert sich in drei Abschnitte. Der erste Abschnitt zwischen Hauptstraße und Friedrichstraße, der ursprünglich Kirchgasse genannt wurde, verläuft parallel zum Markt- und Kirchplatz. Der erhielt seinen Platzcharakter mit repräsentativen Gebäuden durch den Bau beziehungsweise Umbau von Rathaus, Pfarrkirche und Pfarrhaus erst in der zweiten Hälfte des 19. und im frühen 20. Jahrhundert. Die Südseite der Eisenbahnstraße bildet seitdem einen eindrucksvollen Auftakt für den Passanten, der von der Hauptstraße zum Bahnhof schreitet. Die Nordseite kann dem Platz mit seinen heute denkmalgeschützten Solitären gestalterisch wenig entgegensetzen und wird von Reihenhäusern, wie sie auch in der Hauptstraße stehen, geprägt. Diese Wohn- und Geschäftshäuser teilen meist auch das Schicksal der Gebäude in der Hauptstraße. Vor allem ihre Erdgeschosse wurden durch großflächige Schaufenster nachträglich verändert, sodass die Obergeschosse, nur durch unsichtbaren Stahlbeton getragen, über den gläsernen Erdgeschossen zu schweben scheinen. Das Prinzip von Tragen und Lasten ist außer Kraft besetzt.

Das bedeutendste Gebäude an der Nordseite ist der spätklassizistische Bau von 1841, in dem sich heute das Rathaus III befindet. Die Villa des Färbermeisters Karl Merk hatte ihren ursprünglichen Eingang mit Freitreppe zur Eisenbahnstraße und wirkte dadurch repräsentativer als heute. Das denkmalgeschützte Haus befindet sich abgesehen davon noch weitgehend im Originalzustand. Unmittelbar östlich gibt es einen Neubau, der sich im Hinblick auf seine Fassadengestaltung nur schwer in das Gesamtbild einfügt. Das Problem ist aus der Hauptstraße hinlänglich bekannt.

Der zweite Abschnitt der Eisenbahnstraße erstreckt sich zwischen Friedrichstraße und der Einmündung Schulstraße/Herbert-Odenheimer-Straße. Seine Südseite entspricht der Nordseite des ersten Abschnitts mit einer geschlossenen Reihendebauung. Die Straßenflucht wird durch den Eingang zum Stadtgarten mit eindrucksvollem Blick auf den Großherzog-Friedrich-Brunnen unterbrochen. Diese städtebaulich wichtige Achse entstand erst Mitte der 1920er Jahre durch den Abriss



*Abb. 6: Villa Merk in der Eisenbahnstraße (heute Rathaus III).
Foto: Coenen*



Abb. 7: Der Stadtgarten entstand 1905. Der Zugang zur Eisenbahnstraße wurde in den 1920er Jahren angelegt. Foto: Coenen



Abb. 8: Villa Massenbach auf dem Gelände der heutigen Sparkasse in der Eisenbahnstraße. Foto: Stadtgeschichtliches Institut Bühl

von eingeschossigen Wohnhäusern auf Initiative der Stadt.

Der Stadtgarten, der den Flößern ursprünglich als Holzlagerplatz diente, wurde in Form eines kleinen Landschaftsparks 1905 nach Plänen des Baden-Badener Landschaftsgärtners Kanders angelegt. Die finanzielle Grundlage bildete eine Stiftung der aus Bühl stammenden Industriellen Karl Leopold und Adolf Netter. Zentrales Gestaltungselement ist die Brunnenanlage mit der Büste Großherzog Friedrichs von Baden, die am 22. Mai 1909 in Anwesenheit der großherzoglichen Familie enthüllt wurde. Der aus mehreren großen und kaskadenartig angelegten Wasserbecken bestehende Brunnen, der einen einfachen Springbrunnen ersetzte, ist ein Werk von Karl Hoffacker, dem Direktor des Kunstgewerbemuseums in Karlsruhe. Die überlebensgroße Bronzestatue des Großherzogs modellierte der Karlsruher Bildhauer Otto Feist, der in Eisental geboren wurde. Die Anlage stellt eine gelungene Synthese von Wasserspielen, Treppen und Denkmal dar.

Die Nordseite des mittleren Abschnitts nahm ursprünglich die Villenbebauung im dritten westlichen Bereich, der durch die eingangs erwähnte Erhaltungssatzung geschützt werden soll, vorweg. Nach dem Abriss des wichtigsten Gebäudes, der palastartigen Villa von Hermann Massenbach, des Inhabers der bedeutenden Spinnerei und Färberei Massenbach, ist davon heute aber nichts mehr zu erahnen.¹¹ Das Mitglied des Bühler Synagogenrats, das ebenfalls dem Oberrat der Israeliten in Baden angehörte, ließ die große Villa 1845 errichten. Das repräsentative zweigeschossige Gebäude hatte sieben Achsen mit hochrechteckigen Fenstern an der Eisenbahnstraße und einen dreigeschossigen Mittelrisalit, der durch einen Balkon akzentuiert wurde.

1973 wurde die Villa für den Neubau der Sparkasse nach Plänen des Büros Heinemann (Freiburg) abgerissen. Das 1973 bis 1976 errichtete Kreditinstitut, das 1998/99 vom Bühler Büro Seebacher und Krauth völlig umgestaltet wurde, war der erste moderne Neubau innerhalb des von Eisenbahnstraße, Hindenburgstraße, Marktstraße und Friedrichstraße umgebenen Sanierungsgebiets, in dessen Zentrum die alte OAG-Halle beziehungsweise der Neubau des Bürgerhauses Neuer Markt standen. Auf dem heutigen Parkplatz östlich der Sparkasse entstand 1845 im Auftrag von Karl Berger ein zweigeschossiges spätklassizistisches Wohn- und Geschäftshaus, das später von der Weinhandlung Geppert genutzt wurde. Auch dieses Gebäude wurde im Zug der Sparkassenneubaus abgerissen.

An die Villa Massenbach schloss westlich das ebenfalls in der Mitte des 19. Jahrhunderts erbaute sehr schlichte eingeschossige Wohnhaus des Postboten Fraaß, des Vaters des späteren Bühler Bürgermeisters Johann Fraaß, an. Dem folgte an der heutigen Ecke zur Herbert-Odenheimer-Straße die Villa von Joseph Bielefeld.¹² Er war mit Henriette, der Tochter von Hermann Massenbach, verheiratet und gehörte damit ebenfalls zur wirtschaftlichen Elite der Stadt Bühl. Im Stadtgeschichtlichen Institut Bühl blieben aus dem Jahr 1847 die Pläne für die Erweiterung des Gebäudes um drei Achsen durch Baumeister Jacob Paniani erhalten. Der ursprüngliche Bau ist nur wenige Jahre früher entstanden, sodass man davon ausgehen darf, dass Paniani für das gesamte Projekt verantwortlich ist. Das Gebäude, in dem später die Verwaltung der Obstabsatzgenossenschaft untergebracht war, wurde 1978 für den Bau des Modehauses Pfeiffer leider abgerissen.



Abb. 9: Villa Bielefeld auf dem Gelände des heutigen Modehauses Pfeiffer in der Eisenbahnstraße. Foto: Stadtgeschichtliches Institut Bühl

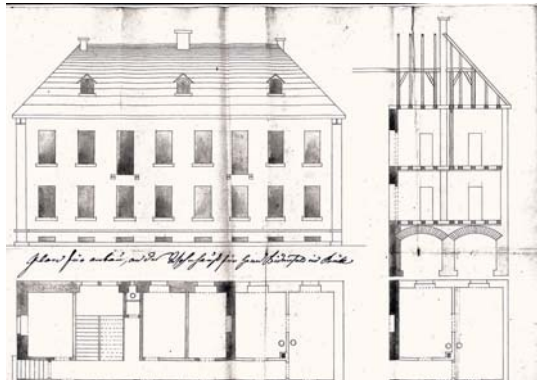


Abb. 10: Pläne für die Erweiterung der Villa Bielefeld durch Jakob Paniani (1847). Stadtgeschichtliches Institut Bühl, Bau-Bühl 2062

Die repräsentative spätklassizistische Villa über hohem Sandsteinsockel trug ein Walmdach und hatte nach ihrer Erweiterung acht Achsen mit hochrechteckigen Holzsprossenfenstern in Sandsteinfassung und mit Schlagläden, wobei die dritte und die sechste Achse im Obergeschoss durch einen Balkon akzentuiert wurden. Diese Balkone und die höheren Fenster machen das Obergeschoss zur Beletage. Die Fassade wurde durch Eckpilaster gerahmt. Die westliche Eingangsfasade mit vier Achsen und dem Haupteingang ist analog gestaltet. Die Fenster des Erdgeschosses werden durch rechteckige Blenden und einen Architrav, der ein unterbrochenes Gurtgesims andeutet, bekrönt.

Der westliche Abschnitt der Eisenbahnstraße als Prachtstraße

Bahnhöfe entstanden nur ausnahmsweise in Altstädten. Eines der bekanntesten Beispiele ist Köln. In der Regel wurden diese Bauwerke außerhalb der Stadtmauern erbaut, die im Laufe des 19. Jahrhunderts praktisch überall geschleift wurden. Fast immer wurden die Bahnhöfe mit der Altstadt durch eine Bahnhofstraße verbunden.¹³ Dies lässt sich auch in Bühl beobachten, wo es mit dem Grabensystem um den historischen Marktflecken allerdings nur sehr bescheidene Ansätze einer Befestigung gab.

Vor eineinhalb Jahrhunderten galt es als schick und vor allem modern, in der Nähe des Bahnhofs zu wohnen. Lärm und Abgase störten die fortschrittshungrigen Menschen nicht. Der Bahnhof galt als „Tor zur Welt“. Es ist deshalb kein Wunder, dass die westliche Eisenbahnstraße in Bühl seit der Mitte des 19. Jahrhunderts mit prächtigen Villen bebaut wurde, wie es sie in der Stadt bisher noch nicht gegeben hatte. Dies lässt sich nicht nur in Bühl, sondern auch in vielen anderen Städten beobachten.

Der dritte westliche Abschnitt zwischen der Einmündung Schulstraße/Herbert-Odenheimer-Straße und der Güterstraße ist wegen seiner unmittelbaren Nähe zum Bahnhof deshalb die eigentliche Prachtstraße Bühls. Der ursprüngliche Feldweg entlang des Kirchgassgrabens wurde ab 1844 ausgebaut, die topografischen Gegebenheiten dabei geschickt ausgenutzt. Die meisten Gebäude entstanden allerdings erst in den beiden letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts. Vor allem Villen des Späthistorismus prägen deshalb die Eisenbahnstraße.

Der Feldweg, der zuvor an der Nordseite des Grabens verlief, wurde bereits Mitte des 19. Jahrhunderts zur Fahrstraße, zusätzlich entstand an der Südseite eine schmalere Promenade

für Fußgänger. Alleecharakter erhielt die Eisenbahnstraße durch die Anpflanzung von Bäumen zu beiden Seiten des Kirchgassgrabens. Diese Situation blieb bis heute weitgehend unverändert erhalten.

Die westliche Eisenbahnstraße ist formal eine klassische Avenue, ein Wort, das sich aus dem Lateinischen *advenire* (das heißt ankommen) ableiten lässt. Über diese Straße erreicht der Besucher, der am Bahnhof aussteigt, die Bühler Innenstadt.

Mit dem von Bäumen begleiteten Wasserlauf in der Mitte erinnert die Eisenbahnstraße an die Königsallee in Düsseldorf, die 1804 angelegt wurde und als klassischer Boulevard dem Verlauf der alten Stadtmauer folgt. In Bühl markiert die Eisenbahnstraße hingegen nicht den Verlauf des Grabensystems, das bis gegen 1800 den Markflecken umgab.

Inhaltlich ist die Eisenbahnstraße eher mit „Unter den Linden“ in Berlin oder der Avenue des Champs-Élysées in Paris verwandt. In unterschiedlicher Form finden sich auch hier Alleecharakter und die Trennung von Fahrbahn und Promenade für Fußgänger. Wie im Fall der natürlich sehr viel bescheideneren und kürzeren Eisenbahnstraße handelt es sich auch in Berlin und Paris um breite, repräsentative Auffahrten, die Außenbezirke (im Bühler Fall den Bahnhof) mit der Innenstadt verbinden.

Historische Ansichten und Pläne zeigen, dass die westliche Eisenbahnstraße von Anfang an so konzipiert war, wie sie sich auch heute noch zeigt. Das Briefpapier der Spinnerei und Färberei von Hermann Massenbach in der Eisenbahnstraße, von dem ein Exemplar aus den 1860er Jahren im Stadtgeschichtlichen Institut Bühl erhalten blieb, zeigt im Briefkopf eine Ansicht des Firmengeländes und der als Allee angelegten westlichen Eisenbahnstraße. Die Bebauung mit Villen ging aber nur sehr zögerlich voran. Auf dem bereits erwähnten Übersichtsplan des Großherzoglichen Katasteramtes von 1866, der eben-

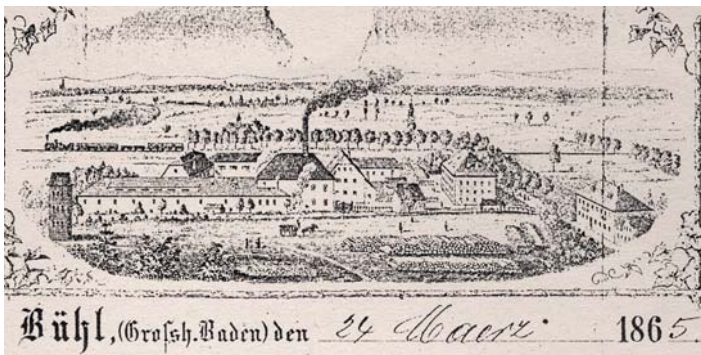


Abb. 11: Briefpapier der Firma Massenbach aus den 1860er Jahren mit Ansicht der Eisenbahnstraße. Stadtgeschichtliches Institut Bühl



Abb. 12: Eisenbahnstraße um 1910 (Blick von der Einmündung Schulstraße in Richtung Westen). Foto: Stadtgeschichtliches Institut Bühl

falls im Stadtgeschichtlichen Institut aufbewahrt wird, ist neben dem Firmengelände Massenbach auf der Südseite lediglich die Villa Walchner auf der Nordseite zu sehen. Deutlich erkennbar ist aber bereits die Zweiteilung der Eisenbahnstraße in die breitere Fahrbahn und die schmalere Fußgängerpromenade.

Die westliche Eisenbahnstraße ist bis heute eine repräsentative Straße mit einer Reihe von für das Stadtbild wichtigen Villen, die in offener Reihenbebauung entstanden sind, also frei stehen. Sie unterscheiden sich damit von den Wohn- und Geschäftshäusern, die den östlichen Straßenabschnitt überwiegend prägen und meist in geschlossener Reihenbebauung angelegt wurden.

Die Villen in der westlichen Eisenbahnstraße sind typisch für die Zeit ab der Mitte des 19. Jahrhunderts. Die städtische Villa entwickelte sich erst ab 1840 zu einer Bauaufgabe des aufstrebenden Bürgertums und folgte dabei dem Landhaus des 18. und frühen 19. Jahrhunderts. Charakteristisch ist dabei, dass die Stadtvillen frei stehen. Die unterschiedlichen Stilrichtungen des 19. Jahrhunderts, beginnend mit dem Klassizismus, prägten ihr Erscheinungsbild. Es folgten Villen bis ins frühe 20. Jahrhundert im Stil der Neurenaissance, der Neugotik, des Neubarock, des Heimatstils und des Jugendstils.¹⁴ Diese Entwicklung lässt sich in der westlichen Eisenbahnstraße gut ablesen, wenngleich selbstverständlich nicht so ausgeprägt wie in den Villenvierteln der benachbarten Kurstadt Baden-Baden.

Auch im Hinblick auf den Stadtgrundriss lassen sich bei der Eisenbahnstraße Beobachtungen machen, die für die Stadtplanung des 19. Jahrhunderts charakteristisch sind. Heinz Kneile hat die Stadterweiterungen des 19. Jahrhunderts im Großherzogtum Baden untersucht.¹⁵ Er unterscheidet zwischen „alten Marktstädten“, wie Freiburg und Offenburg, und „barocken Planstädten“, wie Rastatt und Karlsruhe. Bis zur Mitte des Jahrhunderts wohnten die wohlhabenden Bürger in den Stadtzentren, ab etwa 1830 erfolgte der Auszug in die Vorstädte.¹⁶ Auch wenn Bühl als unbedeutender Markflecken nicht Untersuchungsgegenstand Kneiles ist, lässt sich diese Beobachtung am Beispiel der Firma Massenbach machen. Diese besaß ab dem zweiten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts, also deutlich vor der Eröffnung der Bahnlinie, ein ausgedehntes Fabrikareal für ihre

Spinnerei und Färberei an der Südseite der Eisenbahnstraße im Bereich des heutigen Hauses Nr. 21 (Apotheke am Stadtgarten) mit rückwärtigem Gelände beidseitig der heutigen Schulstraße.

Einen Bebauungsplan für die Stadterweiterung gab es in Bühl im 19. Jahrhundert nicht. Das ist für Städte dieser Größenordnung der Normalfall, in Großstädten gibt es sie dagegen seit der Jahrhundertmitte.

Die Bühler Eisenbahnstraße ist ein gutes Beispiel für die sogenannte „natürliche Stadterweiterung“, die bis weit in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts üblich war. Ein bestehender Feldweg wurde genutzt und ausgebaut. Das lässt sich in Bühl beispielsweise auch bei der parallel verlaufenden Rheinstraße beobachten.

Die architektur-theoretischen Grundlagen für die „natürliche Stadterweiterung“ finden sich in den Büchern zum Städtebau, die erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts veröffentlicht wurden. Zunächst sprach sich Ernst Bruch 1870 dafür aus, die städtischen Bebauungspläne auf das „absolut Nothwendige“ zu beschränken.¹⁷ „Am meisten sollte man es vermeiden, gerade der baulichen Entwicklung eine Zwangsjacke anzulegen, innerhalb deren sie für alle Zeiten gebannt sein soll“, schreibt er. „Dieses Nothwendige ist auch das Natürliche, das nämlich die vorhandenen Straßen und Wege unter allen Umständen von Bebauung freigehalten werden.“ Bruch gibt der „natürlichen“ gegenüber der „künstlichen“ Stadterweiterung den Vorzug, wobei nicht nur verkehrstechnische Fragen eine Rolle spielen.¹⁸ Mit anderen Worten: Historische Flurgrenzen und bestehende Wege sollten beachtet werden. Dabei ging es nicht um eine Stadtplanung im ästhetischen Sinne, sondern nur um wirtschaftliche und praktische Vorteile. Auf diese Weise ersparte man sich eine Grundstücksumlegung. Mit einer Stadtplanung nach rationalen Gesichtspunkten hatte dies natürlich wenig zu tun.



Abb. 13: Ehemaliges Kontorhaus Massenbach (heute Apotheke am Stadtgarten/Eisenbahnstraße 21), Plan für einen Umbau von 1893. Stadtgeschichtliches Institut Bühl, Bau-Bühl 1861

Das ehemalige Kontorhaus der Firma Massenbach (Eisenbahnstraße 21)

Die Villen in der Eisenbahnstraße stehen für die Baulust und das erstarkte Selbstbewusstsein des Bühler Bürgertums, das es zu Wohlstand gebracht hatte und dies offen zeigte. Dieser

Abb. 14: Ehemaliges
Kontorhaus Massen-
bach, Haus Otto
Wenk und Postge-
bäude (von links).
Foto: Coenen



Wohlstand manifestierte sich an verschiedenen Stellen der Stadt in der Architektur, vor allem aber in der Eisenbahnstraße, wo im Laufe der Jahrzehnte gleich drei Bühler Bürgermeister wohnten: Karl Berger, Eduard Knörr und Johann Fraaß.

Das älteste Gebäude in der westlichen Eisenbahnstraße zwischen der Einmündung Schulstraße/Herbert-Odenheimer-Straße und der Güterstraße ist das ehemalige Verwaltungs- und Wohngebäude der Baumwollspinnerei und -färberei Massenbach.¹⁹ Es blieb im Gebäude der heutigen „Apothek am Stadtgarten“ (Eisenbahnstraße 21) erhalten. Dieses Bauwerk ist keine Villa, sondern ein Kontorhaus, in dem die Verwaltung dieses für Bühl im 19. Jahrhundert außerordentlich bedeutenden Unternehmens untergebracht war, das aber der Familie auch zu Wohnzwecken diente.

Der bereits erwähnte Hermann Massenbach ließ das Gebäude 1811 oder 1812 erbauen. Er gründete gemeinsam mit seinem Schwager Marum Wolf die Firma „Massenbach und Co.“, die sich als eine der ersten Fabriken im Großherzogtum Baden überhaupt zum wichtigsten Betrieb in der Stadt Bühl entwickelte. Jacob Toury berichtet, dass Massenbach und Wolf auf Veranlassung des Kinzigkreisdirektoriums das Niederlassungsrecht in Bühl erhielten und gemeinsam mit der Familie Kusel das Unternehmen gründeten. 1875 beschäftigte die Fabrik 119 Arbeiter.²⁰ Hermann Massenbach, der bereits vor der offiziellen Gleichstellung der Juden in Baden 1862 das Bürgerrecht der Stadt Bühl erhielt,²¹ starb 1859. Zu diesem Zeitpunkt wohnte die Familie in der bereits oben erwähnten und 1845 erbauten Villa auf dem Gelände der heutigen Sparkasse. Hermann Massenbachs Sohn Wilhelm führte das Unternehmen bis zum Deutsch-Französischen Krieg 1870/71 erfolgreich weiter. Insgesamt bestand die Firma über drei Generationen. Der Sieg über das Nachbarland und die Reichsgründung läuteten für die Firma Massenbach den Niedergang ein. Ein ähnliches

Schicksal ereilte die kleinere Trikotweberei von Michael Edelsheimer an der Ecke Hauptstraße/Eisenbahnstraße. Die badischen Unternehmen waren der preiswerteren Konkurrenz im Elsass, das nun zum neuen Reichsgebiet gehörte, nicht gewachsen. Massenbach stellte zunächst die Spinnerei ein und beschränkte sich auf das Bleichen und Färben.

Gegen Ende des Jahrhunderts mussten Massenbach und Edelsheimer aufgeben. Hermann Massenbach, der gleichnamige Enkel des Firmengründers, verkaufte das ausgedehnte Firmengelände entlang der Schulstraße 1892 an Mathilde Wenk, die Witwe des Kaufmanns Albert Wenk, und den Apotheker Wilhelm Ewald, Wenks Schwiegersohn. In den folgenden Jahren wurde das Firmengelände parzelliert.

Das ehemalige Kontorhaus der Firma Massenbach war ursprünglich ein großes dreigeschossiges Gebäude über rechteckigem Grundriss mit einem hohen Walmdach. Der schlichte Zweckbau in klassizistischen Formen hat gewisse Ähnlichkeiten mit der Außenfassade des ebenfalls dreigeschossigen Kurhaus Hub, das Friedrich Weinbrenner 1812 baute. Sein Einfluss ist auch in Bühl deutlich spürbar, allerdings darf man nicht davon ausgehen, dass Weinbrenner der Architekt des Kontorhauses ist. Es wurde durch sieben Achsen mit rechteckigen Fenstern gegen die Eisenbahnstraße und fünf gegen die Schulstraße gegliedert. Die beiden unteren Geschosse wurden durch Eckpilaster in Kolossalordnung, die ein Gurtgesims trugen, zusammengefasst. Die Fenster im ersten Obergeschoss, das offensichtlich zu Wohnzwecken diente, sind bis heute höher als im Erdgeschoss und im zweiten Obergeschoss. Der schlichte Haupteingang war nicht zentriert. Das Kontorhaus ist auf dem Briefkopf der Firma Massenbach aus den 1860er Jahren (gemeinsam mit der jüngeren Villa Massenbach) abgebildet. Der renommierte Baden-Badener Architekt Leonhard Treusch fertigte 1893 im Auftrag des neuen Eigentümers, des Kaufmanns Rudolf Ruf, Aufrisse der beiden Fassaden gegen Eisenbahnstraße und Schulstraße mit geringfügigen Einbauten für ein Ladengeschäft.

Bei Umbauten 1894 und 1897, ebenfalls durch Treusch, änderte sich das Erscheinungsbild des ursprünglich frei stehenden Gebäudes völlig. Die Baulücke zum neuen Nachbargebäude Eisenbahnstraße 23 wurde mit einer achten Achse geschlossen, beide Gebäude unter einem Satteldach zu einem Doppelhaus zusammengefasst. Die Fassade des ehemaligen Kontorhauses hat ihre sparsame Gliederung im Laufe des 20. Jahrhunderts verloren. Das Erdgeschoss besitzt großflächige Schaufenster für die Apotheke.



Abb. 15: Haus Otto Wenk (Eisenbahnstraße 23).
Foto: Coenen

Haus Otto Wenk (Eisenbahnstraße 23)

Das benachbarte Haus entstand 1897 unter der Bauherrschaft des Kaufmanns Otto Wenk nach Plänen von Ludwig Kuen.²² Das zweigeschossige Wohnhaus mit Satteldach erhebt sich über einem Sockel aus rotem Sandstein. Seine mit Eckpilastern gegliederte Hauptfassade hat fünf Achsen mit hochrechteckigen Fenstern in Werksteinfassung und ist mit

Backstein verkleidet. Ein Gurtgesims trennt die beiden Stockwerke. Die Mittelachse mit Zwillingsfenster und Balkonen in beiden Geschossen ist besonders akzentuiert. Das Gebäude ist seit 1981 Sitz der Rechtsanwaltskanzlei Hafen, Kemptner, Stiefvater.

Die Villa Mittenmaier (Eisenbahnstraße 24)

Auf der anderen Straßenseite liegt dem früheren Kontorhaus die Villa von Gustav Mittenmaier gegenüber.²³ Sie entstand 1884 nach einem Entwurf von Thimotheus Kohler und zeigt Stilmerkmale, wie sie in der Übergangszeit zwischen Renaissance und Barock in Deutschland üblich waren. Albrecht Mann hat für diese Formensprache den Begriff des Neumanierismus eingeführt.²⁴ Die Plastizität der Fassade und die „prunkhafte Grundhaltung“ sind charakteristisch. Das zweigeschossige traufständige Gebäude über hohem rustiziertem Sockelgeschoss aus rotem Sandstein trägt ein Satteldach und wendet seine durch ein kräftiges Gurtgesims gegliederte Schauseite der Eisenbahnstraße zu. Die reliefartig wirkende Fassade mit reicher Werksteingliederung in rotem Sandstein besitzt fünf Achsen, von denen die drei mittleren Achsen in beiden Geschossen zu Drillingsfenstern zusammengefasst werden. Pilaster rahmen die Fenster dieses broschenartigen Schmuckelements. Sie haben dorische Kapitelle. Das mittlere Fenster im Obergeschoss wird durch Halbsäulen mit ionischen Kapitellen besonders akzentuiert und trägt einen kleinen Giebel. Die Fenster der beiden äußeren Achsen sind analog gestaltet, werden aber nicht über beide Stockwerke in einer Art Kolossalordnung zusammengefasst. Die Dachzone wird in der Mittelachse durch ein Zwerchhaus mit Eckquaderung zusätzlich betont. Ein Vergleich mit historischen Fotos zeigt, dass die Fassade in den



Abb. 16: Villa Mittenmaier (Eisenbahnstraße 24). Foto: Coenen



Abb. 17: Villa Mittenmaier vor dem 2. Weltkrieg. Foto: Stadtgeschichtliches Institut

vergangenen Jahrzehnten purifiziert wurde und dabei viel von ihrer ursprünglichen Pracht verloren hat. Das Erdgeschoss wurde ursprünglich durch horizontale Sandsteinbänder und ein Sohlbankgesims gegliedert, das Obergeschoss hatte ebenfalls ein Sohlbankgesims und war rustiziert. Geblieben sind nur noch glatte Putzfassaden. Das Gebäude ist heute Sitz einer Krankenkasse und einer Nachhilfeschule.

Die Villa Walchner bzw. Lörch (Eisenbahnstraße 28)

Die sogenannte Villa Lörch (Eisenbahnstraße 28) ist die älteste Villa in der westlichen Eisenbahnstraße.²⁵ Sie erhielt ihren heute üblichen Namen, weil sie den Besitzern der gleichnamigen Schnapsfabrik auf dem rückwärtig anschließenden Gelände, das bis zur Mediathek reichte, jahrzehntelang als Wohnsitz diente. Korrekt ist diese Bezeichnung nicht. Bauherr der Villa ist der Arzt Franz Hermann Walchner, der sie 1847 errichten ließ. Aus diesem Grund sollte das Gebäude richtigerweise Villa Walchner genannt werden. Die Architektur des Gebäudes ist nur zu verstehen, wenn man das Leben des Bauherrn kennt.

Franz Hermann Walchner war eine ausgesprochen schillernde Persönlichkeit. Beruflich erfolglos und im Privatleben unstet, machte er sich als Privatgelehrter mit fast zwei Dutzend Veröffentlichungen einen Namen, darunter eine Autobiografie im Jahre 1858.²⁶ Die Vita Walchners, der trotz chronischem Geldmangel mehrere Bildungsreisen unternahm, ist dank der Arbeiten von Michael Rumpf und Günther Mohr gut erforscht.²⁷ Die nachstehende Biografie folgt diesen beiden Veröffentlichungen.



Abb. 18: Villa Walchner (Eisenbahnstraße 28).
Foto: Coenen

Walchner wurde am 28. Mai 1807 als Sohn des Obervogts Kasimir Walchner in Pfullendorf geboren. Bereits der Vater war ein engagierter Privatgelehrter und hatte eine große Bibliothek, die der Sohn häufig nutzte. Franz Hermanns Bruder, Ferdinand August Walchner, habilitierte sich 1823 an der Universität Freiburg und wurde 1825 Professor für Chemie, Mineralogie und Geognosie an der Polytechnischen Schule in Karlsruhe.²⁸ Franz Hermann Walchner studierte ab 1822 an der Universität Freiburg, wo sein Bruder damals als Privatdozent lehrte, Naturwissenschaften, verließ die Hochschule aber 1825 ohne Abschluss. Er ging als Lehrer in die Schweiz, wo er an verschiedenen Orten arbeitete. Weil ihm dies kein gesichertes Auskommen ermöglichte, studierte er von 1828 bis 1834 Medizin und erhielt 1835 die Zulassung als praktischer Arzt. Das war offensichtlich ein ungeliebter Brotberuf, denn die Liebe zur Wissenschaft stand bei Walchner, der 1836 die vermögende Theresia Kuenzer heiratete, weiterhin im Mittelpunkt. Das Ehepaar hatte mehrere Kinder, die meist jung starben.

Der junge Arzt praktizierte zunächst in Gondelsheim (heute nördlicher Landkreis Karlsruhe), ab 1838 im unweiten Graben, dann zog er nach Karlsruhe und schließlich 1840 nach Bühl. Bis 1842 war er Arzt des Kurhauses Hub, das damals dem Bühler Textilunternehmer Hermann Massenbach gehörte. Wie bei den Stationen zuvor blieb Walchner beruflich erfolglos. 1843 verlegte er seine Praxis nach Bühl. Dort lebte er bis 1854.

Mit dem Bau der Villa in der Eisenbahnstraße, die offensichtlich mit dem Geld seiner Frau errichtet wurde, demonstrierte Walchner seinen Anspruch und sein Selbstbewusstsein. Das Gebäude entstand in der Nachbarschaft der Villen von Massenbach und von dessen Schwiegersohn Joseph Bielefeld, außerdem dem Kontorhaus der Firma Massenbach, damals der größte Betrieb in Bühl, auf der anderen Straßenseite gegenüber. Die gewaltige Investition ging nicht gut. 1848 nahm das Ehepaar als Folge des kostspieligen Bauprojekts einen Kredit über 2000 Gulden bei Massenbach auf. Bis 1855 flossen 14000 Gulden aus dem Vermögen der Ehefrau in den gemeinsamen Haushalt. Das reichte nicht. Theresia Walchner sah 1857 keine Alternative, als die Villa an Hermann Massenbach zu verkaufen. Das

Ehepaar hatte sich bereits drei Jahre vorher getrennt.

Seit 1855 praktizierte Walchner in Malsch, gesundheitlich war er inzwischen angeschlagen, wirtschaftlich ruiniert. Für seinen Misserfolg waren, wie er schreibt, immer die anderen verantwortlich, entweder der Neid der Kollegen oder die unbelehrbaren Patienten.

1863 wurde Walchner erneut Badearzt in der Hub, eine Aufgabe, die er – wie üblich wenig erfolgreich – bis kurz vor seinem Tod ausübte. Er starb verarmt am 30. September 1876.

Der Architekt der Villa Walchner ist unbekannt, weil die Pläne von 1847 im Stadtgeschichtlichen Institut Bühl nicht erhalten sind. Mithilfe einer Stilanalyse soll versucht werden, die Identität des Architekten zu klären.

Die Villa Walchner ist ein zweigeschossiges verputztes Gebäude, das sich über einem Sockelgeschoss aus roten Sandsteinquadern erhebt. Das Gebäude trägt ein Walmdach mit kräftigem Kastengesims. Die der Eisenbahnstraße zugewandte Hauptfassade hat fünf Achsen mit rechteckigen Holzsprossenfenstern und Schlagläden und ist wie die beiden Seitenfassaden mit jeweils drei Achsen durch Ecklisenen gegliedert. Der Haupteingang befindet sich in der Mittelachse der westlichen Seitenfront. Das Hauptgeschoss besitzt deutlich höhere Fenster und Brüstungsgitter und wird dadurch als Beletage ausgewiesen. Historische Fotos der Villa Walchner im Stadtgeschichtlichen Institut Bühl zeigen, dass Ober- und Untergeschoss mindestens bis etwa 1950 durch ein Gurtgesims getrennt waren, das auf einem Foto von 1977 bereits nicht mehr zu sehen ist.

Balkone und Brüstungsgitter zur besonderen Akzentuierung des Obergeschosses sind bei Villen des Klassizismus und Historismus in Bühl nicht selten, die steilen Proportionen der Obergeschossfenster der Villa Walchner nehmen jedoch eine Sonderstellung ein. Die Beletage ist im Villenbau des 19. Jahrhunderts weit verbreitet. Die Repräsentationsräume werden dem Geschehen und dem Lärm des Straßenraums entrückt ins Obergeschoss verlegt. Die dortigen Räume erfahren eine aufwendigere Ausstattung und sind häufig auch höher als die im Erdgeschoss. Daraus resultieren höhere Fenster. Der besondere Stellenwert der Beletage zeigt sich am Außenbau durch Balkone oder Erker. Diese Schmuckelemente sind im 19. Jahrhundert



Abb. 19: Villa Walchner (links) um 1950. Foto: Stadtgeschichtliches Institut

sehr häufig und lassen für sich alleine nicht auf Repräsentationsräume im Obergeschoss schließen. Wesentlich sind die Raumhöhe und eine entsprechende Innenarchitektur.

Der Herkunft der Formensprache der Villa Walchner hat bereits für Spekulationen gesorgt. Die Historiker Michael Rumpf und Günther Mohr beschreiben den Charakter der Villa in ihren bereits erwähnten biografischen Aufsätzen über Walchner als mediterran bzw. italienisch und bringen dies in Zusammenhang mit der Italienreise des Arztes. Dieser Hinweis hat durchaus seine Berechtigung, allerdings gibt es keine direkten italienischen Vorbilder durch die Bildungsreisen des Bauherrn. Die Einflüsse sind vielmehr indirekter Natur und im Zusammenhang mit der Weinbrenner-Schule zu sehen, deren Begründer Friedrich Weinbrenner in der Tat die Eindrücke seiner Italienreise (insbesondere antike Vorbilder) in seiner Architektur verarbeitet hat.²⁹

Im Hinblick auf ihre Formensprache ist die Villa Walchner eine durchaus typische Schöpfung der Weinbrenner-Schule. Zweifellos wurde das Gebäude aber nicht von einem akademisch ausgebildeten Schüler der Karlsruher Weinbrenner-Schule, also der Vorgängerin der Architekturfakultät der späteren Universität, ausgeführt. Mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit handelt es sich um einen Bühler Architekten. Führend in der Stadt waren in der Mitte des 19. Jahrhunderts der bereits erwähnte Baumeister Jacob Paniani und Zimmermeister Ignatz Götz, also Architekten ohne akademische Ausbildung, die aus dem Bauhandwerk kamen. Der aus Italien stammende Paniani hat nicht nur 1844 den Bühler Bahnhof gebaut, sondern 1838 Schloss Rittersbach aufgestockt und im Sinne der Weinbrenner-Schule umgestaltet. Er war also mit dieser Formensprache vertraut.

Ein weiteres Hauptwerk ist die bereits ausführlich beschriebene Villa von Joseph Bielefeld an der Ecke Eisenbahnstraße/Herbert-Odenheimer-Straße, die 1978 für den Bau des Modehauses Pfeiffer abgerissen wurde. Die Parallelen zwischen der Villa Walchner und der Villa Bielefeld sind unübersehbar. Die jeweils zweigeschossigen Hauptfassaden über einem Sockel aus Sandsteinquadern hatten (vor der Erweiterung der Villa Bielefeld) jeweils fünf Achsen mit hochrechteckigen Sprossenfenstern. Die Straßenfront wird im Fall der Villa Walchner durch Lisenen, im Fall der Villa Bielefeld durch Pilaster gerahmt, die Geschosse durch ein Gurtgesims beziehungsweise durch ein durchbrochenes Gurtgesims getrennt. Es ist also sehr gut denkbar, dass Paniani ebenfalls der Architekt der Villa Walchner war.

Auffällig ist, dass Bielefeld seine Villa gleichzeitig mit dem Bau der Villa Walchner umfangreich erweitern ließ. Dies wirft die Frage auf, ob diese Investition aus Konkurrenzgründen erfolgte. Immerhin errichtete ein ehemaliger Mitarbeiter seines Schwiegervaters, der in seinem Beruf als Arzt nicht gerade erfolgreich war, in der unmittelbaren Nachbarschaft der reichsten Familie der Stadt eine elegante Villa, deren damals hochmoderne Architektur vor Selbstbewusstsein strotzte. Es ist gut vorstellbar, dass dies für Bielefeld der Anlass zum Ausbau seines Anwesens war.

Grundsätzlich wäre auch Zimmermeister Ignatz Götz als Architekt der Villa Walchner denkbar. Er hat beispielsweise in den Jahren 1842 bis 1847 die Villa an der Ecke Hauptstraße/Grabenstraße (Hauptstraße 92) erbaut.³⁰ Auch diese repräsentative Villa steht in der Tradition der Weinbrenner-Schule. Ihre Hauptfassade unterscheidet sich aber durch den Verzicht auf Eckpilaster bzw. -lisenen, den extrem hohen Putzsockel und das Sohlbankgesims. Trotz des Balkons erscheint das Obergeschoss wegen des Sohlbankgesimses im Außenbau sehr niedrig und wird deshalb nicht als Beletage definiert. Insgesamt wirkt der stattliche Bau weniger elegant als die Villa Walchner.

Ein weiteres Werk Panianis aus den 1840er Jahren, der Entstehungszeit der Villen Bielefeld und Walchner also, ist das Wohn- und Geschäftshaus des Kaufmanns Amandus Schütt (Hauptstraße 11). Schütt, der 1861 Bürgermeister der Stadt Bühl wurde, ließ das Gebäude 1845 errichten.³¹ Es handelt sich ausdrücklich nicht um eine Villa, sondern um ein repräsentatives zweigeschossiges Stadthaus in geschlossener Reihenbebauung. Seine Hauptfassade hat fünf Achsen mit flachbogigen Fenstern und einem Balkon in der Mittelachse. Die beiden nördlichen Achsen des Erdgeschosses nimmt eine ebenfalls flachbogige Durchfahrt mit toskanischen Eckpfeilern ein. Horizontal wird die Fassade durch ein kräftiges Sohlbankgesims gegliedert. Auch dieser Bau von Paniani lässt den Einfluss der Weinbrenner-Schule erkennen, wobei die Flachbögen an Weinbrenners Nachfolger im Amt des großherzoglichen Baudirektors, Heinrich Hübsch, erinnern. Mittelbadische Beispiele sind das Alte Dampfbad und die Trinkhalle in Baden-Baden.

Der Bühler Baumeister Jacob Paniani erweist sich bei den Bauwerken, die sich ihm zweifelsfrei zuordnen lassen, als Architekt, der mit den aktuellen Strömungen seiner Zeit vertraut ist. Er bedient sich der Formensprache des Spätklassizismus und zum Teil des frühen Historismus, für den Friedrich Eisenlohr und Heinrich Hübsch in Baden standen. Die Villa Walchner, die im Hinblick auf ihre Dimensionen hinter der Villa

Bielefeld zurückbleibt, ist ein herausragendes Denkmal der Mitte des 19. Jahrhunderts in Bühl. Die Vermutung, dass Pani-ani für die Kombination von typischen Elementen der Weinbrenner-Schule mit den ungewöhnlich hohen Fenstern im Obergeschoss verantwortlich ist, erscheint durchaus wahrscheinlich.

Die Denkmalswürdigkeit der Villa Walchner wurde intensiv diskutiert. Insgesamt sind in der westlichen Eisenbahnstraße vier Gebäude denkmalgeschützt, nämlich das Eckhaus Eisenbahnstraße/Herbert-Odenheimer-Straße (Eisenbahnstraße 24), das Postgebäude (Eisenbahnstraße 25), die Villa Wenk (Eisenbahnstraße 27) und das Gasthaus „Alte Post“ (Eisenbahnstraße 34). Die Villa Walchner gilt als denkmalschutzrechtlicher Prüffall.

Die Frage ist, ob die Streichung aus der Denkmalliste nach ungenehmigten Bauarbeiten Mitte der 1990er Jahre berechtigt war. Das ist sie offensichtlich nicht. Die Arbeiten wurden zwar ohne Genehmigung ausgeführt, hatten aber ihre Berechtigung.

Der Bühler Zimmermeister Horst Seifried erhielt 1993 vom damaligen Eigentümer den Auftrag für die Erneuerung des Dachstuhls. Der alte Dachstuhl wurde von einem Bühler Bauunternehmen abgerissen. Unstrittig ist, dass kein Bauantrag gestellt wurde. „Der alte Dachstuhl wies erhebliche Kriegsschäden durch Granatbeschuss auf“, berichtet Horst Seifried am 13. Mai 2014 im Interview mit dem ABB. „Aus meiner Sicht ist es ein Wunder, dass er überhaupt bis in die 1990er Jahre gehalten hat.“³²

Die Stadt Bühl, Baurechtsbehörde und Untere Denkmalschutzbehörde, stellte den Bau ein. Das dachlose Gebäude wurde zum Schutz vor der Witterung mit Planen abgedeckt. Außerdem verhängte die Stadt ein Bußgeld in Höhe von 20000 Euro. Dies akzeptierte der Eigentümer nicht und legte Einspruch ein. Der Fall landete 1995 vor dem Amtsgericht Bühl.

Horst Seifried wundert sich über die damaligen und heutigen Diskussionen über die Konstruktion und Form des Daches. „Es wurde und wird behauptet, dass es sich bei dem originalen Dach um ein Kehlbalckendach gehandelt habe“, sagt er. „Das ist nicht richtig. Das ursprüngliche Dach war ein Pfettendach mit stehendem Stuhl.“

Der Bußgeldbescheid wurde vom Gericht zurückgenommen, der neue Dachstuhl durfte errichtet werden. „Wir haben den ursprünglichen Dachstuhl originalgetreu rekonstruiert“, sagt Seifried.

Die Streichung aus der Denkmalliste ist erstaunlich, denn im 2. Weltkrieg wurden zahlreiche Dächer historischer Gebäude zerstört, ohne dass dadurch die Denkmaleigenschaft verloren ging. Auch in der jüngeren Vergangenheit wurden mit Zustimmung der Landesdenkmalpflege alte Dachstühle ersetzt, beispielsweise beim Großherzoglichen Bezirksamt in Baden-Baden (besser bekannt als Alte Polizeidirektion), das 1842 bis 1845 vom späteren Großherzoglichen Baudirektor Friedrich Theodor Fischer erbaut wurde. Beim Umbau zum Ärztehaus 2008 wurde der bauzeitliche Dachstuhl mit Zustimmung der Denkmalpflegebehörde aufgegeben und durch eine Metallkonstruktion ersetzt. Nach wie vor stellt das ehemalige Bezirksamt aber ein Denkmal von besonderer Bedeutung dar, wie es in Paragraf 12 des baden-württembergischen Denkmalschutzgesetzes beschrieben wird.

Denkmäler dieser besonderen Kategorie, zu denen auf Gemarkung Bühl beispielsweise die Bühlerhöhe gehört, müssen nationale oder zumindest überregionale Bedeutung haben. Die Villa Walchner war hingegen immer nur ein einfaches Denkmal, wie es in Paragraf 2 beschrieben wird. Ihr Erscheinungsbild wird durch die Sanierung nicht verändert. Dies zeigt der Vergleich von historischen Fotos im Stadtgeschichtlichen Institut mit dem aktuellen Zustand.

Allerdings hat die Fassade der Villa Walchner nach 1950 eine wesentliche Veränderung erfahren. Das Geschossgesims wurde, wie bereits erwähnt, entfernt. Dieser Verlust beeinträchtigt das originale Erscheinungsbild erheblich als die originalgetreue Dachkonstruktion. Trotzdem wurde die Villa Walchner zu Beginn der 1990er Jahre in die Denkmalliste der Stadt Bühl eingetragen, um kurz darauf wieder gestrichen zu werden. Die erneute Eintragung des spätklassizistischen Hauses in die Denkmalliste wäre angesichts seiner Bedeutung angemessen.

Postgebäude (Eisenbahnstraße 25)

Das Postamt entwickelte sich in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts zu einer wichtigen Bauaufgabe in Deutschland. Das Bühler Postgebäude ist ein typisches Beispiel. Es erinnert an den Typus der sogenannten Postpaläste, die in dieser Zeit in den Großstädten entstanden, hat aber im Hinblick auf die Größe Bühls deutlich bescheidenere Dimensionen.

Zu verstehen ist der neue Bautyp nur im Zusammenhang mit der Entwicklung der Post im 19. Jahrhundert.

Die Post des Landes Baden, die seit dem 16. Jahrhundert maßgeblich durch die Familie Thurn und Taxis bestimmt



Abb. 20: Postgebäude
(Eisenbahnstraße 25).
Foto: Coenen

wurde, ging 1811 an den badischen Staat über. Mit dem Bau der Eisenbahn veränderten sich die Transportwege für die Post ab den 1840er Jahren völlig. Eine deutsche Bundespost wurde 1868 gegründet. Nach der Gründung des Deutschen Reiches und der damit verbundenen Reichspost 1871 wurde in Berlin durch das Generalpostamt ein zentrales Baubüro installiert.

Die Fachliteratur zum Thema Postarchitektur ist übersichtlich. Einen wichtigen Aufsatz hat Willy Weyres verfasst. Er berichtet, dass die zentrale Baubehörde 1875 durch Heinrich von Stephan zur technischen Bauverwaltung mit Baureferaten bei den Oberpostdirektionen ausgebaut wurde. Dies führte zu einem Bauboom. Freie Architekten hatten dabei kaum eine Chance, denn die postinternen Baureferate führten, abgesehen von wenigen Großprojekten, alle Postgebäude selbst aus. Die Aufgaben waren für Architekten so attraktiv, dass nach Ausführungen von Weyres zahlreiche Beamte der staatlichen Bauverwaltung in den Postdienst wechselten. In knapp zwei Jahrzehnten entstand bis 1893 im Reichsgebiet die gewaltige Zahl von mehr als 1000 Postgebäuden.³³

Das Bühler Reichspostgebäude ist das bedeutendste öffentliche Bauwerk in der Eisenbahnstraße. Es wurde 1888 nach Plänen des Kaiserlichen Postbaurats Arnold (Karlsruhe) erbaut, wurde also, wie damals üblich, von einem Baubeamten im Postdienst entworfen.³⁴

Zuvor befand sich die Bühler Post seit dem frühen 17. Jahrhundert im Gasthaus Fortuna (Hauptstraße 52/54). Dort machten ursprünglich auch die Postkutschen für den Personentransport Station. Mit der Eröffnung der Bahnlinie 1844 verloren die Kutschen ihre Bedeutung und auch die Briefe wurden mit der schnelleren Bahn befördert. Die Verlegung der Post in die Eisenbahnstraße erschien vor diesem Hintergrund sinnvoll.

Das zweigeschossige Postgebäude erhebt sich über winkelförmigem Grundriss. Der Massivbau des Späthistorismus zeigt Stilmerkmale der Spätrenaissance. Er ist mit einem gelben Ziegelmauerwerk verblendet, das von schmalen Bändern aus roten Ziegeln gegliedert wird. Der Sockel ist mit roten Sandsteinquadern verkleidet. Die der Eisenbahnstraße zugewandte Hauptfassade besitzt sieben Achsen mit rundbogigen Fenstern im

Erdgeschoss und Rechteckfenstern im Obergeschoss. Alle Fenster haben Rahmungen aus rotem Sandstein, ebenso die beiden jeweils einachsigen Eckrisalite. Beide Geschosse werden durch ein Gurtgesims getrennt, das ebenso wie das kräftige Traufgesims in rotem Sandstein ausgeführt wurde. Der Haupteingang befindet sich heute in der Mittelachse. Der Entwurf für das Gebäude, der im Stadtgeschichtlichen Institut Bühl erhalten blieb, zeigt hingegen das Portal im linken Seitenrisalit.

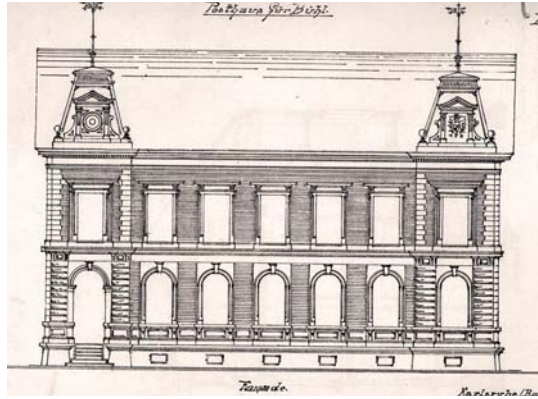


Abb. 21: Postgebäude, Entwurf von 1888. Stadtgeschichtliches Institut Bühl, Bau-Bühl 4402

Das Gebäude wurde 1914 rückwärtig erweitert. Die Wandgliederung des südlichen Seitenflügels ist wesentlich schlichter mit einer sparsamen Werksteingliederung.

Nach 1950 hat das Gebäude nach einer Dachsanierung viel von seinem ursprünglichen Charme verloren. Die aufwendigen turmartigen Giebel über den Seitenrisaliten wurden leider abgebrochen. Im Erdgeschoss des Gebäudes befindet sich nach wie vor die Deutsche Post, das Obergeschoss wird heute zu Wohnzwecken genutzt.

Mit ihren turmartigen Seitenrisaliten entspricht das Bühler Postgebäude dem Typus, der in den 1880er Jahren weite Verbreitung fand und der durch symmetrische und prächtige Fassaden geprägt wurde. Die Kölnische Zeitung sah darin 1893 die „Verkörperung des Staatsgedankens“. ³⁵ Laut Weyres setzen sich erst gegen Ende des Jahrhunderts vor allem bei kleinen Postämtern wie dem Bühler weniger strenge Entwürfe durch. ³⁶

Die Villa Wenk (Eisenbahnstraße 27)

Die weitaus meisten Villen in der westlichen Eisenbahnstraße entstanden erst in den beiden letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts, sind also Werke des Späthistorismus. Ein gelungenes Beispiel ist die Villa Wenk (Eisenbahnstraße 27). ³⁷ Sie wurde 1889 von Leonhard Treusch, einem der bedeutendsten Baden-Badener Villenarchitekten dieser Zeit, erbaut. Bauherrin ist Mathilde Wenk geb. Schneckenburger, die Witwe des Kaufmanns Albert Wenk, die (wie oben dargestellt) 1892 gemeinsam mit dem Apotheker Wilhelm Ewald das riesige Massenbachsche Firmengelände entlang der Eisenbahnstraße und der Schulstraße gekauft hatte.



Abb. 22: Villa Wenk
(Eisenbahnstraße 27).
Foto: Coenen

Zunächst plante Treusch 1887 für Mathilde Wenk eine wesentliche größere Villa mit zwei Geschossen. Obwohl dieses Projekt bereits genehmigt war, kam es aus unbekanntem Gründen nicht zur Ausführung. Dass das aufwendige Bauvorhaben an den Kosten gescheitert ist, kann man angesichts des Wohlstands von Mathilde Wenk ausschließen. Vermutlich erschien ihr das Haus schlichtweg zu groß. 1889 plante Treusch eine

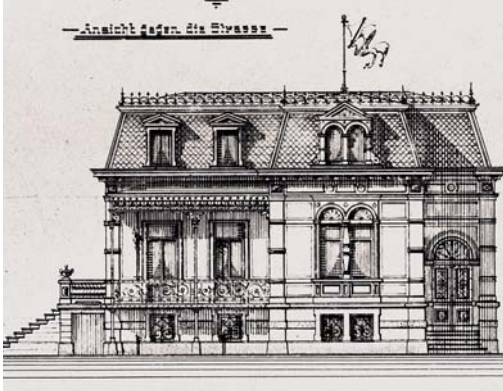
deutliche kleinere Villa mit nur einem Geschoss, die auch zur Ausführung gelangte. Vor allem der erste Entwurf steht in der Baden-Badener Villentradition und nimmt Motive der Villa Obkircher vorweg, die Treusch 1896 für den Badearzt Arnold Obkircher in der Lichtentaler Allee 66 errichtete.³⁸

Das schließlich ausgeführte Gebäude hat nicht nur ein Stockwerk, sondern auch eine Fensterachse an der Hauptfassade gegen die Eisenbahnstraße weniger. Seine architektonische Grundhaltung ist ähnlich wie die des ersten Projekts, allerdings erscheint die Formensprache verspielter. Eingeschossige Villen sind übrigens nicht völlig unüblich, aber wesentlich seltener als zweigeschossige. In der Eisenbahnstraße hat die Villa Wenk damit ein Alleinstellungsmerkmal.

Das eingeschossige Gebäude über hohem Sockelgeschoß trägt ein Mansardwalmdach. Den beiden Wohnräumen an der Ostseite des mit gelben Backsteinen verblendeten Hauses ist eine in späterer Zeit leider plump überbaute Terrasse vorgelagert. Die der Eisenbahnstraße zugewandte asymmetrisch gegliederte Hauptfassade hat vier Achsen und besitzt eine Werksteingliederung aus rotem Sandstein, die im Wesentlichen aus Fenstergewänden und Gesimsen besteht.

Die beiden linken Achsen nimmt eine zweiachsige Loggia mit einer ehemals reich verzierten gusseisernen Brüstung und Stützen ein. Diese wurde inzwischen durch eine entstellende Verglasung verschlossen, die filigrane Brüstung durch eine Brüstungsmauer ersetzt. Der Haupteingang befindet sich in der hinter die Hauptfassade zurückspringenden rechten Achse.

Die Villa Wenk war in der Mitte der 1980er Jahre, ähnlich wie die Villa Walchner drei Jahrzehnte später, vom Abbruch bedroht. Die benachbarte Post wollte damals Neubauten für den Paketverkehr errichten, dabei war die denkmalgeschützte Villa im Weg. Stadtverwaltung und Gemeinderat sprachen sich



eindeutig gegen dieses Vorhaben aus. „Ein Abbruch kommt nicht in Frage“, erklärte der damalige Bühler Oberbürgermeister Ulrich Wendt 1985 kategorisch.³⁹ Gleichzeitig wurde über eine Erhaltungssatzung für Bühls „einzigen intakten Straßenzug“ (Wendt) nachgedacht. Leider kam die damals diskutierte Satzung zum Schutz der Eisenbahnstraße nicht zum Tragen. Das Thema wurde, nachdem die Post vom Abriss absah, nicht weiter verfolgt.

Die Villen Bernhard und Gustav Wertheimer (Eisenbahnstraße 30 und 32)

Die beiden Villen mit den Hausnummern 30 und 32 ähneln sich nicht nur, weil sie mit Ziegeln verblendet sind. Dies verwundert nicht. Schließlich entstanden die beiden Gebäude fast gleichzeitig in der Zeit zwischen 1885 und 1890 unter der Bauherrschaft von zwei Brüdern. Die jüdischen Geschäftsleute Bernhard und Gustav Gerson Wertheimer sind die Auftraggeber.⁴⁰ Sie waren Besitzer einer Getreidehandlung, die sie unter dem Namen „Gebrüder Wertheimer“ führten. Das Magazingebäude des Unternehmens entstand zwischen 1885 und 1889 auf dem Grundstück des jüngeren Gebäudes (Eisenbahnstraße 32) und erhob sich im rückwärtigen Bereich.

Erfolgreiche jüdische Kaufleute haben in der Geschichte der Eisenbahnstraße als Bauherren eine wesentliche Rolle gespielt. In diesem Zusammenhang sind vor allem der Textilunternehmer Hermann Massenbach und sein Schwiegersohn Joseph Bielefeld zu nennen. Mit den Brüdern Wertheimer treten rund ein halbes Jahrhundert später weitere jüdische Kaufleute auf den Plan, die das Erscheinungsbild der Eisenbahnstraße mit ihrem Repräsentationsbedürfnis prägen. Allerdings erreichen ihre beiden qualitätvollen Häuser nicht die Dimensionen und

Abb. 23: Villa Wenk, ausgeführter Entwurf von 1889 (o. links). Stadtgeschichtliches Institut Bühl, Bau-Bühl 2635

Abb. 24: Villa Wenk, nicht ausgeführter Entwurf für ein zweigeschossiges Gebäude von 1887 (o. rechts). Stadtgeschichtliches Institut, Bühl-Bau 4417



Abb. 25: Villa Bernhard Wertheimer (Eisenbahnstraße 30) (links). Foto: Coenen



Abb. 26: Villa Gustav Wertheimer (Eisenbahnstraße 32) (rechts). Foto: Coenen

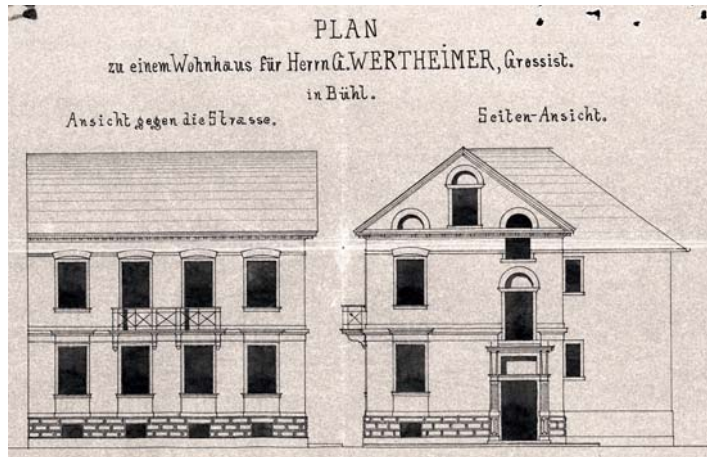


Abb. 27: Villa Gustav Wertheimer Entwurf von 1888/89. Stadtgeschichtliches Institut Bühl, Bau-Bühl 4406

auch nicht den baukünstlerischen Anspruch der beiden Villen aus dem Umfeld der Familie Massenbach.

Bernhard Wertheimer baute westlich der Villa Walchner in den Jahren 1884 und 1885 das ältere und schlichtere der beiden Gebäude (Eisenbahnstraße 30). In der Bauakte im Stadtgeschichtlichen Institut Bühl finden sich keine Pläne, sondern lediglich der Baubescheid.⁴¹ In diesem wird ein Werkmeister Karl Weis genannt. Ob es sich bei ihm nur um den ausführenden Handwerker oder gleichzeitig auch um den Architekten handelt, ist unklar.

Die Villa ist zweigeschossig über rustiziertem Sockel und trägt ein Satteldach. Die Hauptfassade zur Eisenbahnstraße hat vier Fensterachsen mit jeweils gedoppelten Fenstern in den beiden äußeren Achsen. Alle Fenster haben Werksteingewände. Die Front besitzt eine kräftige Eckquaderung sowie zur horizontalen Gliederung ein schmales Gurtgesims, das die beiden

Stockwerke trennt, und ein kräftiges Sohlbankgesims. Die dreiaxige westliche Giebelwand mit dem Haupteingang ist analog gestaltet. Im Gegensatz dazu wurde die östliche Seite als Brandgiebel ausgeführt. Ganz bewusst öffnet sich Bernhard Wertheimers Villa zum Nachbargrundstück seines älteren Bruders Gustav.

Dessen Villa (Eisenbahnstraße 32), in der sich heute die Rechtsanwaltskanzlei Weng befindet, entstand 1889 nach einem Entwurf von Adam Eichberger, um 1900 ein renommierter Baden-Badener Villenarchitekt.⁴² Als Werkmeister wird J. Katzenberger aus Eisental genannt, der das Gebäude ausführte. Ob Eichberger ebenfalls der Architekt der Villa Bernhard Wertheimer ist, bleibt offen, ist aber angesichts der stilistischen Verwandtschaft nicht auszuschließen. Auch Gustavs Villa ist zweigeschossig über rustiziertem Sockelgeschoss und trägt ein Satteldach. Die Hauptfassade gegen die Eisenbahnstraße hat vier Achsen mit hochrechteckigen Fenstern in Werksteinfassung, die im Untergeschoss auf Konsolen ruhen. Ein kräftiges Gurtgesims trennt die beiden Geschosse. Die beiden Mittelachsen werden im Obergeschoss durch einen Balkon akzentuiert. Auffällig ist das voluminöse Kastengesims. Der Eingang befindet sich in der östlichen Giebelfassade gegenüber dem Portal der brüderlichen Villa, der Westgiebel ist völlig ungliedert. Die beiden Villen sind also durch die Anordnung ihrer Portale ausschließlich aufeinander bezogen.

Melanie, die Tochter von Gustav Wertheimer, steht für ein trauriges Kapitel in der Bühler Stadtgeschichte. Sie wurde 1940 von den Nazis ins Lager Gurs nach Frankreich deportiert, wo sie 1942 starb. Ihrem Vater blieb dieses Schicksal erspart. Er starb 1934, rund ein Jahr nach dem Beginn der Terrorherrschaft der Nazis, in Bühl.

Das ehemalige Bahnhofshotel Wenk/ Alte Post (Eisenbahnstraße 34)

Das heutige Gasthaus „Alte Post“ wurde 1869 als Bahnhofshotel Wenk erbaut. Die Entwürfe von Julius Knoderer vom Baden-Badener Büro Knoderer & Haunz sind im Stadtgeschichtlichen Institut erhalten.⁴³ Knoderer, der in Karlsruhe Architektur studierte, ist ein namhafter Architekt, der alleine und mit seinem Partner in Baden-Baden wichtige Villen realisierte, unter anderem die Villa Hohenbaden (1868/69).⁴⁴ Dass ein angesehener Baden-Badener Architekt beauftragt wurde, unterstreicht den Anspruch des Bauherrn. Dabei handelt es sich um den Brauereibesitzer Hermann Wenk.



Abb. 28: Ehemaliges Bahnhofshotel Wenk (heute Alte Post/ Eisenbahnstraße 34). Foto: Coenen

Als das Bahnhofshotel entstand, war die westliche Eisenbahnstraße mit Ausnahme der Villa Walchner und des Kontorhauses der Firma Massenbach noch unbebaut. Das Gebäude stand also frei in unmittelbarer Bahnhofsnähe. Diesen Ort hatte Hermann Wenk ganz bewusst gewählt. Er wollte von der modernen Form des industrialisierten Reisens profitieren. Damit orientiert sich Wenk an englischen

Vorbildern. Im Mutterland der industriellen Revolution und der Eisenbahn waren Bahnhofshotels bereits in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts üblich. Sie entstanden in großer Zahl am Rand oder außerhalb der Städte.⁴⁵ Die in England errichteten „Eisenbahnhotels“ unterschieden sich in ihren Dimensionen und der Ausstattung erheblich von den Gasthäusern des 18. Jahrhunderts.⁴⁶ Zu den frühesten Großbauten dieser Art zählen drei Hotels in London: Das „Bridge House Hotel“ wurde 1835 von G. Allen errichtet, das „Victoria“ und das „Euston“ Hotel sind Werke von Ph. Hardwick. Wegen der nur langsam fortschreitenden Industrialisierung lag der Hotelbau in den deutschen Großstädten weit hinter dem in Frankreich und England zurück.⁴⁷

Die Kurstädte und vor allem auch Baden-Baden haben bei der Ausprägung der neuen Bauaufgabe in Deutschland eine wichtige Rolle gespielt.⁴⁸ Es ist also kein Zufall, dass in Bühl ein Baden-Badener Architekt beauftragt wurde. Einen eigenen Bautyp bildeten die Hotels in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts nicht. Sie orientierten sich an der Wohnhausarchitektur. Das Bahnhofshotel Wenk ist ein typisches Beispiel. Es folgt dem Typus der Villa, für die es in der Eisenbahnstraße mit den Villen Massenbach, Bielefeld und Walchner bereits Vorbilder gab.

Das zweigeschossige, mehrfach erweiterte und umgebaute Bahnhofshotel erhebt sich über einem abwechslungsreich gestalteten T-förmigem Grundriss. Die beiden Hauptfassaden des Eckhauses gegen die Eisenbahnstraße und die Güterstraße werden durch übergiebelte Mittelrisalite akzentuiert. Die vorgelagerten Terrassen für die Bewirtung werden durch eine Pergola begleitet. Dabei zeigt das Gebäude deutliche Anklänge an das sogenannte „Schweizerhaus“, das damals in Baden-Baden Mode war. Dabei handelt es sich nicht um eine Übernahme



Abb. 29: Bahnhofshotel Wenk zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Foto: Stadtgeschichtliches Institut Bühl

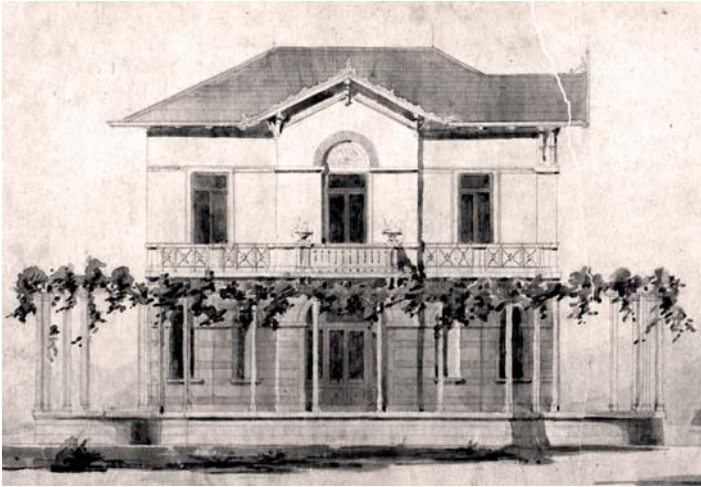


Abb. 30: Bahnhofshotel Wenk, Entwurf von 1869. Stadtgeschichtliches Institut Bühl, Bau-Bühl 2059

eines schweizerischen Bautyps, vielmehr prägt Holz als Baustoff diese Häuser. Das Schweizerhaus ist allerdings keine volkstümliche Architektur, sondern hat einen akademischen Ursprung. Der bedeutende badische Bahnhofsarchitekt Friedrich Eisenlohr hat in Baden-Baden erheblich zu seiner Verbreitung beigetragen.⁴⁹

1892 wurde das Bühler Bahnhofshotel unter der Bauherrschaft von Franz Wenk, dem Sohn des Gründers, erstmals erweitert. Damals wurde das rückwärtige Treppenhaus umgestaltet. Für diese Aufgabe wurde mit Leonhard Treusch erneut ein Baden-Badener Architekt hinzugezogen. 1894 erhielt erneut Treusch den Auftrag, an die Westseite des Hotels gegen die heutige Güterstraße einen eingeschossigen Pavillon über rechtecki-

Abb. 31: Die Reihenbebauung Eisenbahnstraße 31, 33, 35 und 37 entstand im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert. Foto: Coenen



gem Grundriss anzufügen. Der elegante Bau mit vier rundbogigen Fenstern, der die dortige Pergola ersetzte, wurde leider in jüngerer Zeit durch einen plumpen Neubau ersetzt.

Ehemaliges Druck- und Verlagshaus Konkordia (Eisenbahnstraße 31 und 33)

Die Reihenbebauung Eisenbahnstraße 29 bis 37 zwischen der Villa Wenk und der Güterstraße wurde von der Stadt zunächst nicht in die Erhaltungssatzung westliche Eisenbahnstraße einbezogen. Das war ein Fehler, denn bis auf einen Neubau (Nr. 29) stammen die übrigen Gebäude aus dem späten 19. und frühen 20. Jahrhundert und prägen das Bild der westlichen Eisenbahnstraße mit ihrer qualitätvollen Architektur entscheidend mit. Aus diesem Grund war der Antrag der SPD-Fraktion im Gemeinderat am 29. Juli 2015, die Satzung um diese Häuser zu erweitern, ausdrücklich zu begrüßen. Inzwischen wurden die Gebäude in den Geltungsbereich der Satzung einbezogen.

Es handelt sich bei diesen Bauwerken nicht um Villen, sondern um eine geschlossene Reihenbebauung, vergleichbar mit dem Auftakt der westlichen Eisenbahnstraße. Diese wird an ihrer Südseite durch das ehemalige Kontorhaus Massenbach und das Haus Otto Wenk geprägt. Beide Gebäude wurden ebenfalls in geschlossener Reihenbauweise errichtet. Auf diese Weise klingt die Südseite der westlichen Eisenbahnstraße aus, wie sie begonnen hat. Ein Verlust der Häuser 29 bis 37 wäre deshalb für die Ensemblewirkung der Eisenbahnstraße verhängnisvoll.

Keines dieser Gebäude steht unter Denkmalschutz, das Haus Nr. 29 ist übrigens der einzige Neubau in der gesamten westlichen Eisenbahnstraße. Es entstand nach einem Entwurf der



Architekten Doll + Striebich (Bühl) in den Jahren 1991 und 1992. Das Haus ersetzt einen schlichten Vorgängerbau aus der Zeit um 1900, dessen Abriss aus heutiger Sicht sehr bedauerlich ist. Wäre die von Oberbürgermeister Ulrich Wendt 1985 vorgeschlagene Erhaltungssatzung umgesetzt worden, wäre zumindest die Fassade des Gebäudes erhalten geblieben. Immerhin fügt sich das postmoderne Eckhaus von Doll + Striebich im Hinblick auf seine Kubatur und Dimensionen gut in die Reihenbebauung ein. Die Ensemblewirkung wird durch den Neubau in jedem Fall nicht nachhaltig gestört.

Hervorzuheben ist das unmittelbar benachbarte Gebäude der Konkordia (Eisenbahnstraße 31).⁵⁰ Verlag und Druckerei, die nach der Übernahme durch die Vereinigte Verlagsanstalten GmbH 2008 nur zwei Jahre später Insolvenz anmelden mussten, stehen für ein wichtiges Stück Bühler Wirtschafts- und Kulturgeschichte. Die Konkordia wurde 1881 auf Initiative des Lehrers Gottfried Dühmig gemeinsam mit anderen badischen Lehrern gegründet. Diese schlossen sich zum Pestalozzi-Verein zusammen, um der wirtschaftlichen Not der Lehrer und ihrer Familien entgegenzuwirken. Buchhandlung, Druckerei und Verlag in Bühl hatten die Aufgabe, Schulbücher herzustellen und zu vertreiben. Zunächst war das Unternehmen westlich der Bahnlinie im Kuhnschen Häuschen untergebracht. Für ein eigenes Betriebsgebäude erwarb die Firma 1883 zwei Grundstücke in der westlichen Eisenbahnstraße. Die Pläne für das Gebäude sind nicht erhalten. Es entstand vermutlich 1883 oder 1884. Das Unternehmen entwickelte sich prächtig und wurde auf dem rückwärtigen Grundstück mehrfach erweitert. 1929 gab es bei einem Brand schwere Schäden. Anschließend wurden die Betriebsgebäude größer wieder aufgebaut.

Abb. 32: Druck- und Verlagshaus Konkordia (Eisenbahnstraße 31) zu Beginn des 20. Jahrhunderts (o. links). Foto: Stadtgeschichtliches Institut Bühl

Abb. 33: Erweiterungsbau des Druck- und Verlagshaus Konkordia (Eisenbahnstraße 33) in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts (o. rechts). Foto: Stadtgeschichtliches Institut Bühl



Abb. 34: Haus Friedrich Fritz (Eisenbahnstraße 35), Entwurf von 1912, Stadtgeschichtliches Institut Bühl, Bau-Bühl 512

Wie eine Bauaufnahme von 1908 durch den Architekten Gustav Weis und historische Fotos im Stadtgeschichtlichen Institut Bühl zeigen, blieb die der Eisenbahn zugewandte siebenachsige Fassade des zweigeschossigen Stammhauses aus den 1880er Jahren, abgesehen von einigen unschönen Purifizierungen und entstellenden Änderungen der Fenstereinteilungen im Erdgeschoss, unverändert.

1912 erwarb die Firma Konkordia das westliche Nachbargrundstück von Wolf Netter & Jacobi (Eisenbahnstraße 33). Dort wurden zunächst Magazingebäude errichtet, die nach dem Brand 1929 einem zweigeschossigen neoklassizistische Neubau nach Plänen des Architekten Oswald Stritt weichen mussten. Dieser entstand bis 1930. Die originalen Schaufenster im Erdgeschoss wurden leider durch entstellende Vollverglasungen ersetzt. Auch der ursprüngliche Haupteingang in der rechten Achse wurde durch eine unpassendes Tor ersetzt.

Erhalten sind die großformatigen rechteckigen Fenster mit Pilastergliederung im Obergeschoss. Heute ist in dem Gebäude die Buchhandlung Ullmann untergebracht.

Haus Friedrich Fritz (Eisenbahnstraße 35)

Das zweigeschossige Gebäude über hohem Sockelgeschoss trägt ein steiles Satteldach und entstand 1912 nach einem Entwurf des Architekten Gustav Weis.⁵¹ Bauherr war der aus Bühl stammende Kaufmann Friedrich Fritz, der zu diesem Zeitpunkt bereits in Bremen wohnte und später nach Potsdam zog.⁵²

Die der Eisenbahnstraße zugewandte Hauptfassade hat drei Achsen mit hochrechteckigen Sprossenfenstern. Die Mittelachse wird durch gedoppelte Fenster und einen Erker im Obergeschoss akzentuiert. Das aufwendige Portal mit Oberlicht und seitlich angeordnetem Fenster befindet sich in der rechten Achse. Das Dach wird durch ein großes Zwerchhaus mit Giebel geprägt. Den beiden mittleren Achsen ist ein Balkon vorgelagert, der über dem Erker erwächst. Der Vergleich

mit dem im Stadtgeschichtlichen Institut Bühl erhaltenen Entwurf des Architekten zeigt, dass einige Details nicht erhalten sind. Dazu gehören vor allem die Sprossenfenster und die ursprüngliche Farbigkeit, die sich aber problemlos rekonstruieren ließen.

Haus Jakob Hatz (Eisenbahnstraße 37)

Das repräsentative westlich anschließende Eckhaus wurde in den Jahren 1924 und 1925 unter der Bauherrschaft von Jakob Hatz als Büro- und Wohngebäude errichtet.⁵³ Es ersetzte ein älteres schlichteres Gebäude. Der Entwurf stammt von Emil Beck (Bau- und Eisenbetonbaugeschäft in Bühl), der auch die Bauleitung übernahm. Hatz veräußerte das Anwesen bereits kurz nach Fertigstellung an die Reichspost.

Das zweigeschossige Eckhaus trägt ein Mansarddach und besitzt zwei unterschiedlich gestaltete Fassaden gegen die Eisenbahnstraße und die Güterstraße. Beide sind asymmetrisch mit rundbogigen Fenstern im Untergeschoss und hochrechteckigen Sprossenfenstern mit Schlagläden im Obergeschoss. Die Schlagläden, die für die Proportionierung der Fassaden wichtig waren, sind ebenso wenig erhalten wie die Rustika im Untergeschoss. Die Ecklösung wird im Obergeschoss durch einen großen Erker mit reicher ebenfalls verloren gegangener Ornamentik zwischen den Fenstern akzentuiert.

Über beiden Fassaden erhebt sich ein dreiaxsiges Zwerchhaus das jeweils einen Dreieckgiebel trägt. Das Hauptportal befindet sich an der Güterstraße, also bewusst in Richtung Bahnhof. Die Front zur Eisenbahnstraße besitzt lediglich einen Eingang zum Ladengeschäft, das sich dort ursprünglich befand. Durch die Purifizierung haben beide Fassaden viel von ihrem ursprünglichen Reiz verloren. Weil die Entwürfe erhalten sind, lässt sich die originale Gestaltung aber mit verhältnismäßig geringem Aufwand wiederherstellen.

Das Eckhaus ist ein würdiger Abschluss der Bühler Prachtstraße und setzt gegenüber dem ehemaligen Bahnhofshotel Wenk einen selbstbewussten städtebaulichen Akzent.

Anmerkungen

- 1 Abriss des Windeckischen Forstes GLA Karlsruhe H/Windeck 2.
- 2 GLA Karlsruhe H/Windeck 1.
- 3 Zur Datierung der Karte: Landkarten aus vier Jahrhunderten, bearbeitet von Heinz Musall, Joachim Neumann, Eugen Reinhard, Marie Salaba und Hannsmartin Schwarzmaier, 2. Auflage, Karlsruhe 1987, Seite 72. Zur Identifizierung der Orte auf der Karte: Gartner, Suso und Rumpf, Michael: Abriß des Windeckschen Forsts – die älteste Darstellung von Bühl und Umgebung. In: Bühler Heimatgeschichte Nr. 2 (1988), Seite 9–21.
- 4 GLA Karlsruhe H-Bühl-H/1.
- 5 Marco Müller, Die Erhebung Bühls zur Stadt im Jahr 1835. In: Heimatbuch Landkreis Rastatt 49 (2010), S. 197–202.
- 6 Ulrich Coenen: Eisenbahnstaße in Bühl, Serie im Acher- und Bühler Boten zwischen 3. Januar und 21. März 2015.
- 7 Ulrich Coenen: Die Erhaltungssatzung Westliche Eisenbahnstraße in Bühl. In: Bühler Jahrbuch 2015, Bühl 2015, S. 21–30.
- 8 Wolfgang von Hippel u. a., Eisenbahn-Fieber. Badens Aufbruch ins Eisenbahnzeitalter, Ubstadt-Weiher 1990, S. 35–59.
- 9 Roman Heiligenthal, Deutscher Städtebau, Heidelberg 1921, Seite 78.
- 10 Hans-Joachim Clewing, Friedrich Eisenlohr und die Hochbauten der Badischen Staatseisenbahn, Karlsruhe 1968.
- 11 Marco Müller, Bühl in alten Bildern, Ubstadt-Weiher 2008, S. 53.
- 12 Stadtgeschichtliches Institut Bühl, Bau-Bühl 2160 (Ausführung eines Neubaus für Handelsmann Bielefeld (ohne Pläne 1844); Bau-Bühl 2062 (Bauplan für Herrn Bielefeld).
- 13 Casten Jonas, Die Stadt und ihr Grundriss – Zu Form und Geschichte der deutschen Stadt nach Entfestigung und Eisenbahnanschluss, Tübingen 2009, S. 49.
- 14 Reinhard Dauber: Aachener Villenarchitektur – Die Villa als Bauaufgabe des 19. und frühen 20. Jahrhunderts, Recklinghausen 1985, S. 192–209.
- 15 Heinz Kneile, Stadterweiterungen und Stadtplanung im 19. Jahrhundert. Auswirkung des ökonomischen und sozialen Strukturwandels auf die Stadtphysiognomie im Großherzogtum Baden, Freiburg i. B. 1976, S. 10.
- 16 Kneile, S. 22–24.
- 17 Ernst Bruch: Berlins bauliche Zukunft und der Bebauungsplan, Berlin 1870, S. 24.
- 18 Bruch, S. 26–27.
- 19 Stadtgeschichtliches Institut Bühl, die ursprüngliche Bauakte ist nicht vorhanden; Bau-Bühl 1961 (Umbau des Wohnhauses von Rudolf Ruff, 1893/94, u. a. Dachveränderung, mit Plänen); Bau-Bühl 1962 (Umbau des Wohnhauses von Rudolf Ruff, 1897/98, mit Plänen).
- 20 Jacob Toury, Jüdische Textilunternehmer in Baden-Württemberg 1683–1938, Tübingen 1984, S. 41.
- 21 Bettina Peter, Spaziergang durch das jüdische Bühl. In: Jüdisches Leben – Auf den Spuren der israelitischen Gemeinde in Bühl, Bühl 2001, S. 247.
- 22 Stadtgeschichtliches Institut Bühl, Bau-Bühl 4403 (Neubau eines Wohngebäudes für Otto Wenk, 1897); Bau-Bühl 2776 (Baubescheid für Otto Wenk, 1897, ohne Pläne).
- 23 Stadtgeschichtliches Institut Bühl, Bau-Bühl 2483 (Baugenehmigung für M. Mittenmaier, 1884, ohne Pläne); Bau-Bühl 2491 (Überprüfung des Bauvorhabens von M. Mittermayer durch die Ortsbaukommission, 1884, ohne Pläne); Bau-Bühl 4229 (Baugesuch der Stadt Bühl zum Einbau von Fenstern am städtischen Haus der Kreisbauernschaft, 1938–1941, mit Plänen).
- 24 Albrecht Mann: Unser Aachen heute. Aachens Architektur im Stilwandel des 20. Jahrhunderts, Aachen 1998, S. 11.
- 25 Stadtgeschichtliches Institut Bühl, Bau-Bühl 2208 (Bauvorhaben des Herrn Walchner in der Eisenbahnstraße, 1847, ohne Pläne); Bauaktenbestand 1955-336 (Umbauakte Zimmer- und Badanbau, 1955).
- 26 Franz Hermann Walchner, Lebenserinnerungen und Reisebilder aus Südfrankreich und Unteritalien, Rastatt 1858.

- 27 Michael Rumpf, Franz Hermann Walchner, praktischer Arzt in Bühl. In: Geschichte der Stadt Bühl, Bd. 2, Bühl 1999, S. 499–504. Günter Mohr, Franz Hermann Walchner, Dreiteilige Serie im Acher- und Bühler Bote, 15. August 2014, 19. August 2014, 21. August 2014.
- 28 Badische Biographien, Zweiter Theil, Heidelberg 1875, S. 421.
- 29 Ulrich Maximilian Schumann, Friedrich Weinbrenners Weg nach Rom – Bauten, Bilder und Begegnungen, Karlsruhe 2008.
- 30 Ulrich Coenen, Die Baugeschichte der Stadt Bühl von den Anfängen bis zum Historismus. In: Die Ortenau – Zeitschrift des Historischen Vereins für Mittelbaden 77 (1997), S. 428 f.
- 31 Coenen 1997, S. 426.
- 32 Ulrich Coenen, Dachstuhl wurde originalgetreu rekonstruiert. In: Acher- und Bühler Bote 13. Mai 2014.
- 33 Willy Weyres, Post- und Zollbauten. In: Eduard Trier, Willy Weyres (Hrsg.): Kunst des 19. Jahrhunderts im Rheinland, Bd. 2, Düsseldorf 1980, S. 49.
- 34 Stadtgeschichtliches Institut Bühl, Bau-Bühl 4402 (Neubau eines Postgebäudes (1888) durch Albert Wenk Witwe sowie Erweiterungsbau (1920)).
- 35 zitiert nach Weyres, S. 51.
- 36 Weyres, S. 55.
- 37 Stadtgeschichtliches Institut Bühl, Bau-Bühl 4417 (Neubau einer Villa für Albert Wenk Witwe Mathilde geb. Schneckenburger in der Eisenbahnstraße, das Bauprojekt wurde in dieser zweigeschossigen Form nicht ausgeführt, 1887); Bau-Bühl 2635 (Neubau eines Wohnhauses für die Witwe von Albert Wenk, 1889, mit Plänen); Bau-Bühl 2692 (Neubau eines Wohnhauses für die Witwe Wenk, ohne Pläne, 1889–1893).
- 38 Zur Villa Obkircher siehe: Klaus Fischer, Das Baden-Badener Villenjahrhundert – Lust am schönen Wohnen, Baden-Baden 2014, S. 44.
- 39 zitiert nach: Erika Schappeler-Honnet: Post-Villa – Abriss kommt nicht in Frage. In: Badisches Tagblatt (Ausgabe Bühl) 5. Juni 1985.
- 40 Marco Müller, Jüdisches Familienbuch Bühl 1810–1945, Bühl 2014, S. 141 und 148.
- 41 Stadtgeschichtliches Institut Bühl Bau-Bühl 2497 (Baugenehmigung für Bernhard Wertheimer, 1884, ohne Pläne).
- 42 Stadtgeschichtliches Institut Bühl, Bau-Bühl 4406 (Neubau eines Wohnhauses und Herstellung eines Comptoirs im Magazingebäude für Gustav Wertheimer, mit Plänen, 1888/89); Bau-Bühl 2600 (Neubau eines zweistöckigen Wohnhauses für Gustav Wertheimer, ohne Pläne, 1888); Bau-Bühl 2689 (Bauvorhaben des Gustav Wertheimer, ohne Pläne, 1889).
- 43 Stadtgeschichtliches Institut Bühl, Bau-Bühl 4414 (Neubau eines Wohnhauses (Bahnhofhotel) für Hermann Wenk, 1869); Bau-Bühl 2059 (3 Baupläne zu einem Wirtshausgebäude für Herrn Wenk in der Bahnhofstraße, 1869); Bau-Bühl 2285 (Bauvorhaben des Hermann Wenk, 1869, ohne Pläne); Bau-Bühl 2686 (Bauvorhaben des Hermann Wenk, 1891, ohne Pläne); Bau-Bühl 4407 (Bauveränderung am Bahnhofshotel von Franz Wenk, 1892/93); Bau-Bühl 4405 (Errichtung einer Halle am Restaurationsgebäude von Franz Wenk, Bahnhofhotel, 1894/95); Bau-Bühl 4404 (Neubau einer Kegelbahn für Franz Wenk, Bahnhofhotel, 1897).
- 44 Zur Villa Hohenbaden siehe: Fischer, S. 146.
- 45 Maria Wenzel, Palasthotels in Deutschland. Untersuchungen zu einer Bauaufgabe im 19. und frühen 20. Jahrhundert, Hildesheim 1991, S. 46.
- 46 Michael Schmitt, Palast-Hotels. Architektur und Anspruch eines Bautyps 1870–1920, Berlin 1982, S. 41–57. Elaine Denby, Grand Hotels. Reality and Illusion – An Architectural and Social History, London 1998, S. 48–73.
- 47 Wenzel, S. 91–99.
- 48 Ulrich Coenen, Von Aquae bis Baden-Baden – Die Baugeschichte der Stadt und ihr Beitrag zur Entwicklung der Kurarchitektur, Aachen 2008, S. 497.
- 49 Leni Niemann, Landhäuser und Villen in Baden-Baden von 1800–1870. Eine Studie zur Baugeschichte des 19. Jahrhunderts, Karlsruhe 1953, S. 48–52.
- 50 Stadtgeschichtliches Institut Bühl, Bau-Bühl 2461 (Ausführung eines Neubaus für die Konkordia AG, 1883, ohne Pläne); Bau-Bühl 2486 (Bauvorhaben der Konkordia AG, 1884, ohne Pläne); Bau-Bühl 2564 (Bauvorhaben der Konkordia AG, 1887, ohne Pläne); Bau-Bühl 156 (Erweiterung der

Konkordia AG in der Eisenbahnstraße, 1898–1908, mit Plänen); Bau-Bühl 307 (Bauvorhaben der Konkordia AG, 1921, ohne Pläne); Bau-Bühl 308 (Wiederaufbau der abgebrannten Druckerei der Konkordia AG in der Eisenbahnstraße, 1929/30, mit Plänen).

- 51 Stadtgeschichtliches Institut Bühl, Bau-Bühl 545 (Neubau eines Wohnhauses für Friedrich Fritz, 1912–1922).
- 52 Der Bauherr stammte aus einer in der Rheinstraße 22 in Bühl ansässigen Hutmacherfamilie mit rund 20 Beschäftigten. Zur Familiengeschichte siehe: Joachim Eiermann, Vom Hutmacher-Söhnchen zum schillernden Varieté-König – Die abenteuerliche Reise des Bühlers Emil Fritz (1877–1944). In: Bühler Jahrbuch 2014, hrsg. von der Stadt Bühl, Bühl 2014, Seite 107–120.
- 53 Stadtgeschichtliches Institut Bühl, Bau-Bühl 600 (Bau einer Autoreparaturwerkstätte für Jacob Hatz in der Gartenstraße, mit Wohnhaus Ecke Eisenbahnstraße, 1922–1928).

„Es führt[e] kein Weg an Ebersweier vorbei“

Die Straßen von und nach Ebersweier

Margot Hauth

Ebersweier, eine kleine Ortschaft im Herzen der Ortenau, wurde im Jahr 1215 erstmals urkundlich erwähnt als Ebirs-wilre. Der Ort liegt in der Vorbergzone, am Eingang in das Durbachtal. Noch vor 200 Jahren war Ebersweier ein reines Straßendorf, das sich auf beiden Seiten des „Durbachs“ entlangzog. Seit 1973 ist die ehemals selbstständige Gemeinde Ebersweier ein Ortsteil der Gesamtgemeinde Durbach.

Jahrhundertlang war der Weg über Ebersweier für die Bewohner des hinteren Durbachtals die einzige größere Verbindung ins Land. Spätestens mit dem Bau der Eisenbahnlinie, dem Bahnhof Offenburg und dem Bahnhof in Windschlag gewann die Straße über Ebersweier zu den Bahnstationen zunehmend an Bedeutung. Andererseits gelangten aber auch Fremde und „Schaulustige“ nur über Ebersweier zum Wahrzeichen des Durbachtals, dem Schloss Staufenberg.

Die Anlegung eines neuen Weges von Ebersweier nach Durbach

Der eingangs erwähnten Aussage liegt u. a. eine Anweisung aus dem Jahr 1812 zugrunde. Das Großherzoglich Badische Direktorium des Kinzigkreises Offenburg ordnete die Anlegung eines neuen Weges durch Ebersweier bis an die von Neveu'sche



Abb. 1: Ebersweier, am Eingang des Durbachtals gelegen (1985)

Mühle im unteren Weiler an. Von da aus bis nach Durbach sollte die Talstraße verbessert werden.¹ Diese Anordnung war möglicherweise die Folge eines Besuches Ihrer „Kaiserlichen Hoheit, Frau Großherzogin“ auf dem Schloss Staufenberg im September 1811. Für diese Tour sollte bereits 1811 die Straße von Windschläg über Ebersweier nach Durbach und Staufenberg in gut befahrbaren Stand gebracht werden.² Es ist davon auszugehen, dass es sich bei dem hoheitlichen Besuch um Großherzogin Stéphanie de Beauharnais (1789–1860) handelte, der Gemahlin von Erbgroßherzog Karl von Baden und Adoptivtochter des französischen Kaisers Napoleon Bonaparte.³ Von Großherzogin Stéphanie de Beauharnais wird berichtet, dass sie gerne Ausflüge und Reisen unternahm, um Baden und das badische Volk besser kennenzulernen. Ob „Ihre Kaiserliche Hoheit“ Gefallen an der Tour auf das Schloss Staufenberg fand, ist leider nicht überliefert. Zweifel sind angesichts der neueren Anweisung jedoch angebracht.

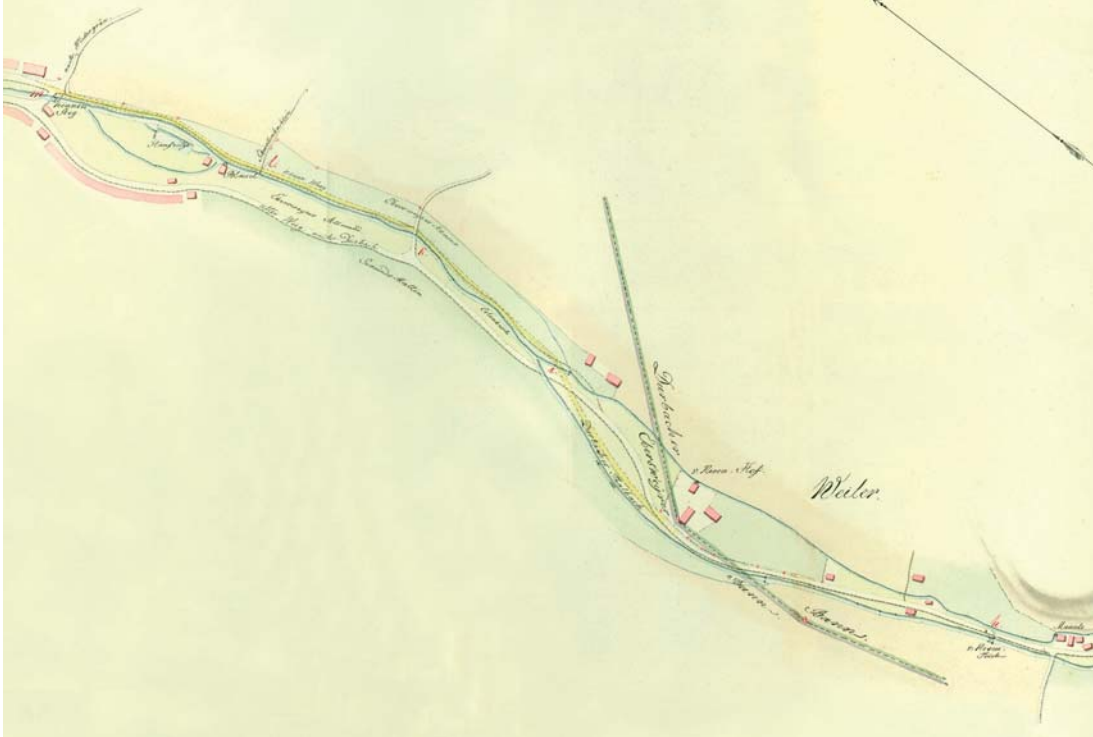
Anfang des 19. Jahrhunderts war die Weganlage alles andere als komfortabel. Der Durbach durchfloss den Ort Ebersweier je nach Witterung bzw. Wasseranfall in einem mehr oder weniger breiten, flachen Bett. Es gab im Dorf zu dieser Zeit keine befahrbaren Brücken, nur vier begehbbare Stege. Um mit Fuhrwerken von einer Bachseite zur anderen zu gelangen, musste der Bach mit den Gespannen durchfahren werden.

Die Hauptverkehrsader durch das Dorf Ebersweier lag südlich des Baches. Der Fahrweg verlief von Windschläg kommend über die heutige Windschläger Straße, die Alte Dorfstraße in die Wiesenstraße und von dort weiter nach Durbach. Der Straßenbereich zwischen dem Ort Ebersweier und dem sogenannten Weiler Richtung Durbach wurde oft überschwemmt und war deshalb, besonders zur Winterzeit, „beschwerlich zu passieren“.⁴ Die Ortsvorstände von Ebersweier waren nicht abgeneigt, eine Verbesserung herbeizuführen.

Abb. 2: Schloss Staufenberg (Bild links)

Abb. 3: Die heute noch bestehende Furt über den Durbach an der Gemarkungsgrenze Ebersweier-Windschläg (Bild rechts)



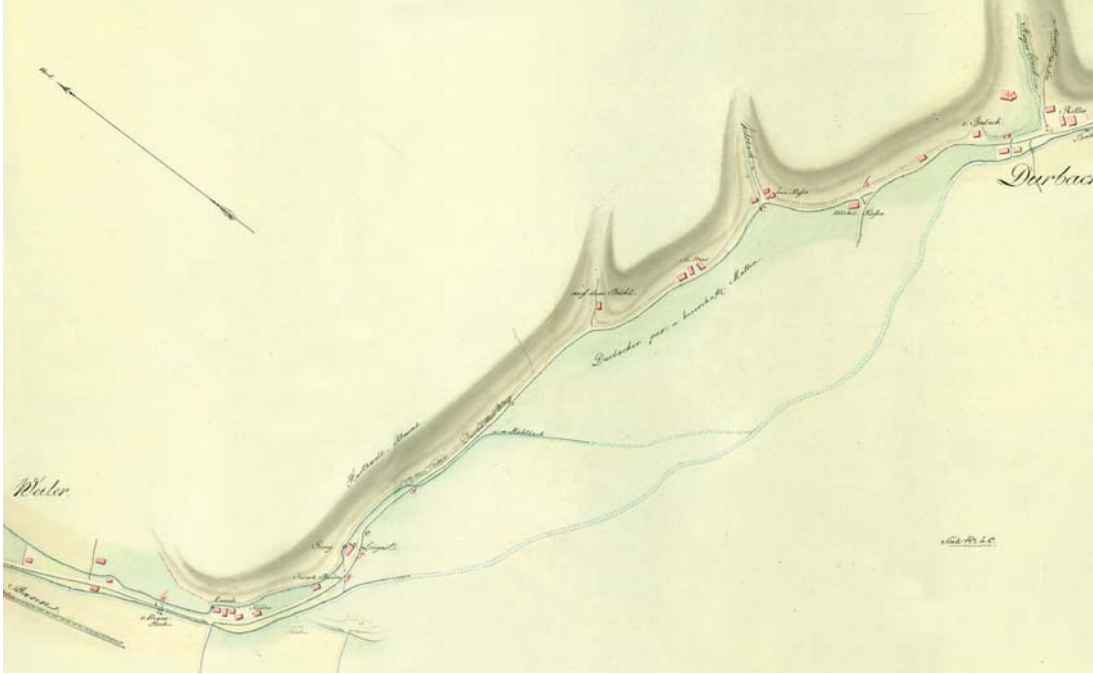


„Wegen der starken Passage nach Durbach und in das dortige Gebirg“ sei es für ihre Gemeinde selbst wie auch für die benachbarten Gemeinden von großem Nutzen, wenn der Weg durch den Ort Ebersweier mehr erhöht und trocken gelegt werde.⁵ Von der Großherzoglichen Gefällverwaltung wurde Ingenieur Rochlitz beauftragt, für die neue Weganlage einen Plan zu entwerfen. Die Planung beinhaltete eine maßgebliche Veränderung des Straßenverlaufs wie auch des Bachlaufs: Der Hauptweg durch den Ort Ebersweier sollte ab dem Hennensteg⁶ auf die nördliche Seite des Baches verlegt werden.⁷ Die beiden Wege entlang des Durbachs wollte Ingenieur Rochlitz durch drei Furten verbinden. Eine Hauptfurt am Anfang des Orts Ebersweier bei der Behausung des Johann Männle (heute Windschläger Straße 11), die zweite Hauptfurt oben am Dorf bei dem sogenannten Hennensteg. Wie die weiteren Ausführungen belegen, wurden keine Furten, sondern Brücken angelegt. An der Stellfalle bei der von Neveu'schen Mühle war eine ähnliche Brücke vorgesehen.⁸ Der Durbach sollte begradigt werden, mittels eines Durchstichs an den „Ebersweyer Gemeinds-Erlenbosch geleitet“⁹ und von da möglichst in gerader Linie bis zum Hennensteg fortgeführt werden.¹⁰

Abb. 4: Plan zur Verlegung des Weges von Ebersweier nach Durbach, 1811/1812; Abschnitt vom „Hennensteg“ bis zum Unterweiler [© StAF, B686/1, Nr. 14 D]

Für die Verbesserung des Durbacher Talweges folgte eine detaillierte Aufstellung der „unabweichlich notwendigen Maßnahmen“ von der Laigst’schen Mühle bis an das von „Bulach’sche Groll Gut“. Mittels Gräben und Dohlen sollte an mehreren Stellen Wasser und Abwasser in den Durbach bzw. auch in den „Mühlenbach“ geleitet und Gumpen errichtet werden. Die Gemeinde Durbach wurde unter anderem angewiesen, *von der Laigastischen Mühlenteich-Brücke an, die auf beiden Seiten der Durbacher Talstraße vorstehenden Felsenspitzen aus[zu] brechen und die Talstraße um wenigstens 4 Schuh breiter zu öffnen*.¹¹ Die bei diesem Steinabbruch anfallenden Steine seien gehörig zu „verklopfen“ und sodann auf die Talstraße zu führen, um damit die Löcher und sonstige Vertiefungen aufzufüllen. Danach sei die besagte Talstraße mit Kies zu überführen. Außerdem ist von dem Heimbürger Stab Durbach an die, bei dem herrschaftlichen Erblehen-Rebmann Michael Kiefer befindliche, sehr erhöhte und gefährliche Talstraße ein Geländer anzubringen. Sowohl der Großherzogliche Kinzigkreis-Direktor Holzmann und der Großherzogliche Gefällverwalter Abele wie auch die herrschaftlichen Vögte von Ebersweier (Anton Neger) und Durbach (Joseph Danner, Ritterwirt) fanden die vorgeschlagenen Maßnahmen „vortheilhaft“.

Erhebliche Differenzen gab es jedoch bei der Frage, wer die Kosten für diese Wegverbesserung tragen sollte. *Diese Operation verursacht viel Arbeit, welche mehrere Wochen unabgesetzt beschäftigt und wozu die Gemeinde Ebersweyer weder die erforderlichen Tagelöhner noch Fuhren aufzubringen vermag*.¹² Die Großherzogliche Gefällverwaltung vertrat die Ansicht, dass die neue Weganlage von allgemeinem Nutzen sei. Den Ortsvorgesetzten von Griesheim, Bohlsbach, Windschlag und Durbach wurde deshalb nahegelegt, als Nachbarn der Gemeinde Ebersweier freundschaftliche Hilfe in Form von Handfronen und Fuhrleistungen von jeweils drei bis vier Tagen zu erbringen.¹³ Sämtliche Gemeinden erklärten, dass ihre untergebene Bürgerschaft mit der Unterhaltung der Offenburger Landstraße und von Vicinalstraßen sehr beschwert sei. Dazu kämen noch viele Fuhrleistungen für das Militär. Den Gemeinden und ihren Bürgern könne eine weitere Fronleistung nicht zugemutet werden. Außerdem hätten sie von der neuen Straße keinen großen Nutzen, weil ihre Fuhren äußerst selten den Weg durch das Durbacher Tal und Gebirg nähmen. Diese Straße werde häufiger durch die Ebersweierer und die Hanauer Fuhrleute befahren. Die Vorgesetzten der Anliegergemeinden baten deshalb, von der Fronleistung verschont zu werden. Auch die zum Gericht Appenweier gehörenden Gemeinden Appenweier, Nußbach, Zusen-



hofen, Herztal und Urloffen sprachen sich gegen Fronleistungen für die Straßenherstellung von Ebersweier bis Durbach aus, weil ihre Einwohner diesen Weg nie oder nur ganz selten benützen.¹⁴ Vogt Anton Neger und Bürgermeister Xaver Braun von Ebersweier zeigten Verständnis für die geringe Hilfsbereitschaft der Nachbargemeinden. Die Bürgerschaft von Ebersweier konnte jedoch ohne fremde Hilfe die vorgeschlagene neue Straßenanlage mit ihrer geringen Anzahl Handfröner und Fuhrleuten nicht herstellen. Die Gemeinde wollte aber alle Kräfte aufbieten, die neue Straße den Sommer über nach und nach so weit wie möglich anzulegen. Der Bau und die Unterhaltung der kostspieligen drei Brücken über den Durbach, „welche eine bare Auslage von wenigsten 1000 Gulden verursachen“, könnten der Gemeinde Ebersweier jedoch nicht zugemutet werden. Vogt Neger und Bürgermeister Braun beantragten deshalb „gehorsamst“ einen Zuschuss zu dem Brückenbau aus der Appenweierer Amtskasse.

*Sollte aber dieser ohnmaßgebliche Vorschlag nicht angenommen werden, so bitten sie um die gnädige Bewilligung, daß sie auf 20 Jahre ein verhältnismäßiges Brückengeld von jeder Fuhre, welche nach Durbach hin und her passiert, entweder nach der Pferdlast oder per Stück Vieh erheben dürfen.*¹³

Abb. 5: Plan zur Verlegung des Weges von Ebersweier nach Durbach, 1811/1812; Abschnitt vom Weiler bis zum Hespengrund bzw. zum Weg nach Staufenberg [© StAF, B686/1, Nr. 14 D]

Das Amt Appenweier lehnte am 8. Juni 1812 eine Beteiligung an den Kosten zur Wegherstellung ab.¹⁶ Ob und in welcher Form der Gemeinde Ebersweier finanzielle Unterstützung zuteil wurde, lassen die Quellen offen. Vermerkt ist lediglich noch, dass die Gemeinden von Griesheim, Windschlag und Bohlsbach herangezogen werden sollten, da sie zum Teil ihre Reben im Ebersweierer Bann hatten. Die Windschläger Bürger benötigten diesen Weg für Holz, Steine und dergleichen „Bedürfnisse“, die sie in Ebersweier und auch in Durbach „ablangen“. Von eventuell erhobenen Brückengeldern ist nichts überliefert, bzw. es wurden davon bisher keine schriftlichen Vermerke gefunden.¹⁷ Diese im Jahr 1812 gebaute „Weganlage“ ist ein Teil der heutigen Kreisstraße 5324.

Die „Hohe Brücke“ wird verlegt

Von einer Brücke mitten im Dorf erfahren wir erstmals im Jahr 1831. Im Juli dieses Jahres beriet die Gemeindeversammlung auf Antrag des Kronenwirts Sebastian Wiedemer über die Verlegung der „Hohen Brücke“ beim Wachthaus.¹⁸ Seit wann diese befahrbare Brücke die Furt mitten im Dorf ersetzt hatte, ist nicht belegt. Sie muss jedoch zwischen 1812 und 1831 erbaut worden sein. Sie überquerte damals den Durbach im Bereich des heutigen kleinen Steges, „Meier Karl’s Brückle“ genannt, westlich der Gemeindewaage. Es dauerte noch etliche Jahre, bis die Brücke verlegt werden sollte. Kronenwirt Sebastian Wiedemer verstarb 1837.¹⁹ Die Brückenverlegung ruhte.

Erst im Jahr 1859 wurde das Vorhaben auf Antrag seines Sohnes wieder aufgegriffen. Kronenwirt Karl Wiedemer bat inständig darum, seinem Gesuch nachzukommen, damit die Fuhrwerke zu allerlei „ersprießlichen Dingen“ eine Zufahrt zu seinem Gasthaus hätten. Die Verlegung erforderte jedoch eine geänderte und geringfügig erhöhte Wegführung. Wie schon 1831 wehrte sich der östliche Nachbar²⁰ des Kronenwirts, dessen Haus tiefer lag, gegen diese Maßnahme. Der Hauseigentümer befürchtete, das aus dem Bach austretende Wasser könnte seinen Hof und Keller überfluten. Die Straßen- und Wasserkommission fand etliche positive Aspekte für die Verlegung der Brücke, die sehr schadhaft und erneuerungsbedürftig war. Sie empfahl zur Ableitung des Wassers die Anlage eines Grabens, der vor dem Kronenwirthaus in einen Dohlen münden sollte. Karl Wiedemer erklärte sich bereit, die Kosten dafür zu übernehmen. Im Januar 1860 wurde die Verlegung der Brücke nach dem Plan von Maurermeister Männle von Elgersweier genehmigt.²¹ Als Ersatz für die „Hohe Brücke“ entstand nun die „Kronenbrücke“.



Abb. 6: Die Kronenbrücke um 1930

Guter Wein auf schlechter Straße

Im selben Jahr kam Durbach in die „Schlagzeilen“. Ein unbekannter Berichterstatter lobte in der Ausgabe des Karlsruher Anzeigers vom 7. November 1860 die Durbacher Clevner-Trauben, die dank der späten Lese in Durbach ihre völlige Reife erlangt hatten. Der daraus gewonnene Most zeichnete sich „durch Süße und Geist vortheilhaft aus“. Die Bauern erzielten dafür sehr viel höhere Preise, als für die Weine von Ortenberg, Fessenbach, Zell und Weierbach bezahlt wurden. Deren Lese war etwa drei Wochen früher, was sich beim Wein, selbst bei den besten Sorten aus den vorzüglichsten Lagen, durch Mangel an Süße und Stärke bemerkbar machte. Und weiter schrieb der unbekanntere Verfasser: *Das war der „Lobpreis“, jetzt kommt jedoch der Tadel.* Auf der Straße von Ebersweier, ab der Adam'schen Mühle bis zu dem „von Bulach'schen Hof“, seien in den vergangenen Jahrzehnten unzählige Unglücksfälle vorgekommen. *Umgeworfene Charabancs²² und Chaisen, Beinbrüche und sonstige Verletzungen, verunglückte Weinwägen, wobei teilweise ganze Fässer edlen Getränkes ausgelaufen sind,* solche beklagenswerten Vorfälle wiederholten sich häufig.

Bekanntlich macht der Weg auf dieser Strecke mehrere Bögen mit Steigungen und wieder mit abschüssigen Stellen. [...] Es wäre hier sehr leicht abzuhelfen und eine fast gerade und beinahe ebene Straße herzustellen. Dies würde auch einen verhältnismäßig ganz geringen Kostenaufwand erfordern, gering für eine so große und

*wohlhabende Gemeinde, wie Durbach. [...] Wir glauben nicht, daß das Gemeinde-Collegium in einer so gerechten Sache zu karg und zu zähe sei und daß es deshalb an der vorgesetzten Amtsbehörde liege, das Nothwendige anzuordnen, beziehungsweise zu dictiren.*²³

Die Großherzoglich Badische Regierung des Mittel-Rheinkreises reagierte prompt auf den Zeitungsbericht. Bereits drei Tage später wurde der Gemeinderat Durbach angewiesen, diesen Gegenstand in Gemeinschaft mit der Großherzoglichen Wasser- und Straßenbauinspektion sowie den betreffenden Gemeindebehörden zu erörtern und über das Ergebnis zu berichten.

Am 15. November 1860 folgte der „gehorsame“ Bericht des Gemeinderats Durbach, bzw. des Bürgermeisters Reichert, die Straße von Ebersweier nach Nußbach betreffend, den er mit folgender Aussage einleitete: *„Der Bericht ist halt eben ein Zeitungsartikel in welchem wenig Wahres enthalten ist.“* Bürgermeister Reichert bestätigte, dass die Strecke bis zum Gut des Herrn von Bulach zwei Steigungen enthält, diese seien aber vor einigen Jahren verbessert worden und gegenwärtig nicht mehr von Belang. Es wäre zwar möglich, im „Wiesental“ eine neue Straße anzulegen. Das Wiesengelände sei jedoch sumpfig. Die Herstellung würde deshalb „wenigstens“ 12000 bis 16000 Gulden erfordern, weil viel Material benötigt würde und mehrere Brücken angelegt werden müssten. Die Kosten dafür hätte nicht die Gemeinde, sondern der Heimburger Stab zu tragen. Dieser Stab habe aber noch bedeutende Schulden und könne eine solche Ausgabe nicht bestreiten. Bürgermeister Reichert führte weiterhin an, dass die Unglücksfälle sich im letzten Jahrzehnt auf „drei“ beschränkten.

*Im Jahr 1858 warf ein Fuhrmann ein Wägelein um, mit einigen Personen auf seinem Heimwege und zwar vor der Adamschen Mühle auf ebener Straße. Er fuhr nämlich von der Straße ab und fuhr auf den Dunghaufen des Müllers Adam Mayer, wo das Wägelein umfallen musste. Im Jahr 1859 fuhr ein Gutscher [Kutscher] ein[en] Doktor auf ebener Straße [...] mit einer Chaise ebenfalls in den Graben und warf um. In demselben Jahr warf ein Fuhrmann, der ganz betrunken war, seine Weinfuhr um. In allen diesen Fällen fällt nicht die Schuld auf den Zustand der Straße, als vielmehr auf jenen der Fuhrleute, was schon aus dem einfachen Grunde hervorgeht, daß noch kein solcher Fall den Fuhrleuten im Hereinfahren nach Durbach begegnet ist.*²⁴

Trotz dieser Einwände des Gemeinderats Durbach wurde vom Großherzoglichen Oberamt Offenburg eine durchgreifende



Abb. 7: Der 1811 erwähnte „sehr erhöhte und gefährliche“ Bereich der Talstraße in Durbach im Jahr 2016

Verbesserung dieser für die Gemeinde Durbach wichtigen Talstraße angeordnet. Die Wasser- und Straßenbauinspektion hatte dazu den Plan nebst einem Kostenüberschlag für die zweckmäßige Regulierung der Wegstrecke erstellt. Die Arbeiten wurden mit 1943 Gulden und 15 Kreuzer veranschlagt.²⁵ Ob und wann bzw. auf wessen Kosten eine „Verbesserung“ der Vicinalstraße²⁶ von Ebersweier nach Durbach, der sogenannten Talstraße erfolgte, ist nicht bekannt.

Die Eisenbahn und deren Auswirkungen auf Ebersweier

Seit Ende des 19., Anfang des 20. Jahrhunderts entwickelte sich Ebersweier langsam, aber kontinuierlich von einem Bauern- und Kleinhandwerkerdorf zu einem Wohnort. Der Bau der Eisenbahnlinie Karlsruhe-Freiburg in den Jahren 1844/1845 brachte den Bewohnern von Ebersweier einen wirtschaftlichen Aufschwung. Am 15. Oktober 1845 wurde die Haltestelle Windschlag, nur 3 km von Ebersweier entfernt, in Betrieb genommen. Nach der Eröffnung dieses Bahnhalts „konnte hier täglich sechsmal ein- und ausgestiegen werden“.²⁷ Dies bedeutete neben komfortableren Reisemöglichkeiten auch eine Ausweitung der Absatzwege für landwirtschaftliche Produkte.

Von 1895 bis 1905 stieg die Bevölkerungszahl in Ebersweier um 50 Personen von 492 auf 542. Diese Zunahme war hauptsächlich auf den Zuzug von Bahnarbeitern zurückzuführen.²⁸ Mit dem Ausbau des Offenburger Bahnhofs, dem Bau des Güterbahnhofs und des Ausbesserungswerks im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts²⁹ fanden immer mehr Bewohner eine Beschäftigung bei der Bahn und ein sicheres Einkommen. „Der Güterbahnhof war ein Segen für Ebersweier“, so die Aussage

Abb. 8: Der Primiziant Franz Sales Kirn wird mit einer Pferdekutsche vom Bahnhof Windschlag abgeholt (1941). [© Wendelin Eckert]



eines Zeitzeugen.³⁰ Der Bau der Eisenbahnlinie mit dem Güterbahnhof Offenburg zeigte jedoch nicht nur positive Auswirkungen. Besonders durch die Einrichtung des Windschläger „Bahnhalts“ und dem dadurch bedingten zunehmenden Personen- und Frachtverkehr durch Ebersweier wurden die Verbindungswege stark in Anspruch genommen.

Verbindungsstraße Bohlsbach-Ebersweier

Der Gemeindeweg von Ebersweier über Bohlsbach nach Offenburg befand sich Anfang des 20. Jahrhunderts in einem ordentlichen Zustand. Seine Breite war ausreichend für den Fuhrwerkverkehr vom Durbachtal nach Offenburg. Dieser Gemeindeweg war zum 1. Juli 1890 in den Kreisstraßenverband aufgenommen und von da an auf Rechnung des Kreisverbandes unterhalten worden. Der Ausweisung dieser Straße als Kreisstraße waren mehrjährige Verhandlungen vorausgegangen. Erst im Dezember 1888 entschied sich die Gemeindeversammlung Ebersweier, bestehend aus 86 anwesenden Bürgern, von denen nur 73 stimmberechtigt waren, einstimmig für die Abgabe dieses Gemeindewegs an den Kreisverband. Die Bürger erteilten die Einwilligung jedoch nur unter der Bedingung, dass die Bäume im Dorf, zwischen Straße und Bach, der Gemeinde Ebersweier verblieben.³¹

Die Straße wurde danach vom Kreisverband auf der Strecke von Bohlsbach bis Durbach in einen besseren Zustand gesetzt. Die Arbeiten zogen sich hin. Vermutlich gab es von mehreren Ebersweierer Grundstückseigentümern Einsprüche gegen die Anlegung eines seitlichen Grabens. Das Großherzogliche Bezirksamt wandte sich im April 1890 in einem geharnischten Schreiben an die Gemeinde Ebersweier und drohte gar ein Enteignungsverfahren an:

*Eine Kreisstraße ohne Seitengraben gibt es nicht. [...] Es muß allen Ernstes unverständigem Lärmen und Schimpfen entgegengetreten werden. Die Gemeinden Bohlsbach und Durbach können verlangen, daß endlich die dortigen Verwirrungen aufhören.*³²

Bei der Kirche in Ebersweier sowie am Bühl, unterhalb von Durbach, wie auch bei der Herrenmühle, oberhalb von Durbach, waren größere Maßnahmen erforderlich. Die Kosten für die Straßeninstandsetzung beliefen sich deshalb auf insgesamt 14900 Mark. Diese wurden auf die beteiligten Gemeinden Bohlsbach, Ebersweier und Durbach umgelegt. Einen kleineren Kostenanteil übernahm der Kreis. Die Gemeinde Ebersweier musste einen Anteil von 2413 Mark 90 Pfennig beisteuern. Dieser Betrag konnte aus dem Sparkassenüberschuss des Rechnungsjahres 1887 bezahlt werden. Auf die Gemeinde Durbach entfiel ein Anteil von 5989 Mark 10 Pfennig.³³ Diese Straße führte die Bezeichnung Kreisstraße 17 und hat heute, 2016, auf der Gemarkung Ebersweier die Bezeichnung K5324. Die Streckenführung dieser Straße geht von Kehl-Sundheim bzw. von der dortigen L91, auch Kehler Straße genannt, in östlicher Richtung an Willstätt vorbei über Hesselhurst, die Autobahn, Weier, Bühl, überquert dort die B33, führt weiter durch Bohlsbach, überquert die B3, führt durch Ebersweier und endet im Ortsteil Unterweiler der Gemeinde Durbach, wo sie auf die von Offenburg kommende K5369 trifft.

Die Straße wurde vermutlich in den 1930er Jahren geteert. Jedenfalls stellte der Kreisrat die Durchführung dieser Maßnahme für das Jahr 1935 in Aussicht. Die Gemeinde Ebersweier erhielt auf ihr Gesuch um Erneuerung der Straßendecke der Kreisstraße Nr. 17 vom Kreisrat Offenburg folgende Mitteilung:

*Der Kreisrat zeigt sich überrascht, von dem Verlangen der Gemeinde auf eine gründliche Instandsetzung der ausgewaschenen Fahrbahn der Kreisstraße Nr. 17 vom Ortsausgang Ebersweier bis an den Bahnkörper des Güterbahnhofs Offenburg, weil die Gemeinde Ebersweier seit dem Jahr 1931 trotz wiederholter Mahnung kein[en] Straßenkostenbeitrag mehr an die Kreiskasse Offenburg bezahlt hat. Die dortige Gemeinde glaubt also, mit Straßenkostenbeiträgen anderer Gemeinden sich die genannte Kreisstraßenstrecke instand setzen lassen zu können und selbst von der Zahlungspflicht für die Unterhaltung der Kreisstraße entbunden zu sein. Das geht natürlich nicht an.*³⁴

Der Brief endete mit dem Hinweis, dass die Straßenstrecke zwischen der Reichsbahnüberführung und dem Ortseingang



Abb. 9: Die Bohlsbacher Straße beim Ortseingang Ebersweier (zwischen 1920 und 1964, Aufnahme vor 1964)

Abb. 10: „Blühende Landschaft“ zwischen Bohlsbach und Ebersweier, 2009; Blick von der Graf-Schenk-von-Stauffenberg-Brücke auf die heutige Bohlsbacher Straße



Ebersweier im nächsten Jahr voraussichtlich gewalzt und ge-teert werde, falls die Gemeinde in diesem Jahr ihren Verpflichtungen nachkomme.³⁵

Die Verbindungsstraße von Ebersweier nach Windschlag

Die Straße nach Windschlag war durch den Personen- und Güterverkehr aus dem Durbachtal zu den Bahnhöfen Windschlag und Appenweier stark frequentiert. Bis weit in das 20. Jahrhundert war sie jedoch ab der Dorfmitte von Ebersweier bzw. ab der Weggabelung Bohlsbach-Windschlag noch Gemeindeweg und in einem mehr oder weniger schlechten Zustand. Bereits im Jahr 1889 wollte sich die Gemeinde Ebersweier dem Antrag der Nachbargemeinden Windschlag und Griesheim auf Aufnahme dieser Straße in den Kreisstraßenverband anschließen. Drei Monate später zog sie den Antrag jedoch wieder zurück. Der Grund für diese Entscheidung ist nicht bekannt.³⁶ Ein seitens der Gemeinde Ebersweier im Jahr 1919 erneut gestellter Antrag auf Übernahme durch den Kreis scheiterte. Die Gemeinde hatte sich geweigert, die an der Straße stehenden Obstbäume und deren Nutznießung dem Kreis zu überlassen. Das Obst bzw. die Versteigerung der Obstbäume war von jeher eine wichtige Einnahmequelle der Gemeinde Ebersweier. Der Kreisausschuss war jedoch mit dem Vorbehalt nicht einverstanden, die Angelegenheit ruhte.³⁷

Anlässlich der Planungen für die Einrichtung einer Buslinie von Offenburg nach Durbach beschloss der Kreisausschuss am 3. März 1921 erneut, den bisherigen Gemeindeweg Windschlag-Ebersweier als Kreisstraße auszubauen. 13 Monate spä-



Abb. 11: Windschläger Straße 1949; Mitglieder der KJG Ebersweier halten das „Altenberger Licht“ in Windschläg ab*

ter, im April 1922 wurde dieser Beschluss wiederum zurückgenommen.³⁸ Nach Aussage einer Zeitzeugin erhielt dieser Gemeindegeweg nach Windschläg erst in den 1950er Jahren eine Teerdecke.³⁹

Der Weg von Ebersweier nach Nesselried

Die Wegstrecke von Ebersweier nach Nesselried ist 3/4 Stunde lang, führt über 3 Anhöhen und durch zwei flache Wiesentälchen, so lesen wir in dem Protokoll über die Ortsbereisung vom Oktober 1871.⁴⁰ Dieser Weg, heute die Kreisstraße K 5305, spielt eher eine untergeordnete Rolle bei den Verkehrswegen um Ebersweier. Er beginnt in Ebersweier mit der sogenannten „Rödergasse“, die, verschiedentlich auch als „Redergasse“ beschrieben, seit Jahrhunderten urkundlich belegt ist. Der Name leitet sich vermutlich von einem Hofgut der Herren von Röder ab. Pfarrer Ludwig Heizmann (1847–1941) hat einen „Roeddershofe“ aus dem Jahr 1357 der Gemeinde Ebersweier zugeordnet.⁴¹ Für das selbe Jahr weist auch die Familienchronik der Freiherren von Röder, Diersburg, den Bestand eines Röderhofes in Ebersweier aus.⁴² In früheren Zeiten hatte dieser Vizinalweg von Ebersweier nach Nesselried eine wesentlich höhere Bedeutung. Die Rödergasse führte nämlich auch in den „Hardtwald“. Nicht nur Holz, sondern alle Steinfuhren aus dem Ebersweierer sowie dem Durbacher Steinbruch wurden über diesen Weg transportiert. Nach 1815 diente er zusätzlich als Zugang zu der „neugewonnenen Rebanlage“ im Frientschen. Daraus ergaben sich wiederholt heftige Auseinandersetzungen. So beschwerte sich beispielsweise 1837 die Gemeinde Ebersweier bei der Großherzoglichen

* Das Altenberger Licht ist eine Lichtstafette des Friedens, die seit 1950 jährlich am 1. Mai im Altenberger Dom beginnt. Anlass war das Bedürfnis nach Versöhnung mit den Feinden des Zweiten Weltkriegs



Abb. 12: Der historische Stein markierte einst die Grenze zwischen den Herrschaftsgebieten Reichslandvogtei Vorderösterreich (Ebersweier) und Stauffenberg (Durbach)

Wasser- und Straßenbaudirektion Offenburg über den *Übelstand des Weges vom Dorf bis zum Wald, welchen die Steinfuhren auf die Landstraße verursacht haben*. Zwei Jahre später schwelte der Konflikt noch immer. *Die Gemeinde Ebersweier kann sich [...] durchaus nicht beruhigen [...]. Der Weg aus der Steingrube wurde nur ein Stückchen vor dem Wald am Frientschen [mit Kies] überführt, nicht aber durch die Rödergäß bis zum Dorf*, beklagte sich die Gemeinde Ebersweier im Jahr 1839 beim Großherzoglichen Oberamt.⁴³ Der Gemeindeverbindungsweg zwischen Ebersweier und Nesselried bildete auf der ersten Anhöhe nach der Rödergasse, für ein Strecke von wenigen Metern, auch die Grenze zwischen den Herrschaftsbereichen Amt Stauffenberg und der Reichslandvogtei Vorderösterreich. Zeugnis davon gibt ein Grenzstein mit den entsprechenden Inschriften: Stauffenberg auf der östlichen Seite und „Das Rich“ auf der westlichen Seite. „Das Rich“ steht für die Reichslandvogtei Ortenau, zu der Ebersweier über 500 Jahre lang gehörte. Die Gemarkungszeichen wurden erst in späteren Jahren aufgebracht. „GD“ mit der Grenzsteinnummer drei für Gemarkung Durbach und „GE“ sowie ein eingehauenes Kreuz und die Nummer 222 für Ebersweier. Der Grenzstein musste in den 1990er Jahren dem Ausbau der Nesselrieder Straße weichen und wurde danach im Pfarrhof aufgestellt. Bis Ende 2016 ist dieser geschichtsträchtige Markstein in der Sonderausstellung „800 Jahre Ebersweier“ im Wein- und Heimatmuseum Durbach zu besichtigen.

Personen- und Postbeförderung zwischen Offenburg und Durbach

Am Pfingstsonntag, den 31. Mai 1925 startete zwischen Offenburg und Durbach eine regelmäßige Kraftwagenverbindung für „Personen- und Postbeförderung“. Betrieben wurde dieser Linienverkehr vom Ritterwirt Brunner in Durbach. Der Verkehr auf der neuen Linie wurde nach folgendem Fahrplan geregelt: Abfahrt in Durbach täglich um 6.50 Uhr. Zehn Minuten später konnten die Ebersweierer bei der „Krone“ zusteigen. Ankunft beim Bahnhof in Offenburg um 7.20 Uhr. Werktags gab es noch eine frühere Fahrt, ab Durbach bereits um 4.50 Uhr. Vom Bahnhof Offenburg zurück nach Durbach war die tägliche Abfahrt um 7.50 Uhr, werktags zusätzlich schon um 6.25 Uhr. Die bisherige Postverbindung zwischen Durbach und Windschlag wurde eingestellt.⁴⁴ Der Einrichtung dieser Buslinie gingen langjährige Verhandlungen zwischen dem Bezirksamt bzw. dem Kreisausschuss und der Oberdirektion des Wasser- und Straßenbaues in Karlsruhe



voraus.⁴⁵ In die Verhandlungen waren auch die beteiligten Gemeinden eingebunden, denn diese mussten sich an den Kosten für die Herrichtung der Straßen beteiligen. Erwogen wurden verschiedene Linienführungen. Linie I von Offenburg über Windschlag nach Durbach wurde hinsichtlich der Straßenverhältnisse als unproblematisch gesehen. Die Gemeinden Ebersweier und Durbach-Heimburg sollten ein Drittel der auf 140000 Mark veranschlagten Kosten übernehmen. Die Linie II, von Offenburg über Bohlsbach nach Durbach führend, wurde ab Bohlsbach für den Kraftwagen-Verkehr als sehr ungeeignet erachtet. Die Kraftwagen mussten zuerst die große Überführung über den Güterbahnhof Offenburg mit drei bzw. vier Prozent Steigung der Auffahrtsrampen überwinden. Die anschließende Straßenstrecke hatte nur 3,20m Fahrbahnbreite, diese musste auf 4m verbreitert werden. Das größte Hindernis befand sich im Ort Ebersweier. *Bei der Kirche leidet die Straße nämlich unter starker Unübersichtlichkeit. Sie liegt teilweise in einem tiefen Einschnitt und bildet auf etwa 400meter Länge eine S-Kurve mit gleichzeitiger Steigung bis zu 4 Prozent. Eine Abhilfe der Situation ist ausgeschlossen.*⁴⁶ Eine andere Linie, von Offenburg über Rammersweier nach Durbach, war *in Anbetracht der hohen Kosten für Schotterbeschaffung und Walzarbeit für die Einrichtung einer Autolinie Offenburg-Durbach ein Ding der Unmöglichkeit.*⁴⁷

Abb. 13: Die unbefestigte Dorfstraße um 1950 [© Rauer/Horn/GAE]

Obwohl 1921 die Linienführung über Windschlag favorisiert worden war, erfolgte die Einrichtung der neuen Kraftwagenlinie von Durbach über die K17, d. h. von Ebersweier über Bohlsbach nach Offenburg. Die Oberpostdirektion übernahm die Lieferung des „Wagens“. Zugleich stellte die Postbehörde an die beteiligten Gemeinden weitere Forderungen. So hatte jede Gemeinde – Offenburg, Bohlsbach, Ebersweier und Durbach – einen einmaligen Beitrag zu leisten. In Durbach sollte „ein Wagen-Schuppen mit Reparaturstätte“ sowie eine Chauffeurwohnung zur Verfügung gestellt werden.⁴⁸ Wie eingangs erwähnt, wurde dieser „Kurs-Autoverkehr“ erst im Jahr 1925 eingerichtet.

Die „Neue Straße“ Offenburg – Rammersweier bis Durbach-Unterweiler

Obwohl diese Straße nicht direkt den Wohnort Ebersweier, sondern nur die Gemarkung tangiert, ist deren Bau im Bewusstsein der Bevölkerung als wichtiges Ereignis verankert. Im September 1926 vollendet, wird sie noch heute von älteren Einwohnern *d'neii Stros* genannt.⁴⁹ Über diese Straße wurden die Nachbarorte Rammersweier und Zell-Weierbach, aber auch die Oststadt Offenburg erschlossen. Zuvor gab es von Ebersweier auch eine direkte Verbindung nach Rammersweier und weiter nach Offenburg. Dieser Weg war jedoch unbefestigt und diente vorwiegend als landwirtschaftlicher Weg. Von Durbach aus führte lediglich ein Waldweg durch den Durbacher-, Bohlsbacher- und Rammersweierer Wald nach Offenburg. So lesen wir in einem Bericht in der Offenburger Zeitung, der sich mit dem Straßenprojekt „Durbach–Offenburg“ beschäftigt:

*Solange der Boden gefroren ist, kommt man durch, aber bei Tau- oder Regenwetter ist der Weg für Menschen und Tiere fast ungangbar.*⁵⁰

Die Notwendigkeit dieses Straßenbaus wurde nachweislich über einen sehr langen Zeitraum diskutiert. Bereits im Jahr 1886 hatte die Stadt Offenburg bei der Großherzoglich Badischen Wasser- und Straßeninspektion ein Gesuch zur Erstellung einer Straße von Offenburg über Durbach nach Oberkirch eingereicht.⁵¹ Die Baukosten für die Strecke von Offenburg bis Durbach waren mit 32000 Mark veranschlagt. Der Bürgerausschuss Rammersweier beschloss in der Versammlung vom 15. April 1886 unter Bürgermeister Josef End, hierfür 6000 Mark zur Verfügung zu stellen. Der Beschluss erfolgte unter der

Voraussetzung, dass der Antrag der Gemeinde auf Ermäßigung der Unterhaltungskosten berücksichtigt werde. Die Gemeinde Durbach sagte für die Straßenbaumaßnahme 5000 Mark zu. Das Straßenbauprojekt war in den Folgejahren zwar immer wieder einmal im Gespräch, aber die Maßnahme kam nicht zur Ausführung. Im Jahr 1913 befasste sich der Kreisrat wieder eingehender mit dem Bau dieser Straße. Der Kreisausschuss bat im Januar 1914 die Großherzogliche Wasser- und Straßenbauinspektion um die Erstellung eines Kostenüberschlags. Nach vielen Monaten, im Oktober 1915, teilte die Oberdirektion des Wasser- und Straßenbau dem Kreisausschuss Offenburg mit, dass für Vorarbeiten zum Bau einer Straße von Offenburg über Durbach keinerlei Personal zur Verfügung stehe. Zudem sei in der Nähe der von der Militärverwaltung „tagtäglich“ benutzten Schießstände eine Geländeaufnahme gar nicht möglich. Aufgrund der Gefahr, die von diesen Schießständen durch zunehmende Durchschlagskraft und Reichweite der Waffen ausgehe, welche eventuell später kostspielige Schutzvorkehrungen erfordern würden, sollte die Straßenführung gründlich überprüft werden. Außerdem sei zuerst abzuklären, ob die Straße als Kreisstraße oder als Gemeindeweg ausgeführt werde und in letzterem Fall, von wem die Maßnahme getragen werde. Die Gemeinden Bohlsbach und Ebersweier lehnten jede Beteiligung ab. Die Gemeinde Rammersweier, deren Gemarkung auf einer längeren Strecke von der geplanten Straße durchzogen wurde, knüpfte an die Leistung eines Kostenbeitrags die Bedingung, „dass ihr die Unterhaltung dieses Weges künftig erspart bliebe“.⁵² Das Kriegsgeschehen von 1914 bis 1918 verhinderte wohl die weitere Betreuung des Straßenbauprojektes. Erst im Jahr 1919 wurde mit Entwurfsarbeiten und der hierzu nötigen Geländeaufnahme begonnen. Der Bürgerausschuss der Stadt Offenburg, unter dem Vorsitz von Oberbürgermeister Fritz Hermann, beschloss in der Versammlung vom 15. Januar 1920 die Übernahme der Kosten zu vier Zwölftel durch die Stadt Offenburg. Dies aber nur in der Erwartung, dass sowohl der Staat, als auch der Kreis jeweils 1/3 der Kosten trüge. Aus der Sitzungsvorlage zur Bürgerausschuss-Versammlung der Stadt Offenburg vom Mai 1920 geht hervor, dass damals noch eine andere Straßenlinie untersucht wurde. Der Gemeinderat Durbach hatte nämlich verlangt, dass die Straße von Rammersweier aus direkt in den Ort Durbach geführt werde. Die bisher geplante Straße, die im Ortsteil Durbach-Unterweiler in die bestehende Kreisstraße 17 einmünden sollte, würde für die Bürger von Durbach einen erheblichen Umweg bedeuten. In der Sitzungsvorlage wurde auch betont, dass die Straße „Offenburg nach

Durbach“ der erste Abschnitt eines großzügigen Projekts sei. Später solle die Straße über Bottenau bis Oberkirch ausgebaut werden. Damit wäre dann die schon lange erstrebte, direkte Verbindung der drei fruchtbaren Täler Kinzig-, Rench- und Achertal vollzogen.⁵³ Dass auch dieses Mal das Straßenprojekt „Offenburg bis Durbach“ nicht verwirklicht wurde, ist wohl der sich stetig beschleunigenden Inflation geschuldet, die im Jahr 1923 ihren Höhepunkt erreichte. Erst im April 1925 sind auf Anregung der Stadt Offenburg die Verhandlungen über die Erbauung einer neuen Straße von Offenburg über Rammersweier nach Durbach erneut aufgenommen worden. Die Straße sollte nach dem Entwurf aus dem Jahr 1919 mit 4,50m Breite und ohne Gehweg ausgebaut werden. Vom Bürgerausschuss der Stadt Offenburg wurde unter anderem die für den angewachsenen Kraftwagenverkehr zu geringe Breite der Straße moniert. Das Straßenbauamt wies jedoch darauf hin, dass für eine „Verbesserung in dieser Hinsicht“ leider keine Mittel zur Verfügung stünden. Bei einem günstigen Submissionsergebnis könnte aber zusätzlich auf der Talseite (Südseite) bis zur Gemarkungsgrenze Rammersweier-Bohlsbach bzw. bis östlich der Schießstände ein Gehweg gebaut werden. Weiterhin wurde vom Straßenbauamt ausdrücklich erklärt, dass die in den Kreisverband zu übernehmende Umbaustrecke nach erfolgtem Ausbau vom Kreis unterhalten werde.⁵⁴ Der Stadtrat Offenburg, unter Vorsitz von Oberbürgermeister Holler, hatte sich zwischenzeitlich entschlossen, den Umbau der Straße auf der Gemarkung Offenburg selbst ausführen zu lassen und zwar mit einer Breite von 5,50m und einem Gehweg auf der linken Seite von einem Meter Breite. Voraussetzung dafür war, dass die Stadt von jeder weiteren Beitragsleistung zu den Kosten des übrigen nicht auf ihrer Gemarkung liegenden Straßenbaus befreit sei.

Weiterhin machte die Stadt Offenburg ihren Anteil am Zuschuss aus Mitteln der Erwerbslosenfürsorge geltend, der für dieses Straßenbauprojekt in Aussicht gestellt wurde.⁵⁵

Mitte Februar 1926 war der Ausbau der „Neuen Straße“ auf der ganzen Strecke in Angriff genommen worden. Aus allen beteiligten Gemeinden waren Arbeitslose bei diesem Straßenbau beschäftigt. Durch die Vergabe von Darlehen aus der Erwerbslosen-Fürsorge zu einem mäßigen Prozentsatz konnten die Kosten gesenkt werden. Dennoch wurde mit dem Straßenprojekt besonders der Gemeinde Durbach sehr viel zugemutet.

*Denn die wirtschaftliche Lage der Gemeinde ist sehr schwierig, die Geschäfte stagnieren, Wein und Kirschwasser liegt auf Lager und es fehlen die Käufer.*⁵⁶



Der Gemeinderat Durbach hatte beschlossen, die der Gemeinde zufallenden Kosten wie folgt auf die einzelnen Stabsgemeinden zu verteilen: Auf den Stab Heimbürg entfielen 88 Prozent der Kosten, auf den Stab Gebirg acht Prozent und der Stab Bottenau sollte die restlichen vier Prozent übernehmen.⁵⁷ Für die Gemeinde Durbach bedeutete dieser Straßenbau nicht nur einen immens hohen finanziellen Aufwand. Er verschärfte auch das angespannte Verhältnis zwischen den einzelnen Stäben. So bezichtigte Stabhalter Kuderer von Durbach-Gebirg den Bürgermeister Wörner vom Stab Heimbürg in einer Stellungnahme an das Bezirksamt unwahrer Angaben. Gleichzeitig beschwerte er sich in einem fast dreiseitigen Brief über die Vorgehensweise des Bürgermeisters im Allgemeinen und besonders hinsichtlich der Beteiligung des Stabs Gebirg an den Beratungen und Entscheidungen zum Ausbau der neuen Straße.⁵⁸ Der Kostenvoranschlag von 148000 RM wurde um ca. 25000 RM überschritten. Im März 1927 richtete das Bezirksamt eine dringende Bitte an den Kreis Ausschuss, einen Teil dieser zusätzlichen Kosten zu übernehmen. Die wirtschaftlichen Verhältnisse beider Reborte, Durbach und Rammersweier, wurden als außerordentlich schlecht bezeichnet. Durbach musste für das laufende Rechnungsjahr eine vorläufige Gemeindesteuer von 75 Pfennig und Rammersweier von 70 Pfennig je 100 RM Steuerwert des Grund- und Betriebsvermögens von 1925 erheben. Die Anforderungen an die Einwohner beider Gemeinden würden aber in den

Abb. 14: Wegebauarbeiten um 1925

nächsten Jahren noch größer werden, weil Durbach gezwungen sei, eine Wasserleitung mit einem Kostenaufwand von rund 53 500 RM zu bauen. Die Gemeinde Rammersweier erwäge einen Schulhausanbau mit einem Kostenaufwand von etwa 60 000 RM, wovon nur 15 000 RM durch eine Staatsbeihilfe gedeckt seien. Die Kreisversammlung kam der Bitte des Bezirksamtes nach und sagte die Übernahme eines Drittels der Mehrkosten zu. Auch das badische Staatsministerium bewilligte eine weitere Staatsbeihilfe.⁵⁹

Nach einer vorläufigen Abrechnung des Wasser- und Straßen-Bauamts Offenburg vom 20.7.1928 hat der Ausbau dieser neuen Straße gekostet:

Teilstrecke auf Offenburger Gemarkung nach Angabe des Stadtbauamtes insgesamt	29 037,41 RM
dazu die (unentgeltliche) Abtretung an 67,55 ar Wald zu 0,25M/qm	1 688,75 RM
zusammen	30 716,16 RM
Aus Mitteln der produktiven Erwerbslosenfürsorge hat die Stadt Offenburg einen Zuschuß erhalten von	3 305,25 RM
Somit verbleibt der Stadt ein gesamtter Aufwand von:	27 410,91 RM
Die Gesamtkosten für die Gemeinden Rammersweier und Durbach betragen:	162 360,00 RM
Hiervon gehen ab:	
1. Staatsbeiträge	36 300,00 RM
2. Kreisbeiträge	57 793,00 RM
3. Beiträge aus Mitteln der Erwerbslosenfürsorge	11 961,28 RM
4. (Sonder-)Beitrag der Gemeinde Zell-Weierbach	800,00 RM
zusammen	106 854,28 RM
verbleiben den Gemeinden Durbach und Rammersweier	55 505,72 RM⁶⁰

Abb. 15: Die „neue Straße“ mit Blick auf das Durbacher Schloss um 1955 [© Rauer/Horn/GAE]



Im September 1926 war der Ausbau der Straße beendet. Sie wurde mit Wirkung zum 1. Oktober 1926 als K 16 vom Kreis Offenburg in den Kreisstraßenverband übernommen. Am 11. März 1927 wurde die neue Straße vermessen. Die Neubaustrecke zog sich über fünf Gemarkungen hinweg: Offenburg, Rammersweier mit 2 113,9 m, Bohlsbach mit 854,2 m, Ebersweier mit 570,3 m und Durbach mit 171,1 m Länge.⁶¹ Die Straße war zwischenzeitlich eine Landstraße und wurde zum

1.1.1984 wieder zur Kreisstraße abgestuft. Diese Kreisstraße, K5369, verläuft ab Durbach-Unterweier weiter durch die Orte Durbach, Bottenau, macht vor Oberkirch einen großen Bogen in westlicher Richtung und führt durch Nußbach, bis sie westlich von Nußbach in die L98 einmündet.⁶²

Der Plättleweg

Über den schlechten Zustand des Verbindungsweges zwischen Ebersweier und Rammersweier beschwerten sich schon 1888 mehrere Bürger aus Zell-Weierbach und Rammersweier. *Nach Regen ist der Weg nur noch zum Bad der Schweine zu gebrauchen.*⁶³ Von mehreren Zeitzeugen wurde er als „Dreckweg“ bezeichnet.⁶⁴ Im Jahr 1960 wurde dieser Weg in einer gemeinsamen Aktion der Gemeinden Rammersweier, Bohlsbach und Ebersweier mit Verbundpflaster befestigt. Die Maßnahme wurde aus dem „Grünen Plan“ bezuschusst, einem Förderprogramm der Bundesregierung für die Landwirtschaft.⁶⁵ Für diese Wegebau-Maßnahme musste die Gemeinde Ebersweier ein Darlehen von 8 500 DM aufnehmen.⁶⁶ Seither erfreut sich dieser „Plättleweg“ großer Beliebtheit, nicht nur als landwirtschaftlicher Weg. Den

Abb. 16: Die Verkehrswege um Ebersweier im Jahr 2015 [© LBBW Immobilien Kommunalentwicklung GmbH]



Schülern aus Ebersweier, die in Offenburg weiterführende Schulen besuchen, dient er als verkehrsberuhigte Zufahrtsstraße. Deshalb hatte die Initiative einer Interessengruppe im Jahr 1993 bei den Gemeindevorstehern von Rammersweier und Ebersweier auch nur ungläubiges Erstaunen ausgelöst: der Plättleweg sollte entsiegelt werden, da der Weg durch ökologisch wertvolles Gelände führt. Er sollte wieder zu einem Schotterweg zurückgebaut werden, um Fröschen und artgleichen Kleintieren ein gefahrloses Überqueren dieses Weges zu ermöglichen. Der Antrag verhallte, denn die Sicherheit der Schulkinder war vorrangig. Somit blieb der Plättleweg weiterhin als stark frequentierter Radweg erhalten.

Abkürzungen

GAE	Gemeindearchiv Ebersweier
GLA	Generallandesarchiv Karlsruhe
KAO	Kreisarchiv des Ortenaukreises
OZ	Offenburger Zeitung
PfAE	Pfarrarchiv Ebersweier
StAF	Staatsarchiv Freiburg

Anmerkungen

- 1 StAF A 67/1, Nr. 247.
- 2 StAF B 686/1, Nr. 14 Schreiben des Großherzoglich Badischen Direktoriums des Kinzigkreises Offenburg vom 11. September 1811 (Die Instandsetzung sollte „unfehlbar“ bis Mitte nächster Woche erfolgen).
- 3 Vgl. Borchardt-Wenzel, Annette: Frauen am badischen Hof, S. 51–54, in: Baden – 200 Jahre Großherzogtum, vom Fürstenstaat zur Demokratie, Hrsg.: Weinacht Paul-Ludwig, Freiburg, 2008.
- 4 StAF A 67/1, Nr. 247.
- 5 StAF A 67/1, Nr. 247.
- 6 Der Hennensteg überquerte den Bach im Bereich der heutigen „Oberen Brücke“ bzw. bei der Einmündung der heutigen Nesselrieder Straße in die Straße Am Durbach.
- 7 Dieser Straßenabschnitt umfasst einen Teilbereich der heutigen Straße Am Durbach, etwa zwischen den Anwesen Am Durbach 15 und Am Durbach 33, unterhalb der Weilmühle.
- 8 StAF A 67/1, Nr. 247; Plan über die Verlegung des Weges von Ebersweier in den Durbach, Buchstabe c.
- 9 StAF A 67/1, Nr. 247; Plan, wie 8, Buchstabe a bis b.
- 10 StAF A 67/1, Nr. 247; Plan, wie 8, Buchstabe d.
- 11 StAF 67/1, Nr. 247, Auszug aus dem Schreiben der Großherzoglichen Gefällverwaltung vom 21. April 1812.
- 12 StAF 67/1, Nr. 247.
- 13 Als Ortsvorgesetzte waren anwesend: von der Gemeinde Griesheim: Vogt Bahr, von Windschlag: Vogt Eggs, von Bohlsbach: Vogt Stutz, von Durbach: Stabhalter Kiefer und Bürgermeister Michel Müller, von Ebersweier: Vogt Anton Neger und Bürgermeister Xaver Braun.
- 14 StAF A 67/1, Nr. 247.

- 15 StAF A 67/1, Nr. 247, Auszug aus dem Schreiben der Großherzoglichen Gefällverwaltung vom 21. April 1812.
- 16 StAF A 67/1, Nr. 247.
- 17 GAE; Die Rechnungsbücher der Gemeinde Ebersweier beginnen erst mit dem Jahr 1832.
- 18 StAF B 728/1, Nr. 660.
- 19 PfAE. Familienbuch I, Nr. 87.
- 20 Hauseigentümer 1831: Anton Gütle, 1859: Dionis Kaltenbrunn, heute Anwesen Am Durbach 2.
- 21 StAF B 728/1, Nr. 660.
- 22 Charabanc: Offener (Pferde-)Omnibus für Ausflugsfahrten.
- 23 StAF B 728/1, Nr. 4953.
- 24 StAF B 728/1, Nr. 4953.
- 25 StAF B 728/1, Nr. 4953, u. a. Schreiben der Großh. Wasser- u. Straßenbauinspektion Offenburg an das Großh. Oberamt vom 15. März 1861.
- 26 Vicinal von lateinisch vicinalis, nachbarlich/benachbart; hier: Gemeinde[verbindungs]straße.
- 27 PfAE Gesammelte Bemerkungen, lfd. Nr. 28.
- 28 StAF B 728/1, Nr. 2704, Ortsbereisung 1912.
- 29 Vgl. Friedmann Rudolf: 125 Jahre Eisenbahn in Offenburg, in Die Ortenau, 49/1969, S. 141.
- 30 Gespräch mit Dr. Hermann Schottmüller am 3. August 2010 in Freiburg.
- 31 GAE XVII.7.
- 32 GAE XVII.7.
- 33 GAE XVII.7.
- 34 GAE XVII.7.
- 35 GAE XVII.7. Schreiben des Kreisrats Offenburg vom 25. Juli 1934 an das Bürgermeisteramt Ebersweier.
- 36 StAF B 728/1, Nr. 4922.
- 37 StAF B 728/1, Nr. 2704, Ortsbereisung am 15. Dezember 1922.
- 38 KAO Generalakten 2, Bestand 661, Nr. 1048.
- 39 Rosa (Rese) Gütle, geb. Suhm; Gespräch im Jahr 2010.
- 40 StAF B 728/1, Nr. 4953.
- 41 Heizmann Ludwig: „Der Amtsbezirk Offenburg in der Geschichte“; Untertitel „Eine Heimatkunde“ hersg. Offenburg, 1934. Als Quelle führte Pf. Ludwig Heizmann GLA, Kop. 38, Baden an. Dazu konnten bisher keine urkundlichen Beweise gefunden werden. In den Regesten der Markgrafen von Baden ist keine „Röder-Urkunde von 1367“ erwähnt.
- 42 Auszug aus der Chronik der Freiherren Röder von Diersburg: Ebersweier(Offenburg), Freieigener Röderhof 1367 im Besitz von Arbogast Röder von Rodeck. Unter Arbogast Röder von Rodeck: Ritter, Bischöflicher Lehensmann (Schloß Sasbach); 20.1.1367: erhält vom Markgraf Rudolf den Hof zu Ebersweier, genannt Röderhof, als freieigenen. [Wie oben].
- 43 StAF B 728/1, Nr. 657.
- 44 OZ Ausgabe Nr. 115 von Dienstag, 19. Mai 1925, S. 3.
- 45 KAO Generalakten 2, 661, Nr. 1048.
- 46 KAO Generalakten 2, 661, Nr. 1048.
- 47 KAO Generalakten 2, 661, Nr. 1048.
- 48 KAO Generalakten 2, 661, Nr. 1048.
- 49 Gespräch mit Maria Schillinger und Paula Möser von Ebersweier, geführt von Sigi Schwarz/Margot Hauth am 2. Februar 2010.
- 50 StAF B 728/1, Nr. 4916, Offenburger Zeitung, Ausgabe Nr. 15, vom 20. Januar 1925.
- 51 KAO Generalakten 2, 661, Nr. 1048.
- 52 KAO Generalakten 2, 661, Nr. 1048.
- 53 KAO Generalakten 2, 661, Nr. 1048 (für den gesamten Abschnitt).
- 54 KAO Generalakten 2, 661, Nr. 1048.
- 55 StAF B 728/1, Nr. 4916, hier: Bürgerausschussvorlage Nr. 43, Herstellung einer Kreisstraße nach Durbach.
- 56 StAF B 728/1, Nr. 4916, hier: Ausschnitt aus der Offenburger Zeitung vom 16. Februar 1926 (Verfasser unbekannt).

- 57 StAF B 728/1, Nr. 4916, hier: Protokoll Nr. 11, des Gemeinderats Durbach vom 15. Mai 1925.
- 58 StAF B 728/1, Nr. 4916, Schreiben von Kuderer, Stabhalter Gebirg, vom 4. April 1925 an das Bezirksamt.
- 59 KAO Generalakten 2, 661, Nr. 1074; Schreiben des Bezirksamtes Offenburg an den Kreisrat in Offenburg vom 22. März 1927 und vom 4. November 1929.
- 60 StAF B 728/1, Nr. 4916, hier eine Besprechungsvorlage des Wasser- und Straßenbauamtes.
- 61 KAO Generalakten 2, 661, Nr. 1074.
- 62 Stand: 17.9.2012.
- 63 StAF B 728/1, Nr. 4952.
- 64 Zeitzeugengespräche, u. a. mit Maria Schillinger und Paula Möser, geführt von Sigi Schwarz/Margot Hauth am 2.2.2010.
- 65 URL: <http://www.planet-wissen.de>, Stand: 24.8.2010, aufgerufen am 30.3.2014). Kaufmann Sabine: Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde in der alten Bundesrepublik im Verlauf der 50er Jahre ein Förderprogramm für die Landwirtschaft unter dem Schlagwort „Grüner Plan“ durchgeführt, das durch staatl. Subventionen finanziert wurde. Es ging darum, durch Flurbereinigungsmaßnahmen zweckmäßige agrarische Flächen zu schaffen, die sich leichter bewirtschaften ließen. Nach dem Landwirtschaftsgesetz waren für das Haushaltsjahr 1965 für den „Grünen Plan“ finanzielle Aufwendungen des Bundes in Höhe von 2,518 Mrd. DM vorgesehen.
URL: <http://www.chroniknet.de>, Tageseinträge für den 4. Februar 1965 und URL: <http://dipbt.bundestag.de>, hier: Deutscher Bundestag; 4. Wahlperiode; Drucksache IV/180; Maßnahmen der Bundesregierung gemäß § 5 des Landwirtschaftsgesetzes (Grüner Plan, 1962).
- 66 GAE Gemeinderats-Protokolle Nr. 6/1960 und Nr. 7/1960.

Wege und Pfade:

Unterwegs am Offenburger Hausberg „Hohes Horn“

Martin Ruch

Die Erschließung der Wälder durch Wege ist eine notwendige Kulturleistung mit unterschiedlichen Absichten. Ohne Wegebau könnte der Wirtschaftsfaktor Wald nicht genutzt werden. Allerdings waren diese Wege früher nicht von solcher Breite wie die heutigen, die schließlich auch einem Langholzfahrzeug die Passage ermöglichen müssen. Zudem erfolgte der eigentliche Holztransport vom Schlag weg oft mit Pferden auf schmalem Weg zu einer hölzernen Rutschrinne, der Riese. Der Bau von Spazier- und Wanderwegen ist erst eine Erscheinung des beginnenden 19. Jahrhunderts. Denn die Romantik liebte das Wandern durch die Natur. Heute haben Barfußpfade Konjunktur, Mountainbike-Trails, Walkingtouren, auch unterm Hohen Horn. Einige willkürlich ausgesuchte Aspekte zu dieser „Unterwegsgeschichte“ in der Ortenau mögen die Vielfalt des Themas andeuten. Aus autobiographischen Gründen des Verfassers soll das Hohe Horn, der Hausberg Offenburgs, als Untersuchungsobjekt dienen.

Die Böcklinswege

Emil Böcklin von Böcklinsau (1807–1872) war, so ist in der Todesnachricht vom 2. Juni 1872 zu lesen, „eine in hiesiger Stadt und Umgegend sehr bekannte und allgemein verehrte Persönlichkeit“ gewesen. Der „Königlich Preußische Rittmeister und Großherzoglich Badischer Kammerherr“ starb als pensionierter Bezirksförster in Offenburg, wo er über Jahrzehnte hinweg seinen Dienstsitz und auch die Privatwohnung hatte. Im Adressbuch der Stadt ist er 1868 gemeldet als wohnhaft im Haus Hauptstr. 69 (alte Nummerierung): das war das schöne, leider längst abgerissene Barockpalais der Freiherrn von Neveu.

In den alten „Dienerakten“ im Karlsruher Generallandesarchiv¹ lesen wir über ihn: Er stammte aus Rust bei Ettenheim, was nicht verwundert. Denn dort waren die Böcklin bekanntlich seit Jahrhunderten schon Grundherren und residierten in ihrem alten Stammsitz (heute „Schloß Balthasar“ im Europapark). Nach dem Studium in Freiburg und Heidelberg beendete er seine Ausbildung und wurde 1829 Forstpraktikant. Über zwei Jahre arbeitete er, zunächst ohne Gehalt, bei Oberforst-

meister von Neveu in Offenburg, der ihm 1832 attestierte, er sei nun vollständig ausgebildet. Im gleichen Jahr heiratete Böcklin, nicht unklug, die Tochter seines Dienstherrn, Auguste von Neveu. Adel verpflichtet.

Seine erste Anstellung fand er dann 1834 in der Bezirksforstei Ettenheim, wo er 1838 ein Lob für gute Dienstführung in den Domänenwäldungen erhielt. Besonders erwähnt wurde dabei die Anlage neuer Waldwege unter seiner Regie. Einer leichteren Holzabfuhr seien sie sehr dienlich. 1842 übernahm Böcklin die Bezirksforstei Willstätt mit Dienstsitz in Offenburg, die 1844 umbenannt wurde in Bezirksforstei Offenburg. Und hier blieb er nun 25 Jahre lang unermüdlich tätig bis zur Pensionierung auf eigenen Antrag im Jahr 1869.

Was er bereits in Ettenheim getan hatte, dem widmete er sich auch im Bezirk Offenburg: er sorgte für neue Wege in den Wäldern, was zwar zunächst ebenfalls transportökonomische Gründe hatte, aber bald dem einsetzenden Wanderwesen der Menschen entgegen kam. Die Wege erst machten Spaziergänge in der Natur möglich. Wo vorher nur Gestrüpp und schmale Pfade waren, da konnte nun mit großen Schritten und in größeren Gruppen auf gut ausgebauten Wegen in die Berge gezogen werden. Jetzt erst wurde das Wandern zur Lust.

Und so kam es, dass man in dankbarer Erinnerung Wege nach dem alten Bezirksförster benannte, eben die „Böcklinwege“. Einer davon ist heute noch in den topographischen Karten eingezeichnet: Vom Freudentaler Eck über Ortenberg zieht er gemächlich zum „Köpfl“ unterhalb des Hohen Horns. 1895 wird er in der „Volkskunde von Ortenberg“ des Hauptlehrers August Ruch noch so beschrieben: „Der Böcklinweg führt vom Schloß durch den Wald bis zum Bühstein, (auch Neuenweg), in den letzten 20 Jahren hergestellt.“ (Abb. 1)

Im Hinteren Riedle, Zell-Weierbach, setzte man Böcklin auch ein ehrendes Denkmal, den „Böcklinstein“. Er steht an jener Talstraße, die Böcklin 1852 von Zell-Weierbach bis hinauf zum Fritscheneck bauen ließ. Der Stein trägt als Inschrift jenes berühmte Gedicht des badischen Dichters Johann Peter Hebel: „Und wenn de amme Chrützweg stohsch ...“ Ein sinnvoller Platz für eine derartige Ermahnung, gehen doch an dieser Stelle gleich mehrere Wege vom Hauptweg ab, und der Wanderer hat sich zu entscheiden. Am besten folgt auch er dem Rat des Dichters: Vertraue Deiner inneren Stimme!

Übrigens: Fragt man heute in Fessenbach nach dem Hintergrund des Namens für den Böcklinweg, so hört man manchmal, der direkte und steilere „Zickzackweg“ hoch zum Horn heiße im Volksmund „Böcklinweg“ nach einem Böckle, dem



jungen, hin- und herspringenden Geißbock! Das stimmt zwar nicht, wie oben gezeigt wurde, ist aber auch wieder eine schöne Erklärung. Dem Herrn von Böcklin hätte sie nicht missfallen, trägt doch sein Geschlecht seit Langem einen springenden Geißbock im Wappen!

Der Pionierweg

Ein Granitfindling liegt heute noch am Weg zum Hohen Horn. In ihn eingeschlagen sind die Namenskürzel einiger Arbeiter des Freiwilligen Arbeitsdienstes, die von 1933 bis 1934 diesen Weg gebaut haben (Abb. 2). In der nationalsozialistischen Zeitschrift „Der Führer“ wurde über die Maßnahme am 24.1.1935 berichtet:

„An Weihnachten 1934 beendete der Freiwillige Arbeitsdienst eine Wegbauarbeit, zu der am 12.6.33 der erste Spatenstich getan wurde. Es ist dies der Holzabfuhrweg, der am Waldrand hinter dem Schuckshof bei Fessenbach seinen Anfang nimmt und nur wenig unterhalb des Hohe Horn Turms endet. Einige Zahlen mögen über die Arbeitsleistung des FAD Auskunft geben: Der Weg hat eine Länge von 2750 m und überwindet mit zahlreichen kleinen Windungen und vier großen Kehren einen Höhenunterschied von 250 m; die stärkste Steigung beträgt 14%, die schwächste 5%. Die Fahrbahn hat eine Breite von 3,5 m. Zum Teil benutzt der neue Weg den alten Fußpfad auf das Hohe Horn, meist jedoch musste letzterer verlegt werden. Aus diesem Grunde wurde auch der im Jahr 1912 erstellte Hörnlesbrunnen kurz unterhalb des Hohen Horns ein Stück zurückgelegt. An dem Wegbau waren in den ersten Wochen etwa 20 Arbeitsdienstmänner beschäftigt, später dann 40. Im



Sommer begann die Arbeit um 7 Uhr morgens und war um 13 Uhr beendet. Dazu kommen aber noch je eine Stunde für An- und Rückmarsch, sowie eine halbstündige Arbeitspause. Zum Schutz gegen schlechtes Wetter wurden vom Staat zwei Zelte erstellt, in denen auch Gelegenheit zum Kochen war.“²

Seit 1935 war im NS-Regime der halbjährige Arbeitsdienst für männliche Jugendliche zwischen 18 und 25 Jahren obligatorisch, für weibliche freiwillig. Unter dem Motto „Mit Spaten und Ähre“ zogen diese Arbeitskolonnen durch Deutschland, legten die Moore trocken, kultivierten neues Ackerland oder wirkten beim Bau der Reichsautobahnen und des Westwalls. Der Reichsarbeitsdienst (RAD) diente ursprünglich der Bewältigung der Arbeitslosigkeit. Die kaum über dem Arbeitslosengeld liegende Bezahlung des Diensts machte deutlich, dass es sich bei diesen Einsätzen im Wesentlichen um einen – wie es offiziell hieß – „Ehrendienst am deutschen Volke“ handelte. Der Arbeitsdienst und das Leben im Arbeitslager mit militärischer Ausbildung waren letztlich „nationalsozialistische Erziehungsarbeit“. So sollten im Sinne der Volksgemeinschaft Standesunterschiede beseitigt und die politische Gesinnung gefördert werden. Dass es kriegsvorbereitende Maßnahmen waren, dass die Militarisierung der Bevölkerung damit unterstützt werden sollte, das war natürlich nirgendwo zu hören.

Mit dem Auto durch den Wald

Die stillen Wege in den Wäldern um das Hohe Horn wollte merkwürdigerweise mancher lieber mit dem Auto befahren und dafür bequeme Straßen angelegt sehen. So schrieb, mitten im Krieg, der NSDAP-Oberbürgermeister Dr. Rombach am 13.10.1941 an das Straßenbauamt:

„Anlässlich einer Besichtigungsfahrt in der Umgebung von Offen- burg mit Fabrikant Stratmann, Leipzig, der hier ein neues Werk errichtet und eventuell eine Villa zu bauen beabsichtigt, wurde festgestellt, dass vom Brandecklindle zum Fritscheneck eine Straße in gut benutzbarem Zustand bis zum Fritscheneck ausge-

baut ist und von hier aus die Straße auf den Talweg Zell-Weierbach – Brandeck führt. Auf dieser Straße bin ich in 10 Minuten vom Fritscheneck bis Offenburg gefahren. Die Erschließung der näheren Umgebung Offenburgs, insbesondere zwecks Werbung des Fremdenverkehrs, lässt es unbedingt geboten erscheinen, schnellstens, – evt. durch Kriegsgefangene – die Straße Zell-Weierbach – Brandeck ausbauen zu lassen, da alsdann die Schwarzwaldberge bei Offenburg mit dem Wagen in bequemster Weise erreichbar sind und hierdurch mit die wirkungsvollste Werbung für den Fremdenverkehr, namentlich auch in Straßburg erfolgen kann. Auch führt vom Brandeck Lindle eine neuerbaute Fahrstrasse in Richtung Moos, so dass sich auch hier ungeahnte Möglichkeiten ergeben. Am besten wird wohl an die Kreisverwaltung herangetreten mit dem Ersuchen, den Ausbau der Straße in Angriff zu nehmen und dabei einen erheblichen Zuschuss vonseiten der Stadt Offenburg in Aussicht zu stellen.“

Die Antwort des Straßenbauamts vom 16.10.1941 musste den Oberbürgermeister ernüchtern:

„Dem Bauamt steht zur Prüfung der von Ihnen gestellten Fragen z. Zt. kein Personal zur Verfügung, ja nicht einmal der Treibstoff, der zur Bereisung der fraglichen Wege notwendig ist. Da die Beantwortung der Fragen nicht dringlich ist, bitten wir, die Angelegenheit bis nach Kriegsende zu verschieben, oder sie durch eigenes Personal (Stadtbauamt) bearbeiten zu lassen. Soweit wir die Verhältnisse kennen, kommt ein Ausbau dieser Wege, auch mit Kriegsgefangenen, während des Krieges nicht in Frage (Görings Bauverbot).“⁴³

Der Ortenauer Weinpfad

Die Errichtung eines Weges mit dem Namen Weinpfad wurde auf der Jahresversammlung des Schwarzwaldvereins im Juni 1938 erstmals behandelt:

„Auf Antrag des Vorsitzenden sollen die Weinorte zwischen Offenburg und Baden-Baden durch einen neuen Weg, der den Namen ‚Weinpfad‘ erhalten soll, verbunden werden. Er soll bereits im Jahr 1939 eingeweiht werden. Dieser Weg soll in erster Linie werbenden Zwecken dienen und vor allen Dingen die Fremden mit unserer herrlichen Weingegend bekannt und vertraut machen. In zweiter Linie den Wandern Gelegenheit geben im Spätsommer und Herbst das Wandern in den Niederungen zu ermöglichen ...“

Dieser Bericht gelangte auch an den Offenburger Oberbürgermeister, der dem Verein umgehend antwortete: „Da die Stadt an der Errichtung dieses Weges großes Interesse hat, halte ich eine baldige Besprechung für angebracht.“

Am Ein- und Ausgang jeder Gemeinde, die von dem Wanderweg berührt wird, war die Aufstellung einer besonderen Wegtafel geplant, die nicht nur als Wegweiser dienen sollte, sondern auch als Werbung den Gemeinden zur Verfügung stand. „Es wird erwartet, dass Offenburg als Ausgangspunkt des Weinpfades auch etwas gibt ...“ Das tat die Stadt auch: Der Schwarzwaldverein bedankte sich am 24.1.1939 für die Summe von 200 RM mit dem Bemerkten: „Die Wegweiser sind in Vorbereitung.“

Der Pfad sollte am Bahnhof Offenburg beginnen und über die Unionbrücke nach Zell-Weierbach führen, dort an der Laube vorbei durch das Riedle Richtung Marienquelle, Wolfsgrube, Saatschule Vollmersbach, Durbach, über den Höhenweg nach St. Wendel, Meisenbühl, Oberkirch, Ringelbach, Waldulm usw. bis Baden-Baden.

Verschiedene dichterische Versuche zur Werbung für den Ortenauer Wein wurden angestellt, darunter dieses:

*Vom besten Wein, den ich getrunken,
Sing ich ein Loblied jedem Gau:
Es ist der edle Götterfunken,
Der wächst in unsrer Ortenau.*

Die Arbeit des Schwarzwaldvereins war effizient und schnell: „Der Ortenauer Weinpfad ist nun bezeichnet. Die geschnitzten Wegtafeln befinden sich in Arbeit und werden in den nächsten Tagen aufgestellt. Bildhauer Spiegelhalter in Freiburg hat diese Tafeln entworfen und auch selbst künstlerisch ausgeführt. Die Einweihung des Pfades findet vom 21. bis 23. April 1939 statt. Zur Begehung sind die Wegstrecken im südlichen Teil von Offenburg bis Sasbachwalden vorgesehen.“

Abschließend konnte die Vereinszeitschrift „Der Schwarzwald“ im Juli 1939 über die Eröffnungswanderung melden:

„In Offenburg hob Freitagnachmittags das Wandern an. Unter dem Geleit dortiger Freunde zog man durch den süßen, goldnen Tag – das Blühen wollte wirklich nicht enden – bergwärts nach Zell-Weierbach. Mit einem Schlag sah sich der Traumwandler aus Saatengrün und Blütenmeer in einen kühlen Keller versetzt, über dessen mächtigen Gewölben sich das stilvolle Gemeinschaftshaus der Zell-Weierbacher erhebt. Aus berufenem Munde

erklang das Lob der Ortenauer Weine im allgemeinen, des Zellers im besonderen. Es blieb indes nicht bei trockener Belehrung; die anschließenden Kostproben ergaben, dass Kellerverwalter, Bürger- und Kellermeister in keiner Weise leichtfertig gesprochen hatten ...⁴⁴

Der Barfuß-Pfad

Der Barfuß-Pfad in Zell-Weierbach im hinteren Riedle ist leicht zu erreichen. Dort können seit 2004 ungewohnte sensorische Empfindungen mit der eigenen Fußsohle gemacht werden. Über Holz, Sand oder Gras zu gehen ist nämlich ein genussvoller Akt, der den vorzivilisatorischen, sprich: unbeschuhten Gang des Menschen in Erinnerung ruft. Man massiert die Haut, bewegt die Zehen, tritt frei und unbeschwert auf, hat den unmittelbaren Kontakt zur Mutter Erde – und empfindet dies alles als äußerst wohltuend und heilend. Der Pfad im Schatten des Hohen Horns ist übrigens das Ergebnis eines sozialen Projekts mit der Kinderhilfseinrichtung „Haus Fichtenhalde“. Kinder haben am Bau mitgewirkt und die Pflege übernommen. Der gesamte Weg ist ca. 1 km lang mit abwechselnden Bodenbelägen wie z. B. Waldmaterialien, Rinde, Häcksel, Mulch, Sägespäne, dann Traubenstiele, Trester, Heu, Stroh, Torf, Sand, Kies und Splitt. Dazwischen befinden sich zwei Schlammstrecken und Wasserbecken sowie eine Brunnenanlage und eine Raststelle für Picknick-Aufenthalte. Seit es den Barfußpfad gibt, zieht es immer mehr Familien mit Kinder in den Riedler Wald. Schulklassen und auch die elsässischen Nachbarn strömen in den kleinen Naturpark. Immer wieder müssen kleinere Investitionen getätigt werden. So wurde der große Matschbereich durch Sturm zerstört und musste neu angelegt werden, so der Ortsvorsteher Willi Wunsch. Der Barfußpfad finanziert sich rein über Spenden. Erst 2011 wurde eine Toilettenanlage für die Besucher gebaut.



Der Eselspfad

Ein schmaler Weg unterhalb des Hohen Horns trägt diesen merkwürdigen Namen. Die Erklärung: Die Stadt Gengenbach musste seit dem 14. Jahrhundert vier Esel auf der Burg Ortenberg unterhalten, die das Wasser vom Eselsbrunnen für die Burgbewohner herantrugen, sowie auch das Brennholz aus dem Wald. Für deren Fütterung lieferte Gengenbach jährlich 32 Viertel Hafer, 2 Fuder Heu, 8 Gulden Geld und bezahlte außerdem einen Eselknecht mit 8 Gulden.

Im Gengenbacher Stadtbuch von 1480 ist sogar ein Eselknecht-Eid aufgeschrieben. Er lautet:

„(Er) soll der Stat zu Gengenbach schwören, derselben Esel getreulich zu warten, inen all Samstag ir gewonlich vier Sester Habern zu fordern, sie damit füttern, sie nit überladen, schlahn, stoßen noch sunst in ander Wege verwarlosen noch schädigen, sondern getreulich zu halten und versehen.“

Noch im 18. Jahrhundert heißt der Weg, der vom Schloss zum Freudentaler Eck zieht, „Unterer Eselspfad“, und der zum Niederhorn weiterführende: „Oberer Eselspfad“.

Geistig anregende Wege

Für die meisten Wanderer sind nicht die breiten Holzabfuhrwege die wichtigen Strecken, sondern die schmalen Pfade und Wege, bei denen es darauf ankommt, sich taktisch geschickt an Brennesseln, Brombeerhecken und zeckenbesetzten Farnen vorbeizuschleichen. In Ohlsbach hat 1969 Julius Bruder ein ganzes System solcher kleinen Wege hinauf zum Hohen Horn bezeichnet und ihnen fröhliche Namen gegeben. Die dazu angefertigte Karte trägt den tröstlichen Hinweis: Verirren ist ausgeschlossen! Hier finden wir also:

- **„Omas Rundgang:** etwa eine Stunde, bequem, schattig, erholungssam
- **Philosophen-Pfad:** 90 Minuten, schattig, geistig anregend
- **Der Bumerang:** 90 Minuten, schattig, bequem
- **Das Panoptikum:** 60 Minuten, steil, sonnig, Weitsicht
- **Die Schiffschaukel:** 75 Minuten, bequem, sonnig, interessanter Weitblick
- **Das Karusell:** 120 Minuten, schattig, bequem

- **Das Riesenrad:** 300 Minuten, Berggasthaus, lohnend mit herrlichen Ausblicken
- **Das kleine Paradies:** 120 Minuten, bequem, interessant, lohnend, Fernsicht
- **Im kühlen Grund:** 150 Minuten, schattig, kühl, bequem
- **Die Drehscheibe:** 120 Minuten, auch Wanderweg für ‚Kraftfahrer zu Fuß‘“

Das Ernst-Kistner-Pfädele

Aus den Protokollbüchern des Schwarzwaldvereins, 14. Mai 1925: „Erstellung folgender Bänke wurde beschlossen: Wolfsgrube, Fritscheneck, Brandecklindle, Bergnase über der Kinzig im Bellenwald. Neuanlegung eines aussichtsreichen Weges Ausgang Zell-Weierbach durch die Reben und bei der Marienquelle in der Wiese mündend. Zum dauernden Gedenken an den langjährigen Rechner der Ortsgruppe, Herr Finanzsekretär Ernst Kistner, wird der Weg von Ohlsbach zum Brandecklindle im letzten Stück ‚Ernst-Kistner-Pfädele‘ genannt werden.“

Wanderungen, Erinnerungen

Die folgenden Texte sprechen von der reinen Freude am Wandern. Über viele Jahrzehnte hinweg ist diese mit dem Erlebnis Hohes Horn und „dem Anblick der herrlichen Landschaft“ verbunden.

Im Sommer 1852 schrieb ein unbekannter Verfasser, wie er vom Schloss Ortenberg aus durch den Wald unter dem Hohen Horn hinüber nach Fessenbach gelangte:

„Vor dem Eingang der majestätischen Ortenburg beginnt der Weg, minder steil ansteigend, und führt inmitten von Rebgeleänden zu einem üppig grünen Walde, von wo aus als Fortsetzung der eigentliche neue Weg (= Böcklinweg, Anm. Ruch), der erst vor einigen Jahren angebahnt wurde, in verschiedenen Krümmungen sich windet. Es wird dieser Weg in der Neuzeit viel besucht, und ist ein Spaziergang auf demselben auch besonders in der Frühe und gerade in dem Augenblicke, wo das allbelebende Licht von Osten über die Bergrücken erglüht und die ersten goldenen Strahlen die buntgeschmückte Ebene durchzittern, für das Auge ein lohnender und erfreuender, wie auch die Brust von dem Athmen der reinen frischen Bergluft gehoben und von heiterer Lebenswonne erfüllt wird. (...) Dort ziehen am Saume des Horizontes die

grauen Vogesen hin, dort gewahrt man deutlich den majestätischen Straßburger Dom, dessen riesige Türme als Zeichen alt-deutscher Baukunst emporragen in des Firmamentes klare Azurbläue, dort windet der greise Vater Rhein sein Silberband durch die Fluren. Schon rasselt in Eile das dampfgeflügelte Roß auf der ehernen Bahn daher, weiße Dampfwolken in die reinen Morgenlüfte hauchend ...“⁴⁵

Der Zunsweierer Lehrer Sepp Schülj schrieb 1981 über die „Wanderpfade auf das Hohe Horn“:

„Als mich vor vielen Jahren meine damals noch jungen Füße das erstmal auf das Hohe Horn – heute als Offenburger Hausberg bezeichnet – trugen, konnte man von einem Holzgerüst aus unbehaunten Baumstämmen in die Runde blicken. Dieser Holzaufbau wurde im Jahre 1912 durch das heutige Stahlgerüst ersetzt. Tausende und Abertausende naturbegeisterte Wanderfreunde haben in den vielen Jahren von dieser dominierenden Höhe in die Runde geblickt; westwärts in die breite Ebene, ostwärts in die Bergwelt des Schwarzwaldes.

Wer von der Ebene her den Aufstieg beginnt, muß zuerst das Reb Gelände durchwandern, ehe ihn der Wald aufnimmt. Wir haben all die Anmarschwege ein Dutzendmal durchlaufen, die sich von Ortenberg, Fessenbach und Zell-Weierbach anbieten. Da der guten Dinge drei sind, wollen wir hier nur die Wandermöglichkeiten über den Bühlstein, den Schuckshof und das Freudentaler Eck nennen. Da dem Schreiber als Anrainer das Freudentaler Eck am günstigsten liegt, sei dieser Aufstieg auf das Hohe Horn eingehend gewürdigt.

Da erhebt sich auf dem Sporn des von der Brandeck kommenden und über Ortenberg ins Kinzigtal ausschwingenden Gebirgszuges der Stein zu Ortenberg. Diese Schutzburg des Kinzigtales, einst Sitz des Landvogtes der Ortenau, wurde 1678 zerstört und 1838 bis 1843 in seiner heutigen Gestalt wieder aufgebaut. Wir wandern den Burgweg empor, durchqueren das Reb Gelände und rasten ein wenig am Waldrande, um Ausschau zu halten. Auf bequemem Waldweg ist das Freudentaler Eck – zu Füßen liegt der Ortenberger Ortsteil Freudental – zu erreichen. Eine viele Wandermöglichkeiten bietende Wegspinne ist diese Senke zwischen Kügeleskopf und Hohem Horn. Wer die vielen Wegzeichen studiert, erfährt, daß hier nach Ohlsbach über Büchen abgestiegen werden kann, und daß der Aufstieg zum Turm über verschiedene Pfade in Angriff genommen werden kann. Auch Abstiege nach Ortenberg sind angegeben. Aber bei einem noch so großen Schilderwald fehlen einige Hinweise für den Wanderfreund. Da steht mitten in dem Rund ein alter Grenzstein.



*Hohes Horn
im Sommer*

Er trägt einerseits das Wappen der Landvogtei Ortenau, andererseits das der freien Reichsstadt Gengenbach, deren Territorien sich hier einmal trafen, einen Adler mit Kirche und einen Adler mit dem Fisch im Brustschild. Derlei Steinen begegnen wir bis zum Brandeckkopf zigital. Es fehlt der Hinweis, daß der ostwärts abbiegende Pfad Eselsweg heißt und zum Eselsbrunnen in den Riesenwald führt. Auf diesem Pfad trugen, als das Schloß Ortenberg noch Sitz des Landvogtes war, vier Esel das notwendige Brennholz. Unternehmungslustig wie wir sind steigen wir den Kammweg entlang, da sich bei den ersten anstehenden Felsen ein wunderschöner Blick in die Ebene, das vordere Kinzigtal und in die Bergwelt der Moos anbietet. Dann aber schreiten wir auf Zick-Zackpfaden bequem weiter. Und jetzt stehen wir auf der Plattform des Aussichtsturmes. Es wäre zuviel verlangt, sollte man bei guter Sicht den Rundblick schildern.

Erwähnt sei nur, daß breit hingelagert zu beiden Seiten des Silberbandes der Kinzig, Offenburgs Häusermeer sich darbietet. Das Münster erhebt sich stolz über unserer alten Bischofsstadt Straßburg und am westlichen Horizont steigen die Vogesen zum Himmel empor. Drei Türme erwecken ostwärts blickend unsere Aufmerksamkeit: der Brandeck-Turm, der Moos-Turm und der Brandenkopf-Turm. Höhe reiht sich an Höhe, Tal hinter Tal. Und Du mühest Dich, ihre Namen zu nennen. Viele kennst Du. Jedesmal einen mehr und Du lernst Deine Heimat als Wanderer kennen!⁶

Im Jahr 2004 hat Ingrid Götz dem Autor die folgenden „Erinnerungen einer Offenburgerin, Jahrgang 1950, an den Hausberg“ diktiert und dabei auch den Reiz des Unterwegssein angesprochen:

„Wir, etwa 5–6 junge Leute, sind oft spät am Freitagabend mit einem VW-Käfer zum Hohen Horn hinaufgefahren, wenn es natürlich auch verboten war. Aber es war ja schon Nacht. Das letzte Stück mußten wir zu Fuß über ein Wurzelstück hochkraxeln, haben es uns dann oben auf dem Turm gemütlich gemacht, und hatten ‚ziemlich geladen‘. Sekt war auch dabei, denn den haben wir dann am Samstagmorgen zum Sonnenaufgang geöffnet, und haben so die Sonne begrüßt. Anschließend ging's wieder hinunter in die Stadt zum Frühstück. Auch zu Sylvester wollten wir einmal oben feiern, wir hatten uns das schön vorgestellt, und anfangs waren wir ja auch noch allein. Aber so langsam mit Einbruch der Dämmerung sahen wir von überall her Lichterprozessionen sich dem Berg nähern, es wurden immer mehr Leute, die auch den Turm besteigen wollten. Der fing dann unter der Last scheußlich an zu schwanken, so daß wir letztlich fluchtartig das Weite suchten. Ja, das Hohe-Horn ...“

Anmerkungen

- 1 Generallandesarchiv Karlsruhe 76/945–46
- 2 Stadtarchiv Offenburg (= StA OG) 5/7.782
- 3 StA OG 5/9.467
- 4 StA OG 5/9.465
- 5 Ortenauer Bote 1852, S. 431 f.
- 6 Offenburger Tageblatt 2.5.1981

Die Straße der badischen Mundarten

Eine Mundart-Radtour vom Karlsruher Schlossplatz zum Basler Barfüßerplatz
Unterwegs auf den Rheinstaffeln von Karlsruhe nach Basel oder von den südfränkischen durch die oberrhein-alemannischen zu den südalemannischen Mundarten.¹

Ewald Hall

Hätten Sie gedacht, dass Sie bei der Fahrt durch das altbadische Oberrheintal von Karlsruhe nach Basel mindestens drei große Mundartlandschaften durchqueren und Dutzende von Mundartlinien überschreiten? Statt der schnellen Autofahrt von 2 Stunden 13 Minuten können Sie aber auch das langsamere Fahrrad für die von Google maps auf 197 km berechnete Strecke vom Karlsruher Schlossplatz bis zum Basler Barfüßerplatz benutzen – und ganz nebenbei die Mundart sprecher in den Dorfwirtschaften beim Bier oder Wein belauschen. Natürlich können hier nicht alle typischen mundartlichen Lautungen und Wörter aufgelistet werden, sondern einige besonders wichtige, die einen kleinen Einblick in den lautlichen, grammatischen und lexikalischen Reichtum der Mundarten am Oberrhein geben sollen.

Die Mundart von **Karlsruhe** liegt nach der wissenschaftlichen Einteilung in der südfränkischen Mundartlandschaft und hierin wieder im Karlsruher-Bruchsaler Raum, der sich seinerseits im Norden abgrenzt vom Heidelberg-Mannheimer Raum, der schon zum Rheinfränkischen zählt, und im Osten vom ebenfalls südfränkischen Kraichgau-Raum.² Die Karlsruher sagen nun aber von sich, sie sprächen Karlsruherisch und die ganz Eingefleischten behaupten sogar, sie könnten Briganten-Deutsch. Glauben wir dem Karlsruher Stadtwiki³, so überschreiten wir sogar schon im Stadtgebiet zwei wichtige Mundartlinien, die der Sprachwissenschaftler als Isoglossen bezeichnet. So trennt die *ai-oi*-Linie den Kernstadtteil Mühlburg, wo es *drai waiche Aier* heißt, vom östlich gelegenen Stadtteil Durlach, wo man *droi woiche Oier* hört.⁴ Das Adverb „auch“ im Satz „Das habe ich auch gesehen“ sprechen die Mühlburger als *aa*, die Durlacher jedoch als *au* aus. Wo die beiden Grenzen jedoch genau im Stadtgebiet verlaufen, bedürfte noch einer Feldstudie. Kommt ein Südbadener nach Karlsruhe, fällt ihm eine ganz andere Lautung sofort auf. Sie betrifft den mittelhochdeutschen Zweilaut *ou* in Wörtern wie „laufen“ und „Frau“. Die mundartlichen Lautungen *laafe* und *Fraa* haben nichts Badisches mehr, sondern weisen die Karlsruher als Teilpfälzer aus, auch wenn sie das nicht

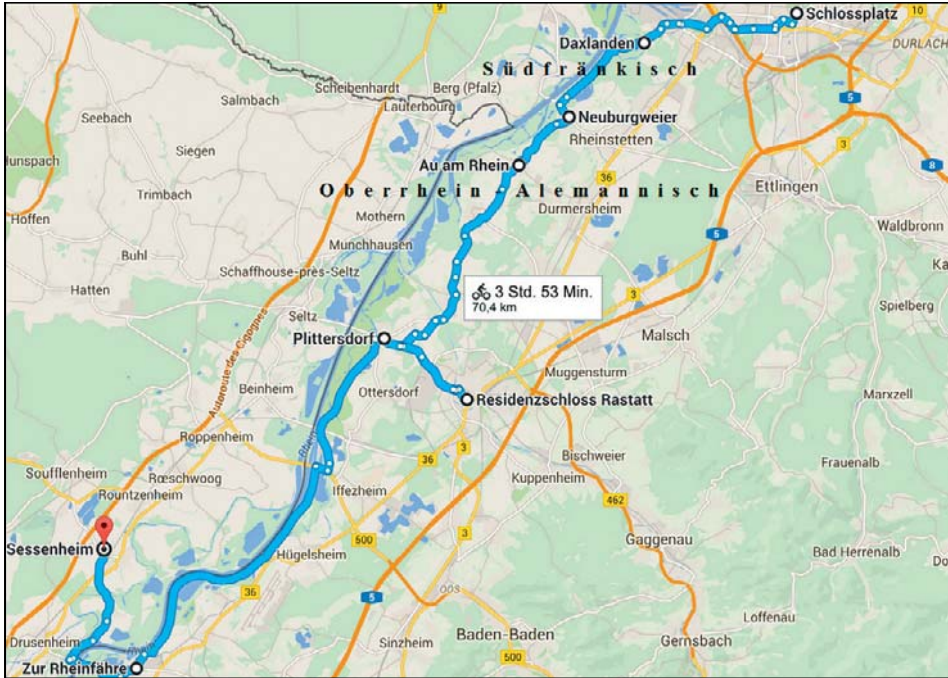


Abb. 1: Mundart-Radtour, Abschnitt 1: Vom Schlossplatz in Karlsruhe nach Sessenheim im Elsass

gerne hören. Wechselt man auf der Rheinbrücke bei Maxau die Rheinseite in das Bundesland Rheinland-Pfalz, kommt zur rheinfränkischen *Fraa* auch noch die *pf-p*-Linie hinzu, welche die Pfalz zur *Pals* und die Pfälzer zu *Pälser* macht.

Von Karlsruhe starten wir unsere Radtour an den Rhein nach **Daxlanden**. Hier begegnet der aufmerksame Beobachter Lautungen, wie sie nur noch von Alteingesessenen gesprochen werden: *Kän* für „Kind“, *blen* für „blind“ und *Wän* für „Wind“.⁵ In allen Fällen wird das -(n)d am Ende des Wortes vom vorangehenden n gewissermaßen aufgesaugt. Verschwindet im geschilderten Fall das -d, fügt der Daxlandener in Verbindungen wie -lg-, -lk- oder -lch- plötzlich einen neuen Laut ein: *Balige* „Balken“, *Kalig* „Kalk“, *Milich* „Milch“ oder „*Wolig* „Wolke“.⁶ Das hier gewissermaßen neu gesprossene *i* wird daher in der Sprachwissenschaft auch Sprossvokal genannt. An diesen Wörtern wird auch noch eine andere wichtige Lautveränderung sichtbar, die überall am badischen Oberrhein gesprochen wird: die Erweichung der Hartlaute, hier des *k* zu *g* (siehe auch die Anmerkungen am Ende des Textes). Den oben erwähnten Sprossvokal, den Sprachwissenschaftlern auch bekannt als Anaptyxe oder Svara-bhakti⁷, hört man besonders in den benachbarten elsässischen Mundartarten.

Radelt man nun von Daxlanden am Altrhein entlang über **Neuburgweier**, das mundartlich zum Ettlinger Raum⁸ gehört, zum kleinen Dorf **Au am Rhein**, überquert man die schwergewichtige Mundartgrenze ersten Grades vom sprachhistorisch jüngeren Südfränkischen zum sprachhistorisch älteren Oberrhein-Alemannischen. Woran lässt sich dieses Alter nun festmachen? Hört man in Neuburgweier schon die hochdeutschen Zweilaute *Haus* und *Haiser* für „Haus“ und „Häuser“, sprechen die *Auer* noch die mittelhochdeutschen Einlaute *Huus* und *Hiiser*. Diese als neuhochdeutsche Diphthongierung bekannte Lautveränderung trennt die südfränkische, aber auch die schwäbische Mundartlandschaft von den drei alemannischen Mundartlandschaften. Letztere werden als Oberrhein-Alemannisch, Bodensee-Alemannisch und Südalemannisch bezeichnet. Die Grenze zum Südalemannischen werden wir auf unserer Reise in der Höhe von Freiburg noch überschreiten.

Von Au am Rhein führt uns nun der Weg über Elchesheim-Illingen, Bietigheim und Ötigheim nach **Rastatt**, also vom Westlichen Rastatter Gebiet in den Rastatt-Baden-Badener Raum⁹. Hört man in den westlichen Ortschaften **Plittersdorf**, Ottersdorf und Wintersdorf die Aussprache *Maa* und *Ma|e* für das Wort „Magen“, spricht man in Muggensturm und Kuppenheim dagegen langes *Maage*. Der Konsonant *g* zwischen zwei Vokalen verschwindet in diesem Wort in den rheinnahen Orten, bleibt aber östlich von Rastatt erhalten.¹⁰ Dieser Konsonant zeigt sich in der gesamten nördlichen Ortenau als launischer Bursche, wechselt er doch seine Gestalt in *u*, *w*, *j*, *ch* bis hin zu *r*.¹¹ Auch hier ist der südfränkische Einfluss noch spürbar, etwa in der mundartlichen Aussprache des Pfälzer Leibgerichts, des (Sau-)Magens, der als *Saumaache*¹² auch in den badischen Magen kommt.

Nach der Besichtigung des um 1700 im barocken Stil erbauten Rastatter Residenzschlosses¹³ der Markgrafen von Baden, das im Badnerlied auch als Festung besungen wird, geht es über die Galopprennbahn Iffezheim zurück an den Rhein nach Hügelsheim und weiter nach **Greffern**. Hier kann uns die dortige Rheinfähre Drusus hinüber ins elsässische Drusenheim bringen. Von hier aus lohnt sich ein kleiner Abstecher ins 5,3 km entfernte **Sessenheim**, DEN Wallfahrtsort für Goethe-Fans im Elsass. Die Einwohner nennen ihren Ort *Sähsem*, die Straßburger dagegen *Sähsene*.¹⁴ Hier gibt es zahlreiche Sehenswürdigkeiten zu besichtigen, die auf Goethes Liebelei in den Jahren 1770 bis 1771 mit der Pfarrerstochter Friedrike Brion (1753–1813) verweisen, etwa die Goethe-Stube im Restaurant *Au Bœuf*, die sogenannte Goethe-Scheune oder das Memorial Goethe. Ein Rundweg führt zu den wichtigsten Stationen. Wir verdanken diesem

romantischen Idyll die berühmten Sesenheimer Lieder, allen voran das bekannte *Mailied* oder das Liebesgedicht *Willkommen und Abschied*. In Bezug auf die Mundart gehört das elsässische Sessenheim – wie fast das ganze Elsass – ebenfalls zu den oberrhein-alemannischen Mundarten bzw. nach einer älteren Einteilung¹⁵ zum Niederalemannischen. Hier bildet zwar der Rhein eine politische Grenze, die Mundarten diesseits und jenseits dieses alten Stroms zeigen aber große Ähnlichkeiten. So hört man dort die typisch elsässische Lautung *Maawe* für das oben schon genannte Wort „Magen“.

Zurück an der Rheinfähre **Greffern** radeln wir nun weiter südwärts nach **Lichtenau** und jetzt kommt es ganz dick, d.h. wir „überfahren“ ein dickes Mundartbündel und eine politische Grenze. Hier müsste eigentlich eine Mundartgrenztafel aufgestellt werden. Denn wir verlassen nun endgültig das südfränkisch-oberrhein-alemannische Übergangsgebiet und überqueren hier auf badischer Seite gleich zwei der sogenannten Rheinstaffeln¹⁶, nämlich die *Bruder-Brueder-Linie*¹⁷ und die „gewesen“-„gesîn“-Linie¹⁸ und sind damit gänzlich in der alemannischen Sprachlandschaft angekommen. Südlich dieser beiden Mundartlinien spricht man den typisch alemannischen Zweilaut *Brueder* für „Bruder“ und das Partizip *gsi* oder *gsin* für das neuhochdeutsche Verb „gewesen“. Wir verlassen hier auch den Bühler Raum und treten in den Kehl-Straßburger Raum¹⁹ ein, und während wir uns in Greffern noch auf badischem Territorium²⁰ aufhalten, betreten wir schon in Grauelsbaum Hanau-Lichtenbergisches Gebiet oder kurz gesagt: den badischen Teil des Hanauerlandes²¹. Das Gebiet gehörte seit 1273 den Herren von Lichtenberg mit Sitz im gleichnamigen elsässischen Ort in den Nordvogesen und fiel mit dem Reichsdeputationshauptschluss 1803 an das Großherzogtum Baden. Renate Schrambke, ehemalige Mitarbeiterin am Südwestdeutschen Sprachatlas, kurz SSA genannt, weist diese Grenze in ihrer Dissertation als Mundartgrenze ersten Grades²² aus und stuft sie damit an oberster Stelle im Ranking der mittelbadischen Sprachgrenzen ein. Diese von Friedrich Maurer als Rheinstaffeln bezeichneten Isoglossen brechen am Rhein ab und setzen sich im Elsass meist weiter südlich wieder fort, was auf der Oberrhein-Karte wie Treppenstufen²³ anmutet. Sprachhistorisch ist diese Erscheinung dahingehend zu interpretieren, dass die von Norden kommenden Sprachveränderungen im Elsass weiter in den Süden vorgedrungen sind als auf badischer Seite. Woran erkennen wir nun auf die Schnelle einen badischen Hanauer? Die Antwort fällt ganz kurz aus und ist eher in englischen Liedern zu hören: *Kis*. Ein Engländer mag über diesen *Kiss* erstaunt sein, der Hanauer sieht das eher mate-

realistisch, denn dieser kurze *Kis* bildet als hochdeutscher „Kies“ eine seiner Erwerbsgrundlagen, so z.B. im Kieswerk Rheinau-Honau. Dieses kleine Wort wird im ganzen Hanauerland von Lichtenau bis Hohnhurst also kurz ausgesprochen.²⁴

Nach Besichtigung des Heimatmuseums in Lichtenau fahren wir am Rhein entlang über Honau und Auenheim nach Kork. Der alte Amtssitz der Herren von Lichtenberg²⁵ besitzt einen sehenswerten Ortskern mit den typischen Fachwerkhäusern des Hanauerlandes, besonders dem Fachwerkbau der Alten

Landschreiberei, wo man bei Kaffee und Kuchen auch die Innenräume auf sich wirken lassen kann. Sitzt eine alteingesessene ältere Frau am Nebentisch, wird bestimmt über die Kinder gesprochen. So hört man vielleicht den Satz „Sie hat lauter gesunde Kinder“ in Kork als *Si hed lüder gsündi King*, wobei sich die Aussprache in *King* eher einem *e* nähert. Die Einzahl „Kind“ wird ganz normal als *Kind* gesprochen. Außerdem gilt diese Lautung *King* bzw. *Keng* neben Kork auch in Auenheim, Willstätt und Hohnhurst.

Von Kork radeln wir an der Kinzig entlang nach Kehl und dort über die *Passerelle des Deux Rives*²⁶ nach **Straßburg**. Die „Brücke der zwei Ufer“ wurde anlässlich der Landesgartenschau 2004 vom Pariser Architekten Marc Mimram entworfen. Besonders gefragt ist die elsässische Hauptstadt Straßburg, von den Alteingesessenen *Strooßburi*²⁷ genannt, an Weihnachten, wenn auch viele Badener den seit 1570 stattfindenden *Christkindelsmärik* oder *Wihnachtsmärik*²⁸ vor dem berühmten gotischen Münster besuchen. Auch das inoffizielle Symbol- und Wappentier der Elsässer, der Storch, wird in seiner Lieblingsregion *Storich* oder auch *Storik*²⁹ gerufen. In allen drei Fällen können wir

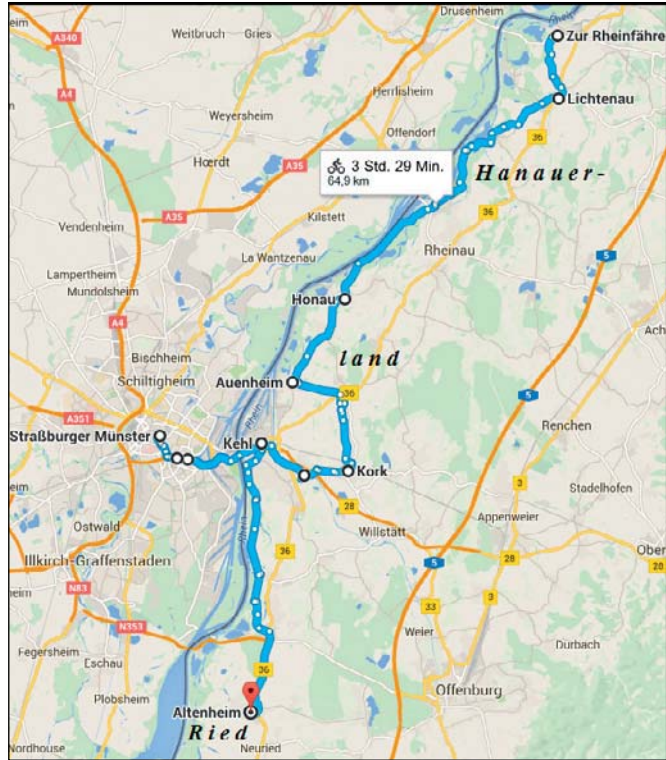


Abb. 2: Mundart-Radtour, Abschnitt 2: Von der Rheinfähre in Greffern nach Altenheim im Ried

wieder den oben bei Daxlanden erklärten Sprossvokal *i* beobachten, wobei beim Ortsnamen Straßburg sogar das auslautende -g verschwunden ist.

Zurück in Kehl geht es über Marlen nach **Altenheim** und damit in die alten Rheinorte des Rieds, wozu neben Altenheim auch Dundenheim, Ichenheim, Müllen und Schutterzell zählen. Hört man im einst vorderösterreichischen Marlen noch kurzes *Is* für „Eis“³⁰, so wird im nassauischen Altenheim langes *Iis* wie am ganzen südlichen Oberrhein gesprochen. In den Mitte des 19. Jahrhunderts durch den Tabakanbau reich gewordenen Riedgemeinden kam sicherlich am Sonntag auch der gute Ortenauer Wein, der *Wiin*, auf den Tisch.³¹ Dass die Orte nicht weit vom Elsass entfernt sind, zeigt sich auch an der Benennung des Gemeindeoberhaupts, des *Määr*, ein altes Lehnwort aus dem französischen *Maire* „Bürgermeister“.

Weiter führt uns nun der Weg über Meißenheim, Nonnenweier und **Wittenweier** nach **Kappel am Rhein**. In Meißenheim ist ein Besuch des Grabes von Friedrike Brion³² auf dem dortigen Friedhof Pflicht, sind wir doch der jugendlichen Geliebten Goethes schon in Sessenheim begegnet und können ihr hier nun einen letzten Gruß erweisen. Ohne es zu merken, haben wir zwischen Wittenweier und Kappel wieder eine Mundartgrenze ersten Grades überquert. Hier gehen nun die variantenreichen „Magen“-Formen endgültig in die allgemein verständliche Form *Maage* über. Der *Daa* „Tag“ wird wieder zum *Daag*, der *Wei* „Weg“ wieder zum *Wääg* und das *Au* „Auge“ oder *Oi* wieder zum *Aug* oder *Ou*. Der fatale Einfluss des -g ist nun endgültig aus und vorbei.³³

Wir verlassen nun das Ried-Gebiet³⁴ und sehen in der Ferne die Konturen des nördlichen Kaiserstuhls. Zwischen Kappel und **Rheinhausen**, das 1972 aus den beiden ehemals vorderösterreichischen, dann badischen Dörfern Ober- und Niederhausen³⁵ gebildet wurde, kehren wir mit der Aussprache *goo* und *stoo* für „gehen“ und „stehen“ statt *gee* und *stee* in Kappel³⁶ den fränkischen Südausläufern den Rücken. Wiederum reicht der lange fränkische Arm jedoch auf der elsässischen Seite weiter nach Süden und beeinflusst auch noch den westlichen Kaiserstuhl, wo man von Breisach über Achkarren und Oberrotweil noch die *gee*-Lautung hört, während der übrige Kaiserstuhl die *goo*-Lautung beibehalten hat. Hubert Klausmann, wissenschaftlicher Leiter der Tübinger Arbeitsstelle „Sprache in Südwestdeutschland/Arno-Ruoff-Archiv“ am Ludwig-Uhland-Institut der Universität Tübingen, hat in seiner Dissertation (1985) die Breisgauer Mundarten in lautlicher und wortgeographischer Hinsicht umfassend untersucht und

gegen die Nachbarregionen abgegrenzt.

Beidseits des Rheins wird zwar oberrhein-alemannisch gesprochen, jedoch heißt das nicht, dass der Rhein bei einigen Wörtern nicht auch eine Sprachgrenze darstellt. Fahren wir mit unserem Rad wieder für einen kurzen Abstechern beim Weinort **Sasbach am Kaiserstuhl** über den Rhein, vorbei am Wasserkraftwerk der EDF, der *Électricité de France*, ins elsässische **Marckolsheim**, so können wir diese Gegensätze feststellen: Hört man im rechtsrheinischen *Saaschbe* „Sasbach“ noch ‚Kriese‘ für die ‚Kirsche‘, so heißt die rote Frucht im linksrheinischen *Märkelse* „Marckoldsheim“³⁷ wie im Hochdeutschen ‚Kirsche‘. Am Kaiserstuhl heißt das weibliche Pferd ‚Stute‘, im Elsass ‚Mähre‘, der „Mesner“ heißt kaiserstühlerisch ‚Mesmer‘, in Endingen und Riegel auch ‚Sakristan‘, im Elsass dagegen ‚Sigrist‘; der Schinken lautet in Sasbach ‚*Schunken*‘, in Marckolsheim gilt das französische Lehnwort *Schambung* (Jambon)³⁸; der Elsässer will ‚reden‘, der Kaiserstühler ‚schwätzen‘³⁹.

Radeln wir von Sasbach weiter auf den Rheindamm Richtung Süden, so zeigt sich bald die beeindruckende Silhouette des *mons Brisiacus*⁴⁰ mit seinem weit sichtbaren Münster. Schon in römischer Zeit unterhielten die Römer in **Breisach**, in *Briisach*, ein Auxiliarkastell zur Grenzsicherung gegen die rechtsrheinischen Germanenstämme. Ohne eine Besichtigung des beeindruckenden Sankt Stephansmünsters mit seinem aus Lindenholz geschnitzten Hochaltar des Meisters HL kann man die einst vorderösterreichische Stadt nicht verlassen.

Von Breisach aus böte es sich nun an, den Kaiserstuhl zu um- und/oder zu durchradeln, was eine ganz eigene Mundart-Radtour darstellen würde. Hier sei aber vorweg auf ein kleines mundartliches Bonbon hingewiesen. Wollen Sie wissen, wie Sie die Religionszugehörigkeit der Breisgauer am schnellsten herausfinden? Fragen Sie einen Einheimischen nach dem Wort „Fest“ und dieser antwortet mit *Fescht*, so stammt er aus einem

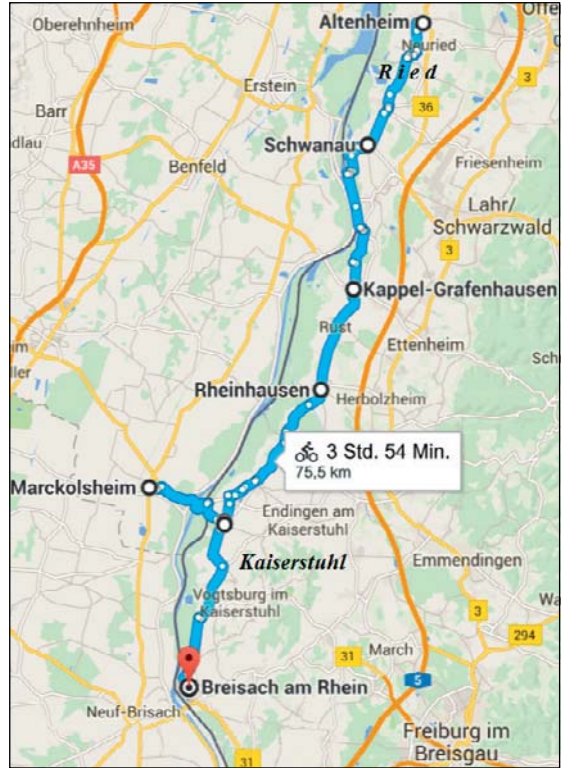


Abb. 3: Mundart-Radtour, Abschnitt 3: Von Altenheim nach Breisach

evangelischen Ort, antwortet er dagegen mit *Fäscht* oder *Fäschd*, so kommt er aus einem katholischen.⁴¹ Diese Regel gilt ausnahmslos.

Nur ein kleiner Umweg ist es von Breisach über Gündlingen an den rebenbestandenen südöstlich gelegenen Tuniberg und dort nach **Niederrimsingen**. Die Einwohner nennen ihr Dorf allerdings *Underrimsinge*⁴². Nun sind wir nur noch wenige Radumdrehungen von einer weiteren Rheinstaffel und wieder einer Mundartgrenze ersten Grades entfernt, nämlich der sogenannten *Kind-Chind*-Linie.⁴³ Übrigens: in Niederrimsingen⁴⁴ sollten Sie unbedingt nach dem Grab des Hunnenfürsten Attila fragen, am besten in einer Gastwirtschaft, wo Ihnen der Wirt dann sofort einen Spätburgunder vom Attilafelsen anbieten wird. Bereits im nur wenige hundert Meter südlich gelegenen **Oberrimsingen** beginnt mit dem Nördlichen Müllheimer Raum⁴⁵ nun die Sprachlandschaft des Südalemannischen. Wie die Musterisoglosse bereits sagt, spricht man nördlich dieser Mundartlinie im Wortanlaut hochdeutsches K-, also *Kind*, phonetisch genauer: behauchtes *K(h)ind*, im Süden dagegen *Ch-*, also *Chind*. Diesen „kratzenden“ Laut verbinden die Oberrhein-Alemannen sofort mit dem Markgräflerland und der angrenzenden Schweiz. Bereits zu Beginn der 1980er Jahre vermerkte Hubert Klausmann jedoch schon, dass „die K-Verschiebung in diesem Ort [Oberrimsingen] nicht mehr bei allen Gewährspersonen erhalten geblieben ist“⁴⁶. Fragen Sie auf Ihrer Radtour also einfach die Einheimischen in dieser Ortschaft nach den Wörter „Kind“, „Kalb“ oder „Kuh“ und Sie werden selbst zu Mundartforschern. Bevor Sie sich ins Markgräflerland aufmachen, gönnen Sie sich eine Pause in der Kappellenblick-Strauße in Munzingen bei *Bibbilkäs* „Quark (mit Schnittlauch)“ und *Brägeli* „Bratkartoffeln (mit Speck und Zwiebeln)“ mit einem *Vierdeli Faswii*, mit einem „Viertel Liter Fasswein“.

Nun können Sie durchstarten über Hartheim und vorbei am Flugplatz Bremgarten nach **Neuenburg am Rhein**. Hier sind wir schon weit ins Markgräflerland⁴⁷ hineingeradelt, das auf der Höhe von Heitersheim, dem ehemaligen Großpriorat des Johanniterordens⁴⁸, beginnt. Die alte Zähringergründung Neuenburg⁴⁹ setzt sich auch mundartlich von den umliegenden Orten ab. Spricht das ganze Markgräflerland für das Verb „gehen“ die Lautung *goo*, hört man im ehemals vorderösterreichischen Neuenburg die Aussprache *gee*⁵⁰. Wie schon am Kaiserstuhl „drückt“ auch hier die über das Elsass kommende Lautung eine „Beule“ ins badische Land.

Von Neuenburg geht es weiter nach Bad Bellingen⁵¹, wo Sie sich im Thermalbad nach einem anstrengenden Radeltag ent-

spannen können. Nach einer Übernachtung oder einem Zwischenstopp geht es auf der alten Römerstraße Richtung Süden, bis der mächtige Isteiner Klotz⁵² auftaucht. Beim Sportplatz in **Huttingen** kann man seinen Drahtesel ruhig einmal stehen lassen und auf dem Rundwanderweg namens *3000 Schritte* über den Klotz andere Muskelpartien als beim Radeln beanspruchen. Fährt man nun vom Ortsteil Huttingen in den Hauptort **Efringen-Kirchen**, überqueren wir eine eindeutig unterbewertete Mundartgrenze zweiten Grades, die sogenannte Rundungslinie⁵³. Diese zieht sich vom oberen Markgräflerland über den südlichen Schwarzwald, den südlichen Hegau bis hin zum Bodensee bei Radolfzell. Nördlich dieser Grenze werden

die im Mittelhochdeutschen gerundeten Ein- und Zweilaute ü, iu, ö, œ und ue, öu entrundet, das heißt, sie werden ohne Rundung der Lippen gesprochen. Südlich dieser Grenze bleibt die Rundung dagegen erhalten. So hört man in Huttingen *Hütte* „Hütte“, *Ziig* „Zeug“, *Beck* „Böcke“ und *Flee* „Flöhe“, in Efringen-Kirchen jedoch *Hütte*, *Züüg*, *Böck* und *Flöö*. Auch andere Wörter geraten in den Sog dieses Rundungsphänomens, obwohl sie ursprünglich keine gerundeten Vokale besitzen: Die „Äpfel“ werden plötzlich zu *Öpfel*, das Wörtchen „etwas“ wird zu *öppes*, die „Schwester“ wird zur *Schwöschter* und „nichts“ wird zu *nüt*.⁵⁴

Endgültig im Südalemannischen angekommen, geht es nun über Eimeldingen zum Vitra Design Museum⁵⁵ nach Weil am Rhein und von dort in die Fondation Beyeler⁵⁶ nach Riehen. Weiter führt die Tour über die Äußere Baselstraße und die Riehenstraße direkt zum **Badischen Bahnhof**⁵⁷, einem letzten Fleckchen Bundesbesitz auf Schweizer Staatsgebiet. Badisch wird hier aber längst nicht mehr gesprochen, es sei denn von Reisenden, die sich von hier aus auf Erkundungstour Richtung Innenstadt machen. An der Messe Basel vorbei geht es über die Clarastraße zur Mittleren Brücke und von dort über den Marktplatz



Abb. 4: Mundart-Radtour, Abschnitt 4: Von Breisach nach Efringen-Kirchen



Abb. 5: Mundart-Radtour, Abschnitt 5: Von Efringen-Kirchen nach Basel – Barfüsserplatz

zum Barfüßerplatz. Gerade haben wir noch großspurig von der Rundung des Südalemannischen gesprochen, das traditionelle *Bausedytsch* brät hier aber seine eigenen *Reeschti* „Bratkartoffeln“, denn hier in Basel gilt das Entrundungsprinzip⁵⁸. Und man höre und staune: Auch die *k-ch*-Verschiebung gilt nicht im alten Stadt-Basel-deutsch. So ist es zwar in Zürich hochalemannisch *schöön*, in Basel dagegen *scheen*, in Zürich sagen die *Lüt* „Leute“ für „grün“ *grüen*, in Basel sagen die *Lit* allerdings *grien*. Unter dem Einfluss des Umlandes und der Zuwanderer aus der Inner-schweiz verlieren sich diese eher niederalemannischen bzw. oberrhein-alemannischen Merkmale jedoch zu-

sehends. Basel hat viele Sehenswürdigkeiten zu bieten, aber wollen Sie ein ganz besonderes Ereignis erleben, dann besuchen Sie den *Morgestraich*⁵⁹, wenn um Schlag vier Uhr morgens am Montag nach Aschermittwoch die Basler Fasnacht beginnt, die größte Fasnacht der Schweiz und die *drey scheenschte Dääg*, die „drei schönsten Tage“, in der Stadt. Kommen Sie jedoch an einem heißen Sommernachmittag am Basler Rheinknie an, erwartet die ganz Mutigen eine einzigartige Abkühlung. Radeln Sie zum Tinguely-Museum, packen Sie Ihre Kleidung in einen Badesack oder Wickelfisch, steigen Sie in den Rhein hinab und lassen Sie sich mit der Strömung Richtung Wettsteinbrücke treiben. Mit diesem Rheinschwimmen⁶⁰ werden Sie ein echter Basler. Aber Achtung: An dieser Sportart sollten sich nur sehr gute Schwimmer versuchen!

Nun sind wir am Ziel unserer Mundart-Radtour angekommen. Wenn Sie wieder zurück wollen nach Karlsruhe, können Sie die gleiche Strecke natürlich zurückradeln – dieses Mal geht's rheinabwärts und daher etwas schneller. Oder aber Sie warten in Basel, bis der Autor sein Mundart-Radbuch fertig hat, um entweder über das linksrheinische Elsass oder die alten Landschaften

des Hegaus und der Baar die gleichen und andere Mundartgrenzen in anderen sehenswerten Regionen des deutschen Südwestens zu „überraadeln“.

Anmerkungen

Zahlreiche Mundartbelege stammen aus der Datenbank des Südwestdeutschen Sprachatlases (SSA), die mir dankenswerterweise von Prof. Hubert Klausmann, Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaften (Biesingerstraße 26, 72070 Tübingen), zur Verfügung gestellt wurde.

Die Mundarten am mittelbadischen Oberrhein kennen keine „harten“ Konsonanten, also kein p, pp, t, tt, k, ck, f, ff, ss (ß, pf, (t)z, sondern nur „weiche“ Konsonanten, also b, d, g, v, s, bv, (d)s. Das K- und das P- im Anlaut werden aus Gründen der besseren Lesbarkeit beibehalten, also *Kind* „Kind“ und *Pals* „Pfalz“. Bei den Vokalen werden lange Vokal durch Doppelschreibung, kurze Vokale durch Einfachschreibung wiedergegeben, z. B. *Huus* „Haus“ oder *Kis* „Kies“. Ein geschlossener Vokal bleibt unbezeichnet, ein offener erhält das Gravis-Zeichen, z. B. *i*, *o* vs. *ì*, *ò*. Es werden drei e-Laute unterschieden: der geschlossene e-Laut, der offene ä-Laut und der überoffene, zum a neigende à-Laut. Dieses überoffenes à bzw. àà ist besonders gut am Kaiserstuhl zu hören, z. B. in *Näscht* „Nest“ oder *Sààgi* „Säge“ (Klausmann [wie Anm. 36], Karte 42). Werden im Text jedoch andere Quellen als das SSA-Material (siehe oben) zitiert, wird die Schreibung der Quelle beibehalten.

Die Karten wurden mithilfe des Routenplaners von Google maps erstellt und die daraus angefertigten Bildschirmkopien mit dem Zeichenprogramm Paint bearbeitet.

- 1 Die Bezeichnung der Mundartlandschaften folgt der Terminologie von Hugo Steger, Raumgliederung der Mundarten. Vorstudien zur Sprachkontinuität im deutschen Südwesten. Mit einem Beitrag von Karlheinz Jakob. Für Karl Hauck zum 65. Geburtstag. Stuttgart 1983 (Arbeiten zum historischen Atlas von Südwestdeutschland. Heft VII. Hrsg. von der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg). Zur Schreibung der Mundartbelege siehe die Anmerkungen am Ende des Textes.
- 2 Vgl. Steger (wie Anm. 1), S. 15.
- 3 Vgl. http://ka.stadtwiki.net/Karlsruher_Mundart (11.11.2015).
- 4 Einen kleinen Einblick in die Durlacher Mundart geben die Gedichte von Sabine Marona (<http://www.durlacher.de/themen/durlacher-mundart.html> [12.11.2015]).
- 5 Renate Schrambke, Die sprachliche Stufenlandschaft am mittelbadischen Oberrhein. Freiburg i. Br. 1981 (Diss.), S. 66.
- 6 Vgl. Schrambke (wie Anm. 5), S. 71.
- 7 Vgl. <https://de.wikipedia.org/wiki/Sprossvokal> (6.12.2015).
- 8 Vgl. Steger (wie Anm. 1), S. 14.
- 9 Vgl. Steger (wie Anm. 1), S. 18.
- 10 Vgl. Schrambke (wie Anm. 5), Karte 19 „mhd. g in Magen, gezogen“.
- 11 Vgl. Schrambke (wie Anm. 5), Karten 3 und 4.
- 12 Vgl. <http://www.stupiedia.org/stupi/Pf%C3%A4lzisch> (17.2.2016).
- 13 Vgl. https://de.wikipedia.org/wiki/Schloss_Rastatt (17.2.2016).
- 14 Vgl. <https://de.wikipedia.org/wiki/Sessenheim> (18.2.2016).
- 15 Vgl. https://de.wikipedia.org/wiki/Els%C3%A4ssisch#/media/File:Sprachen_Im_Elsass.svg (18.2.2016).
- 16 Friedrich Maurer, Zur Sprachgeschichte des deutschen Südwestens, in: Oberrheiner, Schwaben, Südalemannen. Räume und Kräfte im geschichtlichen Aufbau des deutschen Südwestens. Hrsg. von Friedrich Maurer. Straßburg 1942, S. 167–336.
- 17 Isoglossen im südlichen Oberrheintal (Quelle: <https://de.wikipedia.org/wiki/Els%C3%A4ssisch#/media/File:Els%C3%A4sserditsch.jpg> [21.2.2016]).
- 18 Vgl. Schrambke (wie Anm. 5), Karte 101.
- 19 Vgl. Steger (wie Anm. 1), S. 18.

- 20 Vgl. Herrschaftsgebiete in der Ortenau um 1800. Gabe des Historischen Vereins für Mittelbaden zum 75. Jubiläumjahr 1985. Autor: Gernot Kreuzt, Offenburg.
- 21 Vgl. <https://de.wikipedia.org/wiki/Hanauerland>; https://de.wikipedia.org/wiki/Herrschaft_Lichtenberg (21.2.2016).
- 22 Vgl. Schrambke (wie Anm. 5), Karte 2 „Kombinationskarte“.
- 23 Vgl. Isoglossen im südlichen Oberrheintal (wie Anm. 17).
- 24 Vgl. Schrambke (wie Anm. 5), Karte 36.
- 25 Vgl. https://de.wikipedia.org/wiki/Kork_%28Kehl%29#Geschichte (25.2.2016).
- 26 Vgl. https://de.wikipedia.org/wiki/Passerelle_des_Deux_Rives (26.2.2016).
- 27 Vgl. http://cache.media.education.gouv.fr/file/capesext/08/9/capes_ext_all_198089.pdf, hier S. 8 (17.2.2016).
- 28 Vgl. <http://www.guides-alsace.fr/de/tourenvorschlaege/> (6.12.2015).
- 29 Vgl. <http://woerterbuchnetz.de/ElsWB/?sigle=ElsWB&mode=Vernetzung&lemid=ES05457#XES05457> (Stichwort: Storch) (16.2.2016).
- 30 Vgl. Schrambke (wie Anm. 5), Karte 59.
- 31 Vgl. Schrambke (wie Anm. 5), Karte 60.
- 32 Vgl. https://de.wikipedia.org/wiki/Friederike_Brion (3.3.2016).
- 33 Vgl. Schrambke (wie Anm. 5), Karten 19–24.
- 34 Vgl. Steger (wie Anm. 1), S. 17 Nr. 40, S. 18 Nr. 43.
- 35 Vgl. <http://www.rheinhausen.de/pb/Lde/132208.html> (5.3.2016).
- 36 Hubert Klausmann, Die Breisgauer Mundarten. Teil I, II. Marburg, 1985 (Deutsche Dialektgeographie Bd. 85, Teil I.II.), Karte 60.
- 37 Vgl. als.wikipedia.org/wiki/Markolsheim (12.3.2016).
- 38 Hubert Klausmann/Konrad Kunze/Renate Schrambke, Kleiner Dialektatlas. Alemannisch und Schwäbisch in Baden-Württemberg. Bühl/Baden 1994, Karte 36 S. 70.
- 39 Vgl. Klausmann (wie Anm. 36), Teil II, Karten 73, 74, 75, 76, 79.
- 40 Vgl. https://de.wikipedia.org/wiki/Breisach_am_Rhein (12.3.2016).
- 41 Vgl. Klausmann/Kunze/Schrambke (wie Anm. 38), S. 39; Klausmann (wie Anm. 36), Karte 34.
- 42 Vgl. Klausmann (wie Anm. 36), Teil I, S. XX.
- 43 Vgl. Klausmann (wie Anm. 36), Teil II, Karten 5, 6.
- 44 Vgl. <https://de.wikipedia.org/wiki/Niederrimsingen> (12.3.2016).
- 45 Vgl. Steger (wie Anm. 1), S. 21 Nr. 61.
- 46 Vgl. Klausmann (wie Anm. 36), Teil I, S. 19 § 6.
- 47 Vgl. <https://de.wikipedia.org/wiki/Markgr%C3%A4fkerland> (12.3.2016).
- 48 Vgl. <https://de.wikipedia.org/wiki/Heitersheim> (12.3.2016).
- 49 Vgl. https://de.wikipedia.org/wiki/Neuenburg_am_Rhein (12.3.2016)
- 50 Gerhard W. Baur, Mundart, in: Breisgau-Hochschwarzwald. Land vom Rhein über den Schwarzwald zur Baar. Hrsg. vom Landkreis Breisgau-Breisgau-Hochschwarzwald. Freiburg i. Breisgau, 1980, Karte 4.
- 51 Vgl. <http://www.bad-bellingen.de/> (25.3.2016).
- 52 Vgl. https://de.wikipedia.org/wiki/Isteiner_Klotz (25.3.2016).
- 53 Alemannisches Wörterbuch für Baden. Von Rudolf Post unter Mitarbeit von Friedel Scheer-Nahor. Hrsg. vom Landesverein Badische Heimat e. V. und der Muettersproch-Gsellschaft Verein für alemannische Sprache e. V.. Karlsruhe, 2. Auflage 2010, Karte 6, S. 18.
- 54 Vgl. Alemannisches Wörterbuch (wie Anm. 53), S. 19.
- 55 Vgl. <http://www.design-museum.de/en/information.html> (25.3.2016).
- 56 Vgl. <http://www.fondationbeyeler.ch/> (25.3.2016).
- 57 Vgl. https://de.wikipedia.org/wiki/Basel_Badischer_Bahnhof (25.3.2016).
- 58 Vgl. <https://de.wikipedia.org/wiki/Baseldeutsch> (26.3.2016).
- 59 Vgl. https://de.wikipedia.org/wiki/Basler_Fasnacht (28.3.2016).
- 60 Vgl. https://de.wikipedia.org/wiki/Basler_Rheinschwimmen (28.3.2016).

Bootsflüchtlinge 1939

Sonja Maier unterwegs auf der Irrfahrt von Hamburg nach Kuba und Antwerpen – eine traurige Seefahrt

Robert Kraus

Am 13. Mai 1939 stach das Transatlantik-Passagierschiff „St. Louis“ der Hamburg-Amerika Line (Hapag) in Hamburg in See. An Bord waren über 900 Juden. Unter den Passagieren war – neben 21 noch jüngeren Kindern – auch die 4-jährige Sonja Maier aus Malsch bei Ettlingen. Es sollte keine lustige Seefahrt werden.

Sonja Maier war die Tochter von Ludwig Maier (geboren am 19. August 1901) aus Malsch bei Ettlingen und Freya Valfer (geboren am 29. Mai 1910) aus der Poststraße 2 in Kippenheim. Die Hochzeit der beiden fand am 15. Januar 1933 im Wohnort der Braut statt – es sollte die letzte Eheschließung unter der Chuppa in der Kippenheimer Synagoge sein. Die Kippenheimerin Hedy Wachenheimer-Epstein berichtet darüber:

„Ich erinnere mich noch gut an die Hochzeit von Freya Valfer und die Feier in der Poststraße, wo es viel zu essen gab ... Ich hatte Freya und ihren Mann dann später in London getroffen nach der Rückkehr der ‚St. Louis‘. Darüber hatten mich meine Eltern aus Kippenheim informiert“.¹

Ludwig und Freya Maier ließen sich in Malsch nieder, wo Ludwig Maier gemeinsam mit seinem Bruder Leo in der Waldprechtstraße 10 einen gut gehenden Tabakgroßhandel betrieb.



Abb. 1: Hochzeit Freya Valfer/Ludwig Maier

Den Brüdern gehörte außerdem die beim Amtsgericht Ettenheim eingetragene Firma „Gebrüder Wertheimer“.² Freyas Vater, der aus Diersburg stammende Max Valfer, betrieb in Kippenheim in der Poststraße 2 ein Tabakgeschäft, in dem seine Tochter mitgearbeitet hatte. Dies tat sie nach der Hochzeit auch in der Firma ihres Mannes.

Freya Maier war das dritte von insgesamt sechs Kindern von Max und Fanny Valfer, geborene Wertheimer, die wiederum aus dem Gasthaus „Badischer Hof“ in Kippenheim stammte. Zu Freyas Geschwistern gehörte die im November 1915 geborene Schwester Ruth sowie der im September 1919 geborene Erich Valfer, der letzte jüdische Abiturient am Ettenheimer Realgymnasium.³ Max und Fanny Valfer gelang die Emigration aus Kippenheim nicht mehr. Zwei Stolpersteine erinnern an ihre Deportation am 22. Oktober 1940 in das Lager Gurs und von dort 1942 in das Vernichtungslager Auschwitz.

Sonja Maier kam am 16. Februar 1935 in Malsch auf die Welt. Dreieinhalb Jahre später sollte sich das Leben der Familie dramatisch ändern. Freya Maier erinnert sich:

„Anbei sende ich den Bericht. Ich hätte mich besser in der englischen Sprache ausdrücken können, aber Erich [Anmerkung: Der Bruder von Freya Maier] meinte, ich solle in Deutsch schreiben. In Malsch wurde am 10. November 1938 die Synagoge abgebrannt, und die Nazis drangen in mein Haus. Meine Tochter Sonja, drei Jahre alt, hatte ich auf dem Arm und die Nazis zerstreuten alles in meiner Wohnung. It was horrible.“⁴

Obwohl sie erst drei Jahre alt war, erinnert sich auch ihre Tochter Sonja an diese Schreckensnacht:

„Ich ... werde die ‚Kristallnacht‘ nie vergessen. Ich erinnere mich, wie die Nazis in unser Haus einbrachen, den Inhalt der Schubladen auf den Boden warfen, Glas und Geschirr zerbrachen und die schönen hellgrünen Deckbetten im Schlafzimmer meiner Eltern aufrissen und die Daunen im ganzen Raum verstreuten. Am Schlimmsten war, als ich sah, wie ein Photo meines Vaters in lauter kleine Stücke zerrissen wurde. Meine Mutter hielt mich in ihren Armen, weil ich so weinte und dachte er sei tot. Schon früh am Tag war mein Vater zusammen mit den anderen jüdischen Männern herausgeholt und in Dachau eingesperrt worden, wo er geschlagen wurde und fünf Wochen Hunger litt.“⁵

Ludwig Maier wurde in dieser Nacht zusammen mit seinem Bruder Arthur und weiteren acht Malscher Juden in Dachau in



Abb. 2: Familie Valfer 1937

sogenannte Schutzhaft genommen. Aus dieser kam er am 9. Dezember frei – unter der Bedingung, Deutschland umgehend zu verlassen. Freya Maier:

„Mein Mann kam zurück – die Haare auf dem Kopf rasiert und war krank und nie mehr dieselbe Person. Danach konnten wir nicht mehr in Deutschland bleiben. Meine Schwester Ruth war schon in New York. Wir mussten warten, um ein Visa nach die United States zu erhalten. So bekamen wir Dokumenten zu Havanna, Cuba. Jede Person hatte zu zahlen \$ 500 für ein Affidavit, um zu Havanna zu kommen. Der Name vom Boot war ‚St. Louis‘. Meine Eltern wollten mit dem nächsten Schiff kommen. Tausend Leute von Wien, Berlin usw. waren auf dem Schiff. Wir sind von Hamburg im Mai 1939 abgefahren. Es war sehr traurig, wir wussten nicht, was geschehen wird, weil wir auf einem deutschen Schiff waren. Ich sehe noch heute meine Eltern [Anmerkung: Max und Fanny Valfer] zum Abschied uns Glück wünschen, und das war das letzte Mal, dass ich meine Eltern gesehen habe – sehr traurig und kann man nicht vergessen.“⁶

Insgesamt nahm das Hapag-Schiff „St. Louis“ über 900 Juden auf, die Touristenvisa für Kuba und größtenteils gültige Papiere der US-Einwanderungsbehörden erhalten hatten. Zum 13. Mai 1939 meldeten sich bei der Gemeinde Malsch ab: David und Pauline Maier, die Eltern von Ludwig und Arthur Maier, ihr Sohn Ludwig Maier, seine Ehefrau Freya und deren Tochter Sonja, außerdem Arthur Maier, verheiratet mit Rita Maier, geborene Wertheimer, ebenfalls aus Kippenheim stammend, mit deren Tochter Susanne Sofie, geboren im Februar 1938. Wäh-

rend Ludwig Maier mit seinen Eltern, seiner Familie und weiteren 15 Malscher Juden (unter ihnen auch sieben Personen der Familie Löb) in Hamburg am 13. Mai an Bord der „St. Louis“ ging, setzte sich Arthur Maier mit seiner Familie von Hamburg aus nach England ab. Das gesamte Vermögen der Familien Maier sowie das der anderen Emigranten musste entschädigungslos in Deutschland zurückgelassen werden.⁷ Aus der Ortenau war außerdem die vierköpfige Familie Moses aus Haslach im Kinzigtal auf der „St. Louis“.⁸

Zuvor war es darüber hinaus den Gebrüdern Löb, die in Malsch und Wiesloch eine Zigarrenfabrik betrieben hatten, gelungen, am 25. Januar 1939 mit ihren Familien auf dem Hapag-Schiff „Orinoco“ Deutschland in Richtung Kuba zu verlassen.

Sonja Geismar, geborene Maier, berichtete über die Fahrt mit dem Schiff:

„Die ‚St. Louis‘ war ein luxuriöses Kreuzfahrtschiff. Seine Beschreibung lautete: ‚Ein Schiff, auf dem man sicher reist und komfortabel lebt. Es gibt alles, was man sich nur wünschen kann und was das Leben an Bord zum Vergnügen macht.‘ Ich erinnere mich an seine glänzenden Böden, weiten Treppenaufgänge, das Schwimmbad und einen großen Speisesaal. Zum ersten Mal probierte ich Ananas und sah dunkelhäutige Kellner und Bedienungspersonal. Meine Mutter sagte, es seien gute Leute und keine ‚Hitlers‘ – das war ein Pluralwort geworden – und ich war getröstet. Meine Eltern nahmen an einem offiziellen Ball teil und bis zum heutigen Tag besitze ich noch das schöne purpurne Abendkleid aus Seide, das meine Mutter trug.“⁹

Ähnlich erinnerten sich 15 Passagiere der „St. Louis“, die sich im April 1999 trafen:

„Hauptgesprächsthemen zur ‚St. Louis‘ waren das Schwimmbad, die Maskenbälle, Bordspiele und der ausgezeichnete Service auf dem Schiff sowie die Fürsorge von Kapitän Gustav Schröder. Mehrere Damen schwärmten von der Eleganz der Bordbälle, bei denen die damaligen Kinder nicht bis zum Schluß bleiben durften.“¹⁰

Sonja Geismar weiter:

„Trotz der vielseitigen Beschäftigungsmöglichkeiten und der Erleichterung, Europa verlassen zu können, herrschte Angst unter den Passagieren wegen des ungewissen Starts in einem neuen Land, Traurigkeit und Sorgen wegen der zurückgelassenen Lieben. ... Nach zwei Wochen auf See weckten uns die Schiffsglocken

früh am 27. Mai. Wir waren bereit auszusteigen in den sicheren Hafen, wo wir vorübergehend leben würden, bis unsere Quotenzuweisung in die USA erfolgen würde. Wir waren noch nicht von der Landungsbrücke, als unsere Landeerlaubnisse für Touristen für ungültig erklärt wurden. Das neue Gesetz, Dekret Nr. 937, dieselbe Zahl wie die der Passagiere, erforderte eine schriftliche Verfügung von Cubas Arbeitsministerium und dazu noch eine Summe von 500 \$ pro Person. ... Ich denke daran, wie ich an Deck stand und den Leuten in Kähnen und Fischerbooten unter mir zuwinkte und auch den Löbs, die schon in Cuba lebten und besorgt die Vereinigung mit ihren Eltern, Ehepartnern und Kindern erhofften. Sie wurden aber zu diesem Zeitpunkt nicht vereint. Was würde mit uns geschehen? Wohin könnten wir gehen? Welches Land würde uns aufnehmen? Diese sorgenvollen Tage voller Ungewissheit und Verzweiflung lasteten schwer auf den Erwachsenen. Ich aber war geschützt und war mir der Problematik nicht bewusst.¹¹



Abb. 3: Kapitän Schröder

In seinem Tagebuch schrieb Kapitän Gustav Schröder dazu:

„Die einzigen, die in all den Tagen unbekümmert blieben, waren die Kinder der Passagiere. Ja, sie freuten sich, länger an Bord bleiben zu können und nahmen ihr Schicksal höchstens spielerisch wichtig, indem sie ein Spiel mit dem Namen erfanden ‚Juden haben keinen Zutritt‘. An einer aus Stühlen hergestellten Barriere standen zwei Jungens mit strenger Amtsmiene und verhörten die Einlass begehrenden Kameraden. Ein kleiner Berliner, der an der Reihe war, wurde barsch gefragt: ‚Bist Du ein Jude?‘ Als er dies kleinlaut bejahte, wiesen sie ihn streng zurück: ‚Juden haben keinen Zutritt!‘ ‚Ach‘, bat der Berliner Junge, ‚lassen sie mir man durch, ick bin doch blos‘n janz kleener!‘ ... Leider war es nicht ein Traum, dass ich mit 900 verzweifelten Passagieren, die kein Land auf der ganzen Welt aufnehmen wollte, mitten auf dem Atlantik herum fuhr. Und ich empfand ein Unbehagen, als mir klar wurde, dass ich die Disziplin nicht mehr mit der Hoffnung auf eine Landung im Westen aufrecht erhalten konnte. Ich hatte jetzt die traurige Pflicht, meinen Passagieren reinen Wein einzuschenken über die Aussichtslosigkeit einer Landung in Amerika.¹²

Sonja Geismar weiter:

„Nachdem Verhandlungen zwischen dem Joint JDC (Joint Distribution Committee) und Cubas Offiziellen zu keinem Ergebnis führten, wurde das Schiff aus den cubanischen Gewässern weggeschickt. Hätte das Schiff einen anderen Kapitän gehabt, wer weiß,

was dann geschehen wäre? In der Hoffnung, dass die Aufnahme in die USA gestattet würde, segelte Kapitän Gustav Schröder an die Küste Floridas. Während der ganzen Reise wurde die aufrechte Anti-Nazi-Haltung des Kapitäns durch seine Entscheidungen deutlich: Hitlers Photo wurde aus dem Speisesaal entfernt, der Körper eines Selbstmörders auf dem Schiff wurde in die Flagge der Hapag-Linie anstatt in die Hakenkreuzflagge eingewickelt.“¹³

Ihre Mutter Freya Maier beschrieb die Lage folgendermaßen:

„Nach zwölf Tagen Fahrt sagte der Kapitän, wir sollten alles packen, weil wir landeten. Es war Samstag früh und wir waren alle sehr froh. Statt zu landen, kamen Polizei von Cuba Security und die Nachricht war, dass wir nicht landen können und das Boot nicht verlassen dürfen. Vom Jüdischen Komitee New York kamen einige Leute und sagten, sie werden alles mögliche für unsere Einreise tun, aber nichts geschah. Roosevelt war Präsident und gab nicht die Erlaubnis in den USA zu landen. Kapitän Gustav Schröder war sehr mitfühlend und cabled zu Trinidad, Honduras, Dominican Republic, aber nichts geschah. Wir mussten Cuba verlassen vorbei an Miami. Sehen durften wir die USA, aber hinein durften wir nicht. ... Auf dem Boot bildeten wir ein Komitee; mein Mann Ludwig hat mitgeholfen. Leute wurden krank. Ein Herr Weiler starb und wurde on sea beerdigt. Einige Menschen verloren die Nerven und sind overboard gegangen.“¹⁴

Sonja Geismar:

„Kapitän Gustav Schröder wandte sich an Canada und versprach den Passagieren, dass er sie nicht nach Deutschland zurückbringen werde. Er erwog, das Schiff auf Grund laufen zu lassen, so dass England gezwungen gewesen wäre, uns zu retten. Um Zeit zu gewinnen, nahmen wir eine langsame und weitschweifige Route nach Europa zurück. ... Weil Gustav Schröder das Schlimmste befürchtete, bildete er ein Selbstmordbewachungskomitee wegen der Verzweiflung und Angst unter den Passagieren. Mein Vater trat dem Komitee bei. Kapitän Schröder war umsichtig genug, Dankesbriefe an die Mitglieder zu schreiben. Der Brief, den meine Eltern als Schatz aufbewahrt hatten, befindet sich jetzt in meiner Wohnung. Kapitän Schröder wurde nach seinem Tod von Yad Vashem geehrt.“¹⁵

Freya Maier weiter:

„Nach sechs Wochen auf dem Ozean hatten wir Nachricht von Frankreich, Holland, Belgien und England. In Belgien landeten wir und wurden verteilt – je 250 Leute in diese vier Länder. Wir

kamen mit einem Frachtboot nach Southampton/England. Das Jüdische Komitee arrangierte alles. In London wurden wir vom Komitee begrüßt und wir bekamen ein Zimmer in einem Miethaus. Von Juni 1939 bis Januar 1940 haben wir dort gelebt. Mit Kriegsbeginn waren wir ‚enemy aliens‘ und konnten nicht arbeiten. ... Ich denke oft, besonders jetzt wo man älter ist, an die guten Zeiten. Ich war nie mehr in meiner Heimat, da meine Eltern umkamen.⁴¹⁶

Sonja Geismar erlebte die Situation wie folgt:

„Nach Verhandlungen des JDC unter Morris Troper stimmten Großbritannien, Frankreich, Belgien und die Niederlande zu, die Passagiere aufzunehmen. Als die ‚St. Louis‘ in Antwerpen [Anmerkung: mit noch namentlich festgehaltenen 907 Personen an

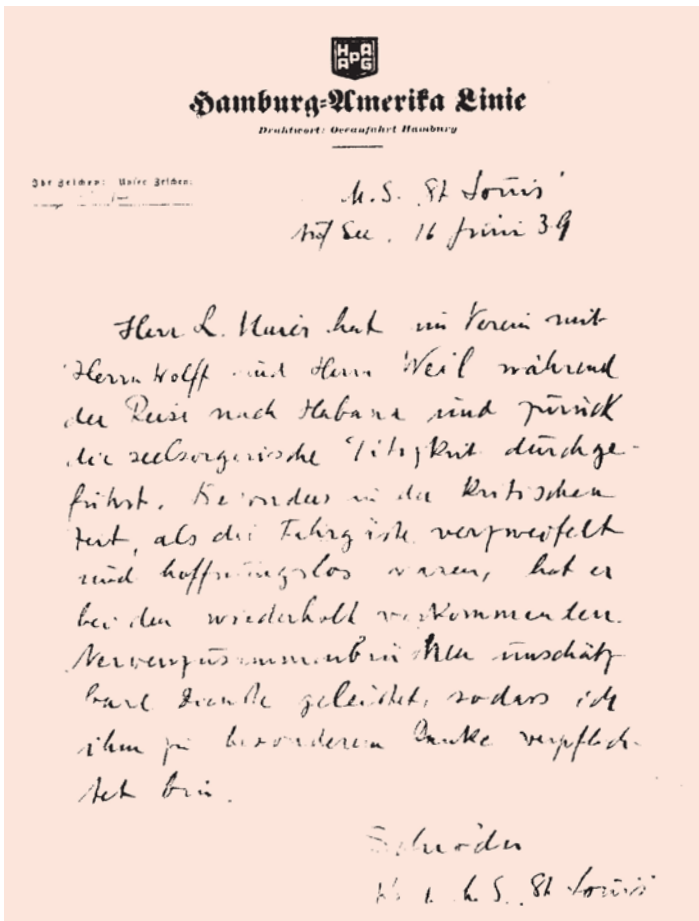


Abb. 4: Dankbrief von Kapitän Gustav Schröder an Ludwig Maier



Abb. 5: Sonja Geismar

Bord] anlegte, verließen die Löbs das Schiff. Die jüngeren Mitglieder der Familie kamen im Mai 1940 in den USA an; die älteren Löbs wurden wohl nach Auschwitz transportiert, wie es das Schicksal von 254 der Passagiere war, die in die Falle gingen, als sie auf den Kontinent geschickt wurden. Ein Frachter namens ‚Rho-katis‘ übernahm den Transport der Passagiere in andere Länder. Dieser Frachter war ein deutlicher Kontrast zur ‚St. Louis‘. Wir schliefen nach Frauen und Männern getrennt in Doppelstockbetten und hatten keine Beschäftigungsmöglichkeiten. ... In Antwerpen war den Passagieren der Verbleib zur Wahl gestellt worden. Meine Eltern vermuteten zutreffend, dass das Meer zwischen England und Deutschland ein Schutz sein würde. Wir lebten in Broadhurst Gardens in London in einer von der Quäkerin Mrs. Lee geleiteten Pension. Um einen Teil unserer Aufenthaltskosten zu decken, wurde meine Mutter Köchin für die Pension. Als im Zweiten Weltkrieg Luftangriffe begannen, wurden für uns Luftschutzkeller und Gasmaske Routine. Nach acht Monaten in England wurden unsere Quotennummern aufgerufen und wir kamen am 11. Februar 1940 mit dem Schiff ‚Georgic‘ in New York an.¹⁷

Zusammengefasst wird im Buch von Georg Reinfelder die Irrfahrt der „St. Louis“ wie folgt beschrieben:

„Am 13. Mai 1939 fuhr die MS ‚St. Louis‘ von Hamburg in Richtung Kuba. Kapitän Gustav Schröder hatte es übernommen, über 900 Juden nach Zahlung von Schiffspassage und Landungserlaubnis nach Havanna zu bringen. Wenigen Passagieren wurde die Landung erlaubt, auch die Verhandlungen jüdischer Unterhändler scheiterten. Die ‚St. Louis‘ kreuzte vor Florida. Auch die USA wiesen das Schiff ab. Es kam die Order an Kapitän Schröder, der seine Passagiere außerordentlich zuvorkommend behandeln ließ, die Rückkehr anzutreten. Die Passagiere gerieten in Panik, mit Massenselbstmord und Meuterei wurde gedroht, denn die Rückkehr nach Deutschland bedeutete die Deportation in Konzentrationslager. Es gelang in letzter Minute, die 906 Passagiere in Antwerpen an Land gehen zu lassen. Etwa ein Viertel der Flüchtlinge konnte nach England weiterreisen, die anderen wurden auf Belgien, Frankreich und Holland verteilt, wo sie nach Kriegsbeginn in die Gewalt der Nazis gerieten und später viele in Vernichtungslager deportiert wurden. Kapitän Schröder rettete durch sein mutiges Verhalten etwa die Hälfte seiner Passagiere vor der späteren Vernichtung und wurde vom Staat Israel in Yad Vashem in den Kreis der ‚Gerechten der Völker‘ aufgenommen. Die Bundesrepublik Deutschland ehrte ihn 1957 mit dem Bundesverdienstkreuz.“¹⁸

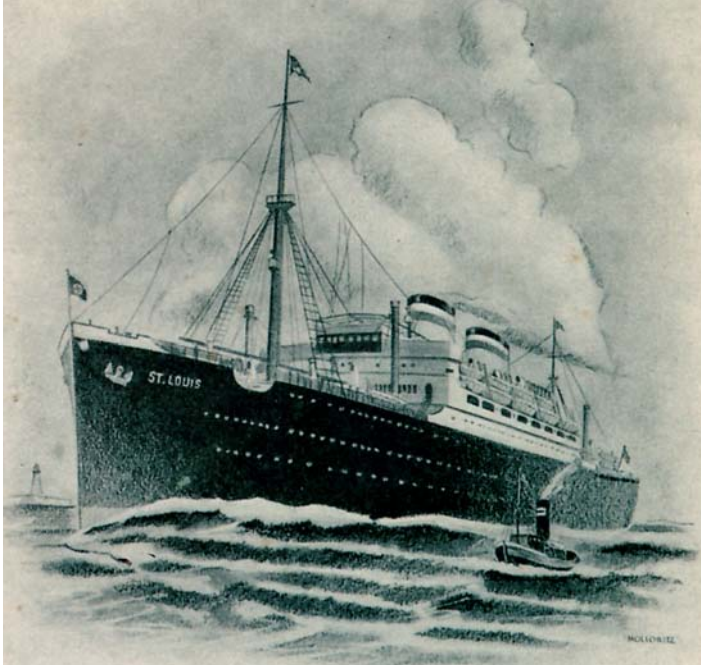


Abb. 6: St. Louis

Kapitän Gustav Schröder schrieb nach dem Krieg:

„Niemals aber möge die Mahnung vergessen werden, die das tragische Schicksal der schwer geprüften Passagiere des ‚Emigrantenschiffes‘ für die gesamte Menschheit bedeutet, damit sich Grausamkeit und Unmenschlichkeit, wo es auch immer sei, nie wieder breit machen können.“¹⁹

Anhang

Bild 1: Die Hochzeit von Freya Valfer mit Ludwig Maier aus Malsch am 15. Januar 1933 war die letzte jüdische Eheschließung in der Synagoge in der Poststraße in Kippenheim. Vorne die Braut Freya Valfer mit ihrem ältesten Bruder Karl, dahinter als Brautmädchen rechts Sofie Löb, Tochter von der Schwester des Bräutigams Julia Löb, die unmittelbar dahinter neben ihrem Bruder, dem Bräutigam Ludwig Maier in die Synagoge einzieht. Archiv Robert Kraiss

Bild 2: Familie Max Valfer in Kippenheim 1937 bei der Auswanderung von Ruth Valfer in die USA: vorne v. li. n. re.: Max und Fanny Valfer, Freya Maier mit der 2-jährigen Tochter Sonja und ihrem Mann Ludwig Maier. Hinten v. li. n. re.: Trude mit ihrem Mann Karl Valfer und den Geschwistern Erich, Ruth, Hugo, Else Valfer. Archiv Robert Kraiss

Bild 3: Kapitän Gustav Schröder. Reisfelder Buch

Bild 4: Dankbrief von Kapitän Gustav Schröder an Ludwig Maier. M.S. St. Louis auf See, 16. Juni 39: „Herr L. Maier hat im Verein mit Herrn Wolff und Herrn Weil während der Reise nach Habana und zurück die seelsorgerliche Tätigkeit durchgeführt. Besonders in der kritischen Zeit, als die Fahrgäste verzweifelt und hoffnungslos waren, hat er bei den wiederholt vorkommenden Nervenzusammen-

brüchen unschätzbare Dienste geleistet, sodass ich ihm zu besonderem Dank verpflichtet bin. G. Schröder. K.M.S. St. Louis.“ Archiv Robert Kraiss

Bild 5: Sonja Geismar

Bild 6: Das Motorschiff „St. Louis“ der Hamburg – Amerika – Linie. Reisfelder Buch.

Anmerkungen

- 1 Mail von Hedy Epstein vom 21. August 2002. Archiv Robert Kraiss.
- 2 Malscher Historischer Bote. Jüdisches Leben in Malsch. 2009. S. 231.
- 3 Schicksal und Geschichte der jüdischen Gemeinden Ettenheim. Kippenheim. 1988. S. 365–367.
- 4 Bericht vom 25. November 2000 von Freya Maier, Archiv Robert Kraiss.
- 5 Zeitzeugenvortrag von Sonja Geismar, geborene Maier, am 23. September 2015 in New York in der Übersetzung von Susanne Bruckner, Archiv Deutsch-Israelischer Arbeitskreis (DIA). Sonja Maier heiratete in den USA den aus Breisach stammenden Arnold Geismar, arbeitete als Gymnasiallehrerin und als Bibliothekarin und lebt noch heute in der Bronx in New York.
- 6 Bericht vom 25. November 2000 von Freya Maier, Archiv Robert Kraiss.
- 7 Malscher Historischer Bote. Jüdisches Leben in Malsch. 2009. S. 233.
- 8 Rappenecker, Monika: Katalog zur Ausstellung „Nazi-Terror gegen Jugendliche. Verfolgung, Deportation und Gegenwehr“, 2016, S. 129–131.
- 9 Zeitzeugenvortrag von Sonja Geismar am 23. September 2015 in New York, Archiv DIA.
- 10 Reinfelder, Georg: MS „St. Louis“. Die Irrfahrt nach Kuba Frühjahr 1939. Kapitän Gustav Schröder rettet 906 deutsche Juden vor dem Zugriff der Nazis. 2002. Berlin. S. 190. Angeregt durch das 1949 in geringer Auflage erschienene Erinnerungsbuch von Gustav Schröder „Heimatlos auf hoher See“ hat Georg Reinfelder über zwei Jahrzehnte Dokumente und Erinnerungen der Besatzungsmitglieder und ihrer Passagiere zusammengetragen sowie Archive und Nachlässe ausgewertet. Erstmals wird in dem Buch die authentische Namensliste der 907 in Antwerpen angekommenen Passagiere mit Namen, Geburtsdatum und Aufnahmeland veröffentlicht.
- 11 Zeitzeugenvortrag von Sonja Geismar am 23. September 2015 in New York, Archiv DIA.
- 12 Reinfelder, Georg: MS „St. Louis“. Die Irrfahrt nach Kuba Frühjahr 1939. S. 95–96.
- 13 Zeitzeugenvortrag von Sonja Geismar am 23. September 2015 in New York, Archiv DIA.
- 14 Bericht vom 25. November 2000 von Freya Maier, Archiv Robert Kraiss.
- 15 Zeitzeugenvortrag von Sonja Geismar am 23. September 2015 in New York, Archiv des DIA.
- 16 Bericht vom 25. November 2000 von Freya Maier, Archiv Robert Kraiss.
- 17 Zeitzeugenvortrag von Sonja Geismar am 23. September 2015 in New York, Archiv DIA.
- 18 Reinfelder, Georg: MS „St. Louis“. Umschlagrückseite.
- 19 Schröder, Gustav: Heimatlos auf hoher See. S. 35.

Das „Judewegle“ in Dörlinbach

Authentischer oder inszenierter Ort jüdischer Regionalgeschichte?

Uwe Schellinger

„In einer Gegend wie dieser, die von zahlreichen Grenzen durchzogen war, mit ihren vielen, oft sehr kleinen Ritterschaften, war für Juden jeder Gang teuer. Sie versuchten, dem Leibzoll zu entgehen, indem sie Dörfer und Güter umschritten, egal wie viel länger sie deswegen gehen mussten. Im Lauf der letzten zweihundert Jahre waren aus diesen Judenwegen feste Pfade geworden, die sich zwischen Dörfern durch Wälder, entlang Flüssen und Feldern schlängelten. [...] Täglich bewegten sich unzählige Juden auf derartigen Pfaden – Händler, Hausierer, Bettler und Flüchtlinge, die aus judenfeindlichen Gebieten verjagt worden waren.“

Ruth Weiss, Der Judenweg (2004)

„Die lebhafteste Phantasie, hier und nirgendwo anders sei es gewesen, erfasst Menschen wohl stärker an Orten, die mit vielen Bildern umgeben sind, als an solchen, die wissenschaftliche Expertisen vorlegen können.“

Detlef Hoffmann, Authentische Erinnerungsorte (2000)

Innerhalb der Geschichtswissenschaft hat seit geraumer Zeit die Beschäftigung mit den Fragestellungen und Problemen der sogenannten „historischen Authentizität“ eine enorme Bedeutung erlangt. Insbesondere das Museumswesen und die Gedenkstättenarbeit sind davon in besonderer Weise berührt. Woher rührt das Bedürfnis nach dem historischen Echten und Realen und wie lässt sich diese Authentizität feststellen oder festschreiben? Wie geht man andererseits mit nur inszenierten oder konstruierten vermeintlich historischen Orten um?¹ Lassen sich beide Kategorien – der authentische oder der inszenierte Ort – immer klar voneinander trennen?

Diese Fragestellungen zur „historischen Authentizität“ lassen sich exemplarisch auf einen Ort jüdischer Regionalgeschichte beziehen, der inzwischen aus dem Schuttertal bekannt geworden ist: das sogenannte „Judewegle“ bei Dörlinbach.

Dokumentiert dieser besonders ausgewiesene Ort tatsächlich früheres jüdisches Leben und wodurch lässt sich dies belegen? Oder stand die Idee beziehungsweise das lebhaftes „Bild“ eines solchen Weges im Vordergrund, als das „Judewegle“ neu angelegt wurde?

Jahrhundertlang nutzten die jüdischen Händler – vor allem Vieh-, Textil- und Haushaltswarenhändler – bestimmte Verbindungswege, um zu ihrer Kundschaft in näheren oder weiter entlegenen Ortschaften oder in die größeren Städte zu gelangen. Diese Verbindungswege boten den jüdischen Händlern einen zumindest teilweise besseren Schutz auf ihren zumeist tagelangen Reisen, nicht selten waren sie im Verbund dort unterwegs. Auf diesen Wegen lagen meist auch ausgewählte Einkehr- oder Übernachtungsmöglichkeiten, die Juden auf ihren Geschäftsreisen auf dem Weg zu den einschlägigen Märkten und Messen immer wieder aufsuchten. Ebenso wie bei den für sie relevanten unterschiedlichen christlichen und jüdischen Kalender- und Zeitangaben², mussten sich die Juden auch in der Topographie ihres oft großen geschäftlichen Einzugsbereichs zurechtfinden und wählten dafür bestimmte Wegverläufe. Dabei wurden gerade im 17. und 18. Jahrhundert bestimmte Wege auch genommen, um den vielen Wegezoll-Forderungen, denen Juden unterworfen wurden, zu entgehen.

Zur Existenz, Lage und Bedeutung dieser unterschiedlichen und kulturgeschichtlich relevanten „Judenwege“ oder auch „Judenpfade“ wurde schon ausführlich geforscht.³ Darüber hinaus hat das Thema mittlerweile auch in die Literatur Eingang gefunden: Bekannt geworden ist vor allem der Roman „Der Judenweg“ der aus Fürth stammenden jüdischen Schriftstellerin Ruth Weiss (geb. 1934).⁴

Die Ortenau ist als Region mit besonders vielen größeren landjüdischen Gemeinden bekannt, die zumeist seit etwa Mitte des 17. Jahrhunderts bis zu den nationalsozialistischen Oktoberdeportationen 1940 bestanden.⁵ Über „Judenwege“ in der Ortenau und ihre genauen Verläufe in der Landschaft ist allerdings bislang kaum etwas bekannt geworden.⁶ Dies verwundert, da es die besonders von Juden benutzten Verbindungswege mit hoher Wahrscheinlichkeit auch in dieser Region gegeben haben dürfte. Forschungen zu den „Judenwegen“ in der Ortenau sind deshalb zweifelsohne ein Desiderat, das sich im Übrigen auf ganz Mittel- und Südbaden ausweiten ließe.⁷

Einen singulären Hinweis für einen solchen Weg, der vom „Judendorf“ Diersburg hinüber ins Kinzigtal gegangen sei, lie-

ferte vor einigen Jahren der 1912 geborene Zeitzeuge Berthold Hermann: „Ich erinnere mich [...], wie der [...] Maier Maier mit der Marktchaise zu Fuß ins Kinzigtal ging. Fürwahr eine mühsame Angelegenheit bei den damals noch unbefestigten Straßen. Vor dieser Zeit trugen die jüdischen Händler ihre Waren auf Kraxen [Rückenkörbe], wie sie auch die Schwarzwälder Uhrenhändler verwendet haben. Am heutigen Sportplatz geht ein Pfad hinüber ins Kinzigtal. Er heißt ‚der Judenpfad‘.“⁸ Weitere Informationen zu diesem Weg gibt es jedoch nicht. Ein weiterer „Judenpfad“, der im Jahr 1894 beschrieben wird, hat hingegen mit hoher Wahrscheinlichkeit nichts mit der Handelstätigkeit der Juden zu tun, sondern meint lediglich den Weg zum jüdischen Friedhof Schmieheim.⁹

Auch in das Schuttertal hinüber soll es Verbindungswege aus den Dörfern in der Vorbergzone und der Rheinebene gegeben haben. Darauf möchte seit dem Jahr 2004 ein eigens ausgewiesenes sogenanntes „Judewegle“ im Wald bei Dörlnbach aufmerksam machen.

Zu diesem Weg gelangt man von Dörlnbach aus über die Sandebene. Das eigentliche „Judewegle“ beginnt etwa 600m westlich von der Sandebene beim Runzenbach. Von dort geht es durch den Wald steil hinauf zum Hauptweg beim Schwiebögle.

Eine beim Einstieg in den Weg an einem Findlingsstein angebrachte Tafel berichtet seit 2004 das Folgende:

„Das Judewegle erinnert an die Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg, als noch mehrmals im Jahr Landjuden aus der Vorbergzone zu Fuß ‚über den Berg‘ (Helgenstöckle – Ettenheimer Hütte – Schwieböglestein) wanderten, um in Dörlnbach mit Vieh zu handeln und ausgesuchte Gebrauchsgüter und Textil- und Kurzwaren anzubieten. Die ‚Viehjuden‘ kamen gewöhnlich von Altdorf, die ‚Geschirrjuden‘ von Kippenheim, die ‚Stoffjuden‘ und ‚Bändelejuden‘ von Schmieheim. Die alten Dörlnbacher erinnern sich vor allem noch an jene Handelsjuden, die in ihren Häusern Stoffe jeglicher Art anboten. Die in verschnürten Kartons verpackten Stoffballen wurden am Gehstock (‚Hokestock‘) über der Schulter getragen. Die jüdischen Händler, die meistens zu dritt, viert oder fünft unterwegs waren, trugen stets einen schwarzen Mantel und einen schwarzen Hut und gingen hintereinander, im ‚Judenmarsch‘, wie es die Leute im Tal nannten. Während die jüdischen Stoffhändler noch bis 1938 ins Dorf kamen, fand nach 1933 der Viehhandel zwischen den ‚Viehjuden‘ und den ortsansässigen Bauern auf der ‚Sandebene‘ statt – und wurde vom örtlichen Gemeindeboden überwacht.“



Abb. 1: Erinnerungstafel am „Judewegle“
[Foto: Uwe Schellinger, 2016]

Soweit der vor Ort präsentierte Informationstext, der eine anschauliche Beschreibung anbietet, warum der neu gestaltete Weg früher ein „Judenweg“ gewesen sein soll. Fast schon bildlich kann man sich anhand dieses Textes die wandernden jüdischen Händler auf ihrem Weg hinab ins Schuttertal vorstellen.

Die Initiative zur Errichtung des „Judewegle“ ging vom – heute nicht mehr existierenden – Dörlinbacher Heimat- und Touristikverein aus. Mitglieder des Vereins legten 2004 über mehrere Wochen hinweg in „160 Arbeitsstunden“ den als historisch bedeutsam betrachteten Weg wieder frei und machten ihn begehbar.¹⁰ Der steile Waldweg wurde (mithilfe des örtlichen Bauhofs) in ehrenamtlicher Arbeit vom Gestrüpp befreit, nachfolgend wurde der Untergrund

neu geebnet und mit Splitt befestigt.

Dieser auf solche Weise instandgesetzte Waldweg sei früher, so wird berichtet, von den jüdischen Händlern „als kürzeste Verbindung von Kippenheim, Schmieheim, Altdorf, Wallburg oder Ettenheim nach Dörlinbach“ genommen worden¹¹ und sollte nun wieder in Erinnerung gebracht werden.

Das „Judewegle“ (hier im Übrigen stets in einer, ihrem Sinn nach unklaren Diminutivform angegeben) wurde schließlich am 9. Oktober 2004 im Rahmen einer öffentlichen Feierstunde vorgestellt. Historische Hintergrundinformationen zu dem Weg sowie den oben zitierten Text steuerte der Schuttertälner Heimatpfleger Gerhard Finkbeiner (1940–2009) bei. Dessen Schilderung ging offenbar – wie auf der Inschrift erwähnt – auf Erzählungen von „alten Dörlinbacher[n]“ zurück, die an dieser Stelle zusammengefasst wurden. Allerdings gibt es nirgendwo nähere Hinweise auf konkrete Auskunftspersonen oder auf sonstige, beispielsweise schriftliche Quellen. Auch im glücklicherweise erhalten gebliebenen, umfangreichen Archiv Finkbeiners, das mittlerweile in der Dorfmühle in Dörlinbach aufbewahrt wird, konnten keine näheren Informationen zu dieser speziellen Thematik ausfindig gemacht werden. Dies lässt vermuten, dass Finkbeiner den Text zur Eröffnung des „Judewegle“ vornehmlich auf der Basis mündlicher Überlieferungen erstellte, die er allerdings nirgendwo dokumentiert hat.



Abb. 2: Einweihungsfeier zum „Judewegle“
(Foto: Heidi Fößel)

An die Neuanlage dieses Weges wurden, zumindest in der Außendarstellung der Beteiligten, bestimmte und durchaus nicht geringe Erwartungen geknüpft. Der Weg sei nicht nur „historisch bedeutsam“, sondern eine „Spur der Toleranz über alle Regionen [meint wohl: hinweg, U.S.]“ sowie ein „Beitrag zur Bewältigung der jungen Geschichte“. Dadurch hätte er eine größere Bedeutung als ein einfacher, markierter Wanderweg und sei „attraktiv“ sowie ein „zusätzliches Plus“ für den Tourismus.¹² Tatsächlich hatte der als „Judewegle“ bezeichnete Wegabschnitt danach eine gewisse Bedeutung im Kontext des sogenannten „Masterplan Tourismus“ der Gesamtgemeinde Schuttertal.¹³ Inzwischen ist der Weg mit neuer Beschilderung in den neu angelegten, insgesamt 6,8 Kilometer langen Schuttertälere Rundwanderweg „Judenwegle [sic!] – Hohrütte – Rundweg“ integriert und auch semantisch „erwachsen“ worden: aus dem „Judewegle“ wurde das „Judenwegle“.

In welcher Weise sich die Handelsbeziehungen zwischen den Juden aus den sogenannten „Judendörfern“ in der Rheinebene und Vorbergzone und den Bewohnern der Schuttertals tatsächlich gestaltet, ist allerdings noch keinesfalls so hinreichend geklärt, wie es der präsentierte Text nahelegen möchte. Zu den jeweiligen Handelswegen der Ortenauer Landjuden liegen zwar viele Erzählungen, aber bislang überraschend wenige konkrete Forschungserkenntnisse vor. Dies trifft in gleicher Weise auch für die Handelsbeziehungen und Handelswege der Ortenauer Juden ins Schuttertal zu.

Generell ist das Wissen um die konkrete Lebenswelt jüdischer Händler gerade in Mittel- und Südbaden noch überra-



Abb. 3: Neue Beschilderung für den Schuttertälner „Judenwegle-Hohrütte-Rundweg“ [Foto: Uwe Schellinger, 2016]

schend dürftig ausgeprägt.¹⁴ Dies lässt sich nicht zuletzt damit begründen, dass die Quellenlage zu den jüdischen Händlern äußerst schlecht ist. Die nationalsozialistische Verfolgungs- und Vernichtungspolitik hatte zur Folge, dass kaum Quellen aus dem Besitz der ehemaligen jüdischen Händlerfamilien überliefert sind. Dies führt dazu, dass sich das Bild jüdischer Händler oft ausschließlich aus Zeitzeugenerinnerungen zusammensetzt. Im Gegensatz zu der großen Bedeutung, die der Handel für die jüdischen Gemeinden in der Ortenau hatte, liegen nach wie vor kaum eingehendere Forschungen zum Thema des jüdischen Handels vor.¹⁵ Damit einher geht unter anderem auch ein eklatanter Mangel an historischem Bildmaterial und Fotografien zu jüdischen Händlern. Aufnahmen wie diejenige des Pferdehändlers Salomon Schnur-

mann (1887–1937) aus Schmieheim (um 1930) sind eine Seltenheit. Oft prägen deswegen die vielfach stereotypen Motive wie diejenigen der bekannten „Zizenhausener Terrakotten“ aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Visualisierung jüdischer Händler im Schwarzwald.¹⁶

Durch vereinzelte Quellen aus dem „Judendorf“ Kippenheim und dort aus dem sogenannten „Höfer-Fund“ lassen sich zumindest Geschäftsbeziehungen zwischen der dort ansässigen erfolgreichen jüdischen Eisenwarenhändler-Familie Weill und verschiedenen Schuttertälner Handwerkern zwischen 1856 und 1861 belegen.¹⁷ Von den Gebrüdern Weill aus Kippenheim bezogen der Wittelbacher Schmiedemeister Wagner und der Dörlinbacher Schmiedemeister Rombach ebenso Rohmaterialien für ihr Handwerk¹⁸ wie der Schmied Joseph Föhrenbach aus Schuttertal.¹⁹ Vor allem Föhrenbach hatte offenbar gute Geschäftsbeziehungen zu den jüdischen Eisenwarenhändlern aus Kippenheim.²⁰ Ein Indiz dafür, dass man zu dieser Zeit – in der Mitte des 19. Jahrhunderts – in den Schuttertälner Dörfern keine grundsätzlichen Ressentiments gegen die Aktivitäten jüdischer Händler gehabt haben dürfte, könnte sein, dass sich die fast ausschließlich katholischen Ortschaften Wittelbach (damals 211 Einwohner), Schuttertal (968), Dörlinbach (522) und Schweighausen (1092) explizit nicht an einer antijüdischen Petitionsbewegung beteiligten, die im Jahr 1862 – organisiert von konservativ-katholischen Kreisen – unter anderem massiv das Geschäftsverhalten jüdischer Händler anprangerte und damit die Gesetzgebung zur bürgerlichen Gleichstellung



Abb. 4: Pferdehändler Salomon Schnurmann (1887–1937) aus Schmieheim (um 1930) (Sammlung Uwe Schellinger)

der Juden in Baden verhindern wollte. In den genannten Dörfern fehlte es offensichtlich am Willen, sich an dieser gegen die Juden gerichteten Aktion aktiv zu beteiligen.²¹

Ob allerdings Händler wie die Weills aus Kippenheim sich für ihre Verkaufsgeschäfte regelmäßig und in größerer Anzahl über das „Judewegle“ ins Schuttertal begaben, bleibt ungewiss. Gerade in der zweiten Hälfte des 19. und im 20. Jahrhundert wurden die bestellten Waren wohl eher mit Fuhrwerken geschickt oder in der Stadt Lahr abgeholt.²² Weitere Beziehungen von jüdischen Händlern aus den „Judendörfern“ in der Rheinebene ins Schuttertal neben den oben geschilderten sind aktuell nicht bekannt beziehungsweise quellenmäßig bislang nicht fassbar.

Es spricht einiges dafür, dass die auf der Tafel für das Dörlinbacher „Judewegle“ zu lesenden Erzählungen und die behaupteten Details einen gewissen Wahrheitsgehalt in sich tragen. Es

muss Gründe dafür geben, weshalb die nun ausgezeichnete Wegstrecke im Dörlinbacher Wald den Einheimischen als „Judewegle“ in Erinnerung geblieben ist: etwa konkrete persönliche Erfahrungen einzelner Dörlinbacher oder eine länger währende mündliche Tradierung eines solchen Namens.

Gleichwohl sollten die gemachten Angaben zukünftig im Sinne der historischen Quellenkritik durch konkrete Forschungen sowie idealerweise durch zusätzliche robuste Quellen näher belegt werden. Die allem Anschein nach an keiner Stelle dokumentierten Erzählungen der „alten Dörlinbacher“ reichen für eine Verifizierung sicherlich ebensowenig aus wie das Ansinnen, durch eine solche interessante Wegbezeichnung „eine Gegend für den Tourismus attraktiv zu machen“.²³ Bis nähere wissenschaftliche Expertisen vorliegen, wird man die Informationen zum „Judewegle“ zunächst mit einer gewissen Vorsicht zur Kenntnis nehmen müssen. Zum momentanen Zeitpunkt erweist sich das Dörlinbacher „Judewegle“ oder auch „Judenwegle“ als nicht nachgewiesenen *authentischer*, sondern vielmehr als *inszenierter* Ort jüdischer Regionalgeschichte.²⁴ Die mögliche Transformation vom inszenierten zum authentischen Ort kann in diesem Fall nur durch tiefergehende Quellenstudien und durch weitere Forschungsarbeit gelingen.

Anmerkungen

- 1 Siehe hierzu beispielsweise die Arbeit des Leibniz-Forschungsverbunds „Historische Authentizität“, u. a. den Internetauftritt des Verbunds: <http://www.leibniz-historische-authentizitaet.de>. Weiterhin Saupe, Achim: Authentizität. In: Bösch, Frank (Hrsg.): Zeitgeschichte – Konzepte und Methoden, Göttingen 2012, 144–165 oder Sabrow, Martin/Saupe, Achim (Hrsg.): Historische Authentizität, Göttingen 2015.
- 2 Siehe Müller, Monika: Leben mit zwei verschiedenen Zeiten: Die jüdischen Kalender aus dem Bestand der Schmieheimer Genisa. In: Die Ortenau 86, 2006, 269–286. Beschrieben werden hier anhand von Beispielen aus der „Schmieheimer Genisa“ unter anderem die kleinen jüdischen Taschenkalender, die insbesondere den jüdischen Händlern eine wertvolle Hilfe bei der Planung ihrer Geschäftsreisen waren.
- 3 Als Standardwerk gilt Rösch, Barbara: Der Judenweg. Jüdische Geschichte und Kulturgeschichte aus Sicht der Flurnamensforschung, Göttingen 2009. Dort finden sich auch Hinweise auf weitere lokal- und regionalgeschichtliche Literatur. Einer der ersten, der sich mit dem Thema beschäftigte, war der Augsburger Volkskundler Günther Kapfhammer. Siehe etwa Kapfhammer, Günther: Judenwege. Untersuchungen zur jüdischen Mobilität und Migration mit besonderer Berücksichtigung Bayerns. In: Blätter für oberdeutsche Namenforschung 27, 1990, 3–27.
- 4 Weiss, Ruth: Der Judenweg. Roman, Berlin 2004.
- 5 Die durchaus umfangreiche Literatur zur Geschichte der Juden in der Ortenau fächert sich in zahlreiche unterschiedliche Themenfelder auf, eine Gesamtgeschichte zu den Juden in der Ortenau existiert hingegen noch nicht. Vgl. mit dem Charakter einer Gesamtstudie Baumann, Ulrich: Zerstörte Nachbarschaften. Christen und Juden in badischen Landgemeinden 1862–1940, Hamburg 2000.

- 6 Diesbezügliche Anfragen meinerseits an die Fachgruppe „Kleindenkmale“ und die Fachgruppe „Flurnamen“ des Historischen Vereins für Mittelbaden e. V. im Jahr 2003 blieben ebenfalls gänzlich unbeantwortet.
- 7 Im Überblickswerk von Rösch von 2009 wird für die Region nur der in diesem Beitrag vorgestellte Weg auf Dörlinbacher Gemarkung erwähnt. Vgl. ebd., 418. Ein diesbezüglicher Aufruf in der Mitgliederzeitschrift des „Schwarzwaldvereins“ hat – allerdings schon 2003 – lediglich einen Hinweis auf einen einzigen weiteren „Judenweg“ im Waldgebiet auf der Höri-Halbinsel am Bodensee erbracht, den vermutlich die Juden aus dem Ort Wangen nutzten, um zum Viehmarkt nach Radolfzell zu gelangen. Ich danke Karl Schauber/Radolfzell-Markelfingen für seine diesbezüglichen Auskünfte.
- 8 Krauß, Reinhard: Erinnerungen an die Diersburger Juden – Zeitzeugen berichten. In: Historischer Verein für Mittelbaden/Mitgliedergruppe Hohberg (Hrsg.): Diersburg. Die Geschichte einer jüdischen Landgemeinde 1738–1940, Haigerloch 2000, 120–155, hier: 135.
- 9 Siehe Uttenweiler, Bernhard: Die jüdische Bevölkerung in Ettenheim und Umgebung im Spiegel der Ettenheimer Zeitung. In: Historischer Verein für Mittelbaden/Mitgliedergruppe Ettenheim (Hrsg.): Schicksal und Geschichte der jüdischen Gemeinden Ettenheim, Altdorf, Kippenheim, Schmieheim, Rust, Orschweier, Ettenheim (Nachdruck) 1997, 234.
- 10 Weber, Theo: Artikel „Pfad in die jüngste Vergangenheit“. In: Badische Zeitung vom 11.10.2004. Der Zeitungartikel fand sich in den Unterlagen des mittlerweile aufgelösten Heimat- und Tourismusverein Dörlinbach. Er wurde mir dankenswerterweise von Veronika Ehret (Gemeindeverwaltung Schuttertal) zugänglich gemacht. Ich danke Veronika Ehret ausdrücklich für ihre Hilfe und Auskünfte zur Sache.
- 11 Weber: Pfad in die jüngste Vergangenheit.
- 12 Schmidt, Walter: Artikel „Ein Beitrag zur Bewältigung der Geschichte“. Der Zeitungartikel fand sich (leider undatiert) in den Unterlagen des mittlerweile aufgelösten Heimat- und Tourismusverein Dörlinbach; siehe auch Weber: Pfad in die jüngste Vergangenheit.
- 13 Siehe Weber, Theo: Artikel „Erste Projekt sind auf dem Weg“. In: Badische Zeitung vom 2.12.2005. Hier wird auch eine Abbildung der neuen Tafel zum „Judewegle“ gezeigt. Vorhanden in den Unterlagen der Gemeindeverwaltung Schuttertal und dankenswerterweise von Veronika Ehret (Gemeindeverwaltung Schuttertal) zugänglich gemacht.
- 14 Siehe als Vergleich eine innovative Publikation zum Thema: Kaufmann, Uri R./Kohlmann, Carsten (Hrsg.): Jüdische Viehhändler zwischen Schwarzwald und Schwäbischer Alb, Horb-Rexingen 2. Aufl. 2013 (1. Aufl. 2008); weiterhin: Haumann, Heiko: „Lieber n’ alter Jud verrecke als e Tröpfli Schnaps verschütte.“ Juden im bäuerlichen Milieu des Schwarzwaldes zu Beginn des Nationalsozialismus. In: Menora 3, 1992, 143–152.
- 15 Am weiterführendsten ist hier nach wie vor die Darstellung zu den jüdischen Vieh- und Pferdehändlern bei Baumann: Zerstörte Nachbarschaften, 37–44. Zu den Offenburger jüdischen Händlern siehe Ruch, Martin: Verfolgung und Widerstand in Offenburg 1933–1945, Offenburg 1995, 313–319.
- 16 Siehe mit einzelnen Beispielen Schellinger, Uwe: Landjuden. In: Städtische Museen Freiburg/Augustinermuseum (Hrsg.): Unser Schwarzwald – Romantik und Wirklichkeit. Ausstellungskatalog, Petersberg 2011, 84 f.
- 17 Zum zugrunde liegenden Quellenfundus siehe Schellinger, Uwe: Der Kippenheimer *Höfer-Fund*: Quellen zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte des Ortenauer Landjudentums im 19. Jahrhundert. In: Die Ortenau 87, 2007, 463–480; zur Händlerfamilie Weill siehe Dedert, Lina-Mareike: Badisches Landjudentum am Beispiel der Familie Weill zur Mitte des 19. Jahrhundert. Unveröffentlichte Magisterarbeit, Universität Freiburg 2008; Dedert, Lina-Mareike: Waren für die Weills. Eine Untersuchung der Lieferantenstruktur der Eisenwarenhandlung Weill aus Kippenheim anhand des „Höfer-Fundes“. In: Die Ortenau 88, 2008, 315–332; sowie Dedert, Lina-Mareike: Durch Raum und Zeit. Die Familie Weill-Sonder zwischen Emanzipation und Restitution, Berlin 2014.
- 18 Hauptstaatsarchiv Stuttgart, J 387–63.
- 19 Hauptstaatsarchiv Stuttgart, J 387–58.
- 20 Dedert nennt neben den Bestellungen auch vorliegende Korrespondenz zwischen Föhrenbach und den Weills. Siehe Dedert: Durch Raum und Zeit, 308.

- 21 Siehe hierzu Schellinger, Uwe: „Das Volk hat kein Verlangen nach Berechtigung der Juden“: Eine Studie zur Emanzipation der jüdischen Minderheit und zum Antijudaismus der katholischen Bevölkerung im Großherzogtum Baden 1862 bis 1870. Unveröffentlichte Magisterarbeit, Universität Freiburg 1996.
- 22 Dedert: Badisches Landjudentum, 78.
- 23 Weber: Ein Beitrag.
- 24 Vgl. Saupe, Achim: Fake History: Spiele mit dem Authentischen. In: Weipert, Axel (Hrsg.): Historische Interventionenw: Festschrift für Wolfgang Wippermann zum 70. Geburtstag, Berlin, 2015, 233–257. Siehe auch Hoffmann, Detlef: Authentische Erinnerungsorte, oder: Von der Sehnsucht nach Echtheit und Erlebnis. In: Meier, Hans-Rudolf/Wohlleben, Marion (Hrsg.): Bauten und Orte als Träger von Erinnerung. Die Erinnerungsdebatte und die Denkmalpflege, Zürich 2000, 31–45.

Fremde Heimat – Flüchtlinge und Heimatvertriebene kommen ins Dorf

Günther Fischer

Vor 70 Jahren hatten Millionen Deutsche ihre Heimat verloren und hofften auf eine Herberge im zerstörten Nachkriegsdeutschland. Städte und Dörfer haben unter großem Einsatz die riesige Herausforderung gemeistert. Etwa 240 Personen aus den Gebieten östlich der Oder-Neiße-Grenze und aus Ost- und Südosteuropa sind in Steinach mittellos angekommen. Eine große Zahl konnte sich hier einrichten und Wurzeln schlagen. Andere sind weitergezogen. Einige waren bereit über Erlebtes und Überliefertes zu sprechen. Die Neubürger von damals haben auf vielfältige Weise das dörfliche Leben wieder mit aufgebaut, mit gestaltet und auch bereichert. Sie waren in der neuen Heimat angekommen. Mit diesem Aufsatz soll an die Flüchtlinge und Vertriebenen von damals erinnert werden. Unberücksichtigt bleiben die Schrecken und Leiden derjenigen, die beim Einfall der Roten Armee als Jugendliche für Jahre zur Zwangsarbeit nach Russland verschleppt worden waren. Es hätte den Betroffenen unnötige Qualen bereitet. Es fehlen auch die Schicksale der Menschen, die die sowjetisch besetzte Zone verlassen mussten und die Geschichten der Russlanddeutschen, was den Rahmen dieser Arbeit gesprengt hätte.

Woher sie kamen

Ostpreußen mit seiner Hauptstadt Königsberg und Pommern mit der Provinzhauptstadt Stettin waren auch noch in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts überwiegend ländlich geprägt. Es gab wenig große Städte. Die Getreide- und Viehwirtschaft spielte ebenso wie die Fischerei- und Forstwirtschaft eine bedeutende Rolle und gab vielen Familien Arbeit und Brot. Nicht ohne Grund wurde Ostpreußen damals als „Kornkammer des Reiches“ bezeichnet. Bei der Landbevölkerung handelte es sich zumeist um Bauern-, Fischer- und Handwerkerfamilien. Dazu kamen Arbeiter bzw. Tagelöhner. Die prachtvollen Adelsgüter standen vor allem im mittleren und nördlichen Ostpreußen, wo die fruchtbare Erde große Erträge brachte. Ein wichtiger Erwerbszweig entlang der pommerschen Ostseeküste waren Seebäder von Rang und der wachsende Fremdenverkehr. Das Sudetenland kam erst durch das sogenannte Münchner Ab-

kommen im Jahr 1938 zum Deutschen Reich. Als 1918 der österreichisch-ungarische Vielvölkerstaat zerfiel, wurden die überwiegend deutsch besiedelten Gebiete Böhmens und Mährens der neu gegründeten Tschechoslowakei zugesprochen. 1939 marschierte die Wehrmacht im Protektorat ein. Die Sudentendeutschen waren und blieben tschechische Staatsbürger deutscher Volkszugehörigkeit. In gemischten Siedlungsgebieten bewegte man sich ganz selbstverständlich in beiden Sprachen. Der Waldreichtum der ausgedehnten Bergregionen des Sudetenlandes führte zur Gründung von Spezialindustrien. Das böhmische Bleikristall erlangte Berühmtheit in der ganzen Welt. Der Bergbau war von existentieller Bedeutung für die Menschen. Er basierte auf den reichen Erz- und Kohlevorkommen. Wichtige Industriezweige siedelten sich an. Nordböhmen war das Land der Textilherstellung. Aus den Hauswebereien entwickelten sich Textilfabriken. Im Egerland lebten die Leute von der Landwirtschaft, vom Braunkohlebergbau, der Textil- und Porzellanindustrie sowie der Herstellung von Musikinstrumenten. Schlesien war das bevölkerungsreichste Land der deutschen Ostgebiete und eher eine wohlhabende Region, verglichen mit den zuvor erwähnten Gebieten. Im Norden dominiert das niederschlesische Tiefland mit Auen, Wäldern und Wiesen. Die mittelschlesische Ebene verfügt über fruchtbare Äcker. Landarbeiter bewirtschafteten die Gutshöfe und Domänen, welche das Zentrum der umliegenden Dörfer bildeten. Mit Oberschlesien verbinden die Menschen gerne bedeutende Industrien, Zechen, rauchende Schornsteine und Hochöfen. Aber dazu gehörte auch fruchtbares Ackerland mit einer reichen Naturlandschaft.¹

„Volksdeutsche“ war bis 1945 eine Bezeichnung für außerhalb des Deutschen Reichs in den Grenzen von 1937 und Österreichs lebende Personen deutscher Volkszugehörigkeit und nichtdeutscher Staatsangehörigkeit, vor allem in Ost- und Südosteuropa.² Einige wenige volksdeutsche Familien strandeten auch in unserem Dorf. Die **Silzer** hatten ihre Wurzeln in der Bukowina (Buchenland) im Königreich Rumänien. 1940 hatte die Bukowina etwa 950 000 Einwohner, 10% waren Deutsche. Die rumänischen, ukrainischen, jüdischen, polnischen und slowakischen Minderheiten lebten zunächst friedlich neben- und miteinander. Die deutschen Ortschaften hatten seit ihrer Gründung in österreichischer Zeit deutsche Namen. Der Landstrich war fruchtbar und geprägt von kleinparzellierter Landwirtschaft. Vielfältig war der Anbau und diente der Selbstversorgung der Familien für das ganze Jahr. Waren die Feldarbeiten beendet, wurde in Mengen eingelagert und halt-

bar gemacht, Geschlachtetes verarbeitet. Flachs und Hanf lieferten die Stoffe für Kleidung und Ausstattung. Ausgiebig feierte man die Festtage mit Essen und Trinken und gegenseitigen Besuchen in den Familien. Es wurden die überlieferten Sitten und Gebräuche gepflegt. Mischehen waren eher selten. Michael Silzer, Jahrgang 1909, war gelernter Böttcher (Küfer). Zunächst arbeitete er im väterlichen Betrieb und vor der Umsiedlung in einer Fassbinderfabrikation.

Flucht und Austreibung

Am 6. Oktober 1939 verkündete Hitler in seiner Rede vor dem Reichstag ganz offen sein Ziel einer „völkischen Flurbereinigung“ im Osten und Südosten. Er begründete diese damit, dass die Umsiedlung der außerhalb der Reichsgrenzen lebenden Deutschen Voraussetzung sei für stabile politische Verhältnisse in den betroffenen Gebieten und damit für den Frieden. Eben jene Begründung des Führers war fast die gleiche wie sie von Polen und der Tschechoslowakei für die Vertreibung der Deutschen ab 1945 abgegeben wurde. Siedlungsraum für die Umsiedlung der Deutschen sollte durch die „biologische Vernichtung“ der Juden geschaffen werden. Geschätzte 15 Millionen Deutsche waren nach 1945 gezwungen ihre Heimat zu verlassen. Nach Angaben des Statistischen Bundesamtes kamen 2,5 Millionen durch Flucht und Vertreibung ums Leben. Im kriegszerstörten Deutschland mussten 12,5 Millionen Menschen eine Aufnahme finden.

Die größte Gruppe unter den Heimatvertriebenen, die in Steinach eintrafen, waren ostpreußische Familien. Es waren 75 Männer, Frauen und Kinder. Den Älteren unter den Befragten sind die dramatischen Bilder der Flucht, die Toten und Verwundeten, unmittelbar gegenwärtig. Ostpreußen geriet bereits im Oktober 1944 ins Kreuzfeuer der heranrückenden Ostfront. Die Durchhalteparole der NSDAP verzögerte die rechtzeitige Evakuierung. Es wurden sogar Strafen angedroht. Aber dann machten sich Schreckensmeldungen über an Zivilisten begangenen Gräueltaten durch russische Soldaten breit. Sie lösten Panik aus und die gewaltigen Trecks versuchten der Roten Armee zu entkommen. Allenfalls die Alten und die Gebrechlichen blieben zurück. Ganze Dörfer leerten sich. Die Wagen waren vollbepackt bis obenhin, darauf Frauen, Kinder und Greise. Nicht jeder hatte einen Wagen, schon gar nicht ein Zugtier. Familie **Guddat** ist erst aufgebrochen, als die Wehrmacht Königsberg im März 1945 freigekämpft hatte. Immer wieder hatten sie ihren Aufbruch verschoben. Sie wollten ihre

geliebte Heimat nicht aufgeben. Ein Lkw brachte sie zum Hafen. Zurück blieben der gesamte Hausstand und ein wunderschöner Garten. Über den Ostseehafen Pillau bis zur Halbinsel Hela ging es mit dem Schiff, zu Fuß im Schnee und mit dem Güterzug. Jedes Kind hatte einen Tornister geschultert und zum Trost eine Puppe im Arm. Mehrere Kleider wurden übereinander angezogen. Das Nötigste beschränkte sich auf Wäsche und Lebensmittel, manchmal noch ein paar Wertsachen. Immer wieder schlugen Bomben und Granaten ein. Verletzte und Tote gehörten zum Alltag. Noch Ende März wurde Hela von deutschen Soldaten gehalten, darunter auch Steinacher, damit möglichst viele Zivilisten und verwundete Militärangehörige über den Kriegs- und Zivilhafen ausgeschifft werden konnten. Da die großen Gebäude von den Schwerverwundeten belegt waren, mussten viele Flüchtlinge im bewaldeten Dünen-
gelände campieren. In eingegrabenen Badewannen und Waschkesseln wurde das gekocht, was die Heeresverpflegung noch aus Danzig heranzuschaffen vermochte. Am Karfreitag 1945 trafen die Guddats auf dem Kohlenfrachter „Lapland“ in Kopenhagen ein, darunter die Tante, die schwer erkrankt war. (Bei seiner nächsten Fahrt wurde der Frachter versenkt.) Ein Teil der Familie war zu diesem Zeitpunkt an anderen Orten vom Feind getötet worden. Anfang April war die Familie **Paulat** aus Groß-Trakehnen, an der Grenze zu Litauen, schon monatelang unterwegs. Sie hatten den Marsch mit dem Pferdewagen bei $-38\text{ }^{\circ}\text{C}$ über das Eis des Frischen Haffs heil hinter sich, als ihnen in Pommern russische Truppen den Weg abschnitten und sie zum Bleiben zwangen. In Deutsch-Bukau, Kreis Stolp, waren sie genötigt, sich unter Fremden und Einheimischen notdürftig einzurichten. Erst kamen sie unter sowjetische, dann unter polnische Verwaltung. Mit Gelegenheitsarbeiten in der Landwirtschaft und dem, was die Kinder „organisierten“, gelang das Überleben. Der zwölfjährige Bruno erkrankte an Hungertyphus. Zehn Wochen wurde er von einem russischen Sanitäter gesund gepflegt. Ganze zwei Jahre dauerte ihr Zwangsaufenthalt in Pommern, bis sie von einer Tante in den Westen geholt wurden. Gut 100 km südlich von Stolp hatte Minna **Pech**, die Mutter von Frau W. Otte, schon im Februar mit ihren fünf Kindern ihren Heimatort Eichberg verlassen. Sie waren gemeinsam mit anderen Dorfbewohnern aufgebrochen. Der Vater und Ehemann war an der Front. Die Tiere und die Großmutter blieben zurück. Wertvolles war eingegraben. Russische Soldaten hatten in der Nachbarschaft bereits ältere Frauen vergewaltigt und erschossen. Die vier Mädchen wurden zu ihrem Schutz verkleidet und mit Ruß und Dreck hässlich her-

gerichtet. Noch waren die russischen Truppen nicht bis zur Ostseeküste vorgestoßen. Es gab noch Schlupflöcher, um nach Westen zu entkommen. Straßen und Wege waren allerdings mit Fuhrwerken und Fahrzeugen heillos verstopft. Rundherum wurde geschossen. Immer wieder gab es brenzlige Situationen mit dem Feind. Wegen der Flugzeuge zogen sie meist nur nachts weiter und versteckten sich im Wald. Manchmal durften sie bei fremden Leuten unterkommen. Ums Essen wurde gebettelt oder eben „organisiert“. Die Angst war groß. Über Stettin und Mecklenburg erreichten sie Schleswig-Holstein, wo dann 1947 der Vater aus französischer Gefangenschaft zur Familie stieß. Minna **Faltin** aus Spechtsboden, ganz im Osten von Masuren gelegen, pflegte gelegentlich zu sagen: „Wir haben viele Schutzengel gehabt. Das Unglück hat uns auch noch Glück gebracht.“ Für die alleinstehende, dreifache Mutter, der Ernährer galt als vermisst, muss die Flucht eine schier unlösbare Aufgabe gewesen sein: Tochter Edith war durch eine Behinderung in der Bewegung eingeschränkt und der jüngere Sohn Herbert wurde durch Fliegerbeschuss am Unterschenkel verletzt. Die Mutter magerte auf der Flucht stark ab. Das wenige, was sie zur Verfügung hatte, steckte sie den Kindern zu.

Die Deutschen in Böhmen und Mähren wurden Opfer einer „wildern Vertreibung“ zwischen Kriegsende, der Verabschiedung des Potsdamer Abkommens im August 1945 und der „regulierten Vertreibung“ danach, die im Wesentlichen 1948 abgeschlossen war. Zeitzeugen vor Ort waren Josef **Makowitschka** und Milan **Strach** mit ihren Familien. Von tschechischer Seite gab es Ausschreitungen, brutale Misshandlungen und Morde. Hunderttausende wurden interniert und in Arbeitslagern festgehalten. Das war die hasserfüllte Antwort eines Teils der Tschechen auf den brutalen Terror, den der stellvertretende Reichsprotektor Heydrich ab Herbst 1941 gegen das tschechische Volk richtete. Makowitschka aus dem Egerland und Strach aus dem Isergebirge stammend, haben ähnliche Schicksale durchgemacht. Bevor der tschechische Mob sich über die Deutschen hermachte, kam erst einmal das russische Militär. Die Russen waren angenehmer als die Einheimischen. Dem Josef, 14 Jahre alt und noch beim Jungvolk, setzte ein Partisan die Pistole auf die Brust und nahm ihm die Wohnungsschlüssel weg. Die Wohnungen wurden geplündert, Gegenstände auf die Straße geworfen, und dann versiegelt. Nur mit dem Nötigsten auf einen Leiterwagen oder Schlitten gepackt, zwang man die Obdachlosen zu Tausenden in Internierungslager. Offiziell durfte Deutsch nicht gesprochen werden und weiße Armbinden wurden verlangt. Bei Unterlassung gab es Prügel oder Arrest. Die Unter-



Abb. 1: Kaadeň a.d.
Eger Marktplatz
Pestsäule

künfte waren verwandt und verwahrlost. Ein Teil der Gefangenen wurden zu Spezialisten in der Landwirtschaft erklärt. Sie waren gezwungen, für die neuen Herren auf den Gütern zu schuften. Andere mussten unter Bewachung auf Knien rutschend Straßen und Eisenbahnstrecken ausbessern. Sie wurden mit Gewehrkolben und Knüppeln zur Arbeit angetrieben. Den Arbeitskolonnen wurde „im Gleichschritt Marsch“ befohlen. Dazu mussten sie faschistische Lieder singen und den ehemaligen Funktionären hatte man Nazifahnen um den Bauch gewickelt. Schlecht war die Verpflegung und nicht immer ausreichend. Wer Glück hatte, konnte zusätzlich bei Privatleuten putzen gehen oder Holz sägen, wie beispielsweise Mutter Strach, die bei einer Jüdin saubermachte. Als Gegenleistung erhielt sie Butterbrote für den lungenkranken Milan. Deutsche Kriegsheimkehrer wurden in eine Kaserne gesteckt und dann an der Pestsäule in Kaadeň (Kaden) erschossen. 1948 konnten sie endlich die Heimat im Viehwaggon mit 50kg Spinnstoff und Lebensmittel für eine Woche verlassen. Wertsachen mussten dort bleiben. Sogar im Intimbereich wurde danach gesucht. Vater Strach war als ehemaliger Polizist in Prag interniert. Er durfte nicht aussiedeln. Viele Sudetendeutsche landeten in Bayern. Furth im Wald war ein Auffanglager für 3000 Vertriebene. Dort mussten sie, erkrankt an Ruhr, acht Wochen ausharren: Hunger und Durchfall waren die täglichen Begleiter. Brot gab es nicht.

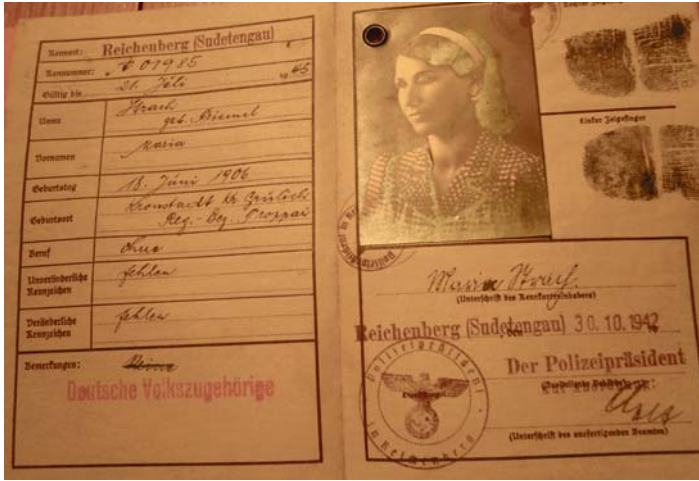


Abb. 2: Kennkarte
M. Strach

Eine Rosinensuppe und drei Kartoffeln für eine Person mussten reichen. Vierzehn Stationen hatten die Strachs durchlaufen, bis sie in Röttingen/Unterfranken ankamen. Josef Strach und Elsa Makowitschka lernten sich dort kennen und lieben. Im Badi-schen gründeten sie später eine Familie.

Wie sie empfangen wurden

Die Steinacher Nachkriegs-Bürgermeister Korhummel, Herr und Witt hatten keine beneidenswerte Aufgabe, für so viele Heimatlose im Dorf eine Bleibe zu finden. Anfänglich war die französische Besatzungsmacht in der Frage von Zuzugsgenehmigungen sehr restriktiv. Im Februar 1946 kündigte das Landratsamt der Gemeinde an, dass sie ein Kontingent von 175 Heimatvertriebenen aufzunehmen habe. Bürgermeister Korhummel protestierte und begründete seinen Einspruch mit: Wohnraum durch Kriegseinwirkung verloren oder von UNRRA Leuten, 59 DP's und Offizieren der Siegermacht z. T. mit Familie requiriert. Evakuierte aus dem Ruhrgebiet und von der Westfront benötigten eine Anzahl Betten. Unerlaubt Zugezogenen drohte die Zwangsäumung und der Entzug von Nahrungsmitteln. Die Neuankömmlinge kamen hauptsächlich in Nebengebäuden der Bauernhöfe und in den Fremdenzimmern der Wirtschaften unter. Das ging nicht immer reibungslos über die Bühne. Gelegentlich klappte das erst mit Hilfe der geballten Autorität des Bürgermeisters, mit Hilfe der Polizei oder anderen Neubürgern. Ein fünfköpfiges Gremium, auch besetzt mit

Helmut Bernhard Irma Gans und Hildegard Gutzeit
 8.11.31 22.4.33 6.3.36 28.3.37 11.10.41.
 Letzter Wohnort der Kinder Monchengreth Danzig Land.
 Meine Kinder sind am 23.11.48 aus Dänemark gefahren und waren
 aus dem Lager Osloböl 60-83.
 Ich selbst wurde mit einem Krankentransport
 nach Flensburg Britische Zone eingeliefert und am 24.11.48
 wo ich mir seit dem 24.11.48 befindet.
 Darum bitte ich den Herrn Bürgermeister meine
 Kinder den Brief persönlich zu übermitteln.
 Geschrieben von der Mutter der Kinder
 Frau Charlotte Gutzeit
 geb. 11.2.11 Danzig
 letzter Wohnort Monchengreth Danzig Land
 jetzige anschrift Mürwik Flensburg (Nord G.D.)
 Nord 4.7.

Abb. 3: Brief von
Ch. Gutzeit

Flüchtlingen, sollte in schwierigen Situationen vermitteln. Erst einmal waren sie angekommen in der neuen Heimat mit wenig Gepäck. Fremd war die Sprache der Flüchtlinge für die Einheimischen und umgekehrt. Und was sie hinter sich hatten, konnten sich vermutlich nur wenige vorstellen oder wollten es gar nicht. Es war vor allem der Verlust der Heimat und der Verlust von Angehörigen, die Gräueltaten und Strapazen der Flucht. Anrührend ist die Geschichte der fünf **Gutzeit**-Kinder, die im Dezember 1948 von Dänemark nach Süddeutschland auf die Reise geschickt wurden. Die Mutter konnte sie nicht begleiten, da sie sich im Flensburger Krankenhaus einer Behandlung unterziehen musste. Der Vater hatte sich von der Familie getrennt. Auf zwei benachbarten Höfen im Bocksbach fanden sie schließlich ein Quartier. Über die Gemeindeverwaltung hielt Charlotte Gutzeit Verbindung. Nach ihrer Gesundung fand sie dort oben auch noch ein Plätzchen.

Der Neubeginn

Helmut und Bernhard Gutzeit standen zu diesem Zeitpunkt schon in einem Lehrverhältnis. Die jüngeren Geschwister waren Volksschüler. Die Flüchtlingsfrauen und ihre schulpflichtigen Kinder verdingten sich häufig bei den Landwirten, um in Naturalien entlohnt zu werden. Die arbeitsfähigen Männer scheuten keine Arbeit. Alle Tätigkeiten, die sich boten, nahmen sie an. Manchmal war schon die Beschaffung von Glasscheiben, Holz

für Möbel oder Material für die Reparatur von Öfen und Herden ein Problem. Die Bevölkerung wurde zu Sachspenden aufgerufen und Kriegsheimkehrer sollten Teile ihrer Uniform abgeben. Milan Strach erinnert sich an die 112.– DM Überbrückungsgeld, die seine Mutter bekam. Die Flüchtlingsbeihilfe für drei Personen betrug 1950 99.– DM. Wundersame Dinge erzählten sich die Einheimischen über die Geldsummen aus dem sogenannten Lastenausgleich. Nichts von alledem entsprach der Wahrheit. Anspruch auf Entschädigung hatten lediglich solche, die Grundbesitz oder einen Gewerbebetrieb nachweisen konnten. Das konnten nur wenige. Als dann die Gemeinde in der Amtszeit von Bürgermeister Witt Bauland zur Verfügung stellen konnte, und zinsgünstige Darlehen auf den Markt kamen, boomte der Siedlungsbau in der Andreas-Fischer- und Kolpingstraße und im Kirchgrün. In der Friedhofstraße baute man an den unfertigen Häusern, die im Rahmen eines nationalsozialistischen Kleinsiedlungsprogramms durch den Kriegsbeginn nicht fertig geworden waren, weiter. Mit viel Eigenarbeit, Sparsamkeit, Überstunden und Zielstrebigkeit erfüllten sich etliche Nicht-Steinacher den Traum vom Eigenheim und schufen noch Mietwohnungen dazu. Im Allgemeinen wurden die Heimatlosen von der Bevölkerung freundlich und hilfsbereit aufgenommen. Gehässigkeiten waren eher die Ausnahme. Erika **Guddat-Kamps** hat die besondere Gastfreundschaft in der Adventszeit in der Friedhofstraße nicht vergessen. Gerhard **Faltin** wählte sich im Paradies, als er im Niederbach unter einem Baum Äpfel liegen sah. Als dann die Besatzungsmacht nach und nach Vereinsgründungen gestattete und die Fasend wieder ausgeschellt wurde, waren auch Neubürger unter den Aktiven. Es wurden Flüchtlingshehen und „Misch“ehen geschlossen, wobei Ökumene noch unbekannt war. So manches katholisch-protestantische Paar kann davon ein Lied singen. Fünf Prozent der Steinacher waren jetzt evangelisch. Bei den frühen demokratischen Wahlen waren auch sie mit ihrer Stimme an der Neuausrichtung der Bundesrepublik beteiligt. Im Jahr 1949 hat eine Reihe Flüchtlingsfrauen einen Antrag auf Verschollenen- bzw. Hinterbliebenenversorgung gestellt. Sie lebten fortan mit der traurigen Gewissheit, dass ihre Ehemänner den Zweiten Weltkrieg nicht überlebt hatten. Auf die Frage, wo denn heute ihre Heimat ist, nannten die meisten Steinach. Unter der Eltern- und Großelterngeneration gab es etliche, die ihrer alten Heimat nachtrauerten, an Treffen der Landsmannschaften teilnahmen, oder deren Schriften lasen. Sie sind hier nicht heimisch geworden. Inzwischen aber ist die Integration längst vollzogen. Steinach hat von seinen Neubürgern nur profitiert.

Die Dänemark-Flüchtlinge

Zehn Familien waren es, meist ohne das Familienoberhaupt, und mehrheitlich Ostpreußen, für die an der Kinzig die Flucht ein Ende fand. Ein Teil der zwei Millionen Menschen, die Dank der Handels- und Kriegsmarine über die Ostsee gerettet werden konnten, gingen erst einmal auf dänischem Boden von Bord. Anfang Mai 1945 war Dänemark von deutschen Truppen besetzt. Die Massen wurden, mehr schlecht als recht, von der Feldküche gepflegt und in beschlagnahmte Unterkünfte verfrachtet. Zur Begrüßung gab es Rübensuppe. Nach der Kapitulation übernahmen dänische Widerstandskämpfer und Hilfspolizisten das Ruder. Die Dänen ließen die Fremden ihre Abneigung spüren. Was niemand für möglich hielt, der Aufenthalt sollte Jahre dauern. Die Strapazen der Flucht und die Unterernährung ließen viele krank werden und sterben. Für kurze Zeit verweigerten die dänischen Ärzte sogar die medizinische Versorgung. Auch Erika Guddat-Kamps erkrankte in jener Zeit. An der Westküste, in Oksbøl, in einem großen ehemaligen Wehrmachtslager, kamen die meisten Steinacher Dänemark-Flüchtlinge unter. Dort hatten sie ihre eigene Selbstverwaltung mit Bürgermeister, Lagerpolizei, Schule sowie einem kleinen Theater. Man wohnte mit mehreren Familien zusammen. Die Einrichtung war einfach: Doppelstockbetten, große Tische, lange Bänke und ein Kanonenofen. Geheizt wurde mit Torf und mit Holz, das aus dem Wald herangeschafft wurde. Der Torflieferant verschenkte manchmal sein Vesper an die Kinder. Die Schweden spendeten Kleider. Nach einer gewissen Zeit besserte sich das Essen. Fisch oder Gemüsesuppe erhielten sie oft. Stand Fleisch auf dem Plan, dann war es Nutria. Abends gab es portioniertes Brot, Butter, Wurst und Käse. Zum Frühstück gehörte immer Apfeltee, Trockenmilch sowie Weißbrot. Die Kinder bekamen Haferflocken mit etwas Zucker. Im Herbst 1945 wurden Schulzimmer eingerichtet. Irmgard Guddat durfte sogar die dänische Oberschule besuchen. Die Frauen nahmen alle möglichen Hilfsdienste an: Schneidern, Putzen, Küche. Auch außerhalb war es erlaubt zu arbeiten. Theaterstücke wurden von den Erwachsenen und den Kindern einstudiert. Es gründete sich ein Lagerchor. Zur Aufführung kam „Peterchens Mondfahrt“. Die Kostüme waren aus Krepppapier gefertigt. Auch dänisches Publikum hatte sich eingefunden. Um die Baracken entstanden Gemüsegärten, ein Kino und ein Friedhof gehörten zum Lager. Etwa ab 1947 konnten Suchanträge nach vermissten Angehörigen über das Rote Kreuz gestellt werden. Im gleichen Jahr hatten sich alle vier Besatzungs-



*Abb. 4: Dänemark-
Flüchtlinge in
Offenburg 1949*

mächte bereiterklärt, Flüchtlinge im Rahmen der Familienzusammenführung aufzunehmen. Auch das Stellenangebot brachte Arbeitslose ins Kinzigtal.

Aus Rumänen wurden Volksdeutsche

Mit dem Vertrag von St. Germain 1919 wurde auch die österreichische Monarchie unter mehrere andere Länder aufgeteilt. Die Heimat der Familie **Silzer**, die Bukowina, fiel an das Königreich Rumänien. Die alte gesittete österreichische Ordnung ging verloren und die Unzufriedenheit der deutschen Minderheit nahm zu. Antideutsche Propaganda schürte die nationalsozialistische Parole „Heim ins Reich“. Ständig nahm die Bereitschaft zur Auswanderung zu. Alle beweglichen Sachen wie Vieh, Pferdewagen, Ackergeräte, Geschirr, Arbeitsgeräte, die Ernte und die Möbel hatten die Umsiedler an ihre ukrainische und rumänische Nachbarschaft mangels Kaufkraft sehr billig verkaufen müssen. Lediglich persönliche Sachen, Haushaltsgegenstände, Bettwäsche, Kleidung und Wertsachen wurden in Säcken und Kisten für den Abtransport verstaут.⁵ Die Ortsbevollmächtigten verteilten Schätzurkunden für die zurückbleibenden Immobilien und Blanko-Ahnenpässe, die noch von den Pfarrern auszufüllen waren. Am 7.12.1940 verließen die fünf Silzers Sereth (Deutsch-Tereblestie), Kreis Radautz, in der Südbukowina mit dem letzten Transport.⁶ Schwiegermutter Mathilde Molin und der Vater von Michael Silzer sind laut Stammbblatt nicht ausgereist.⁷ Der Sonderzug ging von Kronstadt (Brasov) über Klausenburg (Cluj Napoka), Budapest nach Wien und dann weiter nach Mallersdorf/Niederbayern. Mit

„Pauken und Trompeten“ wurden die Umsiedler empfangen. Zur Begrüßung waren die örtlichen Gemeindevertreter, die zuständigen SS-Lagerführer, Krankenschwestern des DRK und die Musikkapelle gekommen.⁸ In Turn- oder Fabrikhallen und Jugendherbergen, in Gebäuden der Wehrmacht oder des Reichsarbeitsdienstes brachte man sie einen Monat lang zur Quarantäne unter. Bis zu 50 Personen wurden in einen Raum mit Stockbetten und Strohsäcken, Tischen, Stühlen und Hocker gesteckt. Waschräume und Toiletten befanden sich auf dem Gang. Militärisch war das Lagerleben ausgerichtet: 6 Uhr Wecken, Waschen – 8 Uhr Frühstück: Roggenbrot, Margarine, Marmelade, einfacher schwarzer Kaffee. Die Kleinen bekamen Milch oder Kakao – 12 Uhr Mittagessen: meist Eintopf oder Suppe, manchmal Salzkartoffeln mit irgendeiner Zutat, Fleisch mit Sauce waren selten – 18 Uhr kaltes Abendessen: Roggenbrot und Aufstrich, manchmal Scheibenwurst, Tee – 22 Uhr absolute Nachtruhe.⁹ Bald machte sich Langeweile breit. Nur für wenige gab es eine sinnvolle Beschäftigung. Die Buchenland-Deutschen waren an einen aktiven Tagesablauf gewöhnt. Das Lager zwang sie zum Herumsitzen, Karten spielen, Spaziergehen und Handarbeiten. Selbst Militärmusik, Rundfunkübertragungen, Propaganda, Frauenschäfts-Versammlungen, NSV-Veranstaltungen und HJ- bzw. BDM-Zusammenkünfte konnten ihnen das Heimweh nicht vertreiben. Erst später war auch Unterricht möglich. Streit unter den Bewohnern blieb nicht aus.¹⁰ Wer keine Arbeit hatte, erhielt pro Woche 3,50 RM. Rauchwaren wurden auch verteilt. Jeder Erwachsene führte einen Lagerpass mit sich. NS-ErzieherInnen übten mit den Kindern die hochdeutsche Sprache, indem Volkslieder und nationalsozialistisches Liedgut gesungen und Geschichten und Märchen erzählt wurden. Noch in der Phase der Quarantäne warb die Waffen-SS junge Burschen an, und holte sie in SS-Spezialeinheiten. Ohne Einbürgerung erklärte man sie zu Volksdeutschen. Endlich, im Juli 1941 erhielt die fünfköpfige Familie Silzer ihre Einbürgerungsurkunde. Nach einer mehrstündigen ärztlichen und „arischen“ Überprüfung durch eine „fliegende Kommission“ erhielten sie den Stempel O III. Die junge Familie aus Sereth erfüllte die erbbiologischen, politischen, charakterlichen sowie wirtschaftlich-leistungsmäßigen Kriterien. Sie galt als vorwiegend arisch mit nur geringem Fremdeinschlag.¹¹ Ihrer Ansiedlung als Handwerker und Bauern im Osten stand nichts mehr im Wege. Es sollte jedoch weitere zwölf Monate dauern, bis im September 1942 mit dem SS-Arbeitsstab Schroda-Warthegau (Polen) ein Vertrag mit einer Laufzeit von fünf Jahren unterzeichnet wurde. Möglicherweise ist die Verzögerung



*Abb. 5: Regina,
Walter, Hildegard,
Adolf und Michael
Silzer*

nung damit zu begründen, dass das polnische Kernland noch nicht vollständig von Juden und Polen „gesäubert“ war. Den Neusiedlern hatte die Partei Haus und Grund im Osten versprochen. Aus einem Antrag an das Ausgleichsamt Wolfach geht hervor, dass der holzverarbeitende Betrieb Silzer mehrere Beschäftigte hatte. Schon bald nach dem Neustart wurde der Betriebsführer zur Wehrmacht einberufen. Frau Regina Silzer trat in das Geschäft ein und führte auch noch die Landwirtschaft. Vermutlich um die Jahreswende 1944/45 sahen sich die umgesiedelten Volksdeutschen wieder gezwungen ihr Bündel zu packen und ein zweites Mal Hab und Gut zurückzulassen. Sie wurden von der SS-geführten Volksdeutschen Mittelstelle registriert und mit vorläufigen Ausweisen ausgestattet. Im Ausweis war vermerkt „... ist Volksdeutscher und wie Reichsdeutscher zu behandeln ...“ Ihre Flucht führte sie nach Berlin, wo sie eine Weile in einem Bunker Schutz fanden. Bevor die Schlacht um die Reichshauptstadt tobte, hatten sie sich nach Thüringen durchgeschlagen. Dort lebten sie ein ganzes Jahr in einem Gartenhaus. 1947 ging die Reise weiter in die Britische Zone. In einem Stadtteil von Salzgitter bekamen sie eine Wohnung zugewiesen. Mittlerweile kehrte Michael Silzer aus der Gefangenschaft zurück. Da im Kinzigtal Küfer gefragt waren, stellten die Silzers beim Flüchtlingsamt einen Antrag auf Umsiedlung in die französische Zone. Endlich im November 1949 war ihre Odyssee zu Ende. Beim Kornmeyer Sepp in der Kreuzbühlstraße fanden die fünf Personen ihre erste Aufnahme in Steinach. Für den gelernten Küfer gab es Arbeit in der Weinhandlung Zimmermann und dann in der Senf- und Essigfabrik

A. Tonoli. Michael Silzer war ein begabter Handwerker, ein begeisterter Anhänger des SV Steinach und Geflügelzüchter. Das Deutsch der Eltern blieb holprig und untereinander sprachen sie weiterhin rumänisch. Die Kinder verdingten sich beim Mehl-Maier und in der Obermühle. So trugen sie zum Familieneinkommen bei.

Das seelische Erbe

Mit dem Tod der Menschen, die selbst Opfer von Flucht und Vertreibung geworden waren, ist das Kapitel noch nicht abgeschlossen. Was sie möglicherweise haben erleiden müssen: Verlust der Heimat, Vergewaltigung, Elend, Hunger oder der Verlust von Angehörigen waren traumatische Erfahrungen, die nie aufgearbeitet wurden. Deren Folgen können in die Generation der Kinder und Enkelkinder hineinwirken. Die Nachgeborenen haben vielleicht Verhaltensweisen an sich selbst oder an den Eltern oder Großeltern beobachtet, die sie nicht erklären können. Menschen können unter den Folgen von Kriegstraumata leiden, ohne sie selbst erlebt zu haben.

Im Flüchtlingsstreck konnte man sich keine Schmerzen „erlauben“. Also wurde auf die Zähne gebissen. Trauer wurde nicht gelebt, sondern es wurde so getan, als gäbe es sie nicht. „Stell dich nicht so an“, war eine gängige Redewendung. In der Kriegs- und Nachkriegszeit war es überlebensnotwendig und sinnvoll, Gefühle unter Kontrolle zu haben. Die Kinder der nächsten und übernächsten Generation können aber nicht verstehen, warum sie sich nicht richtig freuen dürfen, warum Menschen ihre natürlichen Gefühlsäußerungen nicht zeigen, ja, nicht zeigen dürfen. Wer aufgewachsen war mit dem Satz „Sag immer, wo du bist“, konnte sicher nicht nachvollziehen, warum über den Aufenthaltsort ständig Auskunft gegeben werden sollte. Der Aussage liegt eine starke Verunsicherung zugrunde. Nicht zu wissen, wo nahe Angehörige waren, konnte ja bedeuten, dass sie nicht mehr lebten, gefangen oder verschleppt waren. Millionenfach wurden Soldaten, Hitlerjungen, und BDM-Mädchen durch die Ideologie der Nationalsozialisten missbraucht. Das hat diese Menschen sehr enttäuscht und sie wollten nie wieder etwas mit Politik zu tun haben. Sie nahmen die Haltung „sich aus allem heraushalten“ ein. Menschen, die existenziell bedrohliche Erfahrungen erlebt haben, leiden in der Folge oft an konkreten sowie sehr diffusen Ängsten. „Aufgegessen wird“, und zwar alles! Das bedurfte damals in der schlechten Zeit keiner besonderen Aufforderung. Gekessen wurde, was auf den Tisch kam, und dass man überhaupt etwas

zu essen hatte, dafür hatte man dankbar zu sein. Dieses Muster hat sich in vielen Familien weitervererbt. Die Kinder, die möglicherweise bis heute nicht wissen, ob sie zu ihren Eltern gehören, leiden an der Verunsicherung ihrer Mütter, die Opfer einer Gewalterfahrung geworden waren. Damals war es tabu, über Vergewaltigung zu reden. Es blieb die Unsicherheit, ob das Neugeborene in der ehelichen Beziehung oder bei der Gewalttat gezeugt worden war.¹²



Abb. 6: Ehemalige deutsche Siedlungsgebiete

Aus der Einwohnerkartei der Gemeinde Steinach 1938–1959 (berichtet und aktualisiert)

Bobeck Helga Lydia	19.9.36	geb. Wasserfurth	Hindenburg		Oberschlesien
Bobeck Monika	13.5.44		Warnsdorf		Sudetenland
Bobeck Rudolf	1.11.30		Steinhübel		Sudetenland
Bogdahn Gabriele	28.8.65				
Bogdahn Marta	1.8.16	geb. Saunus	Palleiten	Kreis Heydekrug	Memelland Litauen
Bogdahn Siegfried	20.6.41		Plauschwarren	Kreis Tilsit	Ostpreußen
Bonarek Rudolf Adolf	29.7.36		Olmütz		Mähren Tschechien
Bonarek Walburga Irma	1.4.40		Friesehof	Kreis Hohenstadt	Mähren Tschechien
Borowski Karl	5.1.09		Julienfelde	Kreis Schwetz/ Weichsel	Kulmerland Polen
Brachvogel Gerhard	8.10.55		Breslau		Schlesien
Britsche Hildegard	4.8.23	geb. Heinze	Stolzenberg	Kreis Lauban	Schlesien
Britsche Max	14.7.19		Stolzenberg	Kreis Lauban	Schlesien
Bruck Adolf	26.12.16		Anielin	Kreis Lask	Polen
Bruck Eugenie	6.4.12	geb. Neumann	Rembow	Kreis Lask	Polen
Butschkat Berta	21.9.99	geb. Rogge	Schmiediehnen		Samland Ostpreußen Dänemark
Butschkat Christel	14.12.34	verh. Buttke	Königsberg		Ostpreußen Dänemark
Butschkat Willi	15.2.30		Königsberg		Ostpreußen Dänemark
Buttke Erich	13.11.04		Nörenberg	Kreis Saatzig	Pommern
Casper Günter	29.4.37		Neurode	Kreis Glatz	Schlesien
Casper Hedwig	27.9.06	geb. Hilbig	Walditz		Schlesien
Casper Herbert	26.11.28		Walditz		Schlesien
Crkwa Theresia	18.9.77	geb. Steinecker	Unter-Hodenitz		Sudetenland
Dießner Elisabeth	25.7.19	geb. Böhm	Hilgersdorf		Sudetenland
Dießner Erich	29.5.13		Hilgersdorf		Sudetenland
Dießner Erich	2.10.41		Hilgersdorf		Sudetenland
Dilmetz Anton	16.2.08		Ruma		Syrmien Serbien
Dilmetz Eva	1.4.22	geb. Eschbach	Banatski (Despotavac)		Banat Serbien
Donotek Terese	14.10.96		Radun	Kreis Gleiwitz	Oberschlesien
Drach Adolf Alois	6.1.15		Mies		Sudetenland
Drach Emma	4.1.14	geb. Schaller	Königsberg a. d. Eger		Eger- Sudetenland
Dunowski-Leisner Wera Merry	14.9.19	geb. von Stein	Brieg	Kreis Brieg	Schlesien
Duske Gertrud	1.1.23	geb. John	Königshütte		Oberschlesien
Duske Gustav	26.4.86		Bütow		Pommern
Duske Helmut	20.8.22		Breslau		Schlesien
Duske Maria	26.12.85	geb. Schneider	Haynau		Schlesien
Dutz Amalie	20.5.94	geb. Butz	Braunsdorf		Sudetenland
Dutz Herta	3.4.26	geb. Mörtel	Albernhof		Sudetenland
Dutz Kurt	8.10.26		Braunsdorf		Sudetenland
Dutz Rudolf	25.10.94		Braunsdorf		Sudetenland
Eschbach Heinrich	20.11.92		Paraput		Batschka Serbien
Eschbach Theresia	8.2.95	geb. Eschbach	Paraput		Batschka Serbien
Faltin Edith	11.4.31	verh. Svika	Spechtsboden	Kreis Goldap	Ostpreußen Dänemark

Faltin Gerhard	5.7.32		Spechtsboden	Kreis Goldap	Ostpreeußen Dänemark
Faltin Herbert	7.2.39		Spechtsboden	Kreis Goldap	Ostpreeußen Dänemark
Faltin Minna	25.12.04	geb. Baginski	Groß-Grobinen		Ostpreeußen Dänemark
Gabriel Eduard	16.5.17		Wermisdorf		Sudetenland
Garmeister Horst	31.8.37		Breslau		Schlesien
Garmeister Wolfgang	6.1.36		Breslau		Schlesien
Glathe Hedwig	28.1.94	geb. Menzel	Hagnau		Schlesien
Grewenhagen Anna	15.2.90	geb. Schwarze	Breslau		Schlesien
Grewenhagen Paul	23.11.25		Insterburg		Ostpreeußen
Guddat Anna	19.1.08	geb. Urmoneit	Domhardtfelde	Kreis Labiau	Ostpreeußen Dänemark
Guddat Erika	7.2.37	verh. Guddat-Kamps	Königsberg		Ostpreeußen Dänemark
Guddat Irmgard	28.11.34	verh. Paulat	Rodenwalde (Groß Ischdaggen)	Kreis Labiau	Ostpreeußen Dänemark
Güllert Theobald	1.7.34		Oppau		Schlesien
Güllert-Bauer Hedwig	27.10.00		Oppau		Schlesien
Gutzeit Bernhard	29.4.33		Pasewark	Danzig Land	Dänemark
Gutzeit Charlotte	1.12.11	geb. Rohde	Danzig		Dänemark
Gutzeit Hans	26.3.37		Sperlingsdorf	Danzig Land	Dänemark
Gutzeit Helmut	11.10.31		Steegeen	Danzig Land	Dänemark
Gutzeit Hildegard	11.10.41		Mönchengrebin	Danzig Land	Dänemark
Gutzeit Irma	6.3.36	verh. Strickle	Zugdäm	Danzig Land	Dänemark
Hafke Waltraud	4.3.33		Kiauten		Ostpreeußen
Hagel Anna	8.8.20	geb. Dutz	Braunsdorf		Sudetenland
Hagel Franz	10.9.20		Neusattl		Sudetenland
Harwath Herbert Paul	9.7.41		Tiegenhof/ Nogat	Danzig Land	
Heidebrecht Auguste	8.4.93	geb. Stein	Junkeracker	Danzig Land	Dänemark
Heidebrecht Irmgard	22.12.21	verh. Kapp	Steegeen	Danzig Land	Dänemark
Heidebrecht Klaus-Peter	21.5.44		Steegeen	Danzig Land	Dänemark
Heine Elisabeth	30.1.42	verh. Wöhrle	Killmanstal/ Dnjepro- petrowsk	Kreis Rostock	Ukraine
Heine Magdalena	5.5.05	geb. Pfunt	Killmanstal/ Dnjepro- petrowsk	Kreis Rostock	Ukraine
Heine Nelli	18.1.35	verh. Schätzle	Killmanstal/ Dnjepro- petrowsk	Kreis Rostock	Ukraine
Heine Waldemar	17.6.06		Rosdorf	Kreis Rostock	Ukraine
Heine Waldemar	7.12.32		Killmanstal/ Dnjepro- petrowsk		Ukraine
Heinze Hans	27.6.28		Stolzenberg	Kreis Lauban	Schlesien
Heinze Helga	17.12.32		Stolzenberg	Kreis Lauban	Schlesien
Heinze Klara	10.1.97	geb. Liebchen	Görlitz		Schlesien
Hentschel Adolf	6.3.93		Rothenbach		Schlesien
Hentschel Else	4.2.96	geb. Berger	Alt-Lassig	Kreis Waldenburg	Schlesien
Hinz Ursula	5.3.21	geb. Tulatz	Breslau		Schlesien
Höfler Ernst	4.2.40		Goldbrunn	Kreis Winterberg	Sudetenland
Hundsödörfer Christa	20.1.32	verh. Paulat	Gumbinnen		Ostpreeußen
Hundsödörfer Erika	10.8.05	geb. Rohde	Wilkieten	Kreis Memel	Memelland Litauen
Hundsödörfer Erwin	18.6.29		Gumbinnen		Ostpreeußen

Hundsдorfer Günter	23.8.35		Gumbinnen		Ostpreußen
Jacob Horst	4.12.37		Bad Muskau	Kreis Niesky	(Schlesien) Sachsen
Jacob Willi	4.3.99		Bad Muskau	Kreis Niesky	(Schlesien) Sachsen
Jakubzig Dore	15.8.09	geb. Wodetzki	Danzig		
Jakubzig Ingrid	30.3.35		Danzig		
Jaschik Alois	12.8.36		Hindenburg		Oberschlesien
Jatzek Elisabeth	23.11.18	geb. Zilinski verh. Fischer	Frankenau	Kreis Neidenburg	Masuren Ostpreußen
Jatzek Marianne	4.8.41		Elbing	Kreis Elbing	Ostpreußen/ Ermland
Jorek Johann	1.5.03		Dammfelde	Kreis Oppeln	Oberschlesien
Junge Hermann Bernhard	27.6.21		Reichenau	Kreis Sagan	Schlesien
Junge Maria	7.4.97	geb. Reimann	Reichenau	Kreis Sagan	Schlesien
Kachellek Klements	18.11.32		Schmilau	Kreis Posen	Polen
Kaletta Anna	1.8.49		Gogolin	Kreis Cosel	Oberschlesien
Kaletta Bernhard	7.8.56		Cosel		Oberschlesien
Kaletta Dorothea	5.2.53	verh. Schnaitter	Gogolin	Kreis Cosel	Oberschlesien
Kaletta Leonhard	24.3.47		Gogolin	Kreis Cosel	Oberschlesien
Kaletta Maria	26.1.22	geb. Schneider	Gogolin	Kreis Cosel	Oberschlesien
Kaletta Rudolf	9.4.25		Scheinau	Kreis Cosel	Oberschlesien
Kapp Kurt	12.8.26		Ebenrode		Ostpreußen
Konings Ingeborg	23.11.44	geb. Weini verw. Kreyer	Komotau		Sudetenland
Kordel Peter Helmut	7.2.40		Danzig		
Kosemund Kurt	22.4.93		Danzig		
Kreyer Käthe	9.8.26	geb. Schlegge	Königsberg		Ostpreußen
Kubacz Friedrich Franz	8.5.92		Hohenlohen- hütte	Kreis Kattowitz	Oberschlesien
Kubacz Hedwig Elisabeth	24.7.03	geb. Grabisna	Neustadt	Kreis Oppeln	Oberschlesien
Kumbier Hildegard	6.6.20	geb. Bartoschek	Kunrow		Oberschlesien
Kumbier Wilhelm	10.10.14		Breitenfelde		Pommern
Kunik Helmut	25.12.20		Cosel		Oberschlesien
Kutze Helga	27.9.36		Gleiwitz		Oberschlesien
Makowitschka Elsa	31.1.27	verh. Strach	Langenau		Eger- Sudetenland
Makowitschka Herbert	14.8.24		Langenau		Eger- Sudetenland
Makowitschka Josef	14.10.31		Sosau		Eger- Sudetenland
Makowitschka Mathilde	7.3.99	geb. Schatz	Tensau		Eger- Sudetenland
Mattern Karl	21.1.94		Waldenburg		Schlesien
Mattern Maria	2.5.91	geb. Eckert	Grottkau		Schlesien
Merk Maria	1.11.07		Neupriesen	Kreis Posen/Polen	bzw. Kikinda/ Banat Serbien
Meßmer Edith	22.8.12	geb. Dietrich	Brieg	Kreis Brieg	Schlesien
Motruk Anna	6.8.25				
Motruk Hawrylo Gabriel	27.6.22		Peczenizen	Galizien	Polen
Müller Else	8.12.32	geb. Skubb	Mauenwalde		Ostpreußen
Nachtigall Edith Maria	12.2.16	geb. Spohd	Horst	Kreis Osterode	Ostpreußen
Nachtigall Gertrud Maria	14.12.38		Königsberg		Ostpreußen
Nagat Emil	3.10.00		Ragnit	Kreis Tilsit	Ostpreußen
Nagat Emma	16.10.07	geb. Buttкус	Ragnit	Kreis Tilsit	Ostpreußen
Nagat Hannelie	12.1.37		Kallwehlen	Kreis Tilsit	Ostpreußen

Neumann Anna	23.5.80	geb. Schacht	Elbing	Kreis Elbing	Ostpreußen/ Ermland
Ney Erna	6.9.10	geb. Strasda	Altweiden	Kreis Tilsit	Ostpreußen
Ney Fritz	22.5.04		Zugnarden		Ostpreußen
Nieke Brigitte Margarete	25.8.42	geb. Stehr	Waldenburg		Schlesien
Nieke Peter Artur	24.4.38		Waldenburg		Schlesien
Otte Waltraud	2.3.30	geb. Pech	Eichberg	Kreis Schlochau	Pommern
Otto Elfriede	30.8.33	geb. Grotcke	Holm	Danzig Land	
Otto Hedwig	15.10.92	geb. Zahn	Ludwigshorst		Pommern
Otto Hermann	17.2.28		Ludwigshorst		Pommern
Otto Wilhelm	30.10.89		Hindenburg	Kreis Naugard	Pommern
Paczkowski Erich	16.11.21		Szabinnen		Ostpreußen
Pahl Meta	28.7.02		Stottow	Danzig Land	Dänemark
Paulat Bruno	11.7.32		Groß- Trakehnen	Kreis Ebenrode	Ostpreußen
Paulat Franz	27.2.99		Groß- Trakehnen	Kreis Ebenrode	Ostpreußen
Paulat Fritz	2.7.29		Groß- Trakehnen	Kreis Ebenrode	Ostpreußen
Paulat Juliane	17.7.99	geb. Zabel	Kerelucha	Wolhynien	Ukraine
Pfunt Friedrich	12.7.74		Leitershausen		Ukraine
Pfunt Luzia	7.12.32		Danzig		
Pils Anna	5.2.35		Hodenitz		Sudetenland
Pils Jakob	13.5.97		Hodenitz		Sudetenland
Pils Johann	9.4.33		Hodenitz		Sudetenland
Pils Maria	15.5.04	geb. Grubmüller	Hodenitz		Sudetenland
Porwoll Georg	12.3.00		Janow		Oberschlesien
Porwoll Maria	27.1.02	geb. Glagla verh. Armack	Hindenburg		Oberschlesien
Preußner Dieter	7.12.37		Grabig	Kreis Sorau	Schlesien
Protzen Else	30.5.16	geb. Mundt	Alt-Wock	Kreis Schlame	Pommern
Protzen Inge	28.1.38		Seidel	Kreis Köslin	Pommern
Protzen Lothar	30.4.39		Seidel	Kreis Köslin	Pommern
Putzker Werner	17.3.37		Langhelwigs- dorf	Kreis Jauer	Schlesien
Rangwich Helene	4.7.08	geb. Broschinsky	Königsberg		Ostpreußen
Rangwich Klaus	20.7.33		Landsberg		Ostpreußen
Raschke Helene	4.3.21	geb. Neumann	Elbing	Kreis Elbing	Ostpreußen/ Ermland
Raschke Horst	6.9.33		Ohlau		Schlesien
Raschke Willi-Richard	9.6.20		Ohlau		Schlesien
Reich Josef	26.11.10		Klutschkau	Kreis Saaz	Eger- Sudetenland
Reich Josef	15.11.35		Klutschkau	Kreis Saaz	Eger- Sudetenland
Reich Maria	5.11.02	geb. Haas	Klutschkau	Kreis Saaz	Eger- Sudetenland
Rohde Emma	8.1.75	geb. Schneider	Meschkening- ken	Kreis Gumbinnen	Ostpreußen
Rösler Fritz	16.1.02		Katholisch- Hammer	Kreis Trebnitz	Schlesien
Rösler Herbert	27.10.39		Breslau		Schlesien
Rösler Hermann	26.1.35		Nieder-Glauche		Schlesien
Rösler Marta	29.3.08	geb. Posnanski	Kanitz	Kreis Trebnitz	Schlesien
Rösler Wilhelm	14.11.33		Nieder-Glauche		Schlesien
Rossow Ulrich	31.7.16		Posen		Polen
Ryba Reinhold	6.9.37		Gleiwitz	Kreis Gleiwitz	Oberschlesien

Sahler Karin	17.3.42		Breslau		Schlesien
Sawilla Franziska	2.5.00	geb. Messarosch	Luisenthal	Kreis Kimpulung/ Karpaten	Bukowina Rumänien
Sawilla Paul	24.1.99		Luisenthal	Kreis Kimpulung/ Karpaten	Bukowina Rumänien
Schille Ingeborg	11.12.19	geb. Glathe	Bäredorf/Trach	Kreis Goldberg	Schlesien
Schmieder Adelheid	17.5.43		Landsberg/ Warthe		Ostbranden- burg
Schmieder Irmgard	6.7.27	geb. Klebe	Landsberg/ Warthe		Ostbranden- burg
Schulz Gerhard Horst	22.10.34		Stampelken		Ostpreußen
Schütze Adolf Josef	23.1.32		Tichau		Oberschlesien
Silzer Adolf	2.7.40		Sereth		Bukowina Rumänien bzw. Schroda/Polen
Silzer Hildegard	19.5.36	verh. Rizner	St. Onefry		Bukowina Rumänien bzw. Schroda/Polen
Silzer Michael	25.9.09		Czernowitz		Bukowina Rumänien bzw. Schroda/Polen
Silzer Regina	13.9.12	geb. Molin	St. Onefry		Bukowina Rumänien bzw. Schroda/Polen
Silzer Walter	29.4.38		Sereth		Bukowina Rumänien bzw. Schroda/Polen
Skupp Albert	10.5.04		Brolust	Kreis Gerdauen	Ostpreußen
Smilowski Johann	9.10.94		Seiern	Kreis Pleß	Oberschlesien
Smilowski Leopold	12.11.33		Dzietkowitz	Kreis Pleß	Oberschlesien
Smilowski Martha	26.12.89	geb. Mondry	Seiern	Kreis Pleß	Oberschlesien
Spohd Gertrud	12.12.80	geb. Spohd	Borchersdorf	Kreis Neidenburg	Masuren Ostpreußen
Stahlberg Adelheid	17.5.43		Bewernik		Ostpreußen
Stahlberg August	24.1.07		Bogen	Kreis Heilsberg	Ostpreußen
Stahlberg Erna	21.5.12	geb. Vogel	Bewernik		Ostpreußen
Strach Josef	7.10.27		Reichenberg		Sudetenland
Strach Marie	18.6.06	geb. Friemel	Kronstadt	Kreis Grulich	Sudetenland
Strach Milan	16.7.37		Reichenberg		Sudetenland
Svika Imants	4.7.22		Siguldas (Segewald)		Lettland
Thiede Joachim	24.12.37		Stargard		Pommern
Tobin Günter	17.9.35		Kreuzberg		Ostpreußen
Tobin Helene	10.12.11	geb. Kowall	Arnsberg		Ostpreußen
Tobin Helga	29.1.39	verh. Armbruster	Kreuzberg		Ostpreußen
Tobin Karl-Heinrich	9.4.09		Kodien	Kreis Wehlau	Ostpreußen
Tulatzt Berta	26.5.94	geb. Neumann	Dyhernfurt/ Oder	Kreis Ohlau	Schlesien
Urmoneit Meta	5.7.10		Domhardtfelde	Kreis Labiau	Ostpreußen Dänemark
Vanselow Fritz	26.9.98		Mersin	Kreis Köslin	Pommern
Vanselow Gertrud	14.3.14	geb. Balfans	Roggow		Pommern
Vanselow Ursula	9.11.36		Belgard		Pommern
Volkmer Edgar	26.8.95		Breslau		Schlesien
Volkmer Elfriede	17.5.08	geb. Leska	Breslau		Schlesien
Volkmer Elisabeth	19.8.90		Breslau		Schlesien
Volkmer Valeska	10.10.87		Breslau		Schlesien
von Mossakowski Klara Johanna	7.8.92		Laskowitz	Kreis Briesen	Kulmerland Polen

Wagner Karl	18.1.18		Neisse		Oberschlesien
Walenta Franz	27.3.10		Tischern	Karlsbad	Eger-Sudetenland
Walkowiak Anni	16.4.23	geb. Schultheiß	Himesha'za (Nimmersch)	Kreis Baranya	Ungarn
Walkowiak Stanislaw	11.10.84	geb. Grezembowski	Mechlin		Posen/Wartheland Polen
Wasserfurth Lydia	15.1.00	geb. Nobst	Grillenburg		
Wawrzinski Anna	30.7.97	geb. Baldzuhn	Wilhanen	Kreis Lyck	Masuren Ostpreußen Dänemark
Wawrzinski Erich	11.7.40		Birschimen ?		Ostpreußen Dänemark
Wawrzinski Günther	13.6.34		Wachteldorf	Kreis Lyck	Masuren Ostpreußen Dänemark
Wawrzinski Heinz	3.7.30		Neumerkensdorf	Kreis Allenstein	Ostpreußen Dänemark
Wawrzinski Herta	17.10.25		Wachteldorf	Kreis Lyck	Masuren Ostpreußen Dänemark
Wawrzinski Ilse	15.9.35		Wachteldorf	Kreis Lyck	Masuren Ostpreußen Dänemark
Wawrzinski Walli	8.6.31		Wachteldorf	Kreis Lyck	Masuren Ostpreußen Dänemark
Wawrzinski Walter	23.5.28		Wachteldorf	Kreis Lyck	Masuren Ostpreußen Dänemark
Wenger Barbara Marianne	4.8.44	geb. Bothmer	Oppeln		Oberschlesien
Wild Adolf	8.5.98		Vierzig-Huben		Sudetenland
Wild Adolf	15.12.37		Pohler		Sudetenland
Wild Anna	14.4.23	verh. Hummel	Pohler		Sudetenland
Wild Aurelia	11.11.98	geb. Schmid	Pohler		Sudetenland
Wild Reinhold	12.10.46		Pohler		Sudetenland
Witzig Johann	28.7.14		Gleiwitz		Oberschlesien
Witzig Johann	28.7.14		Gleiwitz		Oberschlesien
Witzig Notburga	8.4.13	geb. Schoppa	Gleiwitz		Oberschlesien
Witzig Notburga	8.4.13	geb. Schoppa	Gleiwitz		Oberschlesien
Wodetzki Gertrud	25.2.83	geb. Kosemund	Danzig		
Wolff Anna Berta	14.3.92	geb. Hoffmann	Gottesberg	Kreis Waldenburg	Schlesien
Wolff Hermann	10.5.87		Heinrichswalde	Kreis Frankenstein	Schlesien
Woywadt Anneliese	8.6.37		Marienbruch		Ostpreußen
Woywadt Charlotte	5.7.04	geb. Schwerdter	Hohenberge	Kreis Elchniederung	Ostpreußen
Woywadt Hermann	18.11.91		Schangsten	Kreis Elchniederung	Ostpreußen
Woywadt Lothar	20.4.42		Marienbruch		Ostpreußen
Zachray Martha	22.9.21	geb. Sorychta	Stillesfeld		Oberschlesien
Zachray Wilhelm	25.11.16		Königshütte		Oberschlesien
Zebedies Edeltraud	6.5.41		Pozegen		Ostpreußen
Zebedies Else	23.5.03	geb. Ginnutt	Sodehnen		Ostpreußen
Zebedies Frank	14.3.43		Pozegen		Ostpreußen
Zebedies Hartmut	14.3.43		Pozegen		Ostpreußen
Zebedies Ruth	9.1.31		Kaukehmen		Ostpreußen

Anmerkungen

- 1 Tammo Luther, Woher wir kamen, Leben auf dem Land, Verlagsgruppe Weltbild, Augsburg, Zeitzeugenberichte Zeitgut Verlag
- 2 <http://de.wikipedia.org/wiki/Volksdeutsche>
- 3 Der Bundesminister des Innern (Hrsg.) betrifft: Eingliederung der Vertriebenen, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigten. Bonn 1982, S. 12–18
- 4 GAS (Gemeindearchiv Steinach) A XV, 1–6 Statistik
- 5 Willi Kosiul, Die Bukowina und ihre Buchenlanddeutschen, Band 2, Oberding, Reimo Verlag, 2012, S. 400
- 6 Ebd. S. 412
- 7 Kopie Bundesarchiv Berlin, Stammbblatt 309/520
- 8 Ebd. S. 418
- 9 Ebd. S. 423
- 10 Ebd. S. 425
- 11 Ebd. S. 469
- 12 Udo Baer & Gabriele Frick-Baer, Kriegserbe in der Seele, Beltz Verlag, 2015, Weinheim, S. 79–101
Tobias Wöhrle, Kriegsende und erste Nachkriegsjahre in einem Dorf im mittleren Kinzigtal, Zur Geschichte Steinachs 1944–52, in: Die Ortenau 83, 2003, S. 117–142
Tammo Luther, Flucht über die Ostsee, Verlagsgruppe Weltbild, Augsburg, Zeitzeugenberichte Zeitgut Verlag
Peter Fischer, Steinach 1139–1989, Druckerei Schillinger Freiburg, 1989, Erika Guddat-Kamps, Flüchtlinge 1945, S. 411–414
Otto Görig, Unsere Vertreibung aus Neutitschein, in: Alte Heimat, Kuhländchen, Jahrgang 69, 2016, S. 12–16
www.verwaltungsgeschichte.de Homepage Deutsche Verwaltungsgeschichte 1871–1990, 2006 by Dr. Michael Rademacher M.A.
GAS DA4
Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg, Deutschland & Europa, Heft 45, 2002, S. 31 (Karte) Süddt. Verl.gesellschaft, Ulm
D & Europa S. 34–36 Vertriebene finden neue Heimat

Abkürzungen

BDM = Bund Deutscher Mädchen

HJ = Hitlerjugend

SS = Schutz Staffel

UNRRA = United Nations Relief and Rehabilitation Administration, 1945 von der UNO übernommen

DPs = Displaced Persons = nicht-deutsche Flüchtlinge und Verschleppte

Zeitzeugen und Dokumente aus Privatbesitz

Armbruster Helga, Steinach; Faltin Johanna, Steinach; Guddat-Kamps Erika, Karlsruhe/Steinach; Gutzeit Hans, Steinach; Makowitschka Josef, Steinach; Otte Waltraud, Steinach; Paulat Bruno, Steinach; Rösler Herbert, Steinach; Silzer Adolf, Steinach; Strach Milan, Biberach

Roller aus Stadelhofen – Symbole des Wirtschaftswunders und der Mobilität

Heinz G. Huber

Im Frühjahr 1953 erwarb das Progresswerk Oberkirch A.G. (PWO) die Konstruktionspläne des Untertürkheimer Rollerbauers Gottfried Gassmann.¹ Unter der Projektleitung von Werner Abel entwickelte man das Modell weiter zur Serienreife. Auf der zweiten Internationalen Fahrrad- und Motorradausstellung in Frankfurt im Herbst 1953 konnte erstmals der Prototyp des neuen Rollers vorgestellt werden.² Bis 1960 baute das in Stadelhofen ansässige Unternehmen Roller, zuerst den „Strolch“ und dann dessen Nachfolge-Modell „Progress 200“.³

Rollerzeiten

Die Motorisierungswelle erfasste in den 1950er Jahren die Bundesrepublik wie kein anderes westliches Industrieland. Der Motorisierungsgrad wuchs jährlich durchschnittlich um 21%. Im Jahr 1954 kamen auf 1000 Einwohner schon 81 Pkw. Allerdings vollzogen die meisten Deutschen den Schritt zur Massenmotorisierung über Moped, Motorrad und Roller.⁴ Die hohen Herstellungs- und Unterhaltskosten, Steuern und Versicherungsprämien für das Auto⁵ waren der Grund dafür, dass bis 1957 die meisten Deutschen sich mit einem motorisierten Zweirad begnügten. 1955 kostete das günstigste VW-Modell 3800 DM, der teuerste Reiseroller 2000 DM – bei einem durchschnittlichen Stundenlohn von 1,50 DM.⁶

Einer großen Nachfrage erfreute sich in den 1950er Jahren vor allem der Motorroller. Wurden in Westdeutschland 1950 nur 9000 Fahrzeuge produziert, so waren es 1952 bereits 39000. Mit 121000 Stück erreichte die Rollerwelle 1954 den Höhepunkt.⁷ Im Jahr 1953 nahm die Rollerproduktion um 83% zu.⁸ Nach dem 2. Weltkrieg war der Roller mit der „Vespa“ des italienischen Herstellers Piaggio zur Legende geworden. Um 1949 gab es in Deutschland ein Dutzend Hersteller, die an die Erfolgsgeschichte der „Wespe“ anzuknüpfen versuchten.⁹ Ob das Kraftrad von Hildebrandt & Wolfmüller von 1894 oder der von Krupp 1919 gebaute „Schnellläufer“ als erste deutsche Motorroller gelten können, muss offen bleiben.¹⁰ Populär wurde der Roller erst in der beginnenden Wirtschaftswunderzeit – als Ausdruck eines Lebensgefühls, des lässigen „Savoir-Vivre“. Für



Abb. 1: Junge Frauen mit dem „Strolch“ unterwegs (Archiv des Verfassers)

andere war der Roller eine Art Autoersatz, ein „leider auf zwei Räder gestelltes Kind des Mangels“¹¹. Damit war der Roller ein Übergangsphänomen auf dem Weg in eine automobilen Gesellschaft.

Im Unterschied zum Motorrad schützte eine aufwendige Blechkarosserie vor Spritzwasser und Zug. Der Roller verfügte über einen freien Durchstieg und wurde im Sesselsitz ohne Beinabschluss gefahren, was ihn zu einem Fahrzeug für Rockträgerinnen machte.

Bis 1953 erlaubte die Straßenverkehrsordnung es der Sozia, auf dem Beifahrersitz beide Beine im weiblichen Reitsitz auf der Seite herunterbaumeln zu lassen (Abb. 1). Außerdem hatten die meisten Roller 8-Zoll-Räder. Von Nachteil war, dass sich der Motorblock wegen des freien Durchstiegs vor oder neben dem Hinterrad und nicht in der Fahrzeugmitte befand; damit bestand die Gefahr, dass sich der Roller beim Anfahren aufbäumte. Die kleinen Räder bedingten eine geringere Geschwindigkeit als beim Motorrad und Beeinträchtigungen bei schlechten Straßenverhältnissen. Die aufwendige Karosserie brachte aerodynamische Nachteile mit sich.¹²

Der Roller sprach jene Personengruppen an, für die ein Motorrad nicht infrage gekommen war: Büroangestellte, Verkäufer, Beamte, ältere Personen und Frauen.¹³ Der Anteil der Angestellten unter den Rollerfahrern belief sich nach der Statistik vom 1. Juli 1953 auf 34,7%; 24,9% waren Arbeiter, 8,3% Beamte, 8,1% Angestellte im Handel, 7,2% Angehörige freier Berufe.¹⁴ Der Roller ermöglichte es, die Kleidungsetikette zu beachten:

„Dem Arbeiter, der im Blaumann auf seinem Kleinmotorrad zur Fabrik ratterte, machten Wetter und Schmutz weniger aus, als jenen schon etwas besser Verdienenden, auf die die Motorrollerstrategie zielte. Die Anzugshose aus der Lederkluft heraus zu pellen oder die Hosen auf der Firmentoilette zu wechseln, gehörte sich nicht!“¹⁵

In den 1950er Jahren erforderten die gesellschaftliche Konventionen, dass man sich im Büroberuf im Alltag und bei dem Sonntagsausflug seriös kleidete:

„Wie sich Männer sonntags wie alltags in Anzug und Krawatte kleideten, so Frauen in Kostüm oder Kleid. So wollten es auch die Reklame und die Benimmbücher.“¹⁶ (Abb. 2)

Hinter der Alternative Motorrad oder Roller verbarg sich auch eine jeweils eigene Soziokultur:

„Rollerfahrer fuhren grundsätzlich in Straßenkleidung, Motorradfahrer im martialischen Lederdress (...) Kaum waren sie (die Rollerfahrer) vom Roller gestiegen, sahen sie wie ‚zivilisierte Menschen‘ aus, ganz im Unterschied zu den verwegenen bekleideten Motorradfahrern. Diese fuhren prinzipiell auch schneller, waren wilder und wurden von den meisten Groß- und Schwiegermüttern (in spe) gemieden.“¹⁷



Abb. 2: Sonntagsausflug mit dem „Strolch“-Roller (Archiv des Verfassers)

Der Einstieg in den Fahrzeugbau

Den Rollerboom wollte sich auch das Progresswerk in Stadelhofen zunutze machen, das allerdings keine Erfahrung im Fahrzeugbau hatte. Die Firma war 1919 von sieben Stuttgarter Kaufleuten als Aktiengesellschaft gegründet worden und begann ihre Fabrikation in einer alten Mühle in Stadelhofen.¹⁸ Als Zweck des Unternehmens wurden Fertigung, Anfertigung und Vertrieb von Metallwaren aller Art angegeben. Zeit und Ort der Unternehmensgründung waren eher ungünstig. Der 1. Weltkrieg war gerade vorüber, es herrschte politische und wirtschaftliche Unsicherheit. Baden war wieder Grenzland geworden, das Hanauerland mit Kehl war als Brückenkopf französisch besetzt. Stadelhofen besaß keinen eigenen Güterbahnhof, Rohstoffe und Kohle mussten mit dem Pferdewagen von der Güterstation Zusenhofen geholt und die Produktion dorthin zum Versand gebracht werden.

Das Werk fand im Bereich der Herstellung von Fahrradpumpen, dann vermehrt im Bereich von Zieh-, Stanz- und Pressteilen seine Kunden. Obwohl PWO während des Krieges für die Rüstung produzierte, blieb es von Luftangriffen verschont. Nach der französischen Besetzung konnte am 6. Juli 1945 die Produktion wieder aufgenommen werden. Gegenstände für den Alltagsbedarf, wie Kochtöpfe und Bratpfannen, sowie für die Landwirtschaft, wie Rechenzähne, Hufnägel und Striegel, wurden hergestellt. Auch die Herstellung von Luftpumpen wurde bald wieder ein wichtiger Geschäftszweig. Die Ersatzteillieferungen für französische Armee-Fahrzeuge waren der Grund dafür, dass sich die Demontagen in Grenzen hielten. Mit der Herstellung von Feldkochherden – zunächst für die



Abb. 3: Werner Abel hatte die Leitung beim Rollerprojekt und brachte den „Strolch“ zur Serienreife (Aufnahme des Verfassers 1999)

französische Armee – eröffnete sich das Unternehmen einen neuen Geschäftszweig.

Als das Projekt auslief, schickte Direktor Edmund Heß seinen jüngsten Ingenieur Walter Abel¹⁹ (Abb. 3) nach Stuttgart-Unterürkheim. Dort baute der Handwerksmeister Gottlieb Gassmann seit 1950 Roller mit großen 16-Zoll-Rädern, die anderen Modellen gegenüber eine verbesserte Straßenlage aufwiesen. Vor Ort sollte sich Werner Abel ein Bild machen, ob die Konstruktion Grundlage für einen PWO-Roller werden könnte. Am 15. Juni 1950 war Werner Abel (1927–2014) ins Progress-Werk eingetreten. Schon nach zwei Monaten war ihm die Gesamtleitung für den Feldküchenbau und den Blechbau übertragen worden. Er hatte nach dem Krieg ein Studium am Staatstechnikum Konstanz absolviert. Die gelungene Abwicklung des Feldküchenprojekts verschaffte ihm eine Vertrauensbasis, sodass man seine Empfehlung, in den Rollerbau einzusteigen, akzeptierte (Abb. 4).

In etwas mehr als einem halben Jahr gelang es Abel, die Serienfertigung vorzubereiten. Die Konstruktion wurde gründlich überarbeitet und verbessert, sodass auch optisch ein Roller entstand, der die Ansprüche an das Design befriedigte. Ein Prüfstand wurde errichtet, wo die Vordergabel an Schwingen aufgehängt und Belastungstests ausgesetzt werden konnte. Die Erkenntnisse vom Deutschen Schweißverband wurden ebenso einbezogen wie die Erfahrungen mit Boliden, die vom Fahrerlager in Hockenheim kamen. Das Material für die Gabel wurde überprüft. Abel testete Tag für Tag selbst den Roller, indem er ihn als Pendlerfahrzeug von seinem Wohnort Kork nach Stadelhofen und zurück nutzte. Schließlich wurde ein Werkteam mit fünf Fahrern und zwei Betreuern gebildet, das an Motorsportwettbewerben teilnahm: Diese „Härtetests“ – der Rennfahrer Kurt End war zwölf Stunden auf dem Nürburgring unterwegs und beteiligte sich am ADAC-Winterrennen über 1500 km²⁰ – lieferten nicht nur Erkenntnisse über mögliche Verbesserungsmöglichkeiten, sondern verschafften dem „Strolch“-Roller ein legendäres Image.

Der Progress-Strolch

Nicht nur die Konstruktionspläne, sondern auch den Namen „Strolch“ hatte das PWO von Gottlieb Gassmann übernommen. Im Dezember 1953 begann die Serienproduktion. 1954 wurde die Produktion in eine eigens errichtete zweistöckige Fertigungshalle, die Halle 54, verlegt. Auf einem Transportband wurde der Roller in zehn Arbeitsstufen serienmäßig gefertigt. Die Produktion lief erfolgreich an – bis zu 200 Roller wurden wöchentlich



Abb. 4: Der „Ur-Strolch“ des Untertürkheimer Tüftlers Gottfried Gassmann (Archiv des Verfassers)



Abb. 5: Der Charme der 1950er Jahre: Werbefoto des Progresswerks für den „Strolch“

hergestellt.²¹ Angetrieben wurde der Progress-Strolch wahlweise von einem 150 ccm oder 175 ccm Motor von Fichtel & Sachs. In der letzteren Version verfügte der Motor über 9,5 PS und ermöglichte eine Höchstgeschwindigkeit von 80–90 km/h²² (Abb. 5).

Angeichts der zahlreichen Konkurrenz auf dem Rollermarkt wurde in der Werbung, aber auch in Kritiken von Testern auf die Vorzüge des „Strolch“ abgehoben. Von den klassischen Rollern unterschied er sich durch die großen 16-Zoll-Räder:

„Bei der Konstruktion des ‚Strolch‘ ging man davon aus, dass überragende Fahreigenschaften nur mit großen Rädern zu erreichen sind. Deshalb braucht der ‚Strolch‘ dank seiner hervorragenden Fahreigenschaften weder schwieriges Gelände, Geröll, noch Schlammstraßen oder Schneematsch zu fürchten.“²³

Gelobt wurde auch die vorzügliche Federung des Rollers:

„Seit den ersten Versuchsfahrten wird eine Schwinggabel-Hinteradfederung angewandt, die leicht auf alle Unebenheiten anspricht und auch auf schwierigen Strecken nicht die Führung blockiert. Die ‚Strolch-Schwinggabel‘ hat wartungsfreie Lagerung und die Federbeine hydraulische Stoßdämpfer. Für die Vorderrad-Federung wurde eine Schwinggabel konstruiert, wie man sie bisher nur bei den besten Motorrädern antraf und auch da nur bei den besten Rennmaschinen.“²⁴

Ein kräftiges Gebläse zur Luftkühlung des Motors machte es auch möglich, ohne Heißlaufen des Motors Serpentin und Passstraßen im Gebirge zu erklimmen.²⁵ Werner Abel erhielt von zwei Frauen die Rückmeldung, dass sie zu Anfang der 1960er Jahre zu zweit mit Gepäck viele Alpenstraßen befahren hätten. Der Motor habe sie bergaufwärts nie im Stich gelassen, die Fichtel-&-Sachs-Naben ermöglichten bergab sicheres Bremsen.²⁶

Der weite Radstand von 1200 mm, den die Progress-Konstrukteure von Gassmann übernommen hatten, machte sich in Verbindung mit einer guten Schwerpunktlage des Rollers vor allem auf schwierigen Straßen vorteilhaft bemerkbar und sicherte dem Fahrzeug eine große Wendigkeit und eine vorzügliche Straßenlage.²⁷ Die elektrische Lichtanlage mit einem schwenkbaren 35 W Scheinwerfer von der Firma Bosch ermöglichte auch bei Dunkelheit gute Sicht.

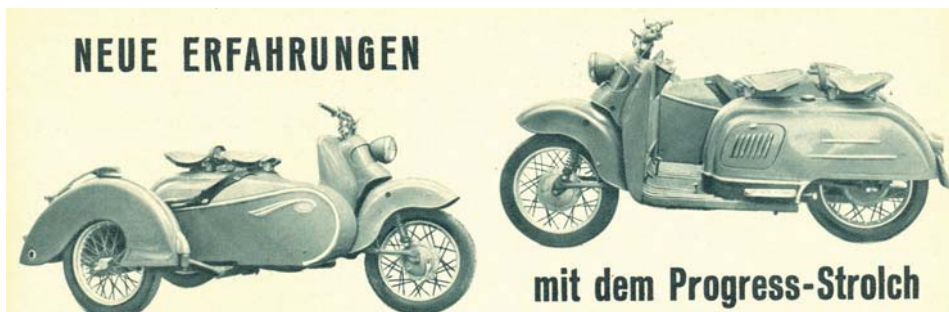
Trotz der vollkommen verschlossenen Verkleidung war der Zugang zu allen Teilen des „Strolch“ gesichert. Die Verkleidung von Hinterrad und Motor ließ sich durch Lösen von zwei Schnellverschlüssen abnehmen. Den Radwechsel erleichterten Sachs-Naben mit Steckachse. Große Handlöcher ermöglichten die einfachen Wechsel der Zündkerze.²⁸ Der Progress-Strolch kostete 1953 bei seiner Markteinführung 1750 DM und war damit so teuer wie das Heinkel-Modell.²⁹ Als Einsteigermodell war der Strolchroller weniger gefragt, eher als Umstiegsmodell vom kleinen auf den komfortablen Roller.

Um auch Familienausflüge und den Gepäcktransport in den Urlaub zu ermöglichen, bot das PWO auch eine 200 ccm-Version mit Seitenwagen an. Das Gespann fand in der Fachpresse gute Resonanz³⁰, stieß jedoch beim Käufer auf wenig Nachfrage (Abb. 6).

Die übermächtige Konkurrenz des Autos

Das Rollerjahr 1954 bescherte PWO im Rollergeschäft stolze Produktionszahlen und einen Rekordumsatz von 4,5 Mio. DM.³¹ In der Plakat-, Prospekt- und Anzeigenwerbung war als RollerfahrerIn meist eine Frau zu sehen: Zwar kann nicht ausgeschlossen werden, dass die FahrerIn als Blickfang für das Produkt fungierte; hauptsächlich ging es wohl darum, auch die Frauen als Kundinnen zu gewinnen. Skizzenhaft sind im Hintergrund Symbole für Urlaub und Urlaubslandschaften zu er-

Abb. 6: „Strolch“ mit Beiwagen (Archiv des Verfassers)



kennen: Berge, Tannen, blauer Himmel, Strand, eine Insel, Segelboote, Zelte (Abb. 7). Die Einführung der Fünftage-Woche 1956, die Steigerung der Einkommen und die Zunahme der Urlaubstage ließen die Wünsche nach Urlaubsreisen und Wochenendauffahrten wachsen. Von 9,3 Mio. Bundesbürgern, die 1954 eine Urlaubsreise machten, blieben 85 % in Deutschland.³² Die Symbole der Strolchroller-Werbung beziehen sich auf die Landschaften, in denen die Deutschen gerne Urlaub machten: Bayern, den Schwarzwald und die deutschen Mittelgebirge, die Nord- und Ostsee³³ (Abb. 8).

Von hoher Werbewirksamkeit waren – wie schon ausgeführt – die Teilnahme an motorsportlichen Veranstaltungen sowie der Besuch der internationalen Fahrrad- und Motorradausstellung in Frankfurt. Im Oktober 1953 besuchte der Verkehrsminister Christoph Seebohm den Stand des PWO und bescherte dem Prototyp des Progress-Strolch viel Aufmerksamkeit.³⁴ Für die Rollerwerbung nutzte PWO auch den Lokalbonus, indem beim Oberkircher Weinfestumzug 1954 vor Tausenden von Zuschauern eine Eskorte von Strolch-Fahrzeugen mit einem großen Transparent für den Stadelhofener Roller warb (Abb. 9).

Als Schwachstelle gegenüber der Konkurrenz erwies sich das Fehlen eines eigenen Vertriebssystems. Das Progresswerk hatte bislang hauptsächlich Industriegeschäfte getätigt und die Waren auf Rechnung geliefert. Mit den kleinen Rollerhändlern funktionierte das nicht, weil diese eine schlechte Zahlungsmoral hatten. Um die Außenstände einzutreiben, musste die Herstellerfirma ein eigenes Mahnbüro einrichten. Gebietsvertreter, die auch andere Artikel führten, holten gegen Provision Aufträge herein. Mit Holland bestanden durch die jahrelangen



Abb. 7: „Strolch“-Prospekt mit Urlaubshorizont (Stadtarchiv Oberkirch)

Abb. 8: Werbung für den „Strolch“ in der Zeitschrift „Das Motorrad + der Roller“ Heft 21/1954 (Archiv des Verfassers)



Abb. 9: Beim Oberkircher Weinfestumzug 1954 macht eine „Strolch“-Eskorte Werbung für den Roller (Stadtarchiv Oberkirch)



Lieferungen von Luftpumpen Geschäftsverbindungen mit Händlern, die bereit waren, auch Roller zu verkaufen. Der Export in andere Länder wie Österreich und die Schweiz war nicht sehr groß.³⁵ Laut den Angaben des Statistischen Amtes waren 1958 beispielsweise 98 Strolch-Roller in der Schweiz registriert.

In einem sich ständig verändernden Markt vieler Rollerhersteller sah sich das PWO 1955 gezwungen, ein verbessertes Nachfolgemodell unter dem Namen „Progress 200“ zu präsentieren. Angeblich war die Beschwerde einer Gemeinde der Anlass, ganz auf den Namen „Strolch“ zu verzichten. Sie hatte den Namenszug auf ihren Dienstrollern entfernen lassen, weil es die Kommunalbeamten als ehrenrührig empfanden, mit dieser Bezeichnung in Verbindung gebracht zu werden.³⁶

Das neue Modell, dessen Äußeres von einem Baden-Badener Designer überarbeitet worden war, war modisch zweifarbig lackiert. Er war mit einem 191 ccm großen Zweitaktmotor von Fichtel & Sachs ausgestattet, der eine Leistung von 10,2 PS erbrachte (Abb. 10). In technischen Details war der Neue noch der Alte, es hatte sich kaum etwas verändert. Allerdings waren hochwertigere Bauteile integriert, der Tank war im vorderen Beinschild unterbracht, was der Stabilität des Fahrzeugs zugutekam. Experten zählten den „Progress 200“ unter den Rollern zu den Besten seiner Zeit.³⁷

Vom neuen Roller wurden bis 1956 ca. 135 Roller pro Woche hergestellt. Doch dann kam der Einbruch, wie sich Werner Abel erinnerte:

„Es gab zwei regenreiche Sommer, die den Einsatz des Motorrollers als Ferienfahrzeug erheblich erschwert haben. Parallel dazu

ging einher, dass die Leute über ein größeres Einkommen verfügten und die ersten Kabinenroller und Kleinautos kamen oder der eine oder andere sich schon einen Volkswagen kaufen konnte.“

Auch die Konkurrenz hatte erhebliche Rückgänge zu verkraften. Es gab Überlegungen, eine völlig neue Konstruktion auf die Beine zu stellen und in großem Umfang Werbung zu betreiben. Als Daimler-Benz Geschäftsverbindungen im Bereich der Auto-Zulieferung offerierte und auch das Feldküchengeschäft sich wieder belebte, entschloss man sich kurzerhand die Produktion auslaufen zu lassen. 1960 verließen die letzten Roller das Montageband. Die Produktionsanlagen wurden nach Indien verkauft.³⁸ Insgesamt 14000 Roller waren in Stadelhofen produziert worden.³⁹

Die weitere Entwicklung zeigte, dass diese Firmenentscheidung richtig war. Waren 1961 noch 520000 Roller zugelassen, so nahm die Zahl der zugelassenen Roller 1979 auf nur noch 29000 Roller ab, um 1984 wieder auf 45000 leicht zuzunehmen.⁴⁰ Für das Progresswerk blieb der Rollerbau eine Episode in der Firmengeschichte (Abb. 11). Das Renommee, das man damit erwarb, verschaffte der Firma jedoch Referenzen, die durchaus auch in betriebswirtschaftlicher Hinsicht Auswirkungen hatten.



Abb. 10: Auf dem Zeitschriften-Cover empfiehlt sich der „Progress 200“ als flotter Bolide (Archiv des Verfassers)



Abb. 11: Die Legende lebt. Oldtimerfreunde mit Progressrollern beim Nußbacher Dorffest (Aufnahme des Verfassers 2007)

Anmerkungen

- 1 Rönicke, Frank: Deutsche Motorroller seit 1894. Stuttgart 2007, 176.
- 2 Der „Strolch“ aus dem Renchtal. Das Progresswerk Oberkirch A.G. stellt seinen Tourenroller vor, Renchtal-Zeitung, 10. Oktober 1953.
- 3 Von der Mühle zum modernen Werk. Teil 3 – Die Ära der Motorroller, in: PWO Aktuell 4/94, 3 ff.
- 4 Andersen, Arne: Der Traum vom guten Leben. Alltags- und Konsumgeschichte vom Wirtschaftswunder bis heute, Frankfurt 1999, 158 f.
- 5 Die Motorisierung als Volksbewegung, in: Renchtal-Zeitung, 8. Oktober 1955.
- 6 Kubisch, Ulrich: Motorroller mobil. Vom zivilisierten Zweirad zum Fast-Automobil, Berlin 1985, 6.
- 7 Rönicke, Frank: Die Motorroller der Wirtschaftswunderzeit 1948–1964, München 2010, 6.

- 8 Das Fahrzeug des „Kleinen Mannes“, Renchtalzeitung, 23. Januar 1954.
- 9 Rönicke, Frank: Die Motorroller der Wirtschaftswunderzeit 1948–1964, 6.
- 10 Kubisch, Ulrich: Motorroller mobil, 10f.
- 11 Kubisch, Ulrich: Motorroller mobil, 6.
- 12 Kubisch, Ulrich: Motorroller mobil, 8.
- 13 Ehn, Friedrich: Auf Zweirädern im Wirtschaftswunder, München 2006, 134.
- 14 Kubisch, Ulrich: Motorroller mobil, 11.
- 15 Kubisch, Ulrich: Motorroller mobil, 8.
- 16 Großkopf, Rudolf: Unsere 50er Jahre. Wie wir wurden, was wir sind. Frankfurt 2005, 178.
- 17 Ehn, Friedrich, Auf Zweirädern im Wirtschaftswunder, 134.
- 18 Zur Firmengeschichte des PWO: Huber, Heinz G., Die Erfolgsgeschichte des Progresswerks Oberkirch, in: Stadelhofen, ein Dorf an der Rench, 2000, 258–269; Von der Mühle zum modernen Werk, PWO Aktuell 2–4/94; bg-Luftpumpen verhinderten, dass dem Werk die Luft ausging, Badisches Tagblatt, 4. Dezember 1969.
- 19 Zum Folgenden Interview des Verfassers mit Werner Abel (Tonaufzeichnung) vom 7. September 1999.
- 20 Ullmann, Robert: Mit dem „Strolch auf Siegesfahrt“, Badische Zeitung, 4. Januar 2003 (Ausgabe Offenburg); Fuhrmann, Isabell, „Ich hatte vor nichts Angst“, Offenburger Tageblatt, 12. Oktober 2002.
- 21 Interview mit Werner Abel, 1999.
- 22 Zu den technischen Daten: Rönicke, Frank: Deutsche Motorroller seit 1894, Stuttgart 2007, 176f./ Der „Strolch“ aus dem Renchtal, Renchtal-Zeitung, 10. Oktober 1953.
- 23 Der „Strolch“ aus dem Renchtal, Renchtal-Zeitung, 10. Oktober 1953.
- 24 Der „Strolch“ aus dem Renchtal, Renchtal-Zeitung, 10. Oktober 1953.
- 25 Kubisch, Ulrich: Motorroller mobil, 83.
- 26 Interview mit Werner Abel, 1999.
- 27 Prospekt „Strolch“, PWO 1955 (Archiv des Verfassers).
- 28 Kubisch, Ulrich: Motorroller mobil, 83.
- 29 Rönicke, Frank: Deutsche Motorroller seit 1894, 77.
- 30 Neue Erfahrungen mit dem Progress-Strolch, in: „Das Motorrad + der Roller“, 23. Oktober 1954.
- 31 Von der Mühle zum modernen Werk – Teil 3 – Die Ära der Motorroller, PWO Aktuell 4/1994, 3.
- 32 Siegfried Müller, Reisen in den Fünfziger Jahren, in: Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte Oldenburg (Hrsg.): Party, Perlon, Petticoats. Kultur der Fünfziger Jahre in Westdeutschland, Oldenburg 2008, 46.
- 33 M. Bernhard/Angela und Andreas Hopf, Unsere Fünfziger Jahre, München 1984, 85. Danach wollten 1954 nach einer Umfrage von Emnid 19% nach Bayern und in die Alpen, 11% in den Schwarzwald, 9% an die Nordsee und ins Rheinland, 6% in andere deutsche Mittelgebirgslandschaften und 2% an die Ostsee. Nur 18% hatten vor, im Ausland Urlaub zu machen.
- 34 Interview mit Werner Abel, 1999.
- 35 Interview mit Werner Abel, 1999.
- 36 Kubisch, Ulrich: Motorroller mobil, 83.
- 37 Rönicke, Frank: Deutsche Motorroller seit 1894, 178.
- 38 Interview mit Werner Abel, 1999.
- 39 Kubisch, Ulrich: Motorroller mobil, 83.
- 40 Kubisch, Ulrich: Motorroller mobil, 6.

Der „Stigler“ – ein Aufzug und sein Konstrukteur¹

August Stigler (1832–1910), Sohn einer Ortenauer Gastwirte-Sippe, ließ Menschen in aller Welt hoch- und herunterkommen

Horst Dieter Braun

Im Jahre 1885 besuchte Amand Goegg aus Renchen – wohlbekannt aus den Darstellungen zum Aufstand in Baden 1849 – mit seiner Schwester Anna in Mailand die Familie von August Stigler und fand hier überaus herzliche Aufnahme. August Stigler? Wer war das?

August Stigler wurde am 26. Juli 1832 in Renchen geboren.² Sein Vater, Jakob Stigler, geboren am 31.3.1795 in Urloffen,³ war ein Sohn des dortigen „Kronen“-Wirts Franz Joseph Stigler und dessen Ehefrau Franziska Geldreich. Die Stiglers sind seit 1650 in Urloffen als Gastwirte nachweisbar – Nachkommen wurden in vielen Orten der Ortenau als Gastwirte ansässig. Die Mutter von August Stigler, Katharina, war eine 1796 geborene Tochter des Renchener „Salmen“-Wirts Franz Joseph Behrle. Als sie am 27. Mai 1830 den Handelsmann Jakob Stigler heiratete, war dies ihre zweite Ehe. Ihre erste hatte sie 1826 mit dem um 19 Jahre älteren Handelsmann Matheus Kranz geschlossen gehabt. Kranz war jedoch bereits knapp vier Jahre später, Ende 1829, gestorben. Auch er war aus Urloffen gebürtig gewesen. Offenbar hatten bestimmte Renchener Familien enge Beziehungen nach Urloffen. Schon der Großvater von Katharina Behrle mütterlicherseits, Johannes Knapp, hatte, aus Urloffen kommend, in Renchen eingeheiratet. Und eine Franziska Stigler aus Urloffen hatte bereits 1751 den Renchener Bärenwirt Georg Joseph Behrle geheiratet gehabt.⁴ Aber nicht nur verwandtschaftliche und freundschaftliche Beziehungen verbanden Jakob Stigler mit Renchen, er war ein Gesinnungsfreund des Renchener „Adler“-Wirts Heribert Brandstetter, beide waren Anhänger des geistigen Hauptes des südwestdeutschen Liberalismus, Karl von Rotteck, Professor für Naturrecht und Staatswissenschaft an der Universität Freiburg.⁵ Auch Jakob Stiglers Bruder Franz (1802–1859), Handelsmann in Offenburg, gehörte zu den Unterstützern der liberalen Opposition im badischen Landtag – dementsprechend auch zu den Vorbereitern der Verfassungsfeier von 1843 und zu den Einberufern der Offenburger Versammlung vom September 1847 wie der vom März 1848.⁶ Daher ist denn auch bei der Taufe des ersten Kin-



*Abb. 1:
August Stigler (1832–
1910). Auch im
Familienbesitz der
Urenkel-Generation ist
dies die einzige über-
lieferte Abbildung des
Firmengründers*

des aus der Ehe von Jakob Stigler mit Katharina Behrle, eines Mädchens namens Franziska, als Taufzeuge neben Ignaz Geck (ab 1840: Goegg) Heribert Brandstetter eingetragen. Sprachen bezüglich Ignaz Gecks als Taufzeugen noch verwandtschaftliche Beziehungen mit (seiner Ehefrau war eine Base von Katharina Behrle), so waren bei der im folgenden Jahr stattgefundenen Taufe des zweiten Kindes aus dieser Ehe, nämlich von August Stigler, lediglich Gesinnungsfreunde als Zeugen bzw. Paten benannt: neben Heribert Brandstetter der Handelsmann Karl Hund. Da letzterer gerade zu dieser Zeit als Kandidat für das Amt des Bürgermeisters von Renchen in einem leidenschaftlich geführten Wahlkampf auftrat, war seine Benennung als Taufzeuge zugleich ein politisches Bekenntnis.

Als August Stigler zwölf Jahre alt war, starb am 28.10.1844 sein Vater im Alter von 49 Jahren. Nach Absolvierung der Schule in Renchen war August Stigler von 1847 bis 1849 Schüler am Polytechnikum in Karlsruhe, in der mathematischen Klasse im „Maschinenfach“. Wurden seine Fortschritte in Französisch und Weltgeschichte mit „mittelmäßig“ benotet, so seine Leistungen in Geometrie und Algebra sowie in „mechanische Werkstätten“ mit „gut“. ⁷

In einem Artikel über die Stigler-Firmen-Geschichte wird berichtet, dass August Stigler im Alter von achtzehn Jahren mit seiner Familie aus Deutschland nach Zürich floh, wo er am Polytechnikum Ingenieurwesen studierte. ⁸ Richtig ist, dass August Stigler in den Jahresberichten des Polytechnikums Karlsruhe am Ende des Schuljahres 1849/50 für die dritte Klasse nicht mehr aufgeführt ist. Es konnten zwar bislang keine Dokumente aufgefunden werden, denen eine Beteiligung von August Stigler an den revolutionären Vorgängen in Baden 1849 zu entnehmen wäre; dass dieser jedoch bei seiner Herkunft aus einem politisch sich exponierenden Elternhaus sich der Bewegung des Tages völlig entzogen haben sollte, ist sehr unwahrscheinlich. Es liegt daher nahe anzunehmen, dass ihm aus diesem Grund der weitere Besuch des Polytechnikums verwehrt wurde. Aus Deutschland fliehen musste er allerdings nicht. Wie berichtet wird, war August Stigler zunächst im Bereich des Post- und Eisenbahnnamtes Bruchsal tätig, dann in Maschinenfabriken in Graffenstaden, Pforzheim und Esslingen am Neckar. Hier in Esslingen lernte er wahrscheinlich die in Tübingen geborene Luisa Maier (1828–1911) kennen, mit der er am 1. Oktober 1857 die Ehe schloss.

Im gleichen Jahr zog er nach Zürich, wo er am Eidgenössischen Polytechnicum eine Stelle als Assistent für Technisches und Maschinen-Zeichnen erhielt. ⁹ Hier wurde ihm am 22.12.

1858 ein Sohn geboren, getauft auf den Namen Max August, später Massimo genannt. Ein zweiter Sohn, Oskar Karl Julius, (später: Carlo) wurde ein Jahr darauf, am 5. Dezember 1859 geboren – und zwar in Esslingen, wo am 15. Januar 1860 auch die Taufe stattfand. Im Taufregister ist August Stigler nun als „Oberingenieur in Mailand“ verzeichnet. Ende des Jahres 1859 hatte er eine Stelle bei der Mailänder Firma Schlegel und Co. angetreten.

Im folgenden Jahr machte Stigler sich in Mailand selbstständig und gründete die Maschinenfabrik „Officina Meccanica Stigler“. Zunächst wurden hier kleine Motoren, Turbinen und Pumpen hergestellt. Sehr bald jedoch spezialisierte Stigler sich auf die Konstruktion hydraulischer Aufzüge. Bereits 1870 konnte er einen Personenaufzug – wie es heißt, den ersten in Italien – für das Hotel Constanzi in Rom bauen. Weitere Hotels folgten. Stigler hatte offenbar zur rechten Zeit die Marktchancen für dieses Produkt erkannt: Da in Italien wie wohl in keinem anderen Land damals der Tourismus der gehobenen Klasse boomte, konnte ein Hotel mit diesem Komfort-Angebot zum einen trefflich werben, zum anderen dieses über die Preise auch finanzieren. Stigler verstand es aber auch, seinen Namen und seine Produktion einer breiteren Öffentlichkeit bekannt zu machen. Auf der Esposizione Nazionale 1881 in Mailand ließ er im Ausstellungspark einen etwa 40 Meter hohen Aussichtsturm mit zwei Plattformen errichten und zur ersten und von dieser zur zweiten Plattform jeweils einen Personenaufzug einbauen. Noch größeres Aufsehen erregte auf der Esposizione Riunite in Mailand 1894 ein etwa 50 Meter hoher Stahlgerüst-Turm, in dem ein Stigler-Aufzug die Besucher 37 Meter hoch beförderte – für damalige Verhältnisse sensationell.¹⁰ Zu dieser Zeit widmete sich Stigler gemeinsam mit seinem Sohn August II. bereits der Entwicklung von Aufzügen, die nicht hydraulisch, sondern durch Elektromotoren betrieben wurden. 1898 wurde ein erster dieser Art von Stigler in einem Gebäude eingebaut.

1903 übertrug August Stigler die Leitung seines Unternehmens seinen beiden Söhnen Massimo und Augusto II. Letzterer war als das dritte von fünf Kindern am 16.8.1861 in Mailand geboren. Als Adresse der Stiglers gibt das Taufregister an: Borgo di Porta Garibaldi 59. Als am 23.8.1863 der Sohn Leon (Leo), geboren wurde, wohnten die Stiglers in der Mailänder Rue Solferino. Dieselbe Adresse wurde bei der Geburt der Tochter Pauline (Paolina) am 31.7.1865 verzeichnet. Alle Kinder Stiglers wurden gemäß der Konfession der Mutter protestantisch getauft. Als Amand Goegg und seine Schwester Anna aus Renchen die Stiglers 1885 besuchten, wohnten diese in einem re-



*Abb. 2:
Billett zur Beförderung
mit dem Stigler-
Aufzug auf den
Aussichtsturm
während der Industrie-
und Handwerk-
Ausstellung 1894 in
Mailand*



Abb. 3: „Torre Stigler“ auf der Weltausstellung 1906 in Mailand. Ansichtskarte

präsentativen Mietshaus in der Via Castelfidardo 10.¹¹ Auch in dieser Hinsicht zeigte sich die Familie also sehr mobil.

Auch auf der Expo 1906 in Mailand war der „Torre Stigler“ wieder ein Publikumsmagnet. Mit einem Stigler-Aufzug in fast 50 Meter Höhe befördert, genoss das Publikum einen weiten Ausblick über den Park, die Stadt und die Landschaft. Im folgenden Jahr 1907 wurde die Firma in eine Aktiengesellschaft umgewandelt, die Hälfte des Grundkapitals behielt der Firmengründer selber in der Hand. August Stigler starb am 25. März 1910 in Lugano. Zu dieser Zeit ging die Firma zur Massenproduktion über. 1910 waren 10000 von Stigler gebaute Aufzüge in Betrieb. Um 1920 sollen es bereits 20000 Aufzüge gewesen sein, die den Namen Stigler trugen, 1930 schon 35000. Etwa die Hälfte davon befand sich in Italien, aber auch in Gebäuden in Südamerika und in Asien beförderten Stigler-Produkte in die oberen Stockwerke und wieder nach unten. Zu Zeiten, als die Firma, was die Zahl der produzierten Personenaufzüge betraf, gleich hinter dem weltweit führenden US-Unternehmen Otis rangierte, soll der Name Stigler zumindest in Europa geradezu synonym für den Personenaufzug gewesen sein: Wer nicht den Treppenaufgang benutzte, nahm „den Stigler“.

Bezogen auf die große Zahl weltweit installierter Aufzüge mit dem Namen Stigler sollen die Produktionsanlagen in Mailand selbst unterdimensioniert gewesen sein. Stigler hatte ein

für damalige Zeiten neues Konzept des Vertriebs seines Produkts entwickelt: die Aufzüge wurden nicht nur eingebaut, sondern offenbar weitgehend auch „gebaut“ durch selbstständige Aufzug-Gesellschaften, sogenannte Konzessionäre, jeweils zuständig für eine bestimmte Region. Selbst für die Firmengeschichtsschreibung soll es jedoch äußerst schwierig sein rückblickend zu bestimmen, in welchen Fällen die die Aufzüge bauenden Firmen als Konzessionäre oder als Subunternehmer von Stigler auftraten.¹²

Es ist diese Form der Produktion und des Vertriebs in Verbindung damit gebracht worden, dass Stigler ein ausgezeichneter Kenner der Mentalität der Italiener gewesen sein soll, nämlich ihres Clan-Zusammenhalts, ihrer nachbarschaftlichen und regionalen Loyalitäten, ihres Beharrens auf Selbstständigkeit und ihrer Abneigung gegenüber strenger Arbeitsdisziplin und straffer Organisation. Es ist nicht gesagt, welcher der drei aufeinanderfolgenden Firmenchefs es gewesen sein soll, dem diese Einschätzung zugeschrieben wird. Abgesehen davon, dass solche Einschätzungen in der Regel von Generation zu Generation weitergegeben werden, der Firmengründer dürfte in der bezeichneten Einstellung bzw. Mentalität der Italiener in vielem die Einstellung bzw. Mentalität seiner badischen Landsleute wiedererkannt haben – wie sie zumindest bis 1849 hier vorherrschend war. August Stigler lebte zwar aus anderer Einstellung heraus, er war Maschinenkonstrukteur, er kalkulierte Zeit und Raum und ging mit der Zeit. Die Einstellung vieler derer, unter denen er aufgewachsen war, erachtete er jedoch nicht als „vormodern“ oder „vorindustriell“ und dementsprechend die seine nicht als „fortschrittlich“. Die andere Einstellung achtete er einfach als eine andere als die seine. Das ist eine Hypothese. Für sie spricht, dass August Stigler recht schnell recht gut mit den Menschen seiner Wahlheimat klargekommen zu sein scheint, indem er wusste, was er ihnen zumuten durfte und was nicht.

Auch das mag ein Grund gewesen sein, weshalb August Stigler seine ursprüngliche Heimat nicht vergaß. Die jeweiligen Kirchenbucheintragungen zur Taufe seiner Kinder ließ er in Abschrift auch in die Standesbücher von Renchen übernehmen. Briefe und Besuche aus Renchen taten ein Übriges. 1905 stiftete Stigler der Stadt Renchen 1000 Mark, deren Erträge zur Ausbildung von Knaben aus weniger bemittelten Familien bestimmt waren.¹³ Durch die Inflation von 1923 wurde auch dieses Kapital vernichtet, womit die Stiftung verschwand. Und mit dem Tod von Anna Goegg im Jahre 1933, die noch von der freundlichen Aufnahme im Kreise der Familie von August

Stigler in Mailand berichten konnte, verschwand in Renchen auch die Erinnerung an diesen Sohn der Stadt.

1947 fusionierte Officine meccaniche Stigler mit dem US-amerikanischen Konkurrenten Otis.

Der Name Stigler verschwand von den Aufzügen weitgehend. Allerdings: Noch sind historische Aufzüge unter diesem Namen in Betrieb. Und in der Türkei, in Istanbul, firmiert ein modernes Aufzugunternehmen auch heute unter dem traditionellen Namen: Stigler Asansör. Und nicht von ungefähr ist vorstellbar, dass in der Zukunft ein Modell der für die horizontale Mobilität produzierenden Industrie in Baden den Namen des Mannes aus der Ortenau tragen könnte. Schließlich war der „Stigler“ kurzzeitig nicht nur die Bezeichnung eines Aufzugs: Im Jahre 1921 brachte das Turiner Werk der Officine Meccaniche Stigler ein Elektroauto auf den Markt. Nur wegen mangelnder Nachfrage wurde bereits 1925 die Produktion des „Stiglers“ wieder eingestellt.¹⁴

Bildnachweis

Abbildung 1: Elevatorworld 1979, oct.

Abbildung 2: www.storiadimilano.it/citta/espositioni/expo.htm

Abbildung 3: Archiv des Verfassers

Anmerkungen

- 1 Der folgende Beitrag verdankt sich der Recherche zur Geschichte der Familie Goegg aus Renchen.
- 2 Die genealogischen Angaben folgen den Standesbüchern von Renchen und einer Ahnentafel im Besitz von Dr. Marco Stigler, Predore, it., dem für seine freundlichen Auskünfte auch hier gedankt sei.
- 3 Als Geburtsjahr ist auch 1796 angegeben. Hier nach dem Eintrag im Sterberegister von Renchen.
- 4 Ahnentafel Tilmann Krieg: arcor-online.de//tilmann.krieg/ahnenforschung.htm.
- 5 Rüdiger von Treskow: Erlauchter Vertheidiger der Menschenrechte. Bd. 2: Freiburg Würzburg 1989. S. 244.
- 6 Franz X. Vollmer: Offenburg 1848/49. Karlsruhe 1997. S. 298f.
- 7 GLA 448/1000; 448/983.
- 8 Elevator World, 1979 Oct., p. 35-39, hier: 35.
- 9 Wikipedia: August Stigler.
- 10 www.Storiedemilano.blogspot.de/le-torri-panoramiche-di-Milano-dalla.html März 2015.
- 11 Privatarchiv Ahlers: Brief von Anna Goegg an ihre Schwester vom 21.2.1885. Kop. bei Verfasser.
- 12 Elevator World 1979, Oct, p. 35.
- 13 StA Freiburg B 713/1, fol. 246f.
- 14 wikipedia: Officine Meccaniche Stigler.

Der Renchener Schlossberg – Archäologische Forschungen zu Burg und Oberstadt

Heiko Wagner

Die Schriftquellen

Als der Edle Siegfried im Jahre 1070 sein „predium Ulm“, einen großen Güterkomplex in der nördlichen Ortenau, an die Bischofskirche von Straßburg schenkte, war das – namentlich leider nicht genannte – Renchen wohl mit inbegriffen. Die Quelle ist nicht ganz unproblematisch, weil das Original der Urkunde nicht mehr erhalten und sie nur in einer späten Abschrift bekannt ist. Die Urkunde könnte echt gewesen sein (d. h. aus dem Jahr 1070 gestammt haben) oder auch eine hochmittelalterliche (d. h. 100 bis 200 Jahre jüngere) „Fälschung“ bzw. Dokumentation oder Rückschreibung eines Zustands darstellen, der vielleicht gegen anderweitige Ansprüche verteidigt werden musste. Anlässe für die Herstellung einer solchen Urkunde hätte es im 12. und 13. Jahrhundert für die Bischofskirche in Straßburg genug gegeben. In jedem Fall ist anzunehmen, dass die Siedlung Renchen als Dorf oder Weiler damals längst bestand. Im Jahre 1150 wird – bezogen auf das Jahr 1115 – ein „Wernherus de Reineheim“ genannt, bei dem es sich um einen kleinen Adligen oder Ministerialen handeln dürfte. Das Jahr 1115 wurde auf diesem Wege zur Grundlage für das 900-jährige Ortsjubiläum von Renchen, das im Jahre 2015 gefeiert wurde. Und damit bildete es auch den Anlass für die Jahresversammlung des Historischen Vereins für Mittelbaden am 25. Oktober 2015 und den Festvortrag, der etwas verändert hier abgedruckt wird.

Der Ortsname Renchen mit seiner ursprünglichen Endung auf „-heim“ macht es jedoch wahrscheinlich, dass er schon aus der Merowingerzeit (ca. 6./7. Jh. n. Chr.) stammt – auch wenn wir (noch) kein Reihengräberfeld aus Renchen kennen.

Im 12. Jahrhundert gelangte dieses Gebiet als Lehen der Bischofskirche Straßburg an die Herzöge von Zähringen. In der Regel führte dies im Mittelalter oft zu einer gewissen Entfremdung des jeweiligen Gebietes vom ursprünglichen Besitzer. Die Lehensinhaber legten ihre Handlungsspielräume sicher so weit als möglich aus und versuchten, ihre Machtposition zu stärken und auszubauen. So verwundert es auch nicht, dass im späten 12. Jahrhundert Hugo, ein Bruder des regierenden Zähringer-

herzogs Bertold IV., als „dux de Ulemburgh“ („Herzog von Ullenburg“) genannt wird. Als die Zähringer im Jahre 1218 mit Bertold V. ohne direkte Nachkommen ausstarben, fiel das Gut zurück an die Bischofskirche von Straßburg. Der damalige König Friedrich II. (noch nicht Kaiser) versuchte, für künftige Zeiten die Bildung eines großen, die Königsmacht (und die staufische!) schwächenden Machtblockes im Südwesten zu verhindern. So wurde das zähringische „Territorium“ – eigentlich ein Komplex unterschiedlichster Rechte, wie etwa Eigengut, Klostervogteien u. v. m. – zerschlagen und unter verschiedene Erben und Familien aufgeteilt. So kam es wohl auch dazu, dass sich im Kinzigtal und auch an Burgen im hinteren Renchtal (Bärenburg) Rechte der weit entfernten Grafen von Urach/Freiburg nachweisen lassen.

Im Jahre 1228 musste Straßburg betreffs Renchen noch eine Pfandschaft auslösen. Dennoch gab es noch Ansprüche von Dritten, die erst 1239 abgegolten und bereinigt werden konnten. Ab 1228 bzw. letztlich ab 1239 sind die Bischöfe von Straßburg wieder als Dorfherren in Renchen anzusehen. Daher wird die Erbauung der Burg Renchen bisher den Bischöfen von Straßburg zugeschrieben und in die Zeit um 1228/1239 gesetzt. Als Standort der Burg ist schon immer der „Schlossberg“ direkt oberhalb des Ortes bekannt.

1326 erhielt Renchen – zusammen mit dem nahegelegenen Oberkirch – ein Stadtrecht. Wie damals der Ort aussah und wie viele Menschen bzw. welcher Bereich durch dieses Stadtrecht erfasst wurde, ist nicht klar. Schon wenige Jahre später – 1333 – wurde Renchen in einem Krieg zerstört. Damit dürfte der Impetus der Stadtwerdung einen Knick bekommen haben. Im Jahre 1337 wird Renchen noch als „oppidum“ (Stadt oder Befestigung) angesprochen. Im Jahre 1360 taucht jedoch der Begriff „villa“ auf, der in mittelalterlichen Urkunden gewöhnlich ein Dorf bezeichnet.

Von der Burg liegen diverse Erwähnungen vom 13. bis 16. Jahrhundert vor; oftmals handelt es sich um Verpfändungen. Sie diente 1432 zeitweilig als Wohnsitz des exilierten Bischofs Wilhelm von Diest. Während des Bauernkriegs wurden hier im Jahr 1525 Verhandlungen mit den Bauern geführt, die in einer Vereinbarung (sog. Renchener oder Ortenauer Vertrag) mündeten.

Charakteristisch für die Geschichte Renchens sind Dorfbrände wie 1526 und kriegsbedingte Zerstörungen, wie sie in der Oberrheinebene häufig waren. So wurde während des Dreißigjährigen Krieges 1640/41 ein Brand durch die Schweden verursacht, französische Truppen brannten 1689 einen Teil von Renchen ab. Daher verwundert es nicht, dass sich Renchen

heute im Wesentlichen durch Baubestand des 18. bis 20. Jahrhunderts auszeichnet. Die ehemalige ältere Struktur ist im Ortsbild heutzutage schwer zu beurteilen; eine Stadtmauer ist – im Gegensatz zu Oberkirch – an keiner Stelle erhalten.

Wichtig und identitätsstiftend ist für Renchen Hans (oder Johann) Jakob Christoph von Grimmelshausen, der zumeist erst im 19. und 20. Jahrhundert als Verfasser verschiedener Schriften identifiziert werden konnte. Besonders sein „Simplicissimus“ macht ihn zum berühmtesten Schriftsteller des Frühbarock. Nach der Teilnahme am Dreißigjährigen Krieg, nach diversen Anstellungen als Verwalter des Dr. Küffer auf der Ullenburg und im Dienste der Schauenburger auf der Schauenburg und dann als Wirt des „Silbernen Stern“ in Oberkirch-Gaisbach amtierte er von 1667 bis 1676 als bischöflich-straßburgischer Schultheiß in Renchen. In Renchen verstarb er auch und wurde hier bestattet (Gedenksteine für ihn stehen auf dem ehemaligen Friedhof bei der Kirche). Über seine Töchter finden sich seine Nachfahren noch heute in der Bevölkerung von Renchen.

Eine schwierige Quelle – eine frühneuzeitliche Planskizze

Die alte Topographie von Renchen blieb jedoch weitgehend unbekannt. Die Schriftquellen schweigen darüber oder sind verloren. Wir wissen also nicht, wie im Mittelalter und in der frühen Neuzeit die Siedlung und die Burg aussahen und wie groß sie waren. Auch der Verlauf der anzunehmenden Stadtbefestigung ist nicht bekannt. Eine schwierige Quelle ist ein Plan (Abb. 1), der offenbar von einem Ratsherrn Buchard im 17. Jahrhundert gezeichnet worden war. Der originale Plan sei im Jahre 1907 von Albert Fischer im Besitz von Gregor Spuler gesehen und dort abgezeichnet worden. Das Original soll 1909 bei einem Brand des Hauses vernichtet worden sein. Die damals vorgenommene Beschriftung verweist auf den Zeitraum 1608 bis 1618, das wäre im Vorfeld des Dreißigjährigen Krieges. Die konfessionellen Spannungen nahmen im frühen 17. Jahrhundert in verschiedenen Gegenden des Reiches zu. Die Position Renchens ist dabei nicht anders als „delikat“ zu umschreiben. 1604 waren nämlich im Rahmen eines komplizierten Rechtsgeschäftes die bischöflich-straßburgischen Besitzungen in der Ortenau an Herzog Friedrich von Württemberg gelangt. Dies geschah unter der Voraussetzung, dass durch den neuen protestantischen Herrn die katholische Religion der bischöflich-straßburgischen Untertanen nicht angetastet werden solle. Diese württembergische Pfandherrschaft endete – nach kriegs-



Abb. 1: Sog. Buchard-Plan des 17. Jahrhunderts (Abzeichnung), Sammlung Lorenz

bedingten Unterbrechungen durch diverse militärische Besatzungen – schließlich 1664; Renchen kam wieder an die Bischofskirche von Straßburg.

Aber zurück zum Buchard-Plan. Der bunt gezeichnete Plan hat eher den Charakter einer etwas naiven Skizze. Zu erkennen sind in der Bildmitte das Schloss, links die sog. Oberstadt oder Vorburg mit der Beschriftung „Neuer Stadttheil gebaut anno 1579–1618“. Ob die „Römerbauten“ wirklich römisch waren oder ob man bei der Neubebauung auf Fundamente mittelalterlicher Zeitstellung stieß, bleibt offen. Auffällig sind weiterhin die in weiten Bögen gezogenen Befestigungslinien, offenbar mit kleinen Rundtürmen und anderen militärischen Strukturen (Toren, Pulvermagazin, Soldatenhaus) versehen. Ob es diese Bauten jedoch wirklich gab, ist m. E. unsicher. Es könnte sich auch um Planungen oder überhaupt um erste Überlegungen für einen besseren Schutz der Stadt gehandelt haben. Die zu erbauenden weiten Längen von Mauern und/oder Erdwällen hätten jedenfalls hohe Kosten verursacht, die dem württembergischen Pfandherrn für eine entfernte Außenbesitzung womöglich zu hoch gewesen wären. Auch ist zu fragen, woher die zu ihrer Verteidigung benötigten zahlreichen Soldaten hätten

kommen sollen – die Bauern und Bürger wären dazu wohl nicht in der Lage gewesen.

Es ist darüber hinaus nicht möglich, die Skizze durch technische Kniffe zu entzerren und auf die moderne topographische Karte oder einen maßstabgerechten Stadtplan zu projizieren. Es sind nämlich kaum echte Fixpunkte vorhanden, und die Darstellung ist in verschiedene Richtungen verzerrt und verzeichnet. Das wird beispielsweise an der Kirche deutlich, die viel zu nah an den Fuß des Schlossbergs herangerückt ist. Der Vorläufer der heutigen Kirche befand sich jedoch in größerer Entfernung am heutigen Standort und war lediglich in der Richtung gegenüber der heutigen Kirche gedreht.

Die Archäologie kommt ins Spiel – private Fundbergungen

Ein völlig neuer Anstoß zur Erforschung von Renchen kam unerwartet. Im April 2009 lieferte Brunhilde Lorenz dem Rathaus diverse Fundstücke ab. Sie waren im Jahre 1980/81 anlässlich der Errichtung ihres Hauses (Am Schlossberg 15) zutage gekommen. Sie hatte damals – selbst beruflich abwesend – den Baggerfahrer gebeten, etwaige Funde auf die Seite zu legen. Das Grundstück steht in etwas erhöhter Position am Rand der Vorbergzone, jedoch unterhalb der Burg und auch direkt unterhalb eines Teils der Vorburg oder der „Oberstadt“. Diese Stellung zwischen verschiedenen Geländestrukturen führt zu dem Problem, dass nicht immer klar ist, wohin die Funde gehörten. Kamen sie über Abfallbeseitigung, Zerstörung und Erosion von oben, aus der Burg oder der vorgelagerten „Oberstadt“? Derzeit wäre eher an ein Haus am Rand der zu vermutenden „Unterstadt“ zu denken, da von einem Brunnschacht (oder ähnlichem) die Rede ist; außerdem sind die meisten Funde sehr großstückig und gut erhalten.

Ein bearbeitetes Feuersteinobjekt wurde in älteren Publikationen als steinzeitliches Werkzeug oder gar als Pfeilspitze angesprochen. Eine neue Begutachtung zeigte aber, dass es sich wegen der starken Abstumpfungen an den Kanten um einen Feuerschlagstein handelt, der leider nicht genauer zu datieren ist. Anscheinend auch von diesem Grundstück stammen ein Leistenziegel-fragment und eine große brauntonige Randscherbe der Römerzeit (Abb. 2–4).

Falls diese nicht weiter bezeichneten Stücke nicht von außerhalb oder von einer anderen Fundstelle in Renchen

*Abb. 2: Leistenziegel und große römische Randscherbe (in der Vitrine in der ehemaligen Ausstellung im Rathaus Renchen).
Slg. Lorenz*



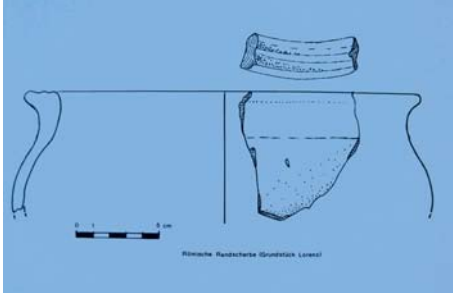


Abb. 3: Große brauntonige Randscherbe der Römerzeit (Rekonstruktionszeichnung), Renchen – Slg. Lorenz



Abb. 4: Rekonstruktion: Römische Leistenziegel auf einem Dach

stammen, so würden sie hier ein römisches Gebäude anzeigen. Die nächsten Funde der Sammlung Lorenz stammen aus dem Spätmittelalter. Ihre gute Erhaltung würde auf ein Haus direkt auf dem Grundstück hinweisen. Zwei gut erhaltene brauntonige Viereckkacheln stammen aus dem 14./15. Jahrhundert. Sie entsprechen völlig den Exemplaren, die an anderer Stelle (siehe unten, Sammlung Braun) gefunden wurden. Ein herausragendes Fundstück stammt von einer grün glasierten, verzierten Nischenkachel (Abb. 5). Auf ihr war ein Adliger mit langem Haar, Hut und ursprünglich schlanker Taille dargestellt; vielleicht handelte es sich um einen Kurfürsten (?). Die Mode, das lange Haar und die schlanke Darstellung insgesamt verweisen die Kachel deutlich in das 15. Jahrhundert, maximal bis 1500.

Eher aus dem 16. Jahrhundert, dem Übergang in die frühe Neuzeit, stammen die Böden von zwei Glasbechern. Einer war formgeblasen; bei dem anderen handelte es sich um einen sog. „Krautstrunk“ mit aufgesetzten Nuppen. Einige gut erhaltene, hellgrün und dunkelbraun glasierte Ofenkacheln stammen wohl aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts oder aus dem 17. Jahrhundert. In der Sammlung lag auch ein Kerzenleuchter (Abb. 6) aus Zinn, der verbrannt, dadurch eingerissen und leicht deformiert ist. Im Nachhinein stellte sich heraus, dass er vom Grundstück Anny Spinner stammt und beim Errichten einer Stützmauer gefunden wurde. Der Fundbereich liegt am Fuß einer Böschung; die darüber liegende Terrasse gehörte bereits zur Burg. Der Kerzenleuchter ist aufgrund der stilistischen Merkmale der Renaissance ins 16. Jahrhundert zu datieren und stammt wohl aus der Burg.

Ein Armbrustbolzen verweist vielleicht auf kriegerische Zeiten. Er könnte von der Burg abgeschossen worden sein oder auch dem Bewohner des anzunehmenden, wohlhabenden



Abb. 5: Fragment einer grün glasierten Nischenkachel mit der Abbildung eines Adligen (15. Jh.), Slg. Lorenz



Abb. 6: Kerzenleuchter aus Zinn (16. Jh.), vom Grundstück Anny Spinner, Slg. Lorenz



Abb. 7: Fragment einer Skulptur (Baumstamm), Slg. Lorenz

Hauses gehört haben. Ein Skulpturenfragment (Abb. 7) aus einer Arkose, einem sandsteinartigen Material des Rotliegenden, stellt einen oben abgesägten Baumstamm dar. Er lässt sich derzeit nicht genau datieren; der mögliche Zeitraum liegt zwischen der Spätgotik und dem Frühbarock, d. h. zwischen dem 15. und dem 17. Jahrhundert. Vermutlich handelte es sich um ein Teil einer größeren Skulptur oder einer Skulpturengruppe. Falls es in die sakrale Sphäre gehört, könnte es sich beispielsweise um eine Geißelsäule, um einen Kreuzesstamm (weniger wahrscheinlich), um einen Pfosten oder Baum mit einem angehängten Heiligen (Sebastian, Stephanus?) oder um ein Teil eines Ölbergs handeln. Ob dieser Fund etwa zu einer Burg- oder zu einer Wegkapelle gehörte, ist unklar. Anzeichen für eine sekundäre Nutzung etwa in Form von Mörtelspuren sind nicht vorhanden.

Mindestens ein Teil der Funde der Sammlung Lorenz scheint einem wohlhabenden Haushalt am Fuß der Burg zuzuweisen zu sein. Vielleicht handelte es sich bei dem angeblichen „Brunnen“ ja auch um eine mit Funden verfüllte Latrine, in der die Stücke gut erhalten blieben?

Kurze Zeit später wurde eine weitere Sammlung von Fundstücken bekannt – die von Edgar Braun. Sie wurde vor Jahrzehnten durch seinen inzwischen verstorbenen Schwiegervater Fritz Giehringer auf dem Grundstück Weidenstraße 19 (Lagerbuch-Nr. 355) geborgen. Auch hier scheinen sich Funde von der Burg und von einem Haus am Hangfuß zu mischen. Gut erhaltene brauntonige, teils verzierte Flachdeckel (Abb. 8) von Keramikgefäßen gehören ins 13./14. Jahrhundert. Einige Fragmente von brauntonigen Viereckkacheln (Abb. 9) des 14./15. Jahrhunderts entsprechen in Machart und Brennfarbe völlig den Exemplaren aus der Sammlung Lorenz. Lehrbuchmäßig ist



Abb. 8: Brauntöniger Flachdeckel, verziert (13./14. Jh.), Slg. Braun



Abb. 9: Brauntönige Viereckkacheln (14./15. Jh.), Slg. Braun



Abb. 10: Ofenfüße aus Sandstein (spätgotisch, renaissancezeitlich und barock), Slg. Braun

eine Sammlung von drei völlig unterschiedlichen Ofenfüßen aus Sandstein (Abb. 10). Der älteste ist mit seinen maßwerkartigen Verzierungen als spätgotisch einzustufen (15./spätestens frühes 16. Jahrhundert). Der zweite Ofenfuß zeigt Renaissance-Verzierungen in Form einer schräg verlaufenden Kannelur; ein gleichsam aufgesetztes rundes Medaillon zeigt einen Männerkopf mit kurzen Haaren im Profil (Abb. 11). Der dritte Ofenfuß erinnert formal an Baluster, wie sie im 18. Jahrhundert an steinernen Balkons und Terrassengeländern vorkommen. Derartige Ofenfüße stützten eine oder mehrere Ecken einer vom Stubenboden abgehobenen, horizontalen Sandsteinplatte. Auf ihr war der Kasten des eigentlichen, rechteckigen Ofens aus Kacheln und Lehm aufgebaut; hinten war die Platte meist an die Wand ange-setzt und fest eingemauert.

Eine Ecke einer grün glasierten Blattkachel stammt laut aufgeklebter Beschriftung vom Hang und damit tatsächlich aus der oberhalb davon gelegenen Burg.

Merkwürdigstes Stück in dieser Sammlung ist eine vollständige, auffallend leichte Holzschale, die einen Riss aufweist. Sie muss unter Luftabschluss konserviert gewesen sein; das könnte auf eine ehemalige Latrinengrube hinter dem Haus hinweisen. Die Datierung der gedrechselten Schale ist aufgrund ihrer einfachen Form schwierig; es ist an den Zeitraum zwischen dem 14. und 17. Jahrhundert zu denken.

Weitere Aufsammlungen durch Anny Spinner umfassten u. a. einen Armbrustbolzen, durch Familie Guido Koch auf der nordöstlichen Burgterrasse Keramikscherben, Knochenfragmente und einzelne Bauteile (Ziegel, Backstein, Mörtel). Später wurden durch Herrn Ross auch noch einige Funde aus seinem Garten in der sog. „Oberstadt“ übergeben (Keramik und Hüttenlehm). Den Bürgern von Renchen ist Dank zu sagen für die

Bereitstellung dieser zahlreichen, bahnbrechenden Funde, die die Geschichte der Stadt und der Burg bereichern. Hinzu kamen zahlreiche Informationen und die Unterstützung der Stadtverwaltung, durch Bürgermeister Bernd Siefertmann, Stefan Gutenkunst und viele mehr, mit denen das Projekt zum Erfolg geführt werden konnte. Die Funde wurden anschließend in einer Sonderausstellung präsentiert, die am Tag des offenen Denkmals, dem 12.9.2010 im Ratssaal eröffnet werden konnte und bis zum 29. Oktober 2010 dort zu sehen war. Anschließend waren die Funde – ohne die umfangreiche Bild- und Textdokumentation – bis zum 7. Juni 2015 in einigen Vitrinen im Foyer des 1. OG des Rathauses Renchen ausgestellt. Seit dem 19. Juni 2015 befinden sie sich in der neuen Stadtgeschichtlichen Ausstellung in der Hauptstraße (ehemaliges Haus Buhl, Rückgebäude).



Abb. 11: Medaillon mit Kopf auf dem renaissancezeitlichen Ofenfuß (Detail), Slg. Braun

Ein archäologischer Survey des Schlossbergs

Im Auftrag der Stadt Renchen und in Kooperation mit dem damaligen Referat 26 Denkmalpflege in Freiburg (jetzt: Landesamt für Denkmalpflege) wurde vom Verfasser vor allem in den Jahren 2009 und 2010 eine umfassende Begehung des Schlossbergs – ein sog. Survey – unternommen. Damit sollten Oberflächenfunde aufgespürt und kartiert werden, um Aussagen zur Besiedlungsgeschichte zu gewinnen. Als Grundlage war u.a. ein farbig gezeichneter Katasterplan des 19. Jahrhunderts vorhanden; der Schlossberg kam nach dem Ende der Burg in private Hände, der vordere Teil (die ehem. Burg) dann an die Stadt Renchen. Der Plan zeigte schon damals außer Terrassenkanten keinerlei Mauerspuren mehr. Auf dem Gelände wurde dann der Stadtpark (Grimmelshausenpark) mit Rasenflächen, Blumenrabatten und einem Aussichtspavillon angelegt. Die Kartierung der Neufunde erfolgte mithilfe der Deutschen Grundkarte im Maßstab 1:5000 und mithilfe von neueren Katasterplänen (Abb. 12). Einige Luftbilder von Stefan Gutenkunst (Stadt Renchen) aus dem Jahr 2009 zeigten die prominente Lage und Form des Schlossbergs (Abb. 13). Unbekannte Geländestrukturen waren dabei aber nicht zu entdecken. Durch die Nutzung als Gartenbeete, Rasenflächen u.v.m. könnten sich im Bewuchs keinerlei Mauern abzeichnen. Der LiDar-Scan, ein digitales Geländemodell, bei dem der Bewuchs durch Bäume



Abb. 12: Aktueller Katasterplan von Renchen mit dem Hausbestand und den Geländekanten des Schlossbergs



Abb. 13: Luftbild des Renchener Schlossbergs von hinten (von Südosten, von der Vorbergzone aus). Vorne mit Kleingärten und Wasserturm die „Oberstadt“; hinten die ehemalige Burg (Grimmelshausenpark), umrandet von hohem Baumbestand

herausgerechnet wird, zeigt die steilen Hänge, Böschungen und Grabenstrukturen, liefert jedoch keine grundlegend neuen Ergebnisse.

Die Erdaufschlüsse auf der Oberfläche der ehemaligen Burg – im Grimmelshausenpark (Abb. 14) – waren gering und lieferten bei der Begehung nur vereinzelt mittelalterliche Funde. Die vorgelagerte Hochfläche, wo sich aufgrund der örtlichen Überlieferung und des o.g. Buchar-Planes die sog. „Oberstadt“ befunden hatte, ist heute durch Kleingärten (Abb. 15) genutzt. Das erwies sich als Glücksfall, denn ihre ausführliche Begehung erbrachte zahlreiche Funde, vor allem Keramikscherben. Dabei kam als ältester Fund eine Randscherbe von einem römischen Topf aus grauer Grobkeramik zutage. Sie dürfte hier keine Siedlungsstelle anzeigen, aber eine Bewirtschaftung der Fläche von einem Gehöft aus, das irgendwo in der Umgebung gelegen haben muss (auf dem Grundstück Lorenz?). Das nächstjüngere Fundstück ist eine Wandscherbe der Karolingerzeit (8./9. Jh.; Abb. 16). Der Topf trug auf seiner Schulter eine mehrzeilige Rollrädchenverzierung; sie zeigt ebenfalls die Geländedenutzung durch eine benachbarte Siedlung oder ein Gehöft an. Sie wirft damit ein Schlaglicht auf die frühmittelalterliche Geschichte von Renchen, 200 bis 300 Jahre vor seiner Erstnennung.

Erwartungsgemäß stammen vom gesamten Plateau über 2000 Scherben des Hoch- und Spätmittelalters. Das Plateau ist wohl anfangs als Vorburg anzusprechen, in der Dienstpersonal der Burg lebte und wirtschaftete. Anscheinend mutierte sie als Burgmannensiedlung zu einer kleinen befestigten Stadt oder – eher – dem oberen Teil der Stadt. Dieser Bereich dürfte 1326 mit dem Stadtrecht versehen worden sein, doch gehörte wohl noch eine Reihe von Häusern am Fuß des Schlossbergs dazu.



Abb. 14: Der Grimmelshausenpark, der Standort der ehemaligen Burg



Abb. 15: Die Kleingärten in der ehemaligen „Oberstadt“, fotografiert vom Wasserturm aus



Abb. 16: Wandscherbe der Karolingerzeit aus der „Oberstadt“

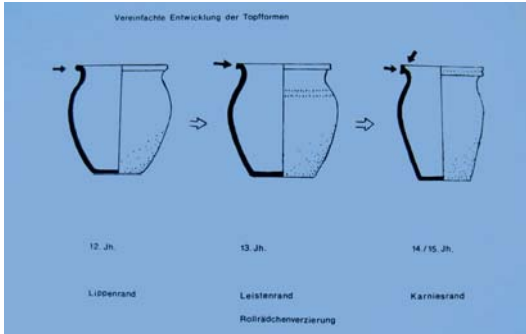


Abb. 17: Schematische Keramikentwicklung im Hoch- bis Spätmittelalter, vom Lippenrand über den Leistenrand zum Karniesrand

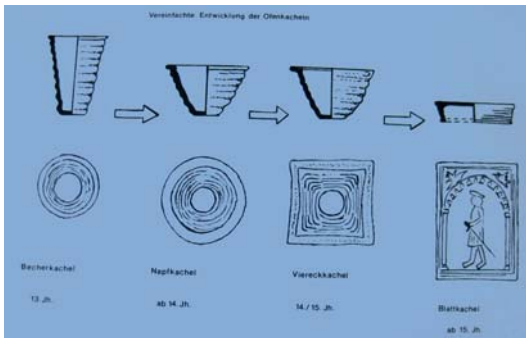


Abb. 18: Schematische Entwicklung der Ofenkacheltypen (Becher-, Napf-, Viereck- und Blattkachel)

Fünf sog. Lippenränder gehören in das 12. oder frühe 13. Jahrhundert. Es ist daher möglich, dass die Anfänge der Vorburg (und damit der Burg) etwas älter als die bischöflich-straßburgische Zeit liegen könnten. Es könnte sich auch um eine Burg aus der Spätzeit der Herzöge von Zähringen handeln. Diese hatten anderswo beispielsweise im mittleren 12. Jahrhundert die Burg Riegel (auf dem dortigen Michaelsberg) zunächst ohne Einwilligung des Klosters Einsiedeln erbaut. Und der letzte Zähringer Bertold V. errichtete noch nach 1198 die Burg am nördlichen Ende des Breisacher Münsterbergs. Er wäre also vielleicht als Bauherr der ersten Renchener Burg zu verdächtigen.

Weitere Keramik des 13. und 14. Jahrhunderts (zur Keramikentwicklung vgl. Abb. 17) zeichnete sich durch sog. Leistenränder aus und trug gelegentlich eine

feine Rollrädchenverzierung. Außer Töpfen kommen einige Sonderformen wie Lampenschälchen und der Rand eines Kruges oder einer Pilgerflasche vor. Zahlreiche Scherben von frühen Becherkacheln (zur Kachelentwicklung vgl. Abb. 18) zeigen Kachelöfen und damit eine Besiedlung mit zahlreichen Häusern an. Die Keramik des späten Mittelalters (14./15. Jahrhundert) ist im Bereich der „Oberstadt“ weniger zahlreich; sie umfasst u. a. einige Randscherben von Viereckkacheln. Das korrespondiert mit der Annahme, dass nach dem Brand von 1333 die „Oberstadt“ weitgehend aufgelassen wurde. Vielleicht bestanden noch einzelne Häuser weiter oder wurden nach der Katastrophe neu errichtet. Deutlich ist der Unterschied zur Kernburg, an der inzwischen deutlich die spätmittelalterliche Keramik gefunden wurde. Als wichtiger Herrschaftspunkt wurde die Burg immer wieder instandgesetzt und weiter bewohnt.

Zahlreich sind auch die Funde der frühen Neuzeit in den Gärten der „Oberstadt“. Auffallend ist, dass die grün glasierte

Keramik – so charakteristisch für das fortgeschrittene 15. und das 16. Jahrhundert – selten auftritt. Die im späten 16. Jahrhundert beginnende gelb glasierte Ware sowie die bemalte und glasierte Keramik (gelb-braun oder braun-gelb) und mehrfarbiges Steinzeug von Trinkbechern oder Kannen (grau-blauviolett mit plastischen Verzierungen) sind hingegen häufig. Das stimmt gut mit der Zeitspanne auf der Beschriftung des Buchard-Planes („Neuer Stadttheil erbaut 1579–1618“) überein. Die Besiedlungszeit der „Oberstadt“ reicht mindestens bis in den Dreißigjährigen Krieg, vielleicht auch noch in die Franzosenkriege des späten 17. Jahrhunderts. Hinzu kommen Bruchstücke von verzierten Blattkacheln (grün und häufiger schwarz glasiert), Nuppen von Trinkgläsern, einige Fragmente von Tonpfeifen und mehrere honigfarbene Flintensteine. Eine schlecht erhaltene Hälfte einer Münze ist dennoch als Rechenpfennig aus der Werkstatt des Hans Krauwinckel II. in Nürnberg (spätes 16. bis 17. Jahrhundert) zu bestimmen. Im 17. Jahrhundert war die „Oberstadt“ also wieder flächig besiedelt, wie schon im 13. Jahrhundert.

Neufunde von der Burg

Im März 2012 wurde bei der Gemeinde, mit einem Brief an den Historischen Verein, eine Kiste mit Funden abgestellt. Sie wurden von einem anonymen Finder aus dem Berghang der Burg gegraben; eine Lageskizze lag bei. Die Fundstelle wurde durch eine Nachbegehung verifiziert; die Funde konnten daher wissenschaftlich ausgewertet und für die Geschichte der Burg nutzbar gemacht werden. Zahlreiche rot- bis brauntonige Karniesränder (Abb. 19) und ein später Leistenrand gehören ins 14./15. Jahrhundert. Dazu kommen die zugehörigen Wand- und Bodenscherben, oft als große Fragmente. Ein rottoniger flacher Topfdeckel mit konzentrischer Riefung zeigt noch den Ansatz der Öse, mit dem er angehoben werden konnte. Lediglich zwei Karniesränder sind hellgrau mit schwarzer Oberfläche; sie kommen im Landkreis Rastatt und bei Baden-Baden schon häufiger vor, ihre Produktion ist in Nordbaden zu vermuten. Von einem Kachelofen stammen u. a. vier Rand-scherben von rot- und brauntonigen Viereckkacheln (Abb. 20),

Abb. 19: Rot- und brauntonige Karniesränder von der Burg (14./15. Jh.)





Abb. 20: Ränder von brauntonigen Viereckkacheln von der Burg

wie sie auch in den Sammlungen Lorenz und Braun sowie mit wenigen Fragmenten in der „Oberstadt“ vorliegen. Ein korrodiertes Glasstück erwies sich als dreieckige Glasscheibe, die an den Rändern gekröselt, d.h. mit einem Eisen oder einer Zange passgenau zugerichtet wurde; sie füllte ursprünglich an einem Fenster den Zwischenraum zwischen drei runden Butzenscheiben. Dunkel verfärbte Tierknochenfragmente sind den Küchenabfällen der Burg zuzuweisen. Der chronologische Unterschied zum Fundspektrum der „Oberstadt“ kann mit diesen Neufunden deutlich aufgezeigt werden.

Geophysikalische Untersuchungen

Die seit Jahren geplanten geophysikalischen Untersuchungen wurden im Februar 2014 durch Dr. Harald von der Osten-Woldenburg (Landesamt für Denkmalpflege, Esslingen) durchgeführt. Dabei fanden die beiden Methoden der Geomagnetik und des Bodenradars Anwendung. Neben jüngeren Strukturen (z. B. von den Anlagen des Stadtparks) waren weitere Befunde nur undeutlich zu erkennen. Es fiel auf, dass viele Strukturen bei der Messung nur in einer einzigen „Tiefenscheibe“ erschienen. Es sind im Boden offenbar keine Mauerzüge mehr erhalten. Die hellen Verfärbungen auf den Messbildern sind daher wohl alle als Streifen von Mauerschutt zu interpretieren. Im Oberrheingebiet und am Rand der lössbedeckten fruchtbaren Vorbergzone sind derartige Befunde häufig. Das hängt vor allem mit der nachfolgenden, intensiven landwirtschaftlichen oder weinbaulichen Bewirtschaftung der Flächen zusammen. Der andere Grund ist das Herausreißen der Steine als Recycling des Baumaterials, das oftmals gleich mit der Wieder-Urbarmachung der Flächen geschah. In der Oberrheinebene und in der Vorbergzone treten kaum brauchbare Bausteine zutage. Ruinen wurden daher „ausgeschlachtet“ und damit u. a. die seit dem 18. Jahrhundert zahlreicher werdenden Wohnhäuser, Scheunen und Ställe errichtet.

Ein dritter Grund ist, dass die steilen – bewachsenen und abbruchgefährdeten – Geländekanten des Berges nicht gemessen werden konnten. Ein vierter Grund ist schließlich die Vermutung, dass bereits größere Teile der ehemaligen Ringmauer durch Abbrüche der Lösswand verschwunden sind. Ein Bergsturz im Jahre 1937 zeigte Mauerspuren.

Eine Messung in einer Plantage von kleinen Obstbäumen, in einer Mulde außen vor dem Grimmelshausenpark, erbrachte keine Befunde. Das ist wohl damit zu erklären, dass hier der – inzwischen weitgehend verfüllte – Halsgraben der Burg lag. Insgesamt wird es also wohl nicht mehr gelingen, den Grundriss der – sicher mehrfach umgebauten – Burg Renchen noch zu ermitteln.

Auswertung – ein mögliches Modell der Besiedlungsabfolge

Die ersten Anfänge Renchens sind aufgrund des Siedlungsnamens in der Merowingerzeit, im 6. oder 7. Jahrhundert n. Chr. zu vermuten. Ein Reihengräberfeld oder die anzunehmende Siedlung bzw. der Weiler sind noch nicht lokalisiert. Immerhin wurde eine einzelne karolingerzeitliche Wandscherbe (8./9. Jh.) gefunden. Der Ort ist jedenfalls am Rand der Vorbergzone zu vermuten, ist vielleicht auch schon überbaut.

Um etwa 1200 entstand die Burg oben auf dem Schlossberg. Die große Grundfläche der Burg deutet in jedem Fall auf einen hochrangigen Bauherrn hin – sei es der Bischof von Straßburg, sei es der Herzog von Zähringen.

Auf dem südöstlich vorgelagerten Plateau entstand gleichzeitig eine Vorburg für Dienstpersonal, die dann stadtartige Züge annahm (eine Burgsiedlung, wie sie als „stettelin“ oder „städtlein“ etwa auch von Landeck im Landkreis Emmendingen, von der Küssaburg im Landkreis Waldshut oder auch vom Fürstenberg in der Baar überliefert ist). Hier wohnten zunächst Bedienstete, Kriegsknechte oder Burgmannen, die die Burg versorgten, verwalteten und verteidigten sowie die zugehörigen Güter bewirtschafteten. Diese Vorburg war befestigt und durch steile Hänge sowie einen Graben im Südosten (heute ein Hohlweg) geschützt. Das bereits vorhandene ältere Dorf muss irgendwo unterhalb des Berges weiter existiert haben.

Vermutlich im späten 13. bis frühen 14. Jahrhundert kam wohl noch eine Doppelreihe von Häusern entlang der Weidenstraße am Fuß des Berges hinzu. Es wäre eine Ummauerung zu vermuten, die im Bogen verlief und im Osten etwa im Bereich des Hauses Lorenz (Am Schlossberg 15) an die Befestigung von Burg und „Oberstadt“ angebunden haben könnte. Diese Hypothese basiert jedoch bisher lediglich auf der allgemeinen Topographie und den Fundstellen der Sammlungen Lorenz und Braun. Die „Oberstadt“ und die zu vermutende „Unterstadt“ zusammen würden etwa die Größenordnung zeitgleicher Kleinstädte im Breisgau und in der Ortenau erreichen. Eine ähnliche Größe hatten beispielsweise Kenzingen, Landeck,

Emmendingen, Ettenheim, Lahr, Gengenbach, Prinzbach, Zell am Harmersbach, Haslach und Hausach.

Es fällt auf, dass die Kirche etwa 150 m nördlich, außerhalb der mutmaßlichen Stadtgrenze steht. Das dürfte auf einen Ursprung der Kirche vor dem 13. Jahrhundert hindeuten; ältere Kirchen behielten oft den angestammten Standort, als nahebei die neu gegründeten Städte entstanden (vgl. z.B. Prinzbach, Hausach). Die städtischen Rechte in Renchen waren anfangs, im 13. Jahrhundert, wohl nur rudimentär; ein echtes Bürgertum war wohl noch kaum vorhanden. Das Städtchen und die Bewohner waren rechtlich und wirtschaftlich eng mit der Burg verbunden und von ihr abhängig. Im Jahr 1326/27 erhielt Renchen – ebenso wie Oberkirch – ein Stadtrecht nach Offenburger Vorbild. Schon 1333 brannte Renchen jedoch ab; die „Oberstadt“ wurde offenbar weitgehend verlassen und war allenfalls noch dünn besiedelt. Die Burg hingegen lief in gewohnter Weise weiter. Die „Unterstadt“ am Fuß des Berges und vielleicht auch noch außerhalb davon gelegene Teile des älteren Dorfes dürften weiter bestanden haben. Der Stadtbegriff ging offenbar zeitweise verloren.

Offenbar wuchsen im 16. und 17. Jahrhundert das Dorf und die Zahl seiner Bewohner wieder an. Die lockere Bebauung mit Häusern, Hofplätzen, Scheunen, Ställen und Gärten scheint sich vor allem in der Ebene in verschiedene Richtungen entlang der Wege und Straßen ausgedehnt zu haben. Darauf deutet die Planskizze des Ratsherrn Buchard aus dem frühen 17. Jahrhundert hin. Außerdem liegt im Generallandesarchiv Karlsruhe eine Skizze vor, die einen Teilbereich Renchens an der Hauptstraße (heutige B 3) mit einem Brunnen und den damaligen Gasthäusern „Krone“, „Adler“ und „Bären“ bis zum Mühlbach zeigt. Die Skizze dürfte im 17. Jahrhundert anlässlich einer Planung für eine Baumaßnahme gezeichnet worden sein. Insgesamt deutet sich an, dass etwa im 16. oder frühen 17. Jahrhundert ein Teil der alten, von Appenweiler herkommenden Römerstraße verlegt worden ist. In Appenweiler führt heute die kerzengerade Römerstraße nur noch als Feldweg weiter und verläuft sich in Richtung auf die Rench. Die heutige Bundesstraße 3 hingegen weicht in Appenweiler im Bogen von ihr ab. Offenbar verlagerte man den Renchübergang (Brücke oder Furt?) für den Fernverkehr bei Renchen etwas renchabwärts. Die bogenförmig verlaufende Weidenstraße am Fuß der Burg sank wohl zu lokaler Bedeutung als Zugang zu einer Mühle und zu den landwirtschaftlichen Flächen ab.

Der neue, ungeordnet erscheinende Grundriss des Ortes war zu großflächig, um ihn wirksam ummauern und verteidigen zu

können. Die „Oberstadt“ wurde in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts erneut aufgesiedelt; durch die steilen Hänge im Südwesten, die Geländekante im Nordosten und den hohlwegartigen Graben im Südosten war dieser Teil der Siedlung verteidigungsfähig. Der Buchard-Plan ist in großen Zügen – vor allem, was die „Unterstadt“ bzw. das Dorf in der Ebene angeht – wohl nur als Planungsstudie für eine Befestigung einzustufen. Grund zu Befürchtungen boten der sich ankündigende (Dreißigjährige) Krieg, die Lage Renchens an einer Hauptstraße am Rand der Vorbergzone und seine Stellung als württembergischer Vorposten in der Ortenau, am Weg nach Straßburg, Riquewihr (Reichenweier) und letztlich Mömpelgard/Montbéliard. Unklar ist, ob etwas von diesem Bauprojekt begonnen wurde. Die eingetragenen Rundtürme und dergleichen waren im 16. Jahrhundert noch denkbar, im 17. Jahrhundert jedoch völlig veraltet. Auch die bogenförmig gezeichneten Mauern oder Erdwälle muten in der Grundidee eher mittelalterlich an. Im Dreißigjährigen Krieg hätte man Schanzen mit Fleschen und Tenaillen (dreieckigen Spitzen, für flankierendes Feuer) oder mit rautenförmigen Bastionen gebaut. Als Planungsstudie für eine sinnvolle militärische Verteidigung Renchens im 17. Jahrhundert taugte der Buchard-Plan jedenfalls nicht.

In jedem Fall wird man jedoch künftig bei Bauprojekten in Renchen die Augen nach Spuren möglicher Befestigungen (Mauern, Türme) offen halten. Derartige Befestigungen können vergleichsweise schwach dimensioniert und aus schlechtem Baumaterial (einem Gemisch aus Wacken, Kalkbruchsteinen, recycelten Ziegeln und Backsteinen mit viel Kalkmörtel) errichtet gewesen sein. Mit einer starken Zerstörung und Abräumung solcher Bauspuren wäre daher zu rechnen. Von den meisten Flächen des heutigen Ortes liegen jedoch noch keinerlei archäologische Beobachtungen vor.

Nach den Kriegen des 17. Jahrhunderts wuchs der Ort im 18. Jahrhundert ohne jegliche Befestigungen weiter. Die Bereiche der ehemaligen Burg und der „Oberstadt“ wurden nicht mehr besiedelt.

Ältere Funde in der Umgebung

In der Profilwand der Baugrube für die neue Schulmensa in der Friedhofstraße in Renchen konnte im März 2012 der untere Rest einer ehemaligen Trichtergrube für die Vorratshaltung beobachtet werden (vgl. Jahresbericht Fachgruppe Archäologie in: Die Ortenau 93, 2013, S. 567–568 Abb. 1). Leider konnte dieser Befund mangels datierbarem Fundmaterial innerhalb

der Vorgeschichte nicht genauer eingegrenzt werden. Schwerpunkte in der Anlage und Nutzung solcher Gruben liegen gewöhnlich in der Urnenfelder- und Hallstattzeit (d. h. ca. 1200–500 v. Chr.)

Die Begehung von derzeit 53 Feldern auf der Gemarkungsfläche bis hinein in die angrenzenden Gemarkungen Erlach und Ulm erbrachte besonders für die frühe Siedlungsgeschichte der Region gute Ergebnisse. Zwischen Renchen und Erlach konnte eine römische Fundstelle mit feintoniger Keramik (rot-, gelb- und brauntonig), Grobkeramik und einigen Ziegelstücken lokalisiert werden. In einem Fundbereich mit mittelalterlicher und neuzeitlicher Keramik bei Erlach kam auch eine Wandscherbe aus Terra sigillata zutage. Am Rand der Gemarkung Ulm zeigen eine Bodenscherbe aus Terra Nigra und vielleicht einige verwitterte Ziegelstücke eine weitere römische Fundstelle an. Es zeigt sich, dass die fruchtbare Vorbergzone in der Römerzeit (spätes 1. Jh.–3. Jh. n. Chr.) wohl flächig mit Gehöften unbekannter Größe besiedelt war. Die Aufschlüsse sind jedoch nur punktuell, da heutzutage die Wiesennutzung mit Obstbäumen und Beerenbüschen gegenüber dem Ackerbau vorherrscht.

Literatur

- Wolfgang Peter, Fachgruppenbericht Archäologischer Arbeitskreis. Die Ortenau 69, 1989, S. 28–28 (S. 29: Steinwerkzeug aus Renchen links auf der Abbildung).
- Hans-Martin Pillin, Die Grimmelshausenstadt Renchen und ihre Geschichte Bd. I. Von den Anfängen bis zum Ende der bischöflich-straßburgischen Herrschaft im Jahre 1803 (Renchen 1992).
- Hugo Schneider, Das Schloß in Renchen. In: Ders. (Hrsg.), Burgen und Schlösser in Mittelbaden (= Die Ortenau 64, 1984) S. 193–195 (mit älterer Lit.).
- Heiko Wagner, Renchen (Ortenaukreis). In: Fundberichte aus Baden-Württemberg 35, 2015, S. 943–950.

Bildnachweis

Alle Abbildungen von Heiko Wagner, außer: Abb. 12 (Katasterplan, Stadt Renchen), Abb. 13 (Stefan Gutenkunst, Renchen).

Auf der Suche nach der Burg von Schuttern

Heiko Wagner

Bei einer Begehung am 24.7.2013 konnte bei Schuttern ein ausgedehntes Siedlungsareal lokalisiert werden, bei dem es sich um die lange gesuchte Burg Schuttern handeln könnte. Sie wurde bisher im Gewann „Schlossmatt“ gesucht, auf dem sich seit Jahrzehnten die Gebäude, Äcker und sonstigen Pflanzungen einer Gärtnerei befinden. Ein anderer Lokalisierungsvorschlag suchte sie innerhalb des ehemaligen befestigten Städtchens Schuttern, und zwar in seinem östlichen Randbereich. Anlass dafür waren neben Mauerbefunden in einer Baustelle (die jedoch jünger und nicht massiv genug ausgeführt waren) die im frühen 16. Jahrhundert erfolgte Nennung des halben Stadtgrabens unter den Zugehörden, in einem Atemzug mit Turm und Burgstall. Dies meinte man im Sinne einer baulichen Einheit von Stadt und Burg verstehen zu können – wofür es ja andernorts durchaus Beispiele gibt.

Die neue Fundstelle liegt am Rand eines tiefer liegenden, ehemals wohl sumpfigen Areals, außerhalb der ehemaligen Stadt. Die erwähnte Schriftquelle mit dem Stadtgraben scheint sich vielleicht auch eher auf seine Nutzung und die daran hängenden Rechte zu beziehen und muss keine topographische Verbindung mit der Burgbefestigung anzeigen.

Die neue Fundstelle nimmt ein ausgedehntes Areal ein, das heute allenfalls durch den Übergang in eine Niederung und zwei äußerst flache Anhöhen strukturiert wird. Das Gelände ist durch den Ackerbau, eine ältere Flurbereinigung mit der Beseitigung kleinerer Feldgrenzen und den Bau von Kanälen sowie eines Feldweges überprägt. Falls es sich ursprünglich wirklich um eine von Wassergraben umgebene Burg handelte, so könnte die ehemalige Erschließung über ein etwa gleich hoch gelegenes Gebiet im Norden gelaufen sein. Eine zweite Begehung am 11.11.2014 bereicherte das Fundspektrum und erstreckte sich über ein größeres Areal.

57 breite Leisten- und schmale Karniesränder, dunkel oder brauntonig gebrannt, zeigen eine Gründung der Siedlung im späten 13. oder frühen 14. Jahrhundert an (Abb. 1). In diese Phase gehören auch einige Deckelfragmente (Abb. 2), ein rädchenverzierter Henkel von einem Krug mit Tülle (Abb. 3) und hunderte von brauntonigen Wand- und Bodenscherben. Mit einem Karniesrand (Abb. 4), zwei weiteren kleinen Randscher-

Abb. 1: Leisten- und Karniesränder von Töpfen; obere Reihe dunkel, darunter meist brauntonig. Obere zwei Reihen: 13./eher 14. Jh. Dritte Reihe rechts bis vierte Reihe: 14. und 15. Jh. bis um 1500

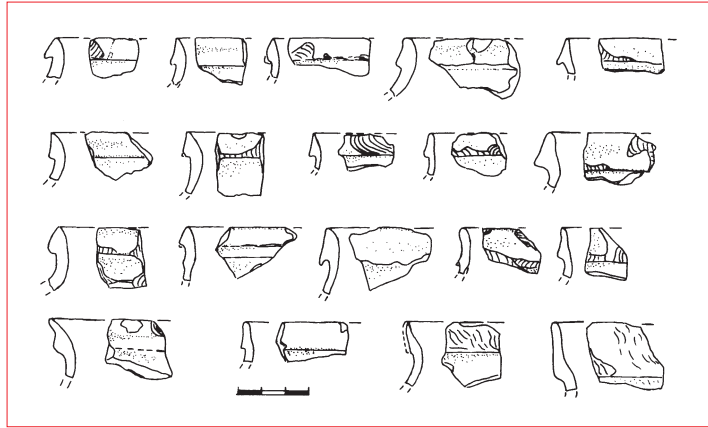


Abb. 2: Fragmente von flachen Topfdeckeln und einer Deckelöse (ca. 14. Jh.); unten Rand eines konischen Deckels (ca. 15./16. Jh.)

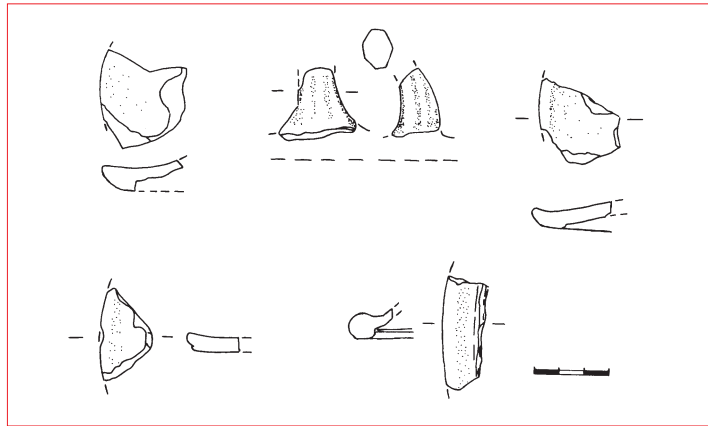
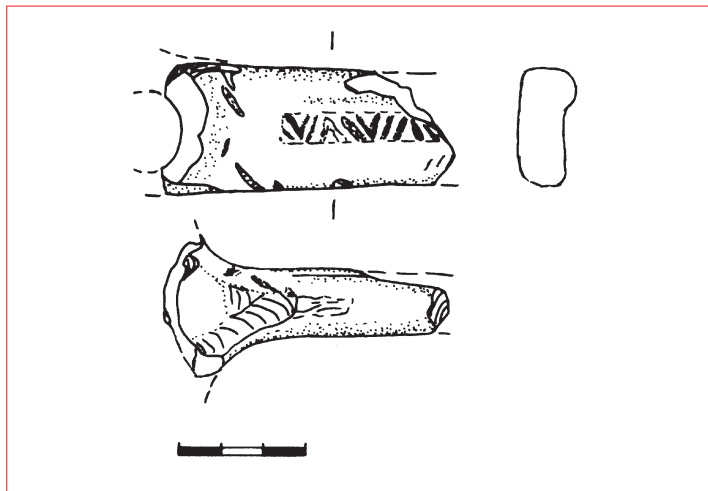


Abb. 3: Oberer Henkelansatz einer rotbraunen, ehemals bauchigen Flasche mit Rädchenverzierung (14. Jh.)



ben und 29 Wandscherben viel geringer vertreten ist die grautonige Drehscheibenware mit weißlichem bis hellgrauem Kern, wie sie für Nordbaden und die nördliche Ortenau typisch ist.

Die Keramik seit dem 15. Jahrhundert ist rottonig (oxidierend gebrannt) und weist Karniesränder (mindestens fünf unglasierte Exemplare; z. B. Abb. 1 unten rechts) auf, die dann auch grün glasiert (Abb. 5) wurden. Weitere Keramik (Abb. 6) ist olivfarben oder gelb glasiert, teilweise auch bemalt; sie zeigt eine Nutzung und Bewohnung der Siedlungsstelle bis ins 17. Jahrhundert an. Aus dieser Phase stammen auch acht Fragmente von Grapenfüßen (Abb. 7) und zehn Henkelfragmente (Abb. 8).

Vier rotbraune Randscherben könnten von Lampenschälchen stammen (Abb. 9). Ein kleiner Henkel einer hellgrauen Steinzeugtasse (Abb. 10) könnte wie eine Randscherbe im Elsass produziert sein und gehört in das Spätmittelalter bis in die frühe Neuzeit. Mindestens zehn Wand- und Bodenscherben von Steinzeug sind teilweise plastisch verziert und stammen aus dem 16./17. Jahrhundert.

Bemerkenswert ist auch ein schlecht erhaltenes Fragment einer kleinen Schabemadonna aus gelblichem Ton, die wohl vom Kloster Einsiedeln stammt. Sie dürfte in die frühe Neuzeit oder schon ins 18. Jahrhundert gehören.

Ofenkeramik ist durch mindestens 55 Randscherben (Abb. 11) und 55 Wand- und Bodenscherben von rot- und brauntonigen, unglasierten Viereckkacheln vertreten. Eine geriefte Rand-

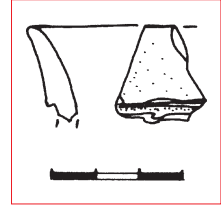


Abb. 4: Breiter hellgrauer Karniesrand (15. Jh.)

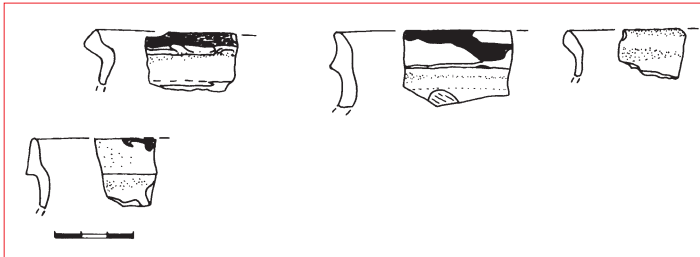


Abb. 5: Randscherben mit grüner Innen-
glasur (stellenweise
auch außen, darge-
stellt mit dunklen
Flächen), 15./16. Jh.

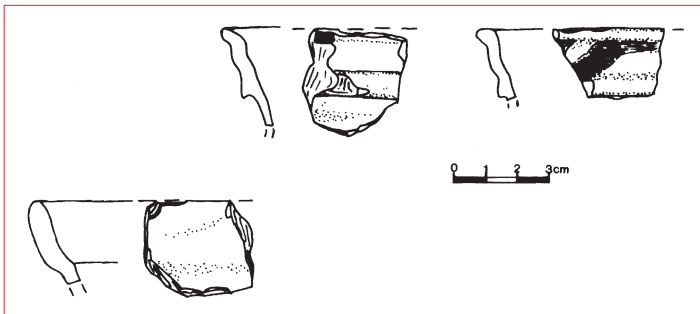


Abb. 6: Randscherben
des 16./eher 17. Jhs.
mit olivfarbenen und
braunen Innen-
glasuren

Abb. 7: Abgebrochene Beine von dreibeinigen Töpfen (sog. Grapen); innen am Gefäßboden olivgrün bzw. gelb glasiert (ca. 16./17. Jh.)

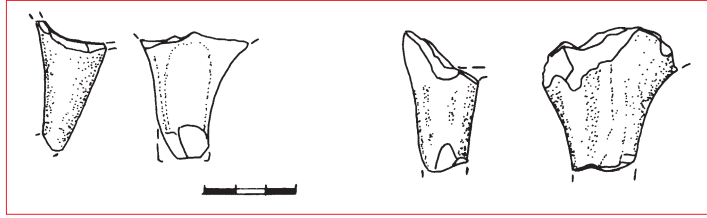


Abb. 8: Fragmente von rottonigen Bandhenkeln (mittleres mit grünen Glasurspuren), ca. 15./16. Jh.

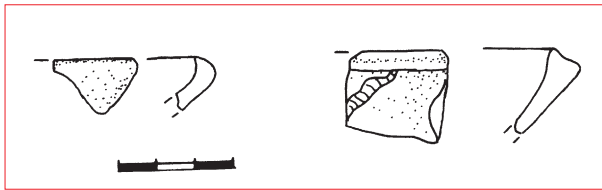
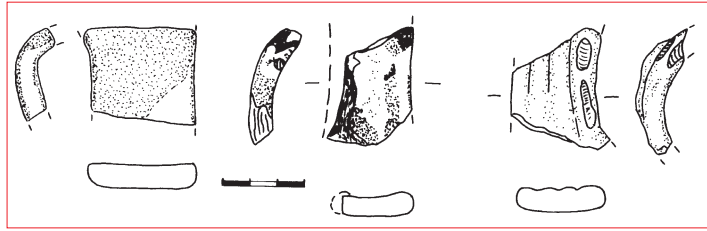


Abb. 9: Randscherben von Lampenschälchen, rotbraun bis rötlich

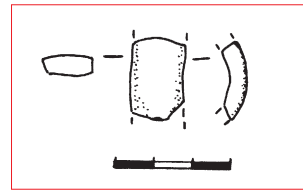


Abb. 10: Henkel einer kleinen Tasse aus Steinzeug

scherbe mit olivfarbener Innenglasur könnte von einer runden Napfkachel stammen (Abb. 12). Von rottonigen, meist grün glasierten Ofenkacheln – wohl Blattkacheln – stammen 32 Fragmente. Glasfunde sind mit einer Randscherbe eines korrodierten Glasbechers und sechs kleinen Fragmenten Fensterglas vertreten.

An möglichen Baumaterialien ehemaliger Gebäude liegen zahlreiche Ziegel- und Backsteinfragmente, etwas Hütten- oder Ofenlehm, einige Buntsandsteinstücke und ein kleines Kalksteinstück vor. Hinzu kommen einige Eisennägeln und ein Beschlag.

Bei einer dritten Begehung am 5.2.2016 wurde zunächst eine Reihe von Feldern in der Umgebung abgesucht. Am bisher vermuteten Standort im Gewann „Schlossmatt“ ergeben sich dabei nur wenige mittelalterliche und frühneuzeitliche Keramikscherben sowie relativ wenige Ziegelstücke. Dadurch wird es unwahrscheinlich, dass in diesem Bereich die Burg stand. Am neuen Standort wurde hingegen zahlreiche weitere Keramik des Mittelalters und der frühen Neuzeit gefunden; sie ergänzt das gewohnte Bild, ist jedoch noch nicht abschließend

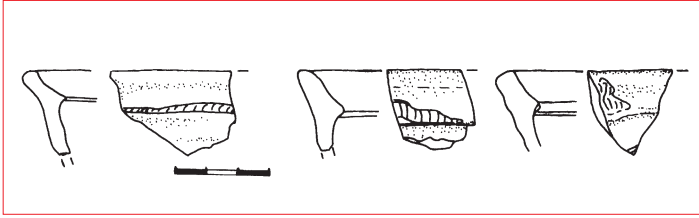


Abb. 11: Randscherben von brauntonigen Viereckkacheln (14./15. Jh.).

ausgewertet. Im Randbereich der Fundstreuung kam außerdem ein Fragment eines Buchbeschlags zutage.

Das Fundmaterial scheint den anzunehmenden Zeitpunkt der Burggründung zu bestätigen oder gehört jedenfalls in dieselbe Zeit, was nun zur Betrachtung der Schriftquellen überleitet.

Der Schutterner Abt Leutfridus Lente gestattete 1327 den Geroldseckern die Erbauung der Stadt und befreite das neuerbauete Haus „das man nennt die burge und der graben drum“.

Schon einige Jahre später (1333) wurden Schloss und Kloster durch die Stadt Straßburg zerstört, ebenso 1372. Im Jahre 1433/34 wurden Stadt und Schloss durch ein Bündnis – hier besonders durch Markgraf Jakob von Baden – belagert und eingenommen. 1473 eroberte Straßburg die Burg und Stadt für die verbündeten Berner, deren Handel durch die Geroldsecker geschädigt worden war; danach scheinen Burg und Stadtmauer teilweise geschleift worden zu sein. Um 1486 kam die Burg ebenso wie Geroldseck in die Hand des Pfalzgrafen bei Rhein. Nach der Vertreibung der Pfalzgrafen aus der Ortenau im Rahmen des Landshuter Erbfolgekrieges um 1504 kam der Geroldsecker Gangolf wieder in den Besitz der Burg. In den 1520er Jahren kam es zu einer kleineren Konfrontation, als der Schutterner Abt eine Holzmauer und einen Turm in Richtung der Burg errichten ließ.

Die Bedeutung der Burg sank jedoch in der Folgezeit. 1548 wurde sie verpfändet, 1592 wurde über eine Belehnung verhandelt; damals war das Gebäude in schlechtem Zustand, auch wurde das Jagdrecht erbeten. Aus dem 17. Jahrhundert liegen zwar vom Kloster, von der Burg jedoch keine Nachrichten vor. 1679 holte man nach einem Klosterbrand Steine von dort; dagegen protestierte der Markgraf von Baden-Durlach, der sich auf alte Erbensprüche berief. Der Abt antwortete, das Schloss sei nur noch ein überwachsener Steinhäufen.

Auch die Enddatierung der Lesefunde scheint gerade noch das 17. Jahrhundert abzudecken. Spätere Funde sind selten und wohl durch die Düngung der Felder bedingt. Ob die erwähnte Schabemadonna zur Spätphase der Siedlung oder Burg oder

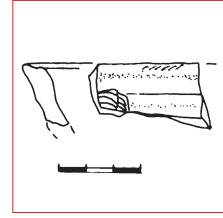


Abb. 12: Brauntonige Randscherbe mit olivfarbener Innenglasur, vermutlich von einer runden Napfkachel (14./15. Jh.).

bereits zur bäuerlichen Frömmigkeit und damit als Verlustfund oder durch Mistdüngung auf die Felder kam, müsste ihre Feindatierung klären.

Eine Silexklinge, vier Abschlüge und mindestens 20 Wand- und Bodenscherben verschiedener Keramikwarenarten sind vorgeschichtlich. Eine Wandscherbe mit einer Kerbleiste dürfte bronzezeitlich sein. Diese Funde zeigen ebenso wie eine Randscherbe und mindestens zehn Wand- und Bodenscherben von römischer Grobkeramik, zwei verwitterte Terra sigillata-Scherben und wenige Fragmente feintoniger Keramik eine nahe Besiedlung der Römerzeit an. Wenige Keramikfragmente könnten evtl. frühmittelalterlich sein.

Es ist also festzuhalten, dass hier vor allem ein Siedlungsplatz des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit vorliegt. Ob es sich um eine Burg handelte, ist dem Gelände heutzutage nicht mehr mit letzter Sicherheit anzusehen. Die Zeitstellung der Funde vom frühen 14. bis ins 17. Jahrhundert passt zu der überlieferten Bestandsdauer der Burg Schuttern. Auch die Lage der neuen Fundstelle im „Weichbild“ von Kloster und Stadt würde dazu passen. Das Gewann „Schlossmatt“ nahebei würde die Interpretation unterstützen; es könnte sich statt um den Standort der Burg vielmehr um Wiesen gehandelt haben, die zum Schloss gehörten und von dort aus bewirtschaftet wurden.

Einschränkend ist zu bemerken, dass bestimmte Bereiche am ehemaligen Rand des Städtchens heute mit gläsernen Gewächshäusern, einer Schule und einer Halle überbaut sind und sich daher nicht begehen und beurteilen ließen. Falls es sich bei der neuen Fundstelle nicht um die Burg handeln sollte, so wäre an einen – wohl zu der Burg gehörigen – Wirtschaftshof zu denken. Menge und Güte des Fundmaterials sprechen jedoch eher gegen einen Hof und für eine Burg.

Abschließend danke ich Martin Buttenmüller und Ekkehard Klem für Hinweise und Diskussionen.

Literatur

- Kewitz, Hubert, Das Schloß zu Schuttern. Die Ortenau 64, 1984 (Sonderheft: Burgen und Schlösser in Mittelbaden), S. 308–309.
Kohler, Oskar, Das Schloß zu Schuttern. Die Ortenau 45, 1964, S. 98–104.
Ludwig, Adolf, Das Schloß zu Schuttern. Die Ortenau 21, 1934 (Sonderheft: Burgen und Schlösser Mittelbadens), S. 487–489.

Bildnachweis

Alle Abbildungen Heiko Wagner (Kirchzarten).

Eine prächtige Urkunde aus dem Jahre 1246, die Abtei Schwarzach betreffend

Louis Schlaefli

Nachdem wir, für unsere Arbeit über den Klerus des Elsasses vor 1648, alle Urkunden in den Archives Départementales du Bas-Rhin durchstöbert haben, haben wir seit einigen Jahren dieselbe Arbeit in den Archives Municipales de Strasbourg unternommen. Es handelt sich nicht nur um das Stadtarchiv, sondern auch um andere reiche Fonds, die darin einverleibt sind: jene der Œuvre Notre-Dame, des Grand Chapitre sowie um die sehr reichen Fonds des Spitals und des Kapitels von Saint-Thomas, in welchen auch vieles über die Ortenau zu finden ist.

In diesem letzten Fonds (AMS 5 AST 46/555/1) stießen wir auf den ganz gewöhnlichen Verkauf von Feldern in Dossenheim durch die Abtei Schwarzach an das Kapitel Saint-Thomas am St.-Nikolaustag 1246 zum Preis von 70 Mark Silber. Die Akte trägt scheinbar nicht groß zur Geschichte der Abtei bei. Ein Spezialist wird uns vielleicht sagen, dass sie zu dieser Zeit Geldsorgen hatte und zu diesem Verkauf gezwungen worden war, wie es im Text wahrzunehmen ist: „*legittima necessitate compulsi*“.

Dieser Verkauf scheint jedoch sonderbar, da es sich um Boden in Dossenheim bei Truchtersheim handelte, wo schon im Jahr 1154 die Abtei ihren Besitz, darunter den Herrenhof und die Kirche¹, bestätigen ließ.² Die Ortskirche wurde später, im Jahr 1330, der Abtei inkorporiert³ (Gartner, Karte, S. 266). Es muss eine wichtige Geldnot gewesen sein, die diesen Verkauf erforderte, denn es ging um mehrere Hektar Feld.⁴ Wahrscheinlich darum wurde der Verkauf von Bischof Heinrich III. von Stahleck, mit dem Einverständnis des Domkapitels, besiegelt.

Der Inhalt der Urkunde ist schon längst bekannt, da ihn Charles Schmidt in seiner *Histoire du chapitre de Saint-Thomas de Strasbourg pendant le Moyen Age*⁵ vollständig beschrieben hat. Er figuriert auch, abgekürzt, im *Urkundenbuch der Stadt Strassburg*⁶, sodass sie den Historikern leicht zugänglich war. Schmidt meldet auch, dass sie die Siegel des Bischofs, des Domkapitels, des Abtes und der Abtei Schwarzach trägt.

Der Historiker, welchem all diese Angaben zu Verfügung stehen, wird es nicht als nötig betrachten, zum Original zu-

rückzugreifen. Er sollte es jedoch, da es sich um ein seltenes Kleinod handelt, der Siegel wegen. Sie folgen in der Reihe, welche Schmidt angegeben hat, die zwei ersten in rotem Wachs, jene des Abtes und der Abtei in grünem Wachs. Das erste stellt den Bischof thronend dar, mit dem Stab in der linken Hand, das zweite – jenes des Domkapitels – die Muttergottes mit dem Jesuskinde, wie gewöhnlich.



Abb. 1:
Die Urkunde
(Foto: Jean-Marie
Holderbach)

Der Abt Eberhardus ist auch thronend abgebildet, Stab in der rechten, Buch in der linken Hand; womöglich handelt es sich hier um die einzige Urkunde mit seinem Siegel, da er nur in diesem Jahr in der Geschichte erwähnt wird; die Inschrift lautet: „S(IGILLUM) EBERHARDI ABBATIS DE SWARZHA“. St. Peter und Paulus zieren das Siegel der Abtei, mit der Inschrift: „S(IGILLUM) CONVENTUS DE SARZACHA (?)“.

Um dem Leser die Gelegenheit zu geben, den Originaltext zu verfolgen, besonders weil die fünfte Zeile auf der Photographie, einer Falte wegen, unleserlich ist, geben wir ihn hier in extenso, den Zeilen nach wieder.

- 1 „HEINRICUS d(e)i gr(ati)a arg(e)nt(inensis) ep(iscopus) omnibus p(re)sens scrip(-)
- 2 tum intuentibus salute(m) et rei geste noticia(m). Consuevit humana prudentia gesta sua litteris
- 3 co(m)mendare ne uetustate temporis uel success(orum) calumpnia ualeat aboleri. Hinc est q(uo)d nos uni(-)
- 4 u(er)sitati uestre p(re)sentiu(m) tenore cupimus declarare q(uo)d Eberhardus abbas et conuentus In
- 5 Swarzahe, (notre dyoecesis legitima necessitate compulsi duos mansus et dimidium sitos in banno)
- 6 de dozenheim qui iure p(ro)p(ri)etatis d(icto) monasterio attinebant liberos ab exactionibus, censibus et
- 7 decimis. et a q(uo)lib(et) onere accedente n(ost)ro et Cap(itu)li n(ost)ri arg(e)nt(inensis) consensu pro septuaginta marcis
- 8 arg(e)nti Cap(itu)lo S(anci) Thome arg(e)nt(inensi) uendiderunt de uicio et euicione p(er)petuos se constituentes
- 9 warandos et q(uo)d nullus o(mn)ino talem ip(sor)um uenditionem legitime possit aut debeat
- 10 p(er)turbare .Verum quia rerum mundanarum fragilitas diu(er)sis uacillat incursibus, ut d(i)c(ta ue(n) (-)
- 11 ditio se(cun)d(u)m forma(m) prescriptam rata p(er)maneat et inconuulsa cedulam n(ost)ro et Cap(itu)li
- 12 n(ost)ro argent(inensi) et pred(i)c(t)orum abbatis et conuentus sigillis fecimus roborari. Dat(um) ap(ud) argent(inam)
- 13 anno d(omi)ni m^o. cc^o. x^olvi^o. In festo beati Nycholai.“



Abb. 2: Siegel des Abtes und der Abtei (Foto: Louis Schlaefli)



Abb. 3: Siegel des Abtes
(Foto: Jean-Marie Holderbach)

Anmerkungen

- 1 „curiam cum vineis et agris et basilicam cumsuis capellis in Dozenheim“ (Würdtwein, Stephanus Alexander, *Nova subsidia diplomatica...*, Heidelberg, Goebhardt, 1781–1792, Band VII, S. 175 u. 179)
- 2 Gartner, Suso, Kloster Schwarzach (RheinMünster), in: Müller, Wolfgang, *Die Kloster der Ortenau*, Kehl, s. d., S. 285.
- 3 *Beilagen zur Bewährung der Reichsunmittelbarkeit und Landesherrlichkeit der Abtei Schwarzach am Rheine, über die ... Gerichtsstäbe Schwarzach und Vimbuch ...*, Bruchsal, 1780, S. 52
- 4 Der mansus betrug zwischen 4 und 15 Hektar, je nach dem Zeitabschnitt. (Boehler, Jean-Michel, *Poids et mesures dans l'Alsace d'autrefois*, Collection Alsace-Histoire, 2010, Band 4, S. 51).
- 5 Strasbourg, C. F. Schmidt, 1860, S. 314–315, N° 37.
- 6 Band I, S. 231v x, N° 303.

Der Scharf- oder Nachrichter zu Buchsweiler (Elsass)

Todesurteile aus dem Kirchenbuch 1569–1638

Klaus G. Kaufmann

Wer weiß heute noch, was ein Scharf- oder Nachrichter tat und warum man ihm ungern begegnete? Wer weiß noch, dass es einst eine Gesellschaftsordnung gab, die sich in Klassen oder Stände unterschied? Wer weiß noch, dass damals Ehre so viel wert war wie persönliches Kapitalvermögen? Es fällt schwer, sich die Antworten auf diese Fragen vorzustellen.

Wer sich mit lokaler Geschichte befasst, stößt irgendwann unweigerlich auf Gerichtsprozesse, bei denen Menschen für ihr Tun (oder auch Nichttun) mit ihrem Leben bezahlten. Nach erfolgter gütlicher, doch meist eher peinlicher Befragung (also der Folter), wie das so lapidar heißt, erfolgte die Hinrichtung. Ausgeführt wurde diese vom Scharf- oder Nachrichter, manchmal auch Henker genannt.

Für die Fällung des Urteils gab es Richter, mit unterschiedlicher Qualifikation, für die Durchführung des Urteils benötigte man den Scharf- oder Nachrichter, der von der Herrschaft oder der freien Reichsstadt, die dazu allerdings den Blutbann innehaben mussten, bestellt worden war.

Grundlage für diese Urteile waren Gesetze, die der Landesherr erlassen hatte. Diese Gesetze entwickelten sich meist aus dem „Alten Testament“: „Aug um Aug“ oder „Zahn um Zahn“, oder aber aus dem Dekalog, also den Zehn Geboten. Da Menschen eben Menschen sind, benötigt man zur Durchsetzung von Regeln auch Strafen (Sanktionen). Denn wer seine Anordnungen nicht durchsetzen kann, besitzt keine Autorität und verliert an Macht und Ansehen.

In unserer frühen Geschichte musste jeder freie Mann sich sein Recht mit Hilfe von Zeugen oder Eideshelfern vor einem (Schieds-) Richter erstreiten. Die Strafen waren, verkürzt gesagt, eine Wiedergutmachung in Geld oder Dienstleistung, häufig auch, wenn er Leibeigener war, mit dem Leben. Die Wiedergutmachung war „privater“ Natur.

Das Urteil über Leib und Leben war dem König vorbehalten. Durch die Schwäche des Königtums im 11. Jahrhundert (auch des Kaisertums) kam dieses Regal auch an Fürsten, Grafen oder Städte. So fiel die „Rechtsprechung“ häufig recht willkürlich aus. Aus der ursprünglich „privaten“ Auseinandersetzung wurde jetzt von der jeweiligen Herrschaft abhängige Rechtspre-

chung, denn sie erließ die Vorschriften, die Gesetze. Ein Repressionsmittel zur Durchsetzung der Gesetze ist die Strafe, in der damaligen Logik, in der Konsequenz als höchstinzuforderndes Gut, das Leben, also die Todesstrafe. Leichte Vergehen kamen besser weg, wurden aber auch nicht vor dem Malefizgericht verhandelt. Verbrechen gegen das Leben, die Obrigkeit, auch gegen die Kirche wurden häufig mit dem Leben gebüßt. Erfinderisch, wie der Mensch nun mal ist, hat er einen ganzen Katalog an Strafen ersonnen, um die Taten entsprechend zu sühnen. Eine der ersten allgemein gültigen Gesetzestexte für das „Römische Reich deutscher Nation“ ist die C. C. C. (Cautio Criminalis Carolina) Kaiser Karl V. von 1532. Wie wir sehen, eine relativ späte allgemeingültige Rechtsordnung, bei der noch viele alte lokale Rechte (der Fürstentümer, Grafschaften) weiterhin Gültigkeit behielten.

Die höchste Strafe, die verhängt werden konnte, war die Todesstrafe. Aber auch dies in der unterschiedlichsten Form, wie nachfolgend festgestellt werden kann. Dabei muss genauestens unterschieden werden zwischen Folter und Strafe. Da man zur Verurteilung ein Geständnis brauchte, bediente man sich, da ohne Geständnis niemand verurteilt werden durfte, der Folter. Für diese Tätigkeiten war ein Scharfrichter im Dienste der Herrschenden. Damit bekommt diese Person auch all den Unmut und Groll ab gegen vermeintliche oder tatsächliche Unrechtsurteile. Für die Herrschaft war der Scharfrichter ein Prestigeobjekt. In der Ausübung seines „Handwerks“ lebte ein Scharfrichter durchaus nicht ungefährlich, da es ihm bei einer Fehlrichtung selbst an den Kragen gehen konnte. Im 16. Jahrhundert und davor überlebte manch einer eine Fehlrichtung nicht. Aus diesem Grunde wurde um den Beginn des 17. Jahrhunderts bei einer Hinrichtung der Scharfrichterfriede ausgerufen, mit dem Ziel, den Scharfrichter bei einer Missrichtung vor Angriffen zu schützen.

Über die Person des Scharfrichters ist viel Umstrittenes geschrieben worden. Es ist bekannt, dass manche Herrschaften von ihren Scharfrichtern besondere Abzeichen oder besondere Bekleidung verlangten, aber selten hielten sich diese Vorgaben über längere Zeit. Auch Darstellungen mit Kapuze und Beil entspringen eher romanhafter Fantasie oder Filmklischees als der Realität. Wohlgemerkt, das Gebiet, auf dem wir uns bewegen, ist das „Römische Reich deutscher Nation“. Gegen Ende des „alten Reiches“ wurde in Preußen das Handbeil, aber auch in anderen Staaten die Guillotine eingesetzt, aber da war auch der besondere soziale Status des Scharfrichters bereits ein anderer. Auch die Heiratsgepflogenheiten orientieren sich an denen

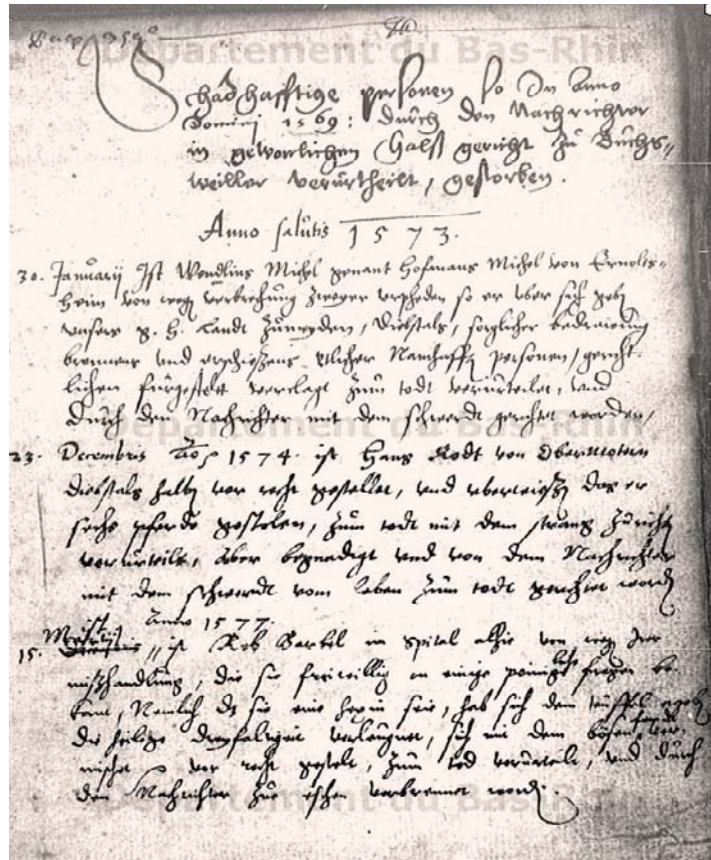
der Handwerker der damaligen Zeit. Natürlich spielt die Infamie, der Status der Unehrllichkeit (hat nichts mit Betrügerei zu tun!) bei der Auswahl der Heiratskandidaten und -innen eine Rolle. So gehören die Bräute meist einer unteren sozialen Schicht an und die Zünfte nutzten ihre Macht, um die Ihren zu disziplinieren und den Umgang mit dem Scharfrichter zu verbieten und um sich dabei selbst zu erhöhen. Auch scheint das Ansehen und der Umgang mit dem Scharfrichter regional verschieden gewesen zu sein. Ohne es konkret festmachen zu können, gibt es wohl ein Nord-Süd-Gefälle. Die Grenze könnte die Mainlinie sein, also die Grenze zum Norddeutschen Bund. Dies ist allerdings nur eine Vermutung.

Auch bei den Heiraten, Taufen, Beerdigungen war für den Autor in den Kirchenbüchern kein Sonderstatus zu erkennen. Natürlich überwiegen bei den Trauzeugen und den Taufpaten die Angehörigen der Familie oder der eigenen Zunft, aber bei einer durchaus beachtlichen Zahl sind es auch Angehörige der gesellschaftlichen Oberschicht.

Dies alles vorausgeschickt, wenden wir uns nun einer Zeit zu, in der in der Herrschaft Hanau-Lichtenberg im Regierungssitz Buchweiler (Bouxwiller) der Scharfrichter noch das Organ der Justiz war, das die höchste Strafe vollzog. Für den heutigen Leser sind dies alles grausame Strafen. Für den damaligen Zeitgenossen hatten die unterschiedlichen Strafen durchaus eine verständliche Logik.

Insgesamt haben die Buchweiler Pfarrer zwischen 1569 und 1638 den Ausgang von 79 Malefizverfahren notiert, haben aus religiöser Sicht vermerkt, ob der Delinquent die Strafe akzeptiert und für die Gemeinschaft der Christenmenschen nicht verloren war. Dennoch bedarf es der Erläuterung, warum eine Strafe für die Betroffenen erstrebenswerter (sic!) als die andere war.

Die Einträge werden chronologisch übernommen, das originale Zeilenende mit einem Senkrechtstrich markiert und der Text so fortgeschrieben. In Klammern gesetzte Silben sind ausgeschriebene Endungskürzel. Nicht lesbare Buchstaben oder Silben sind mit ... gekennzeichnet. Die Schreibweise entspricht weitestgehend dem Original.



Schadhaftige personen so In Anno Domini 1569 durch den Nachrichten in gewonlichen Hals gericht zu Buchsweiler verurteilt, gestorben.^{1, 2}

Anno salutis 1573

Januarij Ist Wendlins Michel genant Hofmans Michel von Ernolts- | heim von weg(en) Verbrechen zweyer Urpheden so er über sich geb(en) | unseres g. H. Landt zumeiden, Diebstals, sorglicher bed...ung | brennens und erschießens etlicher Namhaften Personen, gericht- | lichen fürgestellt verclagt zum todt verurteilt, und | Durch den Nachrichten mit dem Schwerdt gerichtet worden,

Michel Wendlin hat offensichtlich schon zwei Urfehden geschwo- ren, d. h. er war schon in Gerichtsverfahren verwickelt, wo über ihn (gnadenhalber) die Landesverweisung, aber auch die eidliche Zu-

sage, sich nicht an den Richtern zu rächen, ausgesprochen worden war. Des Diebstahls und der Drohung, namhafte Personen zu erschießen, war er überführt.

Eine Hinrichtung mit dem Schwert war immer eine ehrenvolle Hinrichtung. Über den Begriff der Ehre eine Erklärung am Schluss.

Decembris Ao d 1574 ist Hans Rodt von Obermotern | Diebstals halb(en) vor recht gestellet, und ueberwieß(en) das er | sechs Pferde gestolen, zum todt mit dem Strang zu richt(en) | verurteilt, aber begnadigt und von dem Nachrichtler | mit dem Schwerdt vom Leben zum todt gerichtet word(en) | ist

Bei Hans Rodt ist die Begnadigung zum Schwert eindeutig, also nicht die unehrenhafte Hinrichtung durch den Strang.

Anno 1577

Martÿ ... ist Rob Barbel im Spital alhie von irig(en) Irer | mißhandlung, die sie freiwillig an einige peinigliche fragen be- | kannt, Nemlich ds sie eine Hexe seie, hab sich dem teuffel ergeb(en) | die heilige Dreyfaltigkeit verleugnet, sich mit dem bösen feindt ver- | mischt so vor recht gestelt, zum tod verurteilt, und durch | den Nachrichtler zue Eschen verbrennt word(en).

Scheint der erste Hinweis auf einen Hexenprozess in Buchsweiler zu sein. Meist die gleichen Vorwürfe: Teufelsbuhlschaft, Schadenzauber, Verleugnung Gottes. Jeder kann sich vorstellen, dass man „peinliche“ Fragen (also unter Anwendung der Folter oder zumindest ihrer Androhung) kaum freiwillig beantwortet. Sie scheint lebendig verbrannt worden zu sein.

26 Julÿ Anno d 1577³ ist German Schadman von Kùlsheim | von weg(en) todschlags, das er zue Obermotern einen Karcher | Knecht so bei dem Untermüller gedient mutwilliglich uff | freier strassen vom gaul herab geschossen, Davon er am | viertzehenden tag hernach gestorben, vor recht gestelt, gericht- | lichen anlagt zum tod verurteilt und von dem Nachrichtler | mit dem Schwerdt vom leben zum tod gerichtet word(en).

Dies war also kein feiger Mord, sondern Totschlag, daher die Strafe mit dem Schwert.

31. Julÿ Anno d 1579 ist Greßhans von Hohen Atzenheim | Diebstals halb(en) vor recht gestelt angeklagt, überwiesen | zum tode verurteilt, und mit dem Strang an den liechten Galgen gehenkt worden.

Diebstahl wird mit der unehrenhaften Strafe des Erhängens gehandelt. Meist eine Strafe im Wiederholungsfall. Oft wurden die De-

linquenten gebrandmarkt, was in Buchweiler offensichtlich keine Anwendung gefunden hatte.

Anno 1582 Circa I aduent(us) dnum Ist Aurelia von Hoh(en) Atzenheim; eine fraw | umb 40 jar vor recht gestelt word(en) | von weg(en) Zweyer Kinder ... so sie in unehren gebor(en) | verderben lass(en) unnd heimlich vergrab(en) hat; wie sie selber bekent. Ist mit dem Wasser im mülpfuhl vom leben zum | tod gerichtet worden.

Also um den 1. Advent (aduentus dominum) ist eine Frau, die zwei uneheliche Kinder umgebracht hat, ertränkt worden. Eine Todesstrafe, von der relativ selten berichtet wird.

Anno 82 Im Sommer sein Zween welsche Claud(..) von Niclaus ...| unnd Hans von Wermingen (?) Diebstals halb(en) beklagt, unnd | folgends mit dem strang vom leb(en) zum tod gerichtet word(en).

Kurz und prägnant. Zwei Welsche (also Italiener oder Franzosen) wurden des Diebstahls für schuldig befunden und unehrenhaft mit dem Strang gerichtet.

Anno d 84 den 29 Aprilis sein für recht gestellt worden und Pein- | lich beklagt Maria von Hohen Atzenheim Ob gemelter Aurelia | mutter, so ihrer thochter anlaß und rath zu Zweier Kinder mordt | geb(en) und Katharina NN von Daugendorf umb 20 Jar | welche gericht gestelt zu Kirweiler ihr aig(en) Kind um gebracht

./.

und⁴ sein tails zum tod verurteilt worden, und bey der | schmelzhütten mit dem wasser gerichtet. Doch ist sie die | Katharina so schön und Jung, nach dem ds Urtel ergangen und stis ... auff halb(em) weg nach dem richtplatz, auff | fürbitt eines Jungen gesellen von Bußweiler wieder | hindersich gefiert word(en) in Gefenkhnus. aber nach gehaltene(m) | rath endlich dem Jungen abgeschlagen und 9 Maien | folgends gerichtet worden.

Also zwei Frauen mit dem Vorwurf der Kindstötung, beide zum Wassertod verurteilt. In der Literatur wird immer wieder einmal von der Möglichkeit der Begnadigung bzw. vom „Losbitten“ gesprochen. Die Hinrichtung wird aufgeschoben, bis der Rat sich entschieden hat. Er entscheidet gegen die Delinquentin.

1584 Claus Wirmelin von Stroßburg ist Diebstals halb(en) | ein ... für recht gestellt word(en), Zum strang ver- | urteilt word(en), aber hernach auß Fürbitt geköpfft.

Wenn der Verurteilte genügend gute Freunde oder Bekannte hatte, die sich für ihn einsetzten, wurde aus einer entehrenden Aufknüpfung eine „ehrenvolle“ Hinrichtung mit dem Schwert.

1585 Den 15 Jenners Ist Hans Nußmeier von Neu- | weiler Diebstals halb(en) (denn er drey pferd gestolen) | für recht gestelt word(en) Zum strang verurteilt, | und uff underthenig bitt(en) mit dem schwert | gerichtet worden.

Wie zuvor!

1587 Ist Wendling Zorn von Nidersitzenbach (?) von wegen eines gehapten Morts (denn er ein fremdbber ...) nechst | von der porten Buchsweiler erschoss(en) den 25 Septemb(ris) | peinlich beclagt, und zum Schwert verurteilt word(en).

Ist offensichtlich nicht als Mord beurteilt worden, sonst wäre die Strafe des Räderns anzuwenden gewesen. Wir kennen beide Gründe nicht, weder für die Tat noch für das Urteil.

1591 Den 29 Jenners Ist Claudi(us) Kolenbrenner von Jerepsach Diebstahls halb(en) peinlich beklagt und von wegen fremde | vilfeltger Unthatt so er gütlich bekennt mit dem strang ge- | richtet worden.

Ohne Anwendung der Folter gestanden, dennoch Hinrichtung mit dem Strang.

1592

Den 15 Juny seind Diebstahls halb(en) verclagt und zm strang verurteilt | worden. Hans Weigel bey Donorohd (?) daheim ein land fahrer, und | Jacob Seckler von Biel. Seind auff ihr vleissig pitten mit dem schwert gerichtet worden.

./.

Diebstahl und fleißiges Bitten hat tatsächlich Erfolg. Schwertstrafe.

Anno 93⁵

den 16 February Ist todschlags halben alhie für recht gestelt und | zum schwert verurteilt word(en) Innzten Hans oder Brü... Hanß | von Hochfeld(en) gewesener Bürger zu Hatendorff.

Der Todschlag wird mit der Schwertstrafe gesühnt.

Anno 94 den 8 Marty ist ehebruchs und eines mords | Halben peinlich beklagt word(en) Heinrich ein Jung(er) gesell von | 24 jaren (der seinen meister flachhansen zu nider Satzenbach | schlaff(ender) weys er lange zeit hero gebüte) Mörderischer weyß ein Well mit einer Axt erschlagen hat. Und zum Rad er- |

kant worden, aber doch begnadet und mit dem Schwert | gerichtet worden.

Ein hinterlistiger Mord hat eigentlich das Rädern verdient, wird dennoch aus uns unbekanntten Gründen zum Schwert begnadigt.

Anno 1602 Ist Katharina NN Hausfraw von offweiler | eine Hebamme von weg(en) Hexerey und etlich Kinder mord | auch viech verderbnus peinlich beklagt und lebendig Zum | feuer verurteilt word(en). Doch wurde sie auß gnad(en) zuevor | stranguliert.

Es ist kein zeitlicher Zusammenhang mit dem ersten uns bekannten Hexenprozess erkennbar. Sie wird aber nicht mehr lebendig verbrannt, sondern zuvor erdrosselt. Der Beruf der Hebamme war bei den Hexenverfolgungen sehr gefährdet.

Anno 1605 den 30 Jenner Jpti von wegen ...gerlich(en) Blutschand Veltins Hans von Pfaffenhofen (dann er seine Eheleibliche thochter violenter etlich unterschiedliche mahl beschlafen und geschwengert) | peinlich anklagt worden; kam die Urteil heraus ds er solle lebendig verbrent werden. Ist aber begnadet worden, ds Mann ihme ds Haupt abgeschlagen und hernach ins feur geworffen werd(en).

Auf Blutschande stand damals die Todesstrafe. Aber auch ihm wurde der Feuertod bei lebendigem Leibe erspart, indem man ihn zuvor köpfte.

Am selbig(en) tag wurde auch Diebolds chuss Diebold ein Junger und lamer Gesell von 21 jaren, etlich(er) dibstell und nechtlicher ein brechens halb(en), und sonderlich weyl er zu zwey unterschiedlichen Mahlen mit seiner Stiefmutter un Zucht und blutschande getrib(en) peinlich beklagt und an liechten galg(en) mit Urteil erkant worden, aber auch begnadet ... mit dem Schwert gerichtet worden.

Auch hier folgt auf Blutschande die Todesstrafe, aber schwerer wog wohl der Diebstahl. Daher zunächst die Strafe des Hängens, aber gnadenhalber die Schwertstrafe.

Eadem Anno 1605 den 14 Maÿ Ist Bastian Colatolliat ein welscher | beÿ dans (?) daheim für recht gestelt und peinlich beklagt word(en) vilerleÿ Dieb- | stall halb(en) so er letig aber dz er mit einer g... schand getrieben und | lebendig Zum feur erkent word(en), aber doch auf bitt begnadet, und zuvor | enthauptet, nachmahl verbrent worden.

Vieler Diebstähle überführt, aber die Unzucht mit einem Tier führt zur Todesstrafe durch das Feuer bei lebendigem Leib. Aber

auch hier wieder die Begnadigung zum Schwert mit nachmaliger Verbrennung.

Den 19 t february eadem anno Ist Margaretha Diebolds Elmißen (?) von Imßs- | heim Haußfraw darum dz sie mit Ihrem Stieffsohn blutschand getrieben | mit dem Schwert gerichtet worden.

Siehe Urteil 30. Jenner!

Anno 1606⁶ den 9 Maÿ Ist alhie Caspar Singer Urbans sohn von | Willstett des Jung Vältins von Geißbach Knecht, für recht gestelt | und von wegen vilfeltiger und greulicher schand, so er mit Pferd und | Hunden getrieben, zum feur verdampft, aber auff fleyssig bitt erstlich mit | dem schwert gerichtet, und nachmals verbrent worden.

Unzucht mit Tieren ist ein todeswürdiges Verbrechen. Siehe oben.

Anno 1608 den 10 Junÿ Ist Matthes von Zuzendorff, ... basten Krieb, | von weg(en) Diebstals, und eines brands den er eingelt (welches aber Ihme | nit gerech...) für recht gestelt und peinlich beklagt und hierauff am liecht(en) | galg(en) gehenkt worden.

Der Diebstahl wurde in das Strafmaß aufgenommen, das Feuerlegen nicht, wobei er dafür durchaus hätte gerädert werden können.

Eadem anno den 13 Jenners Ist Barbara Vogts Diebolds thochter von Schillerdorff | ein Junges Mädlin von 16 Jar umb eingelt feur wegen, dann sie Ihrem Meister | Otely Bastian von Wöschesheim (?) und seinen Nachbarn Vixen Joos scheune ud zween stöll | mit etlich hundert Viertel frucht verbrent, peinlich beklagt und zum feur Er- | kant word(en); doch auff fleissig bitten ward sie zuvor stranguliert.

Das Mädchen wird zum Verbrennen verurteilt, wird aber aus Gnaden zuvor stranguliert. Eine Frau wird nicht gerädert, auch so gut wie nie gehängt.

Anno 1609 den 7 Aprilis Ist Bauren Peter, Bauren Diebold Zixen leibliche Brüder von Offweiler umb eines mordtes willen so geschehen welchen Mords, das sie darbey gewesen, und auch eine beüt darvon bekommen haben, peinlich bekannt, haben, und Zum Rad erkant worden, das sie lebendig sollen geradbrecht werden; doch auff ihr fleißig bitten, sein sie Zuvor stranguliert worden.

Der Mord, oder doch eher ein Todschatz wird mit dem Schwert gesühnt. Aber durch besondere Form der Gnade wird der Hingerichtete auf dem Kirchhof begraben und nicht wie sonst direkt unter dem Galgen bzw. an oder außerhalb der Friedhofsmauer. Dem Pfarrer imponiert, wie gefasst der Delinquent gestorben ist.

Sub Pastoratū M. Joannis Westerfeldj Crombergensis
./.

Anno 1609⁷ d(en) 8. 9bris, ist alhie mit dem Schwert gericht worden, | Niclauß Holtzman, von Bocksparg, uff dem Otewald geleg(en) | Meister Matthießen, Nachrichters zu Rietheim, gewesener Knecht | Weil er mit Zauberischen trüncken etliche Weibspersonen, zu | seinem Willen gebracht; auch mit seines Meisters zu Rietheim | ehelicher Hausfraw, die ehe gebrochen, Und sie hinweg gefirt. | Hat ein seliges endt genommen.

Auch bei Scharfrichters ist die Welt nicht in Ordnung. Der Knecht, der des Familiennamens wegen wohl auch aus einer Wasenmeisterfamilie (Abdecker) stammt, übt sich in Zauberei, womit er bei den Frauen offensichtlich Erfolg hat. Auch er endet unter dem Schwert, vermutlich unter dem seines Meisters. Den Pfarrer hat der letzte Gang beeindruckt.

Anno 1610 Freitags d(en) 31. Augusti, ist Barbara Eberhardtin von Heÿbach aus | dem Württemberger land, alhie mit dem Schwert gericht word(en), Darumb | dz sie zu Pfaffenhoffen ihr eigenes Kind, (so sie zu Straßburg mit | einem Gartners Dienstknecht, von Hausberg(en) bürtig, in Weehen | bekommen) in d(er) geburt mörderisch(er) weiß Umbbracht, und und(er) | ferberblumen uff dem Kasten verborgen hatte. Ist (ver) hoffentlich | selig gestorben.

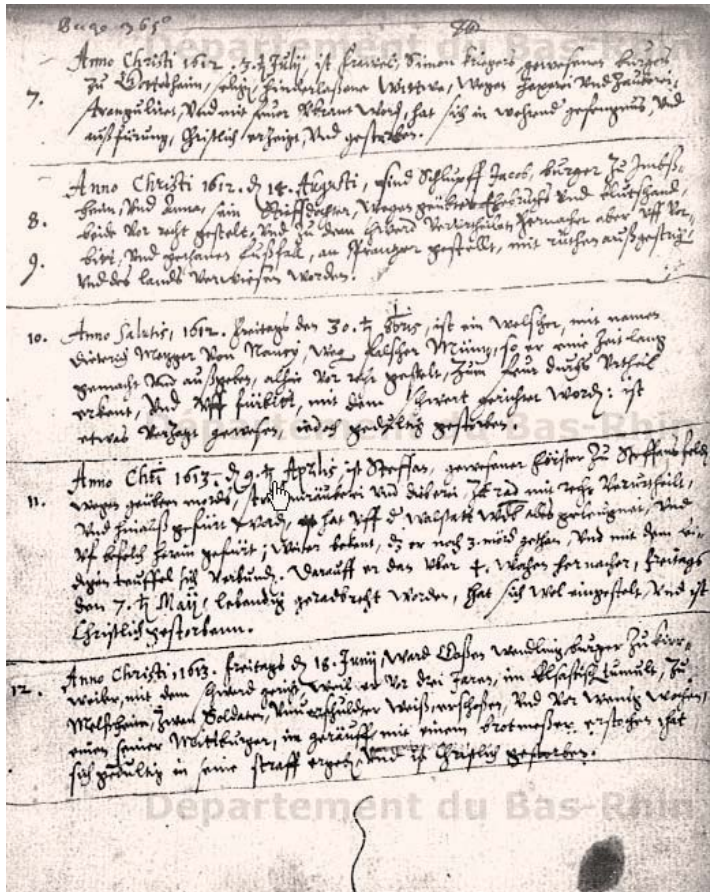
Wie so oft in der Geschichte „baden“ die Frauen den vorehelichen Verkehr und seine Konsequenzen meist allein aus. In ihrer Not bringen sie ihre Kinder um und bezahlen bei Entdeckung mit ihrem Leben. Der Pfarrer hofft, dass Barbara Erhardtin mit ihrem Schicksal abgeschlossen hatte.

Anno 1611, d(en) 1. Martj, ist alhie mit dem Schwert gericht worden, Hanß | Kremer, von Rohrbach, Bitscher Herrschaft, weil er zwisch(en) hir unnd | Weitersweiler, einen Salzman, uff keyserlich freier Straß(en), helffen (beine- | ben Zweier anderen) angreifen, ihm über die 50 guld(en) genommen, und | sein Wehr uff des Salzmanns Kopff entzwei geschlagen. Ist gar ver- | zagt und kleinnützig gewesen, an seinem letzten endt: | dz er auch kaum mehr beet(en) woll(en)

Hans Kremer hat durch den Raub und den Totschlag sein Leben verwirkt, ist wohl beim Sterben nicht so forsch gewesen wie beim Raub. Fast möchte man glauben, der Pfarrer habe etwas Mitleid mit dem Delinquenten gehabt.

Anno 1611. 16. Augusti, sind Trautters Hanß, und Hoff Hanß, beide gewesene | Bürger zu Oberbrunn, mit dem Rad alhie gericht worden, Diewel | sie etlich jar lang, hin und wieder, geraubt, gemordet und Wildprett | geschossen, haben beide sich in d(ie) gefangnus wohl erkant, und ein seliges, geduldiges endt genommen, doch Hoff Hanß endlich auß Forcht der Marter | etwas kleinmütiger worden.

Eine der grausamsten Todesarten ist das Rädern. Dabei werden die Unterschenkel, die Oberschenkel, die Unterarme, die Oberarme und der Brustkorb mit einem großen Rad gebrochen und dies bei lebendigem Leibe. Manchmal wurde die Strafe durch vorheriges Ent-



haupten oder Erdrosseln gemildert. Schließlich wurde der geschundene Körper auf das Rad geflochten und auf einem Pfahl aufgestellt. Haben beide die Strafe akzeptiert, aber vor dem endlichen Ende den Mut verloren.

Anno Chri 1612, d(en) 3 t(en) Aprilis, ist Vix Müller, von Nid(er)brunn, wegen Ver- | mischung seiner mit dem Vieh, und allerhand Diebstals, begnadiget, und mit dem Strang gericht worden, ist gottselig und herzhafft gestorben.

Sodomie ist eigentlich eine Tat, die mit dem Feuer gesühnt wird. Vix Müller wird „nur“ gehängt und ist wohl gefasst gestorben.

Anno Christi 1612⁸ 3. t(en) Julÿ, ist Fraweli (?) Simon Kriegers gewesenens Burgers | zu Gottesheim, selig(en) hinterlaßene Wittwe, wegen Hexerei und Zauberei, | stranguliert, und mit dem feuer vbrant word(en), hat sich in wehrend(er) gefengnus | und außführung, Christlich erzeugt, und gestorben.

Ist offensichtlich der dritte Hinweis auf einen Hexenprozess in Buchsweiler. Die Frau wird stranguliert und hernach verbrannt. Ist gefasst in den Tod gegangen.

Anno Christi 1612 d(en) 14. Augusti, Schlupff Jacob, burger zu Imß- | heim, und Anna sein Sieffdochter, wegen geübten Ehebruchs und Blutschand | beide vor recht gestelt, und zu dem Schwert verurtheilet, hernacher aber uff Vor- | bitt, und gethaner fußfall, an Pranger gestellt, mit ruthen außgestrich(en) | und des lands verwiesen worden.

Blutschande, ein todeswürdiges Verbrechen. Aber Gnade vor Recht ergehen lassen, war weit verbreitet. Dennoch führte eine Landsverweisung fast unweigerlich in die Kriminalität.

Anno Salutis, 1612. Freitags den 30. t(en) 8bris, ist ein welscher, mit namen | Dietrich Mezger von Nancy, weg(en) falscher Münz, so er eine zeitlang | gemacht und außgeben, alhie vor recht gestelt, zum feur durchs Urtheil | erkant, und auf fürbitt, mit dem Schwert gerichtet word(en): ist | etwas Verzagt gewesen, iedoch geduldig gestorben.

Auf Falschmünzerei stand der Tod mit dem Feuer, in diesem Falle aber eine Begnadigung zum „ehrevollen“ Schwerttod. Ging wohl ängstlich in den Tod, was die meisten verstehen werden.

Anno Chti 1613. d(en) 9. t(en) Aprilis, ist Steffen, gewesener Förster zu Steffansfeld(en) | Wegen geübten mordts, straßenräuberei und Dieberei zu rad mit recht verurtheilt, | und hinauß geführt word(en), hat uff der Walstatt wid(er) alles geleugnet,

und | uf befelch hereingefürt; weiter bekent, dz er noch 3 mörd gethan, und mit dem leidigen Teuffel sich verbunden. Daruff er das über 4 Wochen her nacher, Freitags | den 7. t(en) May lebendig geradbrecht worden, hat sich Wol eingestellt, und ist Christlich gestorben.

Mord, Straßenräuberei ziehen das Urteil mit dem Rad zwangsläufig hinter sich mit. Wollte aber nicht ohne das Bekenntnis aller seiner Sünden sterben. Ist bei lebendigem Leibe „geradbrecht“, also gerädert worden.

Anno Christi, 1613, Freitags d(en) 18. Juny, Ward Gaßen Wendling, burger zu Kirrweiler, mit dem Schwert gericht, weil er vor drei Jaren, im Elsesch(en) tumult, Zu Molsheim, | zween Soldaten, unverschuldter Weiß erschossen, und Vor wenig Wochen einen seiner | Mitburger, im geräuß mit einem Brotmeßer erstochen hat, | sich geduldig in seine straff ergeb(en) und ist Christlich gestorben.

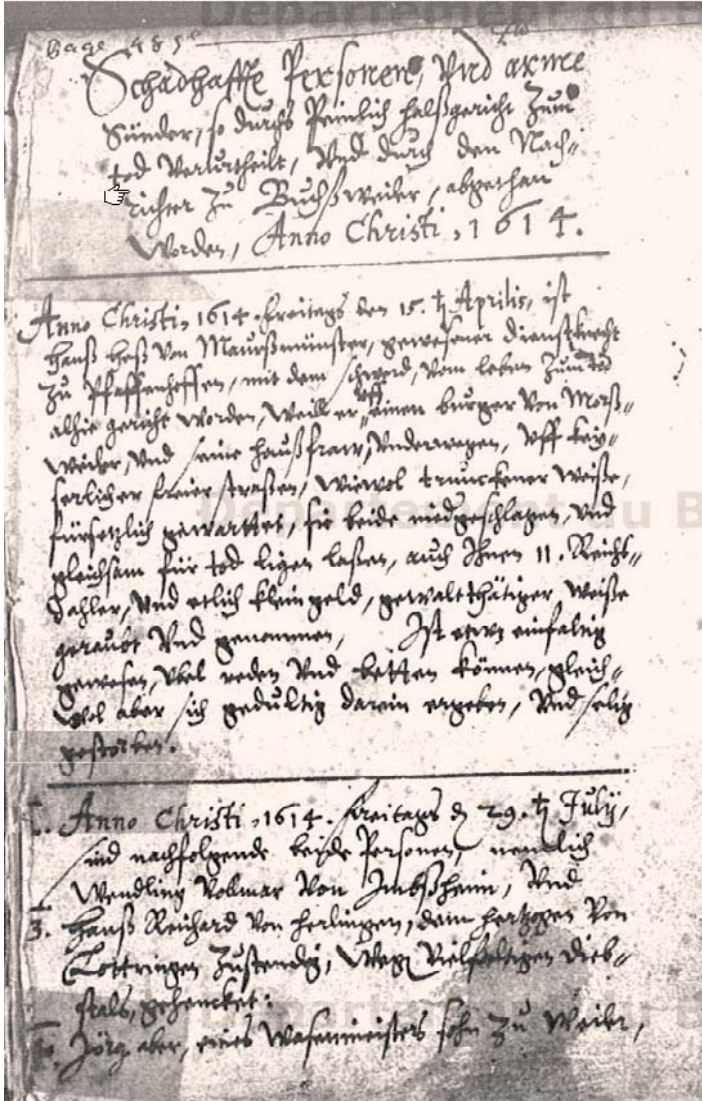
Hier möchte man doch glauben, dass eine Begnadigung angemessen gewesen wäre. Dennoch hat er sich in seine Strafe ergeben und ist reumütig gestorben.

Schadhafte Personen, und arme Sünder, so durchs peinlich Halsgericht zum tod verurtheilt, und durch den Nachrichter zu Buchsweiler, abgethan worden, Anno Christi, 1614.⁹

Anno Christi, 1614 Freitags den 15. t(en) Aprilis, ist | Hanß Heß von Maursmünster, gewesener Dienstknecht | Zu Pfaffenhofen, mit dem Schwert, vom leben zum tod | alhie gericht worden, weill er uff einen bürger von Maß- | weiler, und seiner Haußfraw, Underwegen, Uff key- | serlicher freier straßen, wiewol trunckener weiße | fürsetzlich gewarttet, sie beide niedergeschlagen, und | gleichsam für tod ligen lassen, auch ihne 11. Reichs- | taler, und etlich Kleingeld, gewaltthätiger Weiße | geräubt Und genommen, Ist etwas einfeltig | gewesen, Übel reden Und betten können, gleich- | wol aber sich geduldig darein ergeben, und selig | gestorben

Für diesen Raub muss Hans Heß mit dem Tod durch das Schwert bezahlen. Hat die Strafe als berechtigt angenommen.

Anno Christi 1614 Freitags d(en) 29. t(en) July, | sind nachfolgende beide Personen nemlich | Wendling Volmar von Imß-



heim, Und | Hans Reichard von Herlingen, dem Hertzogen von
 | Lottringen zuständig, Weg(en) Vielfeltigen Dieb- | stals gehen-
 ket. | Jörg aber, eines Wasenmeisters sohn zu Weiler |
 ./.

1614¹⁰

Im Weilerthal, deßen vatter Niclauß geheißē, | und dann Jo-
 hannes von Neuweiler, deßen Va(tter) | soll Heinrich geheißē
 hab(en), und ein Stroschneid(er) (oder | Stiff Pfaff) gewesen,

Eodem die, auch beede | Weg(en) Ihrer Vielfeltig(en) Dieberei, alhie mit dem | Schwert gericht word(en), Sind allesamt Ziemlich ge- | Duldig und selig gestorben, ohne daß Reihard von | Herling(en) im Hin außfür(en), Wunderbar geberd(en) g... | bräucht, Und zu oberst Uff der leitem herab wied(er) | begert, mit Vorgeb(en), er hab ein gros anlieg(en); Ist | Die Vermutung gewesen, er habe noch ein mord | od(er) sonst(en) etwz bei sich verschwieg(en) gehabt.

Auch hier ist wiederum festzuhalten, dass unter den Verurteilten häufig auch Abkömmlinge von Schindern oder Wasenmeistern zu finden sind und manche ihr sicheres Ende hinauszuzögern versuchen.

Freitags d(en) 16. 10bris **1614**. Ist Jost Clauner von Neu- | weiler, mit dem Schwert alhie gericht word(en), weil er | Hin und wied(er) uff d(er) straßen, Viel Unterschiedliche | Personen beraubt und bestolen, Ist zuvor 11. Jar ein Soldat | in Nid(er) land gewesen, und mit Urtheil und recht zu(m) strang | erkant word(en); war etwas kleinmütig, weegen d(er) Hoffnung | dz er möchte erbett(en) werd(en), und mit dem leb(en) darum ko- | men, jedoch hat er sich endlich mit gedult drein erge(ben).

Nicht immer verhilft die Gnadenwaltung zum Weiterleben. Vielleicht waren seine Untaten doch zu schwer gewesen?

Anno Christi, **1615** Freitags d(en) 19. t(en) Mäy ward alhie | mit dem Schwert gericht, Wendels Marzolf vo(n) Osterhoffen, gewesener | Hirt zu Hochfelden, dieweil er von Ungefähr 10. Jar | einen Juden von Ettendorf, im Altorfer bann | selb ander zu tod geschlagen; hat sich geduldig er- | geben.

Hier wird der Todschatz mit dem Schwert gesühnt.

1616¹¹

Anno Christi, **1616**, Freitags d(en) 13. t(en) 7bris, | ward Merten Schwab, von Oberbrunn bürtig, | Wegen Und(er) schiedlich(en) Diebstals, zum strang ver- | urteilt, nachmalen aber, uff sein Underthänig | bitten, mit dem Schwert, alhie gericht, gab | sich willig und geduldig drein, ist v(er)hoffentlich, | selig gestorben.

Also verhilft „underthänig“ Bitten auch manchmal zu der ehrenvollen Schwertstrafe.

Anno Christi, **1617**, Freitags d(en) 31. t(en) Janua- | rÿ, sind 4 nachfolgende Weibs-personen, wegen | Zauberei und Hexerei, erstlich stranguliert, darnach | aber ihre tode körper, mit feuer V(er)brant word(en): | 1. Schneider ottilia, Matthiÿ Wolfffinners | uff Liechtenberg, eheweib. 2. Anna Rosenvelderin, Wolff

Wolff Rosenfelders | Spitalpfründers alhie, Hausfraw 3. Schneider Salome, Schneiders Martzollffen, bur- | gers zu Liechtenberg, Haußfraw Unnd 4. Margaretha Reuttin, Reuttin Dieboldten, | burgers auff Liechtenberg, ehefraw. | Sind alle geduldig, und Willig gestorben, ohne daß | Schmid Ottilia, dz Zeitlich leb(en) sehr lieb gehabt, | in d(en) tod sich anfangs schwerlich schick(en) können, | Und deßwegen, allerhand schwerer gedanken, | und anfechtung gehabt.

Der letzte Hexenprozess war 1612. Alle vier Opfer sind Ehefrauen. Die einzelnen Vorwürfe werden nicht genannt, außer Zauberei und Hexerei.

1617¹²

Anno Christi, 1617, Mitwochens d(en) 26. t(en) | Februarÿ, sind 5. nachfolgende Weibs Personen | Wegen des Hochsträflichen lasters, d(er) Zauberei | für recht alhie gestelt, hernacher stranguliert | und mit feuer Zu äschen verbrandt word(en) | nemlich Barbara, weiland Peter Mom- | bours, gewesenen Schaffners alhie, Wittibe. | Margaretha, Arnold Kraußen Webers alhie, | eheliche Haußfrau. | Agneß, Melchior Reifen, gewesenen Schloß-| becken alhie, hind(er)laßene Wittibe. | Jacobe, Luxen Adalphs Haußfraw alhie. | Und Sabina, Adolph Schmid(en), des Botten in (der) | Vorstatt alhie eheliche Haußfraw. | Haben sich alle geduldig und Willig ergeben, au(ch) | bis in tod hinein fleißig gebett, Sonderlich ab(er) | die Sabina, so bitterlich Über Ihr Sünde gewei(nt) | Deßgleichen ist zugleich auch mit V(er)brandt wo(rden) | Margretha, Peter Müllers, Spitalpfründs(ner) | alhie, eheliche Haußfraw, gewesene Hebamm | Zu Obersulbach, so sich Sonntags Zuvor, im | gefängnus od(er) Blockhauß im Spital alhie | aus V(er)zweiflung erhenkt, Und in | Ihrer Sünde jämmerlich gestorb(en): War Hexerei | wegen auch eingezogen gewesen.

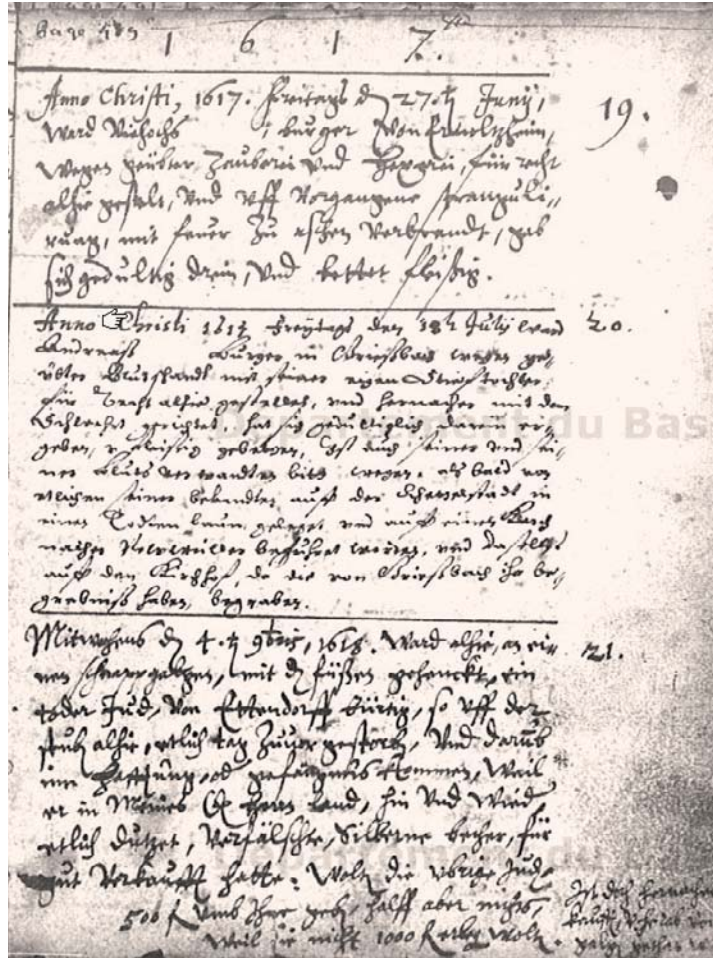
Im gleichen Jahr werden weitere fünf Frauen der Zauberei wegen zum Feuertode verurteilt, zuvor aber stranguliert. Selbst, wenn sich jemand zuvor das Leben selbst genommen hat, wird er mit verbrannt.

./.

1617¹³

Anno Christi, 1617 Freitags d(en) 27. t(en) Junÿ, | Ward Viehochs, burger von Ernoltzheim, | wegen geübter Zauberei und Hexerei, für recht | alhie gestelt, und uff vorgangener strangulierung, mit feuer Zu eschen Verbrandt, gab | sich geduldig drein, und bettet fleißig.

Offensichtlich der erste Mann in Bouxwiller, der der Hexenverfolgungshysterie zum Opfer fällt. Die Vorwürfe sind stets stereotyp.



Anno Christi 1617 Freitags den 18 t(en) Julÿ ward | Andreß Burger in Griesbach wegen ge- | übert Blutschand mit seiner eigen Stieftochter, | für Recht alhie gestelt, und hernacher mit dem | Schwerdt gerichtet. Hat sich geduldig dain er- | geben, u fleißig gebetet, Ist durch seiner und sei- | ner Blutsverwandten bitt wegen, als bald von | etlichen seiner bekandten auff der Sch...stadt in | einen Todenn baum geleet und auff einem Karch | nacher Kirweiler (?) beführet worden, und Da stegs (?) | auff dem Kirchhof, da die von Griesbach ihr be- | gräbniß haben, begraben,

Blutschande ist, wie bereits zuvor vermerkt, ein todeswürdiges Verbrechen. Allerdings erreichen die Angehörigen, den Hingerichteten wenigstens auf einem Kirchhof zu begraben, was üblicherweise den Hingerichteten versagt wurde.

Mitwochens d(en) 4 t(en) 9bris, 1618. Ward alhie, an ei- | nem Schnappgalgen, mit d(en) füßen gehenckt, ein | Toder Jud, von Ettendorf bürtig, so uff der Stub(en) alhie, etlich tag Zuvor gestorb(en), und darumb | Inn Haftung od(er) gefängnus kommen, Weil | Er in Meines G Herren Land, Hin und Wied(er) | Etlich dutzet, Verfälschte, Silberne becher, für

Gut Verkauft hatte: Wollte(en) die Übrige Jud(en) | 500 fl Umb Ihne geb(en), halff aber nichts, | weil sie nicht 1000 fl erleg(en) wolt(en).

Ist doch hernach
kauft u herab v galgen gethan

Auch Tote wurden, wenn sie vor der Hinrichtung gestorben sind, noch hingerichtet. Für Juden verwendete man häufig einen Schnappgalgen (also einen einstempeligen Galgen) und hängte sie an den Füßen auf. Menschen sind sehr erfinderisch, wenn es darum geht, andere Menschen zu erniedrigen oder zu vernichten.

./.

Freitags den 30. July, 1619¹⁴. Ist Mattheiß Harttman, von No... | heim am Kochersperg, bürtig, weg(en) geübter, Vielfaltigen | Diebstals, Kirchenraub, und Sodomiterei, od(er) fleischlicher | Vermischung, mit dem Unvernünftigen Viehe, alhie | Vor recht gestelt, stranguliert, und mit feuer, nach- | gehends Verbrent word(en). Gab sich geduldig, und | Christlich mit gebett, in solche straff.

Wegen Diebstahl und Kirchenraub wird ein Delinquent normalerweise gehängt, aber Sodomie verlangt die Strafe durch das Feuer. Hat sich offensichtlich in die Strafe gefügt und den Pfarrer durch sein intensives Beten beeindruckt.

Mitwochens d(en) 5. t(en) July, 1620 Ward Hanß Philips | Jundt, von Straßburg, gewesener Hoffjuncker alhie, | Und des Jung(en) Herrn Hoffmeister, so vor recht gestelt, Und | Weil er, bei Obermotern am hell(en) tag, Uff Keÿserlicher | Straßen, ein Welsch(en) reitend(en) botten, von Nancÿ, aus Lo- | thrin(en), mörd(er)isch(er) Vorsetzlich(er) Weiß erschossen, auch den- | selben Über 1200 fl einem Welsch(en) Kauffman, zustendig, Und | aus d(er) müntz Zu Wördt erhebt, Straßenräuberisch(er) | Weiß abgenommen, mit Urtheil und recht lebendig alle | Glieder mit dem rath Zu Zerstoß(en), und aufs radt Zu leg(en) | Verurtheilt word(en) Wied(er) fuhr ihme gleichwol, uff Unser | G.H. des Jüngern, und aller anderer ehrlich(en) leutt | fürbitt diese gnad dz er frei hinaus ging, Ungebun(den) | Und Ungeführt Vom Nachrichtler, Ward mit dem | Schwert gericht, und nachgehends, Uff dem Ober- | kirchhoff, in einem tod(en) baum begrab(en). Nam ein seliges | Christliches Und stand-

hafftes ende; Wie Wohl Ihme | bei leb Zeiten, Viel Und man-
cherlei, grobe laster, | gottlosigkeit Und sünde Zugemeß(en)
word(en).

Die Berührung durch den Scharfrichter macht unehrlich (also in der Ehre herabgesetzt). Daher geht der Junker frei und ungebunden zu seiner Hinrichtung. Es gibt Berichte, wonach für Adelige ein besonderes Schwert verwendet worden sei. Obwohl der Straßenräuberei angeklagt und für schuldig gefunden, wird ihm das unglaublich grausame Rädern erspart. Auch eine Beerdigung auf dem Friedhof wird ihm zugestanden. Er hat offensichtlich gute Fürsprecher gehabt.

./.

Dienstags¹⁵ d(en) 5. t(en) 10bris, 1620. Ward Conrads Hanß, gewese- | ner Rebmeister zu Eißenhaußen, weg(en) begangenen viel- | feltigen Ehebruchs, und daß er einem Burger zu Kirr- | weiler sein eheweib entführt, mit dem Schwerd alhie ge- | richtet, uff den Kirchhof begraben.

Auch Ehebruch ist ein todeswürdiges Verbrechen. Auch er darf auf dem Friedhof begraben werden.

Mittwochs d(en) 3. t(en) 8bris, 1621. Ward alhie, Weg(en) Viel- | fel- | tigen Diebstals, Unterschiedlich(er) Pferd, aus gnaden mit | dem Schwert gericht, Hanß Göth von Adelsperg, bei | Birckenfeldt. Gab sich geduldig drein, Und nam ein seliges endt.

Wie geschildert, wird Hans Göth aus Gnaden mit dem Schwert gerichtet, obwohl auf Diebstahl der Galgen steht. Auch sein Gang zum Tod hat den Pfarrer beeindruckt.

Freitags d(en) 4. t(en) 8bris. 1622. Wurd(en) nachfolgende | Vier Personen, Hanß Seegmüller, Johannes | Krämer, Krämer Hans, Und Jacob Jost, alle | burger von Pirmansensß, Lemburger Ampts, | weil sie, in Ihrem Dorf, 4. Keyserliche Soldat(en) wehr- | los gemacht, erschossen und erschlagen, Und nach- | gehends darauf dz Dorff, von der Keyserlichen | Armada theils in brandt gesteckt word(en), | mit Urtheil und recht, zum rad Und feuer er- | kandt, nachgehends aber, uff Ihr Demütige bitt, | mit dem Schwert gericht, Und Uff d(em) Kirchoff | alhie begraben, sind alle Christlich Und standhafft | gestorb(en). Gott Verleihe Ihnen ein fröhliche | Aufferstehung. Amen.

Wir befinden uns im vierten Jahr des dreißigjährigen Krieges. Vermutlich wollten die vier Männer nur ihr Dorf verteidigen, hatten aber die Konsequenzen der kaiserlichen Armada nicht bedacht. Die Obrigkeit in Buchweiler scheint kaiserlich eingestellt gewesen sein. Dennoch hat man Gnade vor Recht ergehen lassen, sie nicht gerä-

dert und verbrannt, sondern sie enthauptet und ihnen ein Begräbnis auf dem Kirchhof gestattet. Die Sympathie des Pfarrers ist offensichtlich.

./.

1622¹⁶

Montags, d(en) 4. t(en) Novemb. Wurd(e) mit dem Schwerd alhie ge- | richt, Und Uff d(em) Kirchoff begrab(en), H. Leandro Scaglione | Nobilis Neapolitan(us), berrütter alhie, weil er Heinrich Kleman d(er) | Einspennig(er), im Schloß erstoch(en); Und Martin Printz d(er) | Jüng(er), ledig(e) Bürgers sohn von Wolffsheim Weil er einen | Schumach(er) od(er) burg(er) von Straßburg, im Wirtshoff alda, | im Trunck geschlagen, und getreten, dz er gestorben. | Sind beide geduldig, Und Christlich gestorben.

Ein Einspänniger ist ein berittener Wachsoldat. Zwei Männer, einer, ein neapolitanischer Adliger, haben sich eines Todschlages schuldig gemacht und haben dafür mit dem Leben gebüßt. Der Pfarrer betont, dass sie fromm und reuig gestorben sind.

Anno 1625. Freitags d(en) 8. Aprilis, ward zum feuer Verurtheilt, | aber aus gnad(en) mit dem Schwerd gericht, Marzollf, Hanß | Marzollfs sohn zu Printzheim, darumb dz er Uf des bösen | feinds Verführung, seinem Meister in Klein Printz(heim), | die scheuer V(er)brandt, sampt 17 Stuck Vich darinnen; gab | sich geduldig drein, wiewol er sehr Verstockt gewesen.

Auch auf Brandstiftung stand der Feuertod. Offensichtlich gab es Zwistigkeiten zwischen Meister und Knecht. Die Hintergründe kennen wir nicht. Der Pfarrer ist der Meinung, dass der Junge durchaus geständiger hätte sein können.

Anno 1625. Freitags d(en) 9. t(en) 10bris ward mit dem Schwerd alhie ge- | richt, und uf d(em) Oberkirchoff begraben, Clauß Jung der | Jünger, auch Clauß Jung(en) des eltern, bürgers, bott Und Kräut- | lers alhie, ehelicher sohn; darumb dz er zu Und(er) schiedlich (en) mal(en) | Seine(n) Vatter Und Stiefmutter in ire(m) Hauß Überlauffen, | dieselbe geschlag(en), geflucht, die fenster außge- | schlagen, mit dem Wehr gehawen, Und blutrüchtig gemacht(t), | im Hauß Zu Verbrennen, Und auf d(er) straß(en) Zuermord(en) ge- | drÿwet, stellet sich sehr leÿdmütig, weil er gnad | Und fristung seines lebens V(er)hofft, war auch schirgar | Außgeriß(en) gewesen, Weil er 2. mal Und(er)weg(en) die | Hand loß gemacht, Gott wolle Ihme gl V(er)zieh(en) haben.

Eine offensichtlich sehr harte Strafe. Der Sohn hat die Eltern (Vater und Stiefmutter) geschlagen, gedroht das Haus anzuzünden,

die Eltern zu ermorden. Offensichtlich hat er die Eltern blutig geschlagen, was dann die harte Strafe verständlicher macht. Der Pfarrer empfiehlt ihn der verzeihenden Gnade Gottes.

./.

1626¹⁷. d(en) 21. t(en) July, ward zum Strang alhie, wegen Vielfelti(en) | Diebstals, Verurtheilt, aber Uff begnadigung, mit dem Schwerd | Gericht, Matthiße Braun, von Roth bei Bad(en) im Westrich, | gab sich gar gedultig drein, Und starb mit fleißigem | gebett, und gutem Willen.

Zum Strang verurteilt, aber aus Gnaden mit dem Schwert gerichtet. Es ist sehr wichtig für das eigene Ansehen, wie für die Verwandtschaft, nicht gehängt zu werden.

1627. Freitags d(en) 26. t(en) January, ward Caspar Stuntz, von | Ulm bürtig, genant dz Knechtel im Schloß, mit dem | Schwerd gericht, Und uf d(em) Kirchof begrab(en), auch aus gnad(en) | Ungebund(en) hinauß frei, ledig geführt, d(aro)b dz er d(en) 17. | Jan. ein reysig(en) Jungee(n) Hanß Colmar Klingenschmit, von | Creutzenach bürtig, mit einem Meßer erstoch(en): gab | Sich gedultig und Willig darein.

Wohl ein Bediensteter bei Hofe, der in einem Streit einen Landsknecht erstochen hat. Auch er geht ungebunden und ungeführt durch den Scharfrichter zur Richtstätte. Hat seine Strafe akzeptiert.

1628. Samstags d(en) 19. January, ist Jacob Flach, Vixen Clausen Chrjstoffeln | Und Jörg Gorgeße(en), burgern alhie, wegen Diebstals, Statt und lands | Erst Verwiesen word(en). À meridie, ward Hanß Michel Eberhardt Und Hanß | Michel Adam, Christman | Becken, und Diebold becken | Sohn weg(en) Diebstals, v(om) | Büttel mit rut(en) gehauen | u. 2. Jar V(er)wiesen.

Erstmals wird Diebstahl nicht mit dem Galgen bestraft, sondern „nur“ mit Stadtverweisung und Stäuung (mit Ruten aushauen). Welchen Diebstahls sich die Männer schuldig gemacht haben, erfahren wir nicht.

Montags d(en) 21. Jan. ist Gebuße Hensell, burgersohn alhie, | weg(en) Vielfeltig(en) Diebstals, Zum strang, mit Urtheil Und recht | Verdamt, aber uf fürbitt begnadiget, mit ruth(en) außgehau(en), | Und des lands verwiesen word(en): folgend(en) tag(s) wurd(en) | Nickel von Schillerßdorf, gewesener fuhrknecht im Spital, | weg(en) Diebstals, des lands verwiesen.

Wie oben wird Diebstahl zwar mit dem Galgen bestraft, aber man begnügt sich aus Gnaden mit dem Aushauen mit Ruten und der

Landsverweisung. Dies führt aber in den meisten Fällen in die Kriminalität der Außenseiter.

1628 4. Augusti, ist Christmans Velten von Poßelshaußen und seine Sohns- | fraw, Marie, von Reichshoff(en) weg(en) Ehebruchs blutschand, und Dieb- | stal mit de(m) Schwerd gerichtet word(en). Sind ledig hinaus ga(n)g(en), und uf d(em) Kirchoff zu Poßelshaußen begraben word(en).

Bei Blutschande und Ehebruch sind die Richter nicht zimperlich. Dennoch gewähren sie den beiden, dass sie ungebunden zur Richtstatt gehen können und ein Begräbnis auf dem Friedhof erhalten.

1628 19. 7bris, ward Jacob Haußer, Schneid(er) U. Siegrist alhie vor recht | Gestelt, Zum Schwerd V(er)urtheilt, U. mit V(er)weisung Üb(er) Rhein⁺, Und frevel | 50 fl, begnadiget, d(aro)b dz er dz Almose(n) beraubt, Und eine Zeitlang hero, | d(en) Seckel mit recht am Stock außgeläret sond(..) etwaz drinnen behalt(en) hat.|⁺ 2. Jar lang auch Ufgangene | U(n)kosten zu bezalen

Der Schneider und Messner (Küster) wird zum Schwertstod verurteilt, weil er den Inhalt des Opferstocks nicht abgeführt, sondern für sich behalten hat. Wiederum begnadigt zur Verweisung über den Rhein und zu 50 Gulden Buße.

1629. 25. Februarÿ, ist Anna Ursula Kornmännin, Barthel Heÿers, | gewes. Wachtmeisters Und Reittschmidts Wittibe, wegen Ehebruchs, | Und Kind(s)mords, mit d(em) Schwert gericht, und Uf d(em) Kirchof begrab(en) | Word(en), gieng frei hinauß, Und ergab sich geduldig darein.

Ehebruch und Kindsmord kann nur mit dem Schwert gesühnt werden. Aber frei (nicht gebunden und geführt) zur Richtstatt gegangen und auf dem Kirchof begraben worden. Aus damaliger Sicht ein großes Entgegenkommen.

./.

1629¹⁸. d(en) 14. Augusti, sind 3. Weiber Von Schwindratzheim, Weg(en) Hexerei | und Zauberei, mit dem Schwerdt alhie gericht, und verbrent word(en), | nemlich, Catharina, Griesß Lentz fraw; Catharina, Georg | Schmidts fraw; Gertrud Clauß Kiffers fraw, zu | Schwindratzheim.

Nach 12 Jahren wieder ein Hexenprozess. Der gleiche Vorwurf wie immer: Hexerei und Zauberei.

1629. 25. 7bris, ward Lehmans Diebold, von Menchenhoffen, mit de(m) Schwerd Gericht, Und Uf d(em) Kirchof begrab(en), weg(en) Diebstals, hatt etliche roß gestolen.

Trotz Pferdediebstahls wird der Delinquent nicht gehängt, sondern enthauptet und auf dem Kirchhof begraben. Die Rechtsprechung befindet sich offensichtlich im Wandel.

1630. 12. Martÿ, ward Paulus Maler, burg(er) U(nd) ...(?), weg(en) | Vielfeltig(en) Diebstals, Und brechung seiner Urphed Und Eva, weila(n)d | Heinrich Roth(en) selig(en) Wittib Zu Neuweiler, Weg(en) Ihres Kindsmords, | und Ehebruchs, beide mit dem Schwerdt alhie gerichtet.

Bruch der Urfehde und Diebstahl sowie Kindsmord führen zur Schwertstrafe.

1631. 18. Februarÿ, ward Weber Matern Diebolds Tochter Von Eckendorf, | Catharina, weg(en) dz sie ein Unehlich Kindt zu Schwindratzh(eim) Umbracht, mit dem | Schwerd gericht, Und Uf d(em) Kirchof begrab(en), starb selig Und mas...(?)

Die Kindstötungen nehmen zu. Wie stark muss der Druck auf diese Frauen gewesen sein? Wird wiederum auf dem Friedhof begraben.

1631 23. Maÿ, Ward Diebolds Martin v(on) Schwindratzh(eim), wegen Dieb- | Stals, ... Zum Schwerd erkent, Und begnadiget, muß dz lands schw... (?)

Eigentlich dem Strick verfallen, wird er zum Schwert verurteilt und muss nach Urfehdeschwur das Land verlassen.

1633. 26. Martÿ, ward Hanß Melchert, Zum Schwerd er- | kant, Und hinauß geführt, Aber Uf d(er) Richtstatt wied(er) begnadet.

Ebenfalls zur Schwertstrafe verurteilt und auf der Richtstatt begnadigt. Nach diesen vielen Todesurteilen gewinnt man den Eindruck, als hätten die Menschen mitten im dreißigjährigen Krieg genug vom Töten.

Hier enden die zusammenhängenden Aufzeichnungen aus den Kirchenbüchern von Buchweiler (Bouxwiller), die Todesstrafen betreffend.

In der Zeit von 1569 bis 1633 wurden von 81 ausgesprochenen Todesurteilen 79 vollstreckt, davon 43 mit dem Schwert, acht mit dem Strang, dabei ein toter Jude am Schnappgalgen. Durch Ertränken wurden drei verurteilte Frauen hingerichtet, allerdings ist nach 1600 eine solche Todesart nicht mehr bekannt geworden. Mit dem Feuer wurden 22 Menschen bestraft, darunter auch die Männer, die der Sodomie überführt worden waren. Die grausame Strafe des Räderns wurde drei Mal ausgesprochen.

Der Hexerei und Zauberei waren 15 Frauen und ein Mann angeklagt und hingerichtet. Wie viele in diesen Anklagepunkten nicht verurteilt und freigesprochen wurden, ist dem Kirchenbuch nicht zu entnehmen. Ein Mann wurde wegen Falschmünzerei hingerichtet und ein Mann starb vor der Hinrichtung. Er war wegen Handels mit gefälschtem Silbergeschirr angeklagt gewesen. Eine voreheliche Schwangerschaft und Kindstötung führte bei sechs Frauen zur Verurteilung und Hinrichtung, Sodomie und Bruch der Urfehde war in je drei Fällen die Anklage, die die Todesstrafe nach sich führte.

Eingangs wurde der Begriff der Ehre angeführt. In der ständischen Gesellschaft der frühen Neuzeit war die persönliche Ehre wie wirtschaftliches Kapital. Hatte man davon verloren, verlor man an Ansehen, an Wertschätzung und wurde, im Grunde genommen, gesellschaftlich herabgestuft. Das war für die Menschen der damaligen Zeit außerordentlich wichtig. Dieses Ansehen galt über den Tod hinaus, natürlich auch für die Angehörigen. Daher das Bestreben der meisten Verurteilten, eine „ehrentvolle“ Hinrichtung mit dem Schwert statt des schimpflichen Hängens zu erreichen. Auch eine Bestattung auf dem Kirchhof schmälerte die Ehre nicht, im Gegensatz dazu ein Verscharren unter dem Galgen oder außerhalb der Friedhofsmauer. Auch die Berührung mit dem Scharfrichter setzte die eigene Ehre herab. Dennoch suchten die Menschen den Scharfrichter wegen seiner humanmedizinischen Kenntnisse auf. Bei der Tätigkeit des Scharfrichters als Abdecker waren die Untertanen von der Obrigkeit angehalten, bei Todesfällen ihrer Nutztiere den oftmals in Personalunion handelnden Scharfrichter/Abdecker aufzusuchen.

Unsere Demokratie in Deutschland kennt „Gott sei Dank“ die Todesstrafe nicht mehr, denn weder hat sie abgeschreckt noch hat sie die Menschen gebessert.

Anmerkung zum Schluss

Den Verantwortlichen des „Archives Départementales du Bas-Rhin“ soll ein große Anerkennung ausgesprochen werden, da sie es geschafft haben, diese Kirchenbücher über das Internet der interessierten Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Damit war diese Arbeit, aber auch andere, erheblich weniger zeitaufwendig möglich!

Anmerkungen

- 1 Archiv Départementale du Bas-Rhin Strasbourg; Etat civil numérisé du Bas-Rhin Adeloeh
- 2 Bouxwiller, Paroisse protestante, BMS, 1568–1614, Original en mairie S(epulture) 162 / 172; Abb. 1
- 3 Bouxwiller, Paroisse protestante, BMS, 1568–1614, Original en mairie S(epulture) 163 / 172

- 4 Bouxwiller, Paroisse protestante, BMS, 1568–1614, Original en mairie S(epulture) 163 / 172
- 5 Bouxwiller, Paroisse protestante, BMS, 1568–1614, Original en mairie S(epulture) 164 / 172
- 6 Bouxwiller, Paroisse protestante, BMS, 1568–1614, Original en mairie S(epulture) 164 / 172
- 7 Bouxwiller, Paroisse protestante, BMS, 1568–1614, Original en mairie S(epulture) 165 / 172; Abb. 2
- 8 Bouxwiller, Paroisse protestante, BMS, 1568–1614, Original en mairie S(epulture) 165 / 172; Abb. 3
- 9 Bouxwiller, Paroisse protestante, BMS, 1614–1638, Original en mairie S(epulture) 246 / 265; Abb. 4
- 10 Bouxwiller, Paroisse protestante, BMS, 1614–1638, Original en mairie S(epulture) 247 / 265
- 11 Bouxwiller, Paroisse protestante, BMS, 1614–1638, Original en mairie S(epulture) 247 / 265
- 12 Bouxwiller, Paroisse protestante, BMS, 1614–1638, Original en mairie S(epulture) 248 / 265
- 13 Bouxwiller, Paroisse protestante, BMS, 1614–1638, Original en mairie S(epulture) 248 / 265; Abb. 5
- 14 Bouxwiller, Paroisse protestante, BMS, 1614–1638, Original en mairie S(epulture) 249 / 265
- 15 Bouxwiller, Paroisse protestante, BMS, 1614–1638, Original en mairie S(epulture) 249 / 265
- 16 Bouxwiller, Paroisse protestante, BMS, 1614–1638, Original en mairie S(epulture) 250 / 265
- 17 Bouxwiller, Paroisse protestante, BMS, 1614–1638, Original en mairie S(epulture) 250 / 265
- 18 Bouxwiller, Paroisse protestante, BMS, 1614–1638, Original en mairie S(epulture) 251 / 265

Jesuiten profitierten von Hexenverbrennungen

Suso Gartner

„Omnia ad maiorem Dei Gloriam“ (Alles zur größeren Ehre Gottes), so lautet der Leitspruch der Jesuiten, die bis zur Aufhebung ihres Ordens (1773) in der Markgrafschaft Baden wirkten. Ihre Missionstätigkeit in der Niederlassung Ottersweier, von wo aus sie auch die umliegenden Orte und darunter auch Bühl betreuten, ist nun in dem zweibändigen von der Stadt Rastatt in Auftrag gegebenen und von Hans Heid herausgegebenen Werk „Die Jesuiten in der Markgrafschaft Baden (1570–1773) Heidelberg 2015“ ausführlich dargestellt.

Beteiligt waren Jesuiten aber auch an den Hexenverfolgungen der Jahre 1628–1629 in Baden-Baden und Bühl. Laut dem Malefizprotokoll des Amts Bühl wurden damals 70 Personen gefangen genommen, verhört und gefoltert. Die meisten von ihnen wurden nach der Besiebnung, wo ihnen nochmals ihre unter Folter erpressten Geständnisse vor sieben Zeugen vorgelesen worden waren, auf einem Karren zum Hinrichtungsplatz gebracht. Als Ort wird der Hägenich für die ersten vier Hexen genannt.¹

Die Verhöre fanden im Auftrag des katholischen Markgrafen Wilhelm (1593–1677) durch den Rechtsgelehrten, den Lizentiaten Matern Eschbach, einen unerbittlichen und brutalen Inquisitor, statt. In den Jahresberichten des Jesuitenkollegs heißt es zum Jahr 1626:

„Dieses Jahr verursachte besondere Mühen durch die Hexen, die man zur Buße bewegen sollte. Mehr als 100 bestiegen wegen Hexerei in Baden und in den benachbarten Städten durch das strenge, aber gerechte Vorgehen der Beamten den Scheiterhaufen. Die Unsrigen standen ihnen liebevoll bei, so daß man hoffen kann, daß sie nicht vom kurzen Feuer auf dem Scheiterhaufen ins ewige Feuer hinübergangen sind.“²

Dass nicht nur religiöse Motive, sondern auch materielle Beweggründe dabei eine Rolle spielten, hat Dagmar Rumpf an der angeblichen Schenkung der Maria Salome Aschmann deutlich gemacht. Die Schenkung war offenbar aus Furcht vor der drohenden Folter geschehen. „Unausgesprochen bezichtigte Maria Salome Aschmann Pater Wilhelm Muster der Erpressung, mit

der er sich in den Besitz der um ihr Leben bangenden Menschen setzen wolle.“³

Der Hexenrichter Matern Eschbach, badischer Hofrat, später Kriegskommissar, genoss das besondere Vertrauen der Jesuiten. Kurz vor seinem Tod vermachte er den Jesuiten seinen vor dem Ooser Tor gelegenen Garten und sein zweistöckiges Haus.

Inwieweit bei den Bühler Prozessen religiöse oder materielle Motive bei den Verhaftungen eine Rolle spielten, muss noch im Einzelnen weiter erforscht werden. Ein Fall könnte der Prozess gegen Magdalena Kentner, Frau des Bühler Wirts Georg Kentner, sein.

Die Wirtschaft zur Kanne lag in Bühl an zentraler Stelle bei der Kirche gegenüber dem heutigen Rathaus an der Ecke Hauptstraße/Kirchgasse (= die spätere Eisenbahnstraße). Ein Georg Kentner wird 1616 als Bierwirt genannt.⁴ 1715 wird die Herberge zur Kante (= Kanne)⁵ verkauft. 1766 wird die Schildgerechtigkeit zur Kanten nochmals erwähnt. Das Gebäude war später das Geburtshaus des Volksschriftstellers und Kalendermanns Alban Stolz.

Nach der Schlacht von Wimpfen (6. Mai 1622) zogen die Truppen des Feldherrn Tilly mit ihren Hilfsvölkern im Juli nach Bühl und „hausten hier besonders schlimm, 80 Männer, 8 Frauen und 10 Kinder wurden im Flecken ermordet. [...] Bühl erlitt einen Gesamtschaden von 175 180 Gulden, der vor allem davon herrührte, daß fast alle Häuser abbrannten.“⁶ In der detaillierten von Franz Ruf veröffentlichten Schadensbilanz wird auf S. 32 Georg „Fentners Haus, Scheuer und Ställe [im Wert von] 600 Gulden“ genannt. Vermutlich handelt es sich dabei um eine Verlesung oder Verschreibung für Georg Kentner, den Kantenwirt oder seinen Sohn.⁷

In den Malefizprotokollen von 1628 und 1629 wird die obige Katastrophe immer wieder als Tummel oder Tumult erwähnt. Allerdings wird die Kantenwirtschaft in der Schadensbilanz nicht bei den geschädigten Gasthäusern und Herbergen genannt. Der Name fehlt auch bei den Gläubigern, die Georg Friedrich von Baden-Durlach 1617 Darlehen gaben.

Magdalena, die Frau des Georg Kentner (Kändtner), des Kantenwirts, nennt beim Verhör als Komplizen u. a. die Namen der Adler-, Rösslein-, Ochsenwirtinnen sowie den Schwanenwirt Georg Peter.⁸ Als sie wegen der Beichte befragt wird, sagt sie, niemals habe sie dieses abscheuliche Laster gebeichtet und wie andere auch das heil. Abendmahl, seit dass sie in katholischer Weise Zugang habe, in des Teufels Namen empfangen, auch etliche Male auf den Boden fallen lassen und mit Füßen getre-



ten. Weil sie aber noch lutherisch gewesen, habe sie es nicht tun dürfen.⁹

Im Halbjahr 1622 mussten für die Truppen des Markgrafen Georg Friedrich große Mengen Korn und Wein unentgeltlich geliefert werden. Auch Samuel Fritz lieferte 1 ½ Ohm Wein und 9 Viertel Korn.¹⁰ Seine Frau Otilia wird 1629 als verdächtige Hexe befragt und gefoltert. Sie gibt an, das Laster der Hexerei nur deshalb gebeichtet zu haben, um der zeitlichen Strafe zu entgehen.¹¹

In der Liste der Gläubiger für den protestantischen Markgrafen Georg Friedrich von 1622 finden sich Michael Harr mit 20 Gulden, Stephan Guckher mit 10, Daniel Kraußhar mit 7 Gulden. Ihre Frauen werden ebenfalls der Hexerei beschuldigt.¹²

Anna Gucker gibt an, schwanger zu sein, was man ihr aber nicht glaubt, bis die geschworene Hebamme es bestätigt. Man wirft ihr vor, an den ausgestandenen Schmerzen selbst schuld zu sein, weil sie dafür kein Zeugnis beigebracht habe. „Damit aber die unschuldige Frucht nicht verhindert werde [...]“, wird sie nach Hause entlassen, allerdings mit der eidlichen Verpflichtung, sich auf Anweisung der Obrigkeit wieder zu stellen.¹³

Insgesamt ist es heute ohne weitere Zeugnisse schwierig, im Einzelnen die Beweggründe für das Vorgehen der Obrigkeit festzustellen. Neid, Missgunst und die katastrophalen Verhält-

Grabmal des Georg Kentner, dargestellt mit einer Kanne, seinen Frauen und Kindern. Stadtmuseum Bühl

nisse durch die kriegerischen Einfälle sowie Missernten werden sicherlich auch eine wichtige Rolle gespielt haben.

Unter dem 11. Dezember 1624 wurde den Ämtern Steinbach und Bühl befohlen, dass „Unterthanen, die sich noch immer *in widerwärtigem Glauben* befänden und seine [des Markgrafen] Geduld mißbrauchten, als letzten Termin das nächste Weihnachtsfest anzukündigen, an welchem sie sich zur katholischen Beicht einstellen oder in den folgenden acht Tagen die Markgrafschaft verlassen sollten“.¹⁴ Am 9. August 1625 wurde der Bühler Amtmann Karl Haug angewiesen, halsstarrige Lutheraner auszuweisen und laue Katholiken zu strafen.

Anmerkungen

- 1 S. Gartner, Malefizprotokoll des Amts Bühl 1628–1629. Hrsg. Stadt Bühl, 2015, S. 8.
- 2 A. Kast, Mittelbadische Chronik für die Jahre 1622–1770, Bühl (Baden) 1934, S. 16.
- 3 D. Rumpf, Das Baden-Badener Jesuitenkolleg, in: Die Jesuiten in der Markgrafschaft Baden, S. 68.
- 4 GLAK (= Generallandesarchiv Karlsruhe) 134/160.
- 5 Kanne mhd. Kanne; frühnhd. Kante gleicher Bedeutung stammt aus ahd. kannata. Kluge, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, Berlin 2011, S. 469.
- 6 Franz Ruf, Der Bühler Großbrand vom Jahre 1622, in: Bühler Heimatgeschichte 3/1989, S. 29.
- 7 In GLAK 47 Nr. 1573, fol. 85r steht Georg Kentner. Mitteilung von Prof. Kurt Andermann, GLAK. – K. Reinfried nennt in seinem Zeitungsartikel „Der Bühler Friedhof und die Friedhofkapelle“, Acher- u. Bühler Bote Okt./Nov. 1900, Nr. 248–253, Stadtgesch. Institut Bühl, bei der Beschreibung des Epitaphs zweimal den Namen Jerk. Demnach könnte es sich um einen seiner Söhne handeln.
- 8 S. Gartner, Malefizprotokoll, S. 94.
- 9 S. Gartner, Malefizprotokoll, S. 96.
- 10 Fr. Ruf, S. 29.
- 11 S. Gartner, Malefizprotokoll, S. 215.
- 12 Siehe das Namensverzeichnis im Malefizprotokoll, S. 232 f.
- 13 S. Gartner, Malefizprotokoll, S. 167.
- 14 K. Reinfried, Kurzgefaßte Geschichte der Stadtgemeinde Bühl im Großherzogthum Baden, Freiburg i. Br. 1877, S. 55; Zitat aus Vierordt, Reformationsgesch. II, 176.

Ein Gewinner – fünf Verlierer

Begehrtes Amt des Obervogts in Triberg

Johann Franz Meinrad von Pflummern – Veit Sigmund von Reischach

Karl Volk

Zu einer geschichtlichen Betrachtung kann auch gehören, statt nur von Siegern und Gewinnern zu berichten, ebenso Unterlegene und Verlierer in den Blick zu nehmen. Selten ist die Quellenlage so günstig wie im Fall der Bewerbungen um das Amt des Obervogts in Triberg nach dem Tod des Johann Baptist Essig (26. Dezember 1736), als sechs Kandidaten dieses Amt anstrebten. Gewinner wurde Johann Franz Meinrad von Pflummern. Ihre Namen: Veit Sigmund von Reischach, Joseph von Kornritter, Laurenz Nabholz, Severin von Bender, Ignaz von Rottenberg. Alle hatten sie sichere, höhere Positionen inne, übten vergleichsweise ruhige Tätigkeiten aus, am Hungertuch nagte keiner, nur Rottenberg bezeichnete sich ausdrücklich als „ziemlich mittellos“. Sie hatten Erfahrungen in der Verwaltung und kehrten dies auch hervor. Gerade deshalb reizte sie das Amt des Obervogts von Triberg, dem insgesamt 10 Vogteien unterstellt waren, die sich über Berge und Täler hinzogen, bewohnt von einer Bevölkerung, die, gelinde gesagt, schwierig war, was die Bewerber möglicherweise nicht so genau wussten. Die Berufung in dieses Amt muss als Beförderung und Ehre verstanden worden sein, ein weiterer Aufstieg in der Beamtenhierarchie ist von keinem Triberger Obervogt bekannt. Hohe Hürden waren zu überspringen, die zuständige vorderösterreichische Regierungsstelle in Freiburg musste vom besten Kandidaten (damals „Competenten“ genannt) überzeugt werden, denn sie hatte diesen dem Kaiser zur Ernennung vorzuschlagen. Die elementaren Voraussetzungen für Triberg stellte der vorderösterreichische Kammerrat Joseph Leopold Alexi Baron von Girardi zusammen. Zweckmäßig erschien ihm die Wahl eines Juristen, um keine zusätzlichen Mittel für Anwälte aufbringen zu müssen. Schwierigkeiten waren einzuberechnen, die eventuell von benachbarten Herrschaften drohten. Und natürlich musste der künftige Obervogt mit den Amtsuntergebenen umgehen können. Im Falle Tribergs kam auch die Aufarbeitung der Aktenstapel hinzu, die schon der Vorgänger Essig hinterlassen hatte. Der Triberger Obervogt musste, wie betont wird, in Friedens-, aber auch in Kriegszeiten („wegen ihrer oh-



nedem unglücklich und exponierten Situation“ – wohl wegen der Nähe Frankreichs) recht zu handeln wissen. Selbstverständlich mussten die „Competenten“ Bewerbungsschreiben einreichen mit Angaben ihres beruflichen Werdegangs und spezieller Kenntnisse, Schriftstücke, die uns mehr oder weniger vollständig vorliegen.

Johann Franz Meinrad von Pflummern

Beurteilung und Vorauswahl

Mit der Beurteilung der Kandidaten wurden Regimentsrat Duminique (Vorname bisher nicht eruierbar) und Kammerrat Girardi beauftragt. Keine leichte Aufgabe, denn der gute Name der „Competenten“ sprach für sie alle, die tadellose Lebensführung eines jeden war unbestritten, nicht weniger der Pfllichteifer in ihren Ämtern. Unerlässlich war es, die Stärken der drei besten zu gewichten, um die schließliche Entscheidung zu erleichtern. Die Bewerbungen gingen überraschend schnell ein, die Pflummerns schon am 4. Januar 1737. Am 13. April konnte Duminique eine wertende Übersicht aufstellen. Sie stimmte zunächst in der Reihenfolge mit der Girardis überein: Pflummern, Kornritter, Reischach, am 15. April überlegte es sich Duminique aus nicht ersichtlichen Gründen noch einmal anders. Kornritter rückte jetzt an die erste, Pflummern an die zweite Stelle, Reischach behielt die dritte. Die restlichen Kandidaten spielten in den Überlegungen anscheinend keine Rolle mehr.

Die Nummer Eins bei Girardi, Pflummern, machte das Rennen. Pflummern, bisher Fiscaladjunkt, so die amtliche Bezeichnung bei der Regierungsstelle in Freiburg, war den dortigen Regimentsräten gut bekannt. Er war ein ausgewiesener Verwaltungsfachmann und hatte sich in schwierigen Situationen bewährt. Bei seiner Bewerbung um die Triberger Stelle konnte er sich kurz fassen, da der Obrigkeit seine Bewerbung um die Freiburger Stelle gewiss noch bekannt war. Er dankt für die damalige Ernennung zum Fiscal-Adjunkten, will auch jetzt keinen „eitlen Ruhm melden“, bittet aber doch, seine „wenigen Meriten“ und seinen Diensteifer in „allermildeste Beherzigung“ zu ziehen. Bescheidener kann man nicht mehr sein. In seinem Gutachten stellt Girardi zusätzlich fest: Pflummern habe sein bisheriges Amt „mit unermüdetem Fleiß“ verwaltet, auch während des letzthin ausgebrochenen Krieges, des Polnischen Thronfolgekrieges (1733–1735), der die politische Landkarte in Mitteleuropa veränderte, und dies ohne Lohn. (Die Umstände, die zu diesem Krieg führten, sind wegen ihrer kom-

plizierten Vertrags-, Bündnis- und Heiratspolitik hier nicht darzustellen). Er habe in Kriminalprozessen immer solide Gutachten abgegeben und seine Aufgaben rundum tadellos erfüllt. Pflummerns Ernennung verließ die „Camera aulica“ (Hofkammer) in Wien am 21. August 1737. Sein Amtsantritt in Triberg erfolgte am 29. Oktober 1737.

Zur Herkunft und Geschichte der Adelsfamilie Pflummern

Vergleicht man die Bewerbungen der Kompetenten, so fällt bei der Pflummerns auf, dass er darauf verzichtete, seinen Stammbaum in den Vordergrund zu rücken, obwohl es keinen Grund gab, diesen zu verstecken. Im Gegenteil. Er setzte jedoch auf eigene Leistungen und Kenntnisse, die für sich sprachen und der Regierungsstelle bekannt waren. Da auch bei der Einführungsfeier im Amtshaus in Triberg die Vorfahren Pflummerns unerwähnt blieben, erfuhren seine neuen Untertanen nichts von seinem bedeutenden Geschlecht, auch die Sekundärliteratur nahm kaum Kenntnis von „der eines alten Adels herrliche(n) Zierd“. Diese Ausnahme ist schon deshalb bemerkenswert, weil die Mitglieder des Adels bis in die höchsten Spitzen ihre Ahnenreihe mit Stolz in die Tiefen der Jahrhunderte hinabführten, möglichst bis zu Karl dem Großen; die Habsburger ließen ihren Stammbaum bis zu den Trojanern (!) erstellen. Die Pflummern konnten mit Peregrino (Pilgrim) ihren Ahnherrn im Jahr 1180 nachweisen. Dieser und Ortolph (1227) sollen Truchsesse (das Erzamt des Truchsessens war für die fürstliche Tafel und die Speisen überhaupt zuständig) unter Herzögen von Schwaben gewesen sein. Auch Peter und Walter werden 1282 für dieses Amt genannt.

Die Herkunft ihres Familiennamens vom lateinischen „prunus“ = Pflaumenbaum, den sie von ihrem Rittersitz Pflummern bei Riedlingen auf der Alb ableiteten, einem Ort, der schon zu Karls des Großen Zeit bestanden haben soll, lehnte der Chronist F. Aloys von Pflummern ab. Für wahrscheinlicher hielt er den Ursprung des Namens von „pluma“ = Gefieder, weil dieses dort in großen Mengen gehalten worden sein soll. Einen Hinweis darauf wollte man auch in den sieben Hahnenfedern auf dem offenen Helm im Wappen derer von Pflummern sehen. Doch davon konnte er nicht alle seine Zeitgenossen überzeugen, denn sehr hartnäckig hält sich die Schreibweise „Pflummern“ oder „Pflaumeren“ in den Akten. (Eine Abbildung fand sich nicht.) Wir kennen nur die drei Wolfseisen, wie sie zum Beispiel im Eingang der Kirche in Schonach abgebildet sind. Ein trauriges Schicksal bedrohte das Geschlecht im Städtekrieg,

sein Wohnsitz wurde zerstört, die Pflummern mussten bei vielen Adligen Zuflucht suchen, ja, bis an den mailändischen Hof flüchten, blieben bis 1375 dort und traten danach in schwäbische Dienste. Ihr Wohnsitz wurde Biberach a. d. Riss. Die Familie verzweigte sich in mehrere Linien. Sehr früh (1375) gab es durch die Heirat der Irmula von Pflummern mit einem Freiherrn von Reischach eine Verbindung zwischen den beiden adligen Familien. Ob die Verwandtschaft gepflegt wurde, ist nicht nachweisbar.

Charakteristisch für die Familie Pflummern ist, dass viele Vorfahren des Triberger Obervogts führende Positionen in weltlichen und geistlichen Positionen einnahmen, Rechtsanwälte im diplomatischen Dienst, Bürgermeister, Amänner. Johann Heinrich, Obervogt in Meersburg, war in Überlingen Rechtsbeistand der Klöster Salem und Einsiedeln, Georg (1527 geb.) war Erzherzoglicher Regierungsrat in Innsbruck, mit dem Privileg ausgestattet, Münzen zu prägen. Heinrich VII. war zur Beratschlagung des Religionsfriedens in Augsburg (1555) entsandt.

Ebenfalls charakteristisch sind über viele Generationen hinweg die Frömmigkeit in der Dynastie Pflummern und ihre tiefe Verbundenheit mit der katholischen Kirche. Hervorragende Geistliche kamen aus ihren Reihen, die als heiligmässig angesehen wurden, unter ihnen der Jesuit Georg Wunnibald. Christoph IV. war ein berühmter Prediger in München, Petrus I. verzichtete auf alle Ehren und wurde Franziskaner in Reutlingen, Joachim I., Patrizier, Senator, Stadtrechner und Hospitalpfleger, hielt trotz härtester Schmach seiner Kirche die Treue, Aloys II., Konstanzischer Hofrat, Syndicus zu Ehingen, stiftete 600 Messen, die nach seinem Tod zum Trost der armen Seelen gelesen werden sollten, die gleiche Summe gab er für Bedürftige.

Sehr viele Nonnen entstammten dem Haus Pflummern, von denen mehrere zu Äbtissinnen und Priorinnen in verschiedenen Orden aufstiegen: Susanna in Rottenmünster, Elisabeth in Reute, Anna Katharina in Urspringen, Barbara in Wald, Justina in Veldbach, Barbara in Heiligkreuztal, Maria Elisabeth stand dem Katharinenkloster in Augsburg vor.

Äußerst knapp sind die Einträge über die Soldaten der Familie Pflummern, meist fehlen sogar die Umstände ihres Todes. Von den neun aufgeführten aus dem Soldatenstand ist von Petrus I. notiert, dass er es ohne Begünstigung zum Obristen gebracht habe. Hanß Friedrich II. wurde Opfer des Krieges in Ungarn und fand sein Grab in Alt-Buda. Johann Heinrich fiel in einer Schlacht und liegt in Messina begraben. Die Schlachorte, auf denen Georg Heinrich (1632) und Johann Heinrich

(1718) fielen, sind nicht überliefert. Joseph Dismas starb unter ungeklärten Umständen in Pont à Mousson (Mosel). Johann Aurel, Fürstlich St. Gallischer Geheimer Rat und Hofmarschall wurde von Maria Theresia in den Freiherrenstand erhoben. Peregrinus kam im „welschen Krieg“ ums Leben und ist in Silabinga begraben. (Der Chronist setzt die Kenntnis des Ortes voraus). In österreichischen Diensten starb mit 20 Jahren Joachim IV. In Schlachten (ohne weitere Angaben) fielen Johann Heinrich und Fähnrich Joseph Eustach. Johann Pirmin, Oberleutnant, starb im „französischen Krieg“ 1793 und ist in Genenbach begraben.

Was in früheren Jahrhunderten nicht sehr verwunderlich war, fällt dem späten Beobachter in die Augen: die vielen kinderreichen Familien. Bernhard Christoph hatte 11 Kinder, August Heinrich und Franz Pirmin hatten je 12 Kinder, Johann Rupert 14, Christoph Friderich 15, Johann Heinrich hatte aus zwei Ehen 19 Kinder.

Angaben über Johann Franz Meinrad von Pflummern

Verhältnismäßig breiten Raum nehmen die Angaben in der „Chronik deren Herren von Pflummen von Peregrino dem Ritter und Herren zu Pflummen angefangen bis auf gegenwärtige Zeiten 1795“ über den Triberger Obervogt Johann Franz Meinrad von Pflummern ein, wie wir sie so aus den Akten nicht kennen.

Johann Franz Meinrad von Pflummern ist der Sohn des Franz Joseph von Pflummern und der Theresia von Holzingen, 1706 in Haigerloch geboren. Er war in erster Ehe mit Maria Josepha von Maurer auf Cronegg und Hangershofen (geboren 1706 in Freiburg) verheiratet: 1735–1777. Sie starb an Wassersucht. Aus der Ehe gingen zwei Töchter hervor, Maria Barbara 1738 und Maria Carolina 1746 geboren. Beide starben in jungen Jahren: Barbara 1757, Carolina 1761. Der Sohn Johann Nepomuk starb mit vier Jahren. Allein Franz Joseph Adam überlebte und wurde 51 Jahre alt. In zweiter Ehe war der Obervogt nur ein Jahr mit Freyin von Freyberg auf Wellendingen verheiratet. Er starb 1780 im Alter von 74 Jahren.

Pflummern trat 1733 in kaiserliche Dienste, wurde 1737 Obervogt in Triberg, wirkte über die Herrschaft hinaus, indem er die „Grenzzwistigkeiten“ zwischen dem Erzhaus Österreich und den Fürstlich Durlachischen und Fürstenbergischen Häusern beendete, „und brachte die fast unbrauchbare dortige Landstraßen in eine bessere Verfassung“. Zu seinen Leistungen gehört, die Unordnung in vorderösterreichischen Städten be-

seitig zu haben. Genaueres erfahren wir nicht. Die Steuereinnahmen zugunsten des Hauses Österreich vermehrte er um 1300 Gulden im Jahr. Es gelang ihm als Obervogt, für 41 000 Gulden Oberndorf am Neckar als Pfandherr an sich zu bringen. So wird uns verständlich, warum er sich 1772 dorthin zurückzog und seinem Sohn Franz Joseph, dem Adjunkten, die Herrschaft Triberg überließ. Als Krönung seines Lebens wird er die Ehrung durch Kaiserin Maria Theresia empfunden haben, die ihn für „langjährige stattliche Dienste“, seine „gesammelten Meriten“ und „die vielen Proben eines besonders geschickten Mannes“ 1768 in den Reichsfreiherrnstand erhob.

Veit Sigmund von Reischach

Dieser Kandidat wird deshalb ausgewählt, weil seine Vorfahren in der deutschen Geschichte mehrfach an entscheidender Stelle hervorgetreten sind, was Reischach in seinem Bewerbungsschreiben vom 20. Januar 1737 darlegt. Eigene Leistungen treten vor denen der Angehörigen seines Geschlechts eher in den Hintergrund – einige bis zum Opfer ihres Lebens. Insofern erfahren wir, wie ein Adelsgeschlecht, eines von vielen, sein Bild in der deutschen Geschichte sah, wie diese Geschichte aber auch (Noblesse oblige) den Einzelnen verpflichtete: Größe und Ernst dieser Verpflichtung sollten auch und gerade von höchster Stelle gesehen werden, womit die Erwartung verbunden war, der Nachkomme werde sich seiner Ahnen würdig erweisen.

Nicht selten ähneln solche Bewerbungen ja einer Gratwanderung: einerseits mussten die eigenen Fähigkeiten in den Vordergrund treten, andererseits durfte man nicht mit ihnen prahlen, was in der Einleitung und der Schlussformel immer mit besonderer Unterwürfigkeit betont wird.

Als Ritterbürtiger meinte Reischach, sich würdig in die bisherige Reihe der Triberger Obervögte einreihen zu können. Das war indessen entweder Schmeichelei oder purer Irrtum. Denn wie der Kammerrat von Girardi dann bei der Prüfung der Bewerbung sofort feststellte: unter den letzten Triberger Obervögten war gar kein Ritterbürtiger gewesen. Alle waren bürgerlicher Herkunft.

Reischachs Aufzählung der Leistungen seines Geschlechts ist lang und für uns wertvoll, weil bei Erwähnung berühmter Schlachten hier einzelne Menschen hervortreten, nicht nur Heere, Fußtruppen, Reiterei und dergleichen.

Übrigens haben mehr Angehörige der Familie Reischach in berühmten Kriegen und Schlachten mitgefochten, als er selber aufzählt. Doch bleiben wir bei seinem eigenen Bericht. Er

begann mit der Schlacht bei Sempach 1386, an der Jost von Reischach als Bannerträger eines Aufgebots der Habsburger gegen die Eidgenossen teilnahm.

1443 kämpften, um Reischach weiter zu folgen, mit Kaiser Friedrich III. Bilgeri, Hans und Wilhelm gegen die Eidgenossen, die die Schlacht bei St. Jacob an der Sihl gewannen. Spätere Familienangehörige verwalteten als Vögte und Obervögte die Vogtei Bregenz, die Obervogtei Laufenburg, die Kameralherrschaft Schwarzenberg (bei Waldkirch), die Grafschaft Pfirt im Sundgau. Ruoff von Reischach war, wohl Anfang des 16. Jahrhunderts, „Obrister“ in Mailand, Eberhard half als „Lieutenant“ die Franzosen bei Pavia zu schlagen. Heinrich ertrank bei der Verfolgung des Feinds (wann und wo wird nicht gesagt). Eck von Reischach verteidigte bei der ersten Türkenbelagerung Wiens 1529 die Kaiserstadt vom Kärntner- bis zum Augustinertor. Sein Sohn Johann Conrad war Hauptmann im Schmalkaldischen Krieg (1547).

Mit dem Aufrufen einer solchen Ahnenreihe hoffte der Bewerber Veit Sigmund von Reischach, der kaiserlichen Majestät seine „allertreuesten Dienste praestiren“ (leisten) zu können. Der Kaiser werde sich dankbar zeigen, meinte Reischach wohl. An Argumenten zu seinen eigenen Gunsten führte unser Held an erster Stelle seine Reisen nach Frankreich und Italien ins Feld, um seine Sprachkenntnisse unter Beweis zu stellen, auch hob er seine „unermüdete Praxis“ in Diensten des Reichsklosters Kempten hervor. Dabei will beachtet sein, dass dem Geschlecht derer von Reischach auch etliche Nonnen entstammten, einige stiegen sogar zu Äbtissinnen auf. Bevorzugtes Kloster war der Konvent in Wald in Hohenzollern.

Kurz: Es dürfte deutlich geworden sein: Der Stolz auf das eigene Geschlecht ist bei Reischach spürbar, den Ahnen nachzustehen galt ihm für unwürdig. Noble Abkunft steigerte aber für die Menschen von damals auch den Respekt der Untertanen. Wie ein Obervogt solcher Herkunft sein Amt in Triberg geführt hätte, bleibt uns verborgen. Große Veränderungen hätte er unter den bekannten topographischen Bedingungen gewiss nicht schaffen können. Hätte es überhaupt Möglichkeiten gegeben, mehr zugunsten der Einwohner für Wohlstand und Frieden zu tun, als es Pflummern dann möglich war? Denkbar wären eigene Methoden der Menschenführung in einem Amt, das seinem Inhaber einige Selbstständigkeit gewährte. Zu fragen wäre ferner, ob Reischach sich der endlosen, gehässigen Machenschaften des Triberger Schultheißen Johann Michael Göz, des „Satans und Friedensstörers“, denen Pflummern unablässig ausgesetzt war, hätte erwehren können.



Ob Göz sich seine Eskapaden auch gegen einen Herrn von Reischach erlaubt hätte? Doch damit geraten wir vollends in die Bereiche der spekulativen Geschichtsschreibung („Was wäre geworden, wenn ...?“).

Die Schlacht bei Sempach

9. Juli 1386

Diese Schlacht, zwischen Habsburg und der Eidgenossenschaft, die Reischach erwähnt, ist heute außerhalb der Schweiz kaum im öffentlichen Bewusstsein. Sie kostete 40 bis 700 Adligen aus dem deutschen Süden das Leben. 1100 Nicht-Adlige starben. Sie hatte weitreichende Folgen für beide Seiten. Die Habsburger verloren in ihrem Stammland Gebiete an die (spätere) Schweiz: Luzern und Umgebung, das Entlebuch und Einsiedeln. Sie konnten ihre rasch angeworbenen Söldnertruppen nicht mehr bezahlen, mussten deshalb Besitzungen verpfänden und hatten die Dezimierung des Adels hinzunehmen: Angehörige des Hauses Fürstenberg, der Geroldseck und des Hauses Baden-Hachberg. Adlige Geschlechter starben aus. Die Familie Reischach stand auf der Seite der Verlierer.

Die Schlacht bei Mühlberg

24. April 1547

Anders im Schmalkaldischen Krieg (Landgraf Philipp von Hessen und Kurfürst Johann von Sachsen gegen Kaiser Karl V. und katholische Stände), wo Hauptmann Johann Konrad von Reischach am Leben blieb. Er kämpfte in der Schlacht bei Mühlberg auf der Seite des Kaisers. Seine Truppen brachten den Protestanten eine entscheidende Niederlage bei. Der Protestantismus in Deutschland war dennoch nicht besiegt. Die Änderung der Reichsverfassung mit Stärkung der Monarchie und das Augsburger Interim (der interkonfessionelle Versuch, die Glaubenseinheit zu bewahren) wurden weder von den Protestanten noch von den Katholiken angenommen.

Quellen

Generallandesarchiv Karlsruhe 122/41

Chronik deren Herren von Plummern, 1795

Alfons Sauter, Die Tagebücher des Dr. Johann Heinrich von Plummern, 1633–1643, bearbeitet von Alfons Semler, in ZGO 1950 Beiheft

Neues allgemeines Deutsches Adelslexikon von Ernst Kneschke, 7. Band 1867

Ettenheimer Gärten, Teil 10–12*

Der Herrschaftsgarten im Pfaffenbach

Dieter Weis

Der Garten der Landesherrschaft im Pfaffenbach wird zuerst als Stadtschreibereigarten bezeichnet, später als Amtsschaffneigarten. Ein Grund für die Änderung ist nicht erkennbar. Die Stadt- und Amtsschaffnei befand sich in einem Haus gegenüber dem Palais Rohan. Heute ist dort die Wiegandt'sche Apotheke. Nach dem Umzug des Justizbeamten und des Domänenverwalters in das sogen. Schloss (heute: „Palais Rohan“) verkaufte der badische Staat das ehemalige Schaffneihaus im Jahr 1825 an den Apotheker Joseph Leonhardt Mylius.¹ Seither diente es vielen Apothekern als Wohn- und Geschäftshaus.

In der Bannbeschreibung von 1670 wird der Herrschaftsgarten wie folgt beschrieben:

„Item 2 Mannshawet garthen daselbsten (Pfaffenbach), Einseith H.Schultheiß Sachsß, anderseith Ludwig blanckh, oben auff der weeg (Pfaffenbacher Weg), unden auff der Stattgraben. Dieser garthen ist gndigster Herrschafft eigenthl. gueth (diesen garthen hat ein ieder Stattschreiber zum dienst)“²

Die nächste Bannbeschreibung vom Jahr 1721 gibt die Lage des Gartens etwas genauer an. Doch über seine Nutzung ist nichts zu erfahren:

„Im Finsterwädele, Item zwey manshawet garthen allda, ziehen Landt auff Joseph Blanckh, Landt ab die frawe Harnistin, gegen waldt der Stattgraben. Ist ein Herrschaftsgueth“³

* 1. Der Prinzengarten (Ortenau 2012); 2. Ein Ettenheimer Adelshof und die angrenzenden Gärten (Ortenau 2013); 3. Der Olizy'sche Garten im Bienle vor dem Thomas Tor (Ortenau 2014); 4. Das „Gärthel vor dem Thomasthor“ (Ortenau 2014); 5. Das Gelände der Familie Olizy im Pfaffenbach (Ortenau 2014); 6. Der Oberendhof und Oberendhofgarten (Ortenau 2014); 7. Verkauf des Meyenberg-Guts an Lorenz Stölcker (Ortenau 2015); 8. Gärten beim Amtshaus (heute Palais Rohan) (Ortenau 2015); 9. Oberforstmeister Schilling von Canstatt als Nutzer seiner Ettenheimer Dienstgärten (Ortenau 2015); 10. Der Herrschaftsgarten im Pfaffenbach (Ortenau 2016); 11. Dienstgärten, Dienststacker und Dienstmatten (Ortenau 2016); 12. Der Gutleuthausgarten (Ortenau 2016); 13. Der Spitalgarten am „Creutzerweg“; 14. Der Kirchengarten am Steinenweg; 15. Gärten des Klosters Ettenheimmünster in Ettenheim; 16. Allmendgärten; 17. Der Garten des Stadt- und Amtsschreibers Joseph Chomas im Pfaffenbach; 18. Privatgärten

Der Glaser Balthasar Hammerstiel baute sich neben dem Schaffneigarten ein Haus. Wegen des Hausbaus des Balthasar Hammerstiel in der „Hinteren Gaß“ (später Westl. Ringstraße) neben dem Schaffneigarten gab es Streit zwischen Amtskeller Stölcker als Nutzer des Gartens und der Stadt Ettenheim. Stölcker schrieb am 15.7.1799, der Stadtrat habe dem Glasermeister Balthasar Hammerstiel *„in dem inneren Stadtgraben aufwärts am sogen. Thomas Thor ein Hauß Platz gegen einen jährlichen Bodenzinß dergestalten ausgemessen und für Eigenthum übergeben, dass er berechtigt seye, die dortige auf den gnädigster Herrschaft zuständigen sogenannten Amtschafnei Garten – stehenden Stadtmauer gänzlichen zu verbauen“*. Hammerstiel glaube befugt zu sein, *„nicht nur seinen dachtrauf in den Amtschafnei-Garten zu leiten, sondern auch den Wasserstein dorthin zu richten, und sich auf dieser Seite vollkommen licht zu verschaffen“*.⁴

Hammerstiel habe einen Hausplatz im Stadtgraben oben an Hans Georg Colliffrath als Eigentum übergeben bekommen. Er wolle nicht nur die auf den Schaffneigarten stoßende Mauer abrechen, sondern auch „den Bachofen hinaussetzen“ lassen.

Der Schaffneigarten sei „mehr als hundertjähriger Besitzstand“ der Landesherrschaft (des Fürstbistums).

Aus einem weiteren Schreiben von Stölcker vom 13.8.1799 geht hervor, dass der Bau bereits aufgerichtet wurde, *„wobei sich gleich zwei große Kreuzstöcke auf der Stadtmauer gegen den Amtschaffnei Garten, das Dachwerk hingegen etwas einwärts gebogen jedoch dergestalten darzeigte, daß der Dachtraufe zwar auf die Mauer fallet, aber nothwendiger weiß an der Mauer herab auf herrschaftl. Grund und Boden sich ergießen müsse; daher man an der Mauer her weder bäume erhalten, noch sonst etwas pflanzen könne“*.⁵

Der Stadtrat hatte schon am 19.7.1799 entschieden, dass „Baltzer“ Hammerstiel die Beschwerden des Schaffners Stölcker berücksichtigen müsse. Hiermit endete die Akte.

Der Herrschaftsgarten wird verkauft

Der Anlass zum Verkauf waren die Kosten für die Wiederherstellung der „Einfriedigung des an Förster Emil Frh. von Böcklin verpachteten Gartens am Pfaffenbacher Weg“.

Domänenverwalter Fleiner berichtete am 13.11.1837 der Hofdomänenkammer in Karlsruhe u. a.:

„den in Frage stehenden Garten hatte ehemals Amtskeller Stölcker als Dienstbeynuzung (Teil des Gehalts) in Genuß, und den solchen umgebende Einfriedigung ist vom Alter so baufällig und

morsch, daß Ausbesserung oder Nachhülfe (Reparatur) gar nicht mehr möglich ist“.⁶

Nach einem Angebot des Schreiners Michael Meyer würden die Kosten für eine neue Einfriedung 78 f betragen. Die neue Pacht würde aber nur jährlich 14 f betragen. Der Pächter von Böcklin habe erklärt, die Herstellung für 50 f zu übernehmen. Fleiner wies in seinem Antrag aber darauf hin, dass die Herstellung im Mißverhältnis zur bisherigen Pacht stehe. Eine „radikale Herstellung“ sei unumgänglich notwendig und keine Ausbesserung oder Flickwerk, da kein Nagel mehr in dem morschen Holz festhalte.

Die Hofdomänenkammer schrieb am 4.12.1837 an Domänenverwalter Fleiner zurück und schloss sich dessen Auffassung an. Die Domänenverwaltung wurde aufgefordert, Auskunft über drei Fragen zu geben, die Domänenverwalter Fleiner am 23.1.1838 wie folgt beantwortete (Auszug):

„Der in Frage stehende Garten liegt gleich außerhalb der Stadt ganz isoliert von andern herrschaftlichen Gütern längs dem Stadtgraben von welchem ein Theil dazugehörig ist. An der Vorderseite zieht ein sehr frequenter breiter Feldweg vorbei, um dessen willen eine solide Einfriedigung nicht umgangen werden kann, da neben daran ebenfalls nur Gemüsgärten sind, die sämtlich mit untermauerten Lattenhagen versehen sind.“

Man habe auch festgestellt, daß eine Herstellung in Mauerwerk noch teurer käme. Ein Verkauf des Gartens sei ratsam, da er günstig liege und „die Güter gegenwärtig alle ziemlich hoch im Preis“ stünden. Bezirksförster von Böcklin würde „wohl keine Anstände erheben“, wenn ihm wenigstens der bereits verwendete Dünger vergütet würde.

Dieses Schreiben von Fleiner ist wertvoll, da es einige Einzelheiten über die Gärten im Pfaffenbach in Erfahrung bringt.

Die Hofdomänenkammer teilte am 2.3.1838 der Ettenheimer Domänenverwaltung mit, „daß man die angetragene Herstellung der Garten Einfriedigung nicht genehmigen könne“. Nach Beendigung der Pacht solle über einen Verkaufsversuch berichtet werden.

Am 20.4.1838 schrieb Fleiner der Hofdomänenkammer u. a., dass es ehrenhalber durchaus notwendig sei, wenigstens die Vorderseite der Einfriedigung notdürftig auszubessern, was nach Rücksprache mit dem Schreiner 11 bis 14 f erfordern würde. „Alle Gärten von Privatleuten an dortiger Reihe sind ordentlich eingezäunt, nur der in Frage stehende Herrschaftliche zeichnet sich da-

durch aus, daß ganze Strecken an dem-selben ohne Latten und Rahmenschenkel sind, gleichsam wie herrenlos Gut aussehend.“

Der Herrschaftsgarten wurde erstmals am 18.10.1838 zur Öffentlichen Versteigerung ausgesetzt. Der drei Mannshauet (1 Mannshauet = 4,22 a) (12,66 a) große Garten sollte zuerst in zwei Hälften und dann im Ganzen zur Versteigerung ausgesetzt werden, wobei *„zuerst der untere Theil von der Thüre an bis an Josef Brauns Garten, und dann der obere Theil von der Thüre bis an Konrad Haberes Garten in zwey gleichen Hälften versteigert“* werden sollte.

Für die Hälfte landab erhielt der Gerber Jacob Henninger den Zuschlag zum Schätzpreis von 170 f und die andere Hälfte landauf erhielt er ebenfalls, aber zum Schätzpreis von 150 f. Für die Versteigerung als Ganzes zum Schätzpreis von 320 f lag kein Gebot vor.

Die Hofdomänenkammer ordnete aufgrund eines Nachgebots von 345 f eine nochmalige Versteigerung an, die am 13.11.1838 stattfand. Nun erhielt der Maurer Josef Hammerstiel den Garten unter Bürgschaft des Bierwirts Xaver Köbele für 345 f zugeschlagen. Die Versteigerung wurde von der Hofdomänenkammer durch Beschluss vom 9.12.1838 genehmigt.⁷

Hammerstiel ersteigerte den Garten nicht allein für sich, sondern auch für den Küfer Josef Winterer und den Bierbrauer Xaver Köbele, die als Miteigentümer im Grundbuch eingetragen wurden.⁸

Am 28.10.1838 schrieb Fleiner nochmals der Domänendirektion u. a., dass Joseph Hammerstiel bei ihm erschienen sei, *„welcher nahe an demselben Garten wohnt und daher deßen Besiz großen Werth für ihn hat“*. Er sei bereit, außer dem Kaufschilling von 345 f auch die Entschädigung für den Pächter von 22 f zu geben (für dessen Düngeraufwand).

Miteigentümer Xaver Köbele hatte schon am 5.5.1810 einen angrenzenden Hausplatz, ungefähr $\frac{3}{4}$ Mannshauet groß und im inneren Stadtgraben gelegen, für 150 f erworben.⁹ Das erklärt sein Interesse, noch einen Teil des Herrschaftsgartens hinzu zu kaufen, sodaß es zusammen einen großen Garten ergab.¹⁰ Über die Beweggründe des Küfers Joseph Winterer lässt sich nichts feststellen (ebenfalls Angrenzer?).¹¹

Auffällig bei der ganzen Verkaufsgeschichte ist der große bürokratische Aufwand, der damals erforderlich und üblich war.

Anmerkungen

- 1 StAE, alte Akte Nr. 1247. Im Versteigerungsprotokoll v. 5.9.1825 wird das ehemalige Schaffneihaus als „herrschaftliches Amthaus“ bezeichnet und das Palais Rohan als „sogenanntes Schloßgebäude“! Der Kaufpreis betrug 4600 fl.
- 2 StAE, General-Urbar 1670, S. 163b
- 3 StAE, General-Urbar 1721, S. 312
- 4 GLA 229/27016
- 5 wie 4) Hauserbe war der Maurer Josef Hammerstiel (Neffe), Sohn des Webers Kaspar Hammerstiel und der Helene geb. Löffler
- 6 GLA 404/50 (auch alles Folgende nach dieser Akte), auch GLA 237/18675
- 7 StAE, Kaufprotokolle Bd. VIII, S. 146–147b
- 8 wie Anm. 7, Randvermerk v. 16.3.1839
- 9 StAE, Kaufprotokolle Bd. I, S. 7
- 10 Heute befindet sich dort das Anwesen der Familie Eberhard Kopp, Im Pfaffenbach 5.
- 11 Heute befinden sich auf dem nördlichen Teil des ehemaligen Herrschaftsgartens die Anwesen von Markus Beck und Rita Wacker.

Dienstgärten, Dienstäcker und Dienstmatten

In den verschiedenen Bannerneuerungen (Urbare) und Zinsbüchern werden auch Dienstgärten erwähnt. Die überlieferten Angaben reichen aber nicht aus, um sich ein genaues Bild zu machen. Die Bücher beschreiben die Gärten nur in bestimmten, wenigen Jahren, und so bestehen große Lücken. Die wichtigsten Quellen sind wie in anderen Fällen die Bannerneuerungen von 1670 und 1721. Dazu kommen noch die wenigen erhaltenen Zinsbücher.

Der Amtsgarten

Der Amtsgarten des Ettenheimer Amtmanns befand sich auf der „Esenaw“ (Espen) bzw. „auff den nohenmatten“ (nahen Matten), was beides wohl dasselbe Gelände meint.

Der Amtsgarten ist schon in den Zinsbüchern von 1625 und 1656 erwähnt, und zwar als Anlieger an einem zwei Mannshaut großen „garthen undt geländt“ zwischen den Bächen. Im Zinsbuch vom Jahr 1656 wird die Lage des an den Amtsgarten grenzenden Grundstücks wie folgt beschrieben: *„Einseit der Bach. Anderseit Junckheren Ascany (-Gut). oben auf den Amtgarthen. Unden auf Michel Vögele Undt Pauli Miller.“* Damit ist das Vorhandensein des Amtsgartens in diesen Jahren belegt.

Im Jahr 1670 wird ein Grundstück auf den Espen wie folgt beschrieben:

„Item 3 Mannsht., Einseith die von ofstein, anderseith der schult-heiß, oben auffß falcken-steinisch Hoffguth, unden auff Adam Schwartz Herrn Amtmann von Hörde Erben gehörig“¹

Bei diesem Grundstück ist nicht klar, ob es sich um den Amtsgarten oder einen Acker handelte. Es könnte auch ein privates Grundstück gemeint sein. Die nächste Bannerneuerung von 1721 liefert genauere Angaben:

„auff den nohen-matten, Item sechsmanshawet garthen ungefehr allda, den ambtgarten genant. ziehet Landt auff Martin Müller et Consorten, Landt ab der Mühlbach. gegen rhein Barthel Himmelpach. gegen waldt der Espenawgraben. Einem jweylichen Herrn ambtmann zuem dienst gehörig.“²

Die Lage des Gartens ist so beschrieben, dass man sie sich auch heute noch vorstellen kann. Er lag „in der Ecke“ zwischen dem Mühlbach und dem Espengraben, etwa dort, wo heute die neue Straße und der Parkplatz liegen. Außerdem ist er eindeutig als Amtsgarten bezeichnet. Das Zinsbuch von 1698 nennt einen an den Amtsgarten angrenzenden Acker:

„Christoph Hörr Zünst Landacht 4 Sr (Sester) von einem ackher auff zwey Jeuch, auff der Espenaw gelegen, Ein seith neben dem Mühlbach, andter seith neben Hrn. Prälath großen Meyerhoff (hier ist nur das Grundstück gemeint!) undt Ullerich Bertels (?) Erben, oben auff Hrn von ostein, Undt Undten auff den ambtgarten.“³

Eine Verbindung zu den Angaben von 1670 ist erkennbar (Hrn. von Ostein, falckensteinisch Hofgut = Klostergut). Der Amtsgarten lag im Vergleich zu den anderen Dienstgärten weit von der Stadt entfernt.

Über die Nutzer des Amtsgartens ist nichts zu lesen, bis Pfarrer Burkard in einem Brief erwähnt, der Pfarrer Gunz habe im Jahr 1796 den Kirchengarten dem damaligen Oberamtman Stuber übergeben, „weil dessen Dienstgarten (Amtsgarten!) der ehemalige Fürst Kardinal von Rohan an sich gezogen“ (s. Abschnitt „Der Kirchengarten am Steinenweg“).

Im Jahr 1803 wurde die Ettenheimer Amtsschaffnei von der Gengenbacher Regierungskommission angewiesen, den Amtsgarten dem Prinzen von Rohan-Rochefort auf ein Jahr in Pacht zu überlassen.⁴

Ab 1804 bis 1807 nutzte Oberforstmeister Carl Ludwig Schilling von Canstatt den Amtsgarten pachtweise, worüber in einem besonderen Abschnitt berichtet wird. Von Oberforstmeister Schilling gelangte der Amtsgarten an seinen Nachfolger Oberforstmeister von Müllenheim, der für den Garten jährlich 22 f Pacht zahlte.

Der Ettenheimer Amtmann Donsbach erhob aber im Jahr 1810 Anspruch auf den Garten als Teil seiner Dienstbezüge. Das Kreisdirektorium in Offenburg erklärte am 27.10.1810, der Oberforstmeister von Müllenheim müsse entschädigt werden, wenn ihm der vermietete Amtsgarten entzogen werden sollte.⁵ Amtmann Donsbach erhielt zunächst 22 f als Ersatz (Surrogat), solange der Garten vom Herrn von Müllenheim genutzt wurde. Im Jahr 1810 hatte Donsbach seinen Dienst in Ettenheim angetreten.

Am 3.3.1821 ersuchte Oberamtmann Donsbach den Großherzog, ihm den Kostenansatz für seine Dienstwohnung und den Garten auf jährlich 150 f und den Pachtzins für die Matte von 90 f auf 60 f herabzusetzen, was dem wirklichen Wert entsprechen würde. Es wurde entschieden, dass ihm nur noch 170 f von der Besoldung abgezogen werden solle. Der Amtsgarten blieb über eine sehr lange Zeit in Staatsbesitz.

Am 4.4.1877 wurde grundbuchmäßig festgestellt, dass das Großh. Domänenarar Eigentümer des 1 ha 13 a 76 Meter großen Grundstücks „im Amtsgarten“ ist (Lage: einerseits Ettenbach, andererseits Espengraben). Rechte anderer wurden bis zu diesem Zeitpunkt nicht geltend gemacht. Im Gegensatz zu früher wurden nun anscheinend alle Grundstücke im Staatsbesitz in diesem Bereich als „im Amtsgarten“ bezeichnet, also auch die Äcker und Wiesen.

Am 16.9.1983 erwarb die Stadt Ettenheim das Gelände (Flurst. Nr. 8372, Grünland, Obstbau 115,03 a) vom Land Baden-Württemberg und zwar für öffentliche Zwecke im Tausch gegen zwei Äcker im Gewann Rohrbach.

Der Schultheißenacker „im Rohrbach“

Auch der Ettenheimer Schultheiß nutzte einen Dienstacker. Er befand sich im Gewann „Im Rohrbach“. Wie lange er diesem Zweck diene, ist ebenso wenig bekannt wie beim Garten des Amtmanns. Bei der Bannerneuerung 1670 wird das Grundstück wie folgt beschrieben:

„It. 1 ½ Jeuch, Einers. Hannß Ambß, anders. rohrbacher riedt, oben auff der Münchweyrer weeg, unden auff Matheiß Ryßen und Hr. von Bulach Ist dem Schultheißen zu Ettenheim zum dienst geben.“⁶

Im Zinsbuch 1698 wird der Dienstacker des Schultheißen zweimal erwähnt:

- 1) *„Ein Jeder Schultheiß zue Ettenheim Zinst jährlich 1 ß von einem ackher auff anderhalben Jeuch groß, beym Rohrbacher Brückhle gelegen, einseith ahn Hanß ambsen, anderseith ahm Rieth, oben auff Hrñ von Antlaw, Undt Undten die allment.“⁷*
- 2) *„Ein Jeder Regierenter Schultheiß zünst 1 frtl. Landacht Von einem ackher im Rohrbach, Einseith neben Hanß ambsen, anderseith daß Rieth, oben auff Hrñ von Buelach, Undt Undten auff die Münchweyrer Straß“⁸*

Bei der nächsten Bannerneuerung im Jahr 1721 ist der Schultheißacker wieder aufgeführt:

*„Item anderthalben Jeuch ackhers allda, ziehen Land auff der Münchweyrer Weeg. Landt ab die olisysche Erben Undt Mathiß rißen erben. gegen rheim Mathiß Jäger der alt (u.) Sebastian Blanckh. Undt die olisysche Erben. gegen waldt daß rohrbacher allmendtriedt
Gehört Vermög alter Banns Ernewrung einem Jeweiligen stattschultheißen zuem dienst“⁹*

Nach dieser Beschreibung ist klar, dass der Acker auf der Nordseite der Münchweiererstraße lag („Landt auff“ – gegen Süden – „der Münchweyrer Weeg“).

Die Scharfrichtermatten

Über Grundstücke, die vielleicht mit dem Dienst des Scharfrichters im 17. Jahrhundert in Verbindung standen, fanden sich bisher nur wenige Anhaltspunkte.

Bei der Bannerneuerung von 1670 wird ein „Schelmenwaßen“ erwähnt. Er lag im Rohrbacher Feld „Auf dem Mysberg“ und wird nur im Zusammenhang mit einem angrenzenden Grundstück genannt:

„Item 8 Jeuch, Einseith den Schelmenwaßen, anderseith Bartle martin, oben auff der Münchweyrerweeg, unden auff Herren Ascani (-Gut) Ins H. Praelaten großen Hoff gehörig“¹⁰

Im Zinsbuch von 1698 wird ein Schelmenacker in den „Nohmatten“ genannt. Demnach lag dieser an anderer Stelle, nämlich in den „Espen“, wo sich auch die sogen. Nohmatten befanden. Die Edlen von Ostein zahlten 6 Pfennig Zins *„Von dritthalben Jeuch matten, auch Nohmatten, genant der schelmenackher, gegen Statt daß Mittelhoffgueth, gegen walt Hr. Mathiß Ryß, oben der Mühlenweg, undt Michel hören Erben, Undt Unden daß Mittelhoff gueth“*¹¹

Schließlich nennt das Zinsbuch von 1698 noch im „Hochgericht“:

*„Hanß Michel Werber Zünst Landacht 8 sr (Sester)
Von zwoo Jeuch ackhers, gelegen auff dem grün beym Hochgericht, Einseith dem Zünser selbsten, anderseith (...), oben auffß (...), undt Undten“ (...).*¹²

Die Lage des Ackers ist hier nicht genau angegeben (Auslassungen). Er lag im Gewann „Grün“, also westlich der Landstraße und damit weit von der Stadt entfernt. Nach anderen Überlieferungen befand sich der Hinrichtungsplatz im 18. Jahrhundert im „Hähnlefeld“. Der damalige Scharfrichter Hans Wilhelm Bengel wohnte in Grafenhausen. Man kann nicht ausschließen, dass sich im 17. Jahrhundert oder zuvor die Hinrichtungsstätte für das Ettenheimer Oberamt „Im Grün“ befand. Aber das ist bloß eine Annahme. Scharfrichter Bengel erhielt von der Stadt Ettenheim als regelmäßige Besoldung jährlich Naturalien in verschiedenem Umfang, zeitweise auch Geld.¹³

Über die Dienstmatten wird in den noch auffindbaren Akten erstmals im Jahr 1687 berichtet. In der Erneuerung der zinsbaren Güter in den Bännen Ettenheim und Ringsheim ist – ohne genaue Angabe über die Lage des Grundstücks – festgehalten: *„Item Ein Matten, ohngefähr Drey Jeuch groß, hat der Scharpfrichter (Scharfrichter) zum Dienst“*.¹⁴ Aus dem Zusammenhang lässt sich schließen, dass die Matte im Filmersbach lag. Bei der nächsten Bannererneuerung im Jahr 1721 wird die Lage der Scharfrichtermatten wie folgt beschrieben:

*„In den zollmatten -Scharfrichter Matten- Item zwey Jeuch Matten allda, Ziehen Landt auff das Stattgueth undt Herr Jacob Meyenberg, Landt ab die altorffer Bannscheidt. gegen rhein die stattmatten, gegen waldt Johannes Vögele. Gemeiner statt gehörig. Welche aber ein jeweiliger scharpfrichter zue genießen hat.“*¹⁵

Demnach grenzten die Matten an den Altdorfer Bann. Nach Scharfrichter Bengel amtierte in Ettenheim Philipp Rein, dessen Tochter Elisabeth sich am 8.1.1759 mit Reins Nachfolger Jacob Mengis verheiratete.¹⁶ Lt. Schaffneirechnung für 1756 zahlte der Scharfrichter Philipp Rein „wegen drey Mannshauet Garthen am Münchweyhrer weeg“ 2 f 5 ß Jahreszins.

Über die Geschichte der Ettenheimer Scharfrichter kann hier nicht ausführlich berichtet werden. Es wurde bereits mehrfach auch über seine Dienstwohnung in der Muschelgasse 9 geschrieben. Dieses sogenannte Scharfrichterhaus wurde vor einigen Jahren grundlegend restauriert und zeigt sich als Schmuckstück der Stadt. Am 6.6.1812 hatte es die Stadt an den letzten Scharfrichter Johannes Mengis und dessen Ehefrau Anne Maria Müller für 1100 Gulden verkauft.¹⁷ Zum Haus gehörten ein Stall, Schopf „samt einem Hausgärtchen“. In der Stadtrechnung von 1806 wird ein Scharfrichtergarten erwähnt, wo der Graben „aufgemacht“ (ausgehoben) wurde.¹⁸ Der Name „Schindergäßle“ für die heutige Muschelgasse war um das Jahr 1810 üblich, was durch eine Stadtrechnung belegt ist.¹⁹

Im 19. Jahrhundert vermehren sich die Hinweise auf einen Dienstacker bzw. Wasenplatz im Filmersbach. Anlässlich einer Aufnahme und Beschreibung der Allmendwege im Jahr 1819 wird ein Dienstacker des Nachrichters (Scharfrichters) am Münchweierweg erwähnt.²⁰ Soweit erkennbar, befand er sich auf der Nordseite der heutigen Straße.

Das Amt des Wasenmeisters oder Abdeckers (Tierkadaver-Beseitigers) übte zeitweise Xaver Vögele, Landwirt, Muschelgasse 23, aus. Er verstarb am 20.09.1874 und hinterließ u. a. 3 Msht. Acker im Filmersbach, den er vermutlich für seinen Dienst genutzt hatte. Es soll dort auch eine hölzerne Hütte (Wasenhütte) gestanden haben, und im Bereich der Fischweier wurden Tierknochen gefunden. Über weitere Abdecker im Ettenheimer Bezirk kann hier nicht berichtet werden.²¹ Spätestens mit der Errichtung der Tierkörperbeseitigungsanstalt in Oberschopfheim vor dem 1. Weltkrieg endete die Tätigkeit des „Abdeckers“.

Anmerkungen

1 StAE, General-Urbar 1670, S. 322 b

2 StAE, General-Urbar 1721, S. 652 b–653 a)

3 StAE, Zinsbuch 1698, S. 96 Nr. 7, Zur Landacht: Hier handelte es sich um eine Abgabe vom Ertrag eines Ackers (Frucht) an die Landesherrschaft (Hochstift Straßburg). Die Höhe der Abgabe bemaß sich nach Abschätzung der Ertragsfähigkeit des Ackers. Die Landacht wurde auch als Land-Garbe

- bezeichnet. (Erläuterung nach „Glossarium diplomaticum“ (...) von Dr. Eduard Brinckmeier, Aalen 1961, 2. Bd. (Neudruck).
- 4 GLA 61/5046 N. 1061
 - 5 GLA 138/16
 - 6 wie Anm. 1) S. 266 b. Der Schultheiß Hanß Geörg Sachß besaß 1659 ein „gärthlein vorm Thomasthor“, vermutlich privat (s. Abschnitt „Das Gärthel vor dem Thomasthor“).
 - 7 wie Anm. 3), S. 34 Nr. 66
 - 8 wie Anm. 3), S. 95 Nr. 6
 - 9 wie Anm. 2), S. 624
 - 10 wie Anm. 1), S. 261
 - 11 wie Anm. 3), S. 32 Nr. 61
 - 12 wie Anm. 3), S. 81 Nr. 17, Zur Landacht s. Anm. 3)
 - 13 StAE Ettenheim, Gefälle und Rechnungen des Gutleuthauses und der Beinhauspründe (vorhandene Jahre 1686–1688, 1693–1700). Besoldung an Bengel wie folgt: Jahr 1693 Gerste 1 frtl. 2 str., 1694 1 frtl. 1 str., 1695 1 f 2 ß, Korn 1 frtl, 1696 1 f 2 ß, Korn 2 frtl., Gerste 1 frtl. 1697 u. 1698 2 f 4 ß, 1699 u. 1700 2 f 4 ß u. Korn 4 frtl. Nach den erhaltenen Bürgermeisterrechnungen wurden auch besondere Zahlungen an den Scharfrichter geleistet (z.B. für „Hunde zue schießen“ oder „hinwegschaffung crepirten Viehes“, was zu seinen üblichen Aufgaben gehörte).
 - 14 StAE, Erneuerung ueber der Statt Ettenheimb so Wohl Eigenthumbliche Alß Zinßbahre gütter in den Bannen Ettenheimb und Rintzheimb (...) v. 4.5.1687 (unvollständig). Es fehlen z.B. die drei Seiten vor derjenigen über die Scharfrichtermatte.
 - 15 StAE, General-Urbar 1721, S. 93 b, Johann Wilhelm Bengel starb am 28.1.1722.
 - 16 Rein wird bei seiner 2. Ehe mit Apolonia Bach (Scharfrichter Tochter) am 13.5.1761 als „administratos iustitiae“ bezeichnet. Er starb am 14.2.1765. Sein Schwiegersohn und Nachfolger als „carnifex“ (Henker), Jakob Mengis, starb am 20.7.1784.
 - 17 StAE, Kaufprotokolle Bd. 1, S. 236, Johannes Mengis besaß auch ein Haus am Kirchberg lt. Stadtrechnung von 1816, „alwo soldaten im quartier gewesen“ (Lage nicht näher angegeben). Beim Verkauf am 23.6.1835 wird die Lage des Hauses genau beschrieben. Sie passt genau auf das heutige Anwesen Kirchstr. 17.
 - 18 StAE, Stadtrechnung 1806, Beil 148 u. 149 „Bastian Collefrath für Graben aufmachen bei des scharfrichters Garten“ (Lage nicht angegeben)
 - 19 StAE, Stadtrechnung 1810, Beil. 159 „Johannes herbstrith hatt in dem schindergäßle beiterseiten an der allmend, graben auffgemacht (...)“
 - 20 StAE, alte Akte Nr. 1091, Teil Münchweierweg
 - 21 Eine Akte über die Wasenmeisterei im 19. Jahrh. konnte im Ettenh. Stadtarchiv nicht gefunden werden (vermutlich vor Erstellung des Aktenverzeichnisses vernichtet).

Der Gutleuthaus-Garten

Als „Gutleuthaus“ bezeichnete man früher das Haus der Leprakranken oder Aussätzigen. In der Mitte des 13. Jahrhunderts breitete sich die Lepra in Europa erstmals stärker aus. Man isolierte die Kranken außerhalb von Wohnsiedlungen auf dem Feld in Hütten, später auch in festen Gebäuden, zum Teil mit einer Kapelle verbunden wie beispielsweise in Freiburg.¹

Hubert Kewitz vermutete, dass in Ettenheim eine erste Anlage bereits aus der Zeit der Stadtwerdung (1304) vorhanden

war.² Für das Jahr 1312 ist belegt, dass ein solches Haus, vielleicht ein einfaches Fachwerkhau, „im altwick“ stand.³

Zum Ettenheimer Gutleuthaus und Garten

Die Ettenheimer Zinsbücher, soweit erhalten, liefern ebenfalls Mitteilungen über die Lage des Gutleuthauses und des zugehörigen Gartens.

Der Gutleuthaus-Garten

Zinsbuch vom Jahr 1625⁴:

Lienhart Stehr (?) zinst jährlich zwei Ohm Wein „Von Einem Zweythel Reben bey dem guthleuthauß, Einseits ahn der hartmannsberg gaßen, Anderseit ahn dem weeg so gehn Altorff gehet gelegen, Oben ahn hanß Neumanns Witib zu Altorff, Unden wider auff die hartmannsberg gaßen stoßendt“

Zinsbuch vom Jahr 1656⁵:

Hier erscheint das obige Rebgrundstück mit derselben Lagebeschreibung wieder. Nun gibt Leonhardt Mohr zwei Ohm Weinzins: Neuer Anlieger auf der oberen Seite ist Hanß Jerg Werber. Im selben Zinsbuch ist auch ein Gärtlein des Klosters aufgeführt. Seine Lage ist wie folgt angegeben:

„Item ein gärthlein beym Heyligen häußlin: Einseith Neben dem weeg so gehn Altorf gehet. Anderseith Maria Altmeyherin, oben auf Matheuß henninger von Wallburg, unden auf die Sartorische Erben.“

Zinsbuch vom Jahr 1684⁶:

Jetzt zinst Bartholome Jenger die zwei Ohm Rebwein an das Gotteshaus Ettenheimmünster. Anlieger oben ist Christian Meyer. Das Gärtlein wird nun als „Krauthgärthlein beym Heiligen häußlein“ bezeichnet. Die Namen der Anlieger haben sich geändert.

Es ist unwahrscheinlich, dass mit dem „Heilighenhäuslein“ das Gutleuthaus gemeint war. Eher muss man annehmen, dass die alte Josefskapelle am Altdorfer Weg so bezeichnet wurde.

Zinsbuch nach 1680⁷:

„Bartholome Jengers: Erben zinsen 2 ohl (ohm.) von einem Zweithel Reeben beym guth: Leuthhauß, 1 s (seits) die hardtmanns-

berg gaß, 2 s (seits) der weeg so naher Altdorff gehet, oben auf Christian Meyer, unden auf vorgemelte hartmannsberg gaß stoßent, ist umb den Zinß dem gottshausß heimbschlagen.“

Mit „Hartmannsberggaß“ ist sicher die Altwickgasse gemeint. Ob zu diesem Zeitpunkt das Gutleuthaus noch stand? Wann das Haus zerstört oder aufgegeben wurde, lässt sich aus den bekannten Akten nicht feststellen. Der Gutleuthausgarten jedenfalls wird im 18. Jahrhundert noch oft erwähnt. Die alte Stiftung für das Leprosenhaus wurde mit derjenigen für das Beinhaus zusammengelegt und die Zinsen beider Häuser von der Stadt verwaltet. Darüber liegen zahlreiche Rechnungen vor.⁸

– Auszüge –

Im Jahr 1686: *„Einnamb Geltt ahne jährlichen Pfennig Zinsen deß guttleuthauses Ao 1686:*

Junkher frantz Jacob von Andlaw 6 ß (Schilling)

H. Christian Müller von dem guttleuth garthen 7 ß“

In den Jahren 1687 und 1688: Zinsen für den Garten wie 1686.

In der Ettenheimer Bann-Erneuerung von 1670 wird das Gutleuthaus und der Garten ebenfalls erwähnt: *„Blomberg, Item 1½ Mannsh. beim Gutleuthaus, einers. der Altdorfer Weg, anders. Bernh. Stohr, oben auf den Gutleuthausgarten, unten auf Kaspar Meyer (stoßend)*

Kristin Meyer (gehörig)“⁹

Die damalige Lagebeschreibung: einerseits, andererseits, oben und unten auf, ist heute nicht mehr so einfach nachzuvollziehen. Bald danach wurde sie geändert wie das folgende Beispiel zeigt:

„Ernewerte Colligenda über die Gefäll deß Bein: Und Gutt Leuthausßes Zu Ettenheimb, waß jährl. ahn gelt, frucht und Weinzinsen eingehet und Gütter darvon solche Zinß herrühren mit Ihren neuen Anstößer und Nebensseithen beschrieben worden in beysein Herr Melchior Sartori Schultheißen, und Herrn Christmann Schärer alten burgermeister und gewesten Schaffneren hierüber, Ettenheimb Donnerstag den 2 ten Aprilis Ao 1693“¹⁰

Auszug:

„Eigenthumbliche Gütter

Item Eine Hoffstatt und Garthen zu Ettenheimb vor dem nderen Thor gelegen, worauf vor disem (vor dieser Zeit) das guttleuth-

*hauß gestanden, gegen Rhein die Allmendtstraß oder waldt weeg
(?) nacher Altdorff gehendt, gegen waldt Herr Michael gilg, landt
auf die Altwig gaßen, landt ab der blumenberg 8 ß“*

Also stand das Gutleuthaus im Jahr 1693 nicht mehr. Die obige Art der Lagebeschreibung ist eindeutiger als früher und im 18. Jahrhundert nun in Ettenheim üblich: Es werden die vier Himmelsrichtungen angegeben: gegen Rhein (Westen), gegen Wald (Osten), land auf (Süden), land ab (Norden).

Demnach lagen Gutleuthaus und Garten im Winkel zwischen der Straße nach Altdorf und der Abzweigung „Altwig gaßen“ (heute: Robert Koch-Straße), etwa auf dem Platz des früheren Anwesens Wetterer/Wetzel.

In den jeweils zweijährigen Pfründ-Rechnungen sind Zinszahlungen für das (ehemalige) Gutleuthaus, z. Teil mit Angabe des Pächters des Grundstücks, angegeben:

1693 von Schultheiß Melchior Sartori 3 ß
1694 von demselben 6 ß
Vom Gutleuthausgarten ging 1693 Zins von 5 ß 4 d (Pfennig) ein
(ohne Namensangabe).
Von 1694 bis 1700 zahlte Hannß Jacob Colifrath jährlich 8 ß
Zins für den Garten.¹¹

In der Ettenheimer Bann-Erneuerung von 1721

Im Jahr 1721 wird unter „Altwig“ auch der Gutleuthausgarten genannt:

*„Item drey manshawet garthen allda, worauff daß guetleuth-
hauß gestanden, ziehet Landt auff die altwig gaß. Landt ab
Johannes ohnschoch oder ein herrschafftgueth, gegen rhein der
altorffer weeg. gegen waldt andreas Müller.
gemeiner Statt vermög particular Ernewrung gehörig“¹²*

In den Ettenheimer Schaffneirechnungen, die nur lückenhaft und mit zwei Ausnahmen fast alle ohne Beilagen erhalten sind, wird der Gutleuthausgarten später noch erwähnt:

1756 *„gibt Johannes Ibig von ohngefehr Einer
Hoff Jeuch guth-Leuth-garthen über ein
Drittel Nachlaß 4 f – 8 d“*

1757 *„gibt Johannes Ibig von ohngefehr einer
Hoff Jeuch, der gueth leuth garten genannt,
Erhoben 4 f – 8 d“*

1763 *„Item ist auff ratification des dahiesigen
stattraths friedrich breitenstein wegen dem
guth Leuth garthen für drey Jahr Ein nachlaß
geschehen mit* *3 f 9 ß“*

Aufnahme und Beschreibung der Allmendwege

Bei der Beschreibung der Allmendwege (Gemeindewege) im Jahr 1819 wurden auch Vermessungen an der Altdorfer Straße und Altwig-Gasse vorgenommen und der Gutleuthausgarten erwähnt (Auszug): *„über die Altwig-Gaß hinüber auf das Eck des Gutleuthausgartens (...) steht rechts auf benanntem Eck ein Stein“* und *„Von den Steinen Nr. 8 und 9 der Altdorfer Straße, welche am Ende des Sartorischen Gartens und des Gutleuthausgartens stehen; zu Nr. 1 mißet die Gaß 226' (Zoll), die Breite beträgt 40' (Zoll), hier stehen rechts am Ende des Gartens der Frau Rätthin Sartori und links auf Georg Müllers Gut zwei Steine“* usw.¹³

Vermessungs- und Lagepläne sind leider nicht auffindbar, und so können genauere Angaben nicht gemacht werden. In der Folgezeit haben die Eigentümer des Gutleuthausgartens mehrfach gewechselt, worüber hier nicht zu berichten ist.

Zum Abschluss noch eine Erläuterung zum Begriff des Gutleuthaus. Dr. Otto Kähni schreibt dazu u. a.: *„Man stand dem Phänomen der Seuche (Aussatz) als einer Heimsuchung besonderer Art gegenüber: alles nur naturwissenschaftliche Denken lag meilenfern. Gott hatte diese Menschen geschlagen. So galten sie in einer besonderen Weise berührt von der Hand Gottes, das Strafende wandelte sich zur Auszeichnung, sie trugen die Sünde der Welt und wurden nicht ohne tiefere Beziehung die guten Leute genannt.“* So entstand das Wort von dem Haus der Guten Leute, dem Gutleuthaus.¹⁴

Anmerkungen

- 1 Zur näheren Information über das Thema „Gutleuthaus“ wird auf die folgende Veröffentlichung verwiesen: Kuner, Bernadette, Das Freiburger Gutleuthaus im Mittelalter, in: „Schau-ins-Land“, 125. Jahreshft 2006, Freiburg (S. 7–24).
- 2 Kewitz, Hubert, Geschichte der Pfarrei Ettenheim bis in die erste badische Zeit, Abschnitt 7. „Caritas“, S. 131 in: St. Bartholomäus Ettenheim, München-Zürich, 1982
- 3 GLA 27a/7 und Archives Départementales Strasbourg 1 G 148/1, Abschrift in Deutsch einer lateinischen Urkunde vom 11.6.1312 (originale Pergament-Urkunde in 1 G/231). Es handelt sich um einen Kaufbrief, wonach der Ettenheimer Amtmann Burckhardt Fustung dem Straßburger Domherrn Rudolph von Dellmeßingen im Ettenheimer „Flecken und Bann“ gelegene Güter, Äcker, Jaucherten, Matten, Zins und Gärten für 100 Pfund Straßburger Pfennig verkauft. In der Aufzählung wird das Gutleuthaus erwähnt: *„Item ein Garten gelegen inn Altwick, Neben dem, Gutleuthaus, Inn Ettenheim bann, genannt Herre Martins garten.“*

- 4 GLA 66/2448
- 5 GLA 66/2449
- 6 GLA 66/2450
- 7 StAE Zinsbuch (Heft) des Steuermeisters, um 1680, lfd. Nr. 55
- 8 StAE Akte Nr. 224
- 9 StAE, General-Urbar 1670, Original im GLA, S. 91-92, („Blomberg“ = Blumenberg)
- 10 StAE, alte Akte Nr. 224, Gefälle und Rechnungen 1686–1700
- 11 wie Anm. 8 (weitere Rechnungen, außer einem Register v. 1778, sind in der Akte nicht enthalten).
- 12 StAE, General-Urbar 1721, S. 202a
- 13 StAE, alte Akte Nr. 1091
- 14 zitiert nach Haebler, R.G., Doktor Johannes Widmann, in: Die Ortenau, 43. Jahresband 1963, S. 222. Die genaue Quelle zu den Angaben von Dr. Kähni ließ sich nicht feststellen.

Heinrich Hansjakob in Triberg und Gremmelsbach

Eine kritische Huldigung zum 100. Todestag

Karl Volk

Tanne am Wasserfall und Hausierkiste

Mitten im Ersten Weltkrieg starb am 23. Juni 1916 Heinrich Hansjakob, der Anlass, seiner in Triberg und Gremmelsbach besonders zu gedenken. Denn in seinem literarischen Werk fanden die beiden Orte den ihnen gebührenden Platz, gerade Gremmelsbach sucht man in der Unterhaltungsliteratur nahezu vergebens. Zur Erzählkunst Hansjakobs gehört, dass er das Wort an die Hausierkiste seines Großvaters, des Wälder-Xaveri, abgibt, mit anderen Worten: die Hausierkiste selber reden lässt. Das Gespräch der Kiste mit ihrer „Mutter“, einer Tanne am Wasserfall – denn die Kiste ist aus ihrem Holz gefertigt – über ihre Umgebung und ihr Schicksal enthält durchaus philosophische Gedanken über Leben und Sterben, über die Zeit, die die Menschen im Unterschied zu Tannen ganz anders fühlen. Die Erzählerin, in Wahrheit die alte Tanne, vergisst dabei aber die Welt am Boden, unter dem Boden und in den Wipfeln der Tannen nicht. Es gelingt eine herrliche dichterische Beschreibung, mehr noch ein Stimmungsbild der Wasserfallwildnis, dazu ein Bild des 18. Jahrhunderts, denn die Wallfahrtskirche ist 1705 erbaut, die Tanne hört, so will es der Dichter, die Glocken der Wallfahrtskirche, andere Bäume schauen den Uhrenträgern, die vorbeikommen, in die Ferne nach und sehen sie dann auch glücklich heimkehren. Ein Streiflicht über einen Moment der Triberger Geschichte.

Die gesprächige Hausierkiste nimmt auch älteres Erzählgut auf, nämlich die Sage vom Untergang der Burg Althornberg in der Heiligen Nacht. Möglicherweise ist diese Darstellung Hansjakobs die erste schriftliche Fixierung der Sage. Fühlende Wesen werden die Tannen, die Waldmeister und Waldhüter als ihre Mörder fürchten, ja, die ganze Menschheit wird jetzt keines guten Wortes mehr gewürdigt: „Tyrannen“, „Quälgeister“ sind noch die harmlosesten Bezeichnungen für sie. Die Erzählerin erfährt das Glück eines natürlichen Todes. Ein Windstoß bringt sie zu Fall. Aus dem Holz der Tanne wird, wie gesagt, die Hausierkiste des Wälder-Xaveri gefertigt, der sein Leben lang im Kinzigtal Hausierer blieb.



*Abb. 1:
Wasserfall Triberg*

Vogelhans und Wälder-Xaveri

Familienschicksale spinnen die Geschichte weiter. Im hintersten Winkel Althornbergs wohnte mit seiner zahlreichen Familie Johann Faller, Vogt in Gremmelsbach von 1760 bis 1778, was Hansjakob allem Anschein nach nicht wusste. Schwerlich hätte er sich sonst die Gelegenheit entgehen lassen, sich dessen zu rühmen, dass sein Ururgroßvater Johann Faller dieses Amt innehatte. Hätte Hansjakob von der Fülle einschlägiger Akten gewusst, es gäbe einen Hansjakob-Roman mehr. Wie er behauptet, habe man im Volksmund Johann Faller „Vogelhans“ genannt,



*Abb. 2:
Wallfahrtskirche
Triberg*

weil er Vögel fing, sie in seiner Stube hielt und Handel mit ihnen trieb – bis Straßburg, wohin ihn seine Tochter Anna Maria (bei Hansjakob die „Mariann“) begleitete. Da in den Akten, kaum verwunderlich, der Name „Vogelhans“ nirgends zu finden ist, Hansjakob sich aber bekanntlich den strengen Gesetzen der Geschichtswissenschaft nicht immer unterwarf, kann es sehr wohl sein, dass der Name Vogel hans seine Erfindung ist, höchstens in seiner Familie gebraucht wurde (wie „Hätschel hans“ oder „Trampel hans“). Vogel hansens Tochter wurde Löwenwirtin in Triberg, Ehefrau des Nikolaus Kaltenbach. Ein glückliches Leben schien gesichert, bis durch den Siebenjährigen Krieg der



Abb. 3: Die Überreste des Hauses von Hans Faller, dem „Vogelhans“, Urgroßvater von Heinrich Hansjakob

Uhrenhandel, an dem Nikolaus beteiligt war, zusammenbrach. Armut war zu ertragen, ein Leben in der Fledermausgasse (heute Schwendistraße). Der Vater starb dahin, dem Sohn Xaver blieb der Hausierhandel. Am ersten „Arbeitstag“ im März 1794 lässt Hansjakob seinen Großvater, den später sogenannten „Wälder-Xaveri“, auf seinem Hausiergang, gelinde gesagt, einen Gewaltmarsch machen, dazu mit der Hausierkiste auf dem Rücken. Von der Fledermausgasse aus nahm Xaveri den Weg durch Nußbach über das „Krähenloch“, das „Schelmenloch“ über den „Kreischbach“ (ob sich Hansjakob bei Angabe eines solchen Weges, eines erheblichen Umweges, nicht in der Reihenfolge geirrt hat?), traf an der Grenze zu Gremmelsbach an einem Flurkreuz das „Wallfahrts-Bärbele“, sogenannte wegen ihrer häufigen Wallfahrtsbesuche, vom (oberen) Schafberg. Es ist ein nach Hansjakob durch eine unglückliche Liebe gebrochenes Mädchen, das ihn zum „Grundbauernhof“ wies, wo soeben die Großmutter gestorben war und deshalb Wachsstöcke, wie der Hausierer sie feilbot, benötigt wurden. Dorthin gelangte Xaveri über die „Stauende“ und das „Brunnenmättle“. Danach ging der Weg zum Gasthaus „Rössle“, dem, laut Hansjakob, „einzigen Wirtshaus in Gremmelsbach“. Hier ertappen wir Hansjakob bei einem Fehler, der ihm nicht hätte unterlaufen dürfen, hatte er doch kurz zuvor die „Stauende“ genannt, das in Wahrheit lange Zeit einzige Gasthaus in Gremmelsbach. Das „Rössle“ gab es erst nach dem Bau der



Kirche 1805, denn sonst wäre die Vergabe der „Wirtsgerechtigkeit“ (Konzession) zunächst für den „Hilserhof“, danach für den „Gorishof“ unverständlich gewesen. Auch wäre mit größter Sicherheit die Existenz des „Rössle“ als Argument in der Diskussion um den günstigsten Standort der Kirche genutzt worden. Xaveris letzte Station war der sogenannte Zimmerwald in Althornberg, der Hof seiner Verwandten. Überall wurde er freundlich aufgenommen und brachte ein gutes Stück Geld nach Hause. Für Hansjakob war es offenbar eine Freude, einen angesehenen Hausierer unter seinen Vorfahren zu wissen, einen beliebten dazu, nebenbei einen begnadeten Erzähler, ein Beispiel dafür, wie ein armer Mensch es auf ehrliche Weise zu Wohlstand bringen kann.

Die Verbindung zur Verwandtschaft im Zimmerwald zeigt Hansjakob an der Hochzeit des Wälder-Xaveri mit Luitgard Heim am 11. Juni 1841 in Haslach, an der ein Sohn des Vogelhans und Cousin Xaveris teilnahm. (Ob auch dies eine Erfindung Hansjakobs ist? Der jüngste Sohn des Vogelhans, Hansgeorg ist 1751 geboren, war also bei dieser Hochzeit 90 Jahre alt. Vgl. „Die Ortenau“, 2006, S. 505). Xaveri liebte sein Kinzigtal, er ließ aber auch nicht von Triberg. Am Patroziniumsfest der Wallfahrtskirche, Mariä Himmelfahrt, bot er seine Waren den Wallfahrern an, mehr noch, er nahm nach wie vor am religiösen Leben in Triberg teil, das durch Clemens

*Abb. 4: Die „Stäude“,
das älteste Gasthaus
in Gremmelsbach,
um 1900*



Abb. 5:
Wallfahrtsmarkt

Maria Hofbauer und seine Redemptoristenpatres einen gewaltigen Aufschwung genommen hatte. Ihre verständnisvolle Beichtpraxis, ihre stimmungsvollen (aber umstrittenen) Andachten verfehlten auch bei ihm die gewünschte Wirkung nicht. Hansjakob enthält sich eines Urteils darüber. Auch Obervogt Huber, für einen Beamten seiner Stellung keineswegs selbstverständlich, pflegte mit Xaveri ein freundschaftliches Verhältnis, indem er ihn zum Essen einlud und sich über seine Geschäfte erkundigte, gewiss mit dem Hintergedanken, dass die Triberger Stroh Hüte ihren Markt im Kinzigtal finden sollten. Dies alles immer nach Hansjakob.

Eine ausgeschlagene Erbschaft

Als Gymnasiast machte Hansjakob mit seinem Vater Philipp (der von schwerer Krankheit wieder genesen war) eine Wallfahrt zu „Maria in der Tanne“. Der Junge hielt sich aber lieber am Wasserfall als in der Kirche auf, wofür der Vater Verständnis hatte. Da jedoch in Triberg noch eine begüterte nahe Verwandte wohnte (der Name ist nicht bekannt), besuchten beide auch diese. Für den Fall, dass der Junge sich bereit erklärte, Priester zu werden, wollte sie ihm ihr Vermögen vererben. Der Junge fühlte – höchst bemerkenswert –, dass ihn das zu sehr belasten würde, und lehnte ab. Damit war das Erbe ausgeschlagen.

Hansjakob 1873 mit der Schwarzwaldbahn in Triberg

In dem Buch „In der Residenz“ betitelt, bewahrte Hansjakob die Sonderfahrt der badischen Landtagsabgeordneten von

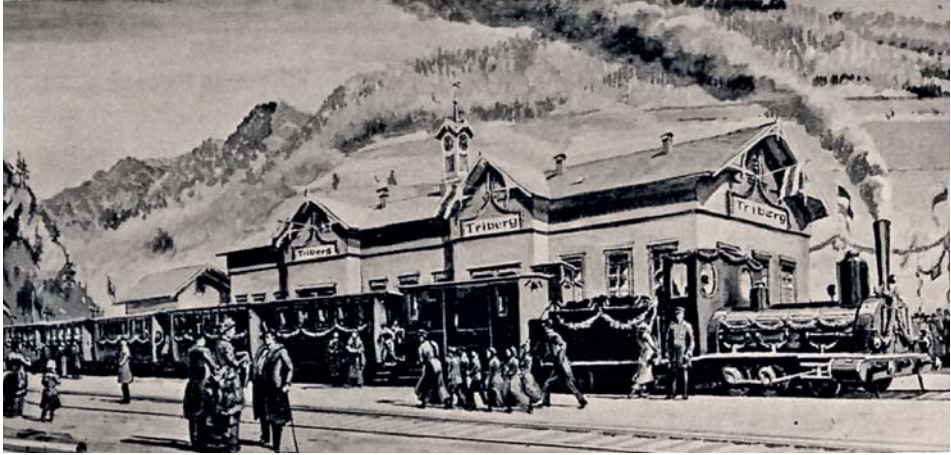


Abb. 6: Erster Zug

Karlsruhe bis zur Sommerau am 15. Dezember 1873, wenig mehr als einen Monat nach Eröffnung der Schwarzwaldbahn (10. November), für die Nachwelt in Erinnerung. Die Führung bei dieser Fahrt übernahm Robert Gerwig, Erbauer der Schwarzwaldbahn und selbst „Landbote“, also Abgeordneter der Zweiten Kammer, der sonst aber bei Hansjakob nicht zu Wort kam. Hansjakobs Aussagen rühmen die Schönheit der Strecke, bleiben sonst jedoch im Allgemeinen. Ein „Höhepunkt“ der Exkursion war auf der Rückfahrt das Mittagessen im „Löwen“ zu Triberg. Den Gesprächsstoff lieferte der Kulturkampf: „Hier platzten die Heere aufeinander“, 53 Liberale gegen 10 Ultramontane (abschätzig Bezeichnung für Politiker wegen ihrer Bindung an das Papsttum). Der Champagner befeuerte die Reden der Parlamentarier. Unglaublich, aber wahr: Diese Brüder tranken in Triberg die letzte Flasche leer. Nicht nur der Löwenwirt, alle Wirte hatten danach fürs Erste keinen Wein mehr. Es mag ein Schauspiel für die Triberger Bürger gewesen sein, die Abgeordneten zum Bahnhof hinunterwanken zu sehen. Nur Hansjakob war, entgegen aller Gewohnheit, schweigsam und abstinenter geblieben – Folge heftiger Zahnschmerzen.

Hansjakob in Gremmelsbach

Hansjakob besuchte im Mai des Jahres 1900 den „Zimmerwald“, den Hof seines Uurgroßvaters, in Althornberg. Leider nahm er sich dafür nur einen Tag Zeit, und entsprechend knapp fiel die Beschreibung (in „Erinnerungen einer alten Schwarzwälderin“) aus. Schon gar nicht nannte er Namen von

Bewohnern des „Zimmerwalds“ und des „Sephenhofs“ im oberen Leutschenbach, damals als „Leutschenbachsepp“ bekannt. Der Jungbauer des Sephenhofs führte Hansjakob zu den „Rapen- und Schlossfelsen“. Dass er sie alle bestiegen hat, ist unwahrscheinlich, dafür war der Tag wohl zu kurz. Auch fällt kein Wort zu dem Baudenkmal par excellence, dem Überrest der Wasserversorgung der mittelalterlichen Burg. Der historische „Schlossfelsen“ scheint also nicht dabei gewesen zu sein. Auch beschreibt Hansjakob die „Hütte“ seines Vorfahren nicht. Den Namen für den ganzen Erdenwinkel „Althornberg“ verschweigt er ebenfalls. Er findet, sagt er, die Natur ringsum so reizvoll, dass er sogar hinzufügt, hier wolle er am liebsten leben und sterben.

Ein wenig gram darf man Hansjakob schon deswegen sein, weil er, der sonst Landschaften so meisterhaft beschreiben konnte, uns hier nur einen kurzen Abschnitt hinterlässt, genau genommen nur einen Satz, wenn auch mit einem entzückten Ausruf: „Man sieht nicht weit (meinte er nur die Höhen von Schönwald, Schonach und Niederwasser?), aber man schaut in eine so malerisch gruppierte Menge waldiger Bergspitzen, kleiner Täler und grüner Mulden, dass einem das Herz aufgeht vor Freude über dieses Stück Schwarzwald“. Diese Aussicht reicht bei klarem Wetter immerhin von der Stöcklewaldhöhe bis weit in den Nördlichen Schwarzwald hinein, zu den blauen Höhen des Brandenkopfs, des Reiherkopfs und anderer Berge, die der Haslacher gewiss mit Namen kannte, bis Straßburg und über die Rheinebene hinweg zur Zaberner Senke, sogar zu den Vogesen. Das Urweltliche des Steilhangs, ja, das Hoch-Gefährliche um die Felsen der Gutach zu lässt er außer acht.

Dass Hansjakob die Geschichte des Schlossfelsens nicht erwähnte, ist ihm nicht anzulasten. Erst etwa ein Vierteljahrhundert später machte sich Pfarrer Konrad Kaltenbach aus Niederwasser in den „Heimatblättern“ an ihre Erforschung. Nichtsdestoweniger wüssten wir gern von Hansjakob, wofür er den Schacht auf dem historischen Felsen hielt. Die Minnelyrik des Bruno von Hornberg war allerdings um 1900 längst bekannt. Der literarisch so Bewanderte, der so oft und ergreifend von der Liebe schrieb (Der Vogt auf Mühlstein, Afra) schweigt dazu. Leer ausgehen lässt Hansjakob seine Gremmelsbacher Leser, die ihr Tal lieber noch anschaulicher beschrieben sähen. Die Dorfmitte, der untere Leutschenbach mit den wuchtigen Haubergfelsen, die steile Auffahrt – alles dies fände ihr Interesse noch heute. Vermisst man schon eine ausführliche Beschreibung der Landschaft, so nicht weniger Worte von Menschen an Hansjakobs Weg. Denn jeder Hof hatte viele Bewohner, ihr

Arbeitsplatz war tagsüber draußen auf Acker und Feld. Menschen von der Sorte, die er so gern mochte, sind ihm anscheinend nicht begegnet, etwa eigensinnige Kerle, „Originale“, deren kernige Aussprüche, philosophische oder auch quasiphilosophische Auslassungen er schätzte. Auch fand er in Gremmelsbach keine Gelegenheit für seine geliebten „Schlenkerer“, die ihn als Schriftsteller so unverwechselbar machten. Die einzige wiedergegebene Bemerkung seines Kutschers Sepp, „die Felsen seien hier oben so naturgemäß aufeinander gesetzt“, klingt eher banal. Vogelfang wie Strohflechten brachten keinen Gewinn mehr, an Hansjakob prallte diese Aussage des jungen Bauern im oberen Leutschenbach ab. Die Frage, wovon die Menschen weiterhin leben sollten, stellte er sich nicht. Der sensible Mann, der sich so oft nur mit Mühe der Schwermut erwehren konnte, nahm mit seinem Kutscher „hochbefriedigt“, fast eilig Abschied, nur noch einmal kurz „Vogelhansens poesievollem Metier als Vogelsteller und Wildbrethändler“ die Ehre bezeugend, um sich anschließend dem „Vogelmichel“, unter anderem Besenbinder, Kübelmacher – und Wilderer – in Rippoldsau zuzuwenden.

War im Zimmerwald denn niemand zu Hause? Hansjakob verschweigt anscheinend seine Empfindungen und Phantasien am Wohnort seines mit so viel Liebe charakterisierten Vorfahren angesichts des kleinen Häuschens, in dem einst viele Kinder Platz fanden. Hier, ja hier, hätte der mit starkem Familiensinn begabte Hansjakob in Gedanken seinen Ururgroßvater zum „Verhören“ (zur Jagd) des Auerhahns begleiten können, hier, kaum hundert Meter entfernt, begann der unermessliche Wald, die Heimat dieser Vögel und des Wilds. Aus dieser Türe also trat der „Vogelhans“, um seine Jagdbeute nach Straßburg zu bringen. Die ganze Familie hätte im Geist an ihm vorüberziehen können. Hansjakob aber genießt, seinen Worten zufolge, nur die Einsamkeit und die Stille. Also auch keinerlei Ahnung von dem schon voraussehbaren bösen Ende des ganzen Anwesens wenige Jahrzehnte später, als sein Besitzer das Haus, wie man weiß, in geistiger Umnachtung angezündet hat. Die Grundmauern sind heute noch im Wald zu sehen.

Besprachen wir bisher, gleichsam Bücher durchblättern, was Hansjakob in Triberg und Umgebung notiert hat, so dürfen wir jetzt wohl wenigstens aufzählen, was er dort nicht vermerkt hat, hätte aber erwähnen können, weil das eine und andere in seinem Gesichtskreis lag. Da wäre etwa der Kirchenbau in Gremmelsbach (1805), die letzte Großtat der Habsburger im Breisgau, samt seiner Vorgeschichte, einschließlich der Gottesdienste in Gregori Grieshabers Scheune über 15 Jahre

hinweg – allein dieses Bild aus der kraftvollen Feder Hansjakobs! Da wäre ferner die Ehe des Gremmelsbacher Lehrers Ludwig Advokat mit der Rußbärbel, „dem schönsten Meidle im Kirchspiel“, eine ausgesprochene Liebesehel. Das Brautpaar zog als erstes 1833 in das neu erbaute Schulhaus ein. Da wäre schließlich an einen Besuch bei der geradezu legendären Gestalt des Gremmelsbacher Pfarrers, Dekan Franz Joseph Vögtele, zu denken. An alledem geht Hansjakob – sehenden Auges? – vorüber. Aber halten wir uns an das, was vorliegt: die literarische Leistung ist auch 100 Jahre nach dem Tod des Autors bedeutend genug.

Literatur

- Manfred Hildenbrand, Heinrich Hansjakob, Rebell im Priesterrock, Haslach 2000
Heinrich Hansjakob, Erinnerungen einer alten Schwarzwälderin, Stuttgart 1919
Heinrich Hansjakob, In der Residenz, Freiburg 1967
Heinrich Hansjakob, Aus meiner Studienzeit, 1920
Hansjakob, Erzbauern, Haslach 1985

Andere Abb. aus: Maier/Lienhard: Geschichte der Stadt Triberg, 1964.

Der Klerus von Nordrach in früheren Zeiten

Eine Zusammenstellung

Louis Schlaefli

Unsere Nachforschungen über den Klerus der Diözese Straßburg beschäftigen uns seit mehr als dreißig Jahren und belaufen sich auf mehr als 5000 Seiten. Wir konnten nicht noch dazu die Geschichte aller Pfarreien diesseits und jenseits des Rheines bewältigen. So muss sich der Leser mit den mehr oder weniger kompletten Biographien der Priester begnügen.

Schon im Jahr 1289 besaß die Abtei Gengenbach das Patronatsrecht (*jus patronatus*) „in ecclesia vallis Norderahe“. Im Jahr 1666 erscheint der Abt von Gengenbach immer noch als Kollator und Zehnherr, „*Patronus coeli est S. Udalricus*“. Pfarrer 1423 erstmals erwähnt, schreibt Krieger in seinem *Wörterbuch*¹. Wir hatten das Glück, noch zwei ältere aufzuspüren.

Chronologische Folge der Pfarrer:

1357: NOVILLARI Götzo de, „*rector in Norderahe*“

Dem Namen nach könnte er aus Neuwiller-les-Saverne gebürtig sein. Götzemann de Nouillari gibt sich als ehemaliger Rektor in Traenheim (zwischen Molsheim und Marlenheim im Elsass) – „*olim rector Ecc(les)i(a)e in drenheim*“ – an, als er Ende Mai 1352 in einer Urkunde erscheint; offenbar hat er zu dieser Zeit keine Stellung. Er ist Miterbe von Gütern in Kuttolsheim, welche von seiner verstorbenen Schwester, „*D(omi)ne Susanne de Nouillari olim mag(ist)re monast(er)ij in Sindelb(er)g*“, Meisterin im ehemaligen Benediktinerinnenkloster zu Sindelsberg bei Marmoutier, herrühren (AMS 5 AST 32/592) (Abb. 1 u. 2).

Fünf Jahre später wirkt er auch als Rektor in Nordrach und erscheint mit dem gekürzten Vornamen Götzo (G 5413/11; G 5675, f. 72).

... **1416 ...: WETZEL Johann**, Kirchherr (AMS Charte 3431)

Am 7. September 1416 stiftet er als „*kirchh(e)re zü Nordrach*“ ein Seelgerät für seine Vorfahren. Die Originalurkunde, obwohl in schlechtem Zustand, ist aufbewahrt und trägt sogar sein mit einem Kelch gekennzeichnetes Siegel (Abb. 3). Sein unleserlicher Name am Anfang der Urkunde befindet sich zum Glück weiter unten, als er anmeldet, dass er sein Insiegel neben jenes des „*Edeln kneht Jungh(e)r Berthold Schneyter*“ und eines anderen

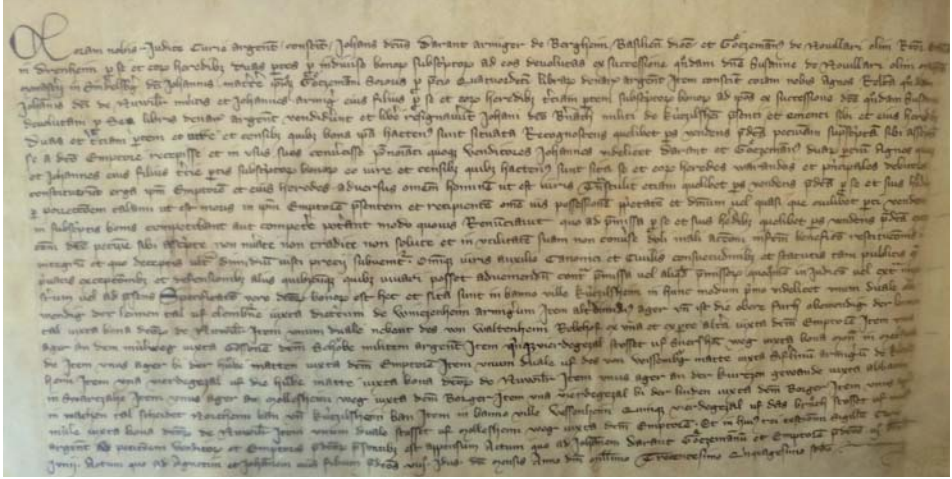


Abb. 1: Urkunde aus dem Jahre 1352, den Rektor Götzemann de Nouillari betreffend (AMS 5 AST 32/592)

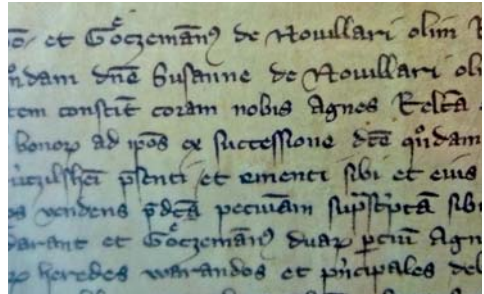


Abb. 2:
Namen des Rektors und seiner Schwester auf derselben Urkunde (AMS 5 AST 32/592)

„Jungh(er“ anhängen werde (AMS Charte 3431). Wie man sehen kann, standen jene Herren in Verbindung mit dem Ort „Celle“ (Zell am Harmersbach) (Abb. 4).

... 1450–1451 ...: **SCHAEFFLI Joannes**, Kirchherr (KRIEGER, II, S. 354; KAUSS, Ortenau, S. 220). Dem Namen nach könnte er aus der Schweiz stammen.²

... 1552 ...: **STOLZ Joannes**, Pfarrverweser
Gebürtig aus Messkirch (D 3/10), wird Stolz als Pfarrverweser in Nordrach im Jahre 1552 erwähnt (KAUSS, Ortenau, 220). Im Jahr 1560 wird er für drei Jahre nach Huttenheim im Elsass versetzt (D 3/10; HAHN, Limburg, S. 354, Anmerkung 82).

... 1554 ...: **SUESS Joannes**, Pfarrverweser (KAUSS, Ortenau, S. 220)

1566: **DÜMWALDT Joannes**, *plebanus* (Leutpriester)
In früheren Zeiten stand die Hinterlassenschaft der Priester dem Bischof zu, es müsste schon sein, dass man dem Bischof



Abb. 3: Beschädigte
Urkunde den Kirch-
herrn Johannes Wetzel
betreffend (AMS
Charte 3431)



Abb. 4: Siegel des
Rektors Wetzel (links):
Wappen mit einem
Kelch (AMS Charte
3431)

einen *ferto*, also eine Abfindungssumme, um die Güter der Familie zukommen zu lassen, vermacht hätte; es handelte sich ursprünglich um die *Vierdung*, später *ferto*, den vierten Teil einer Mark Silber. Viele Priester benutzten natürlich diese Gelegenheit, so auch Dümwalt im Jahre 1566, als er Leutpriester in Nordrach war (AMS KS 121/II/2, f. 77 vo).

... 1569 ...: **FIDELIS Joannes, plebanus**

Am 20.05.1569 vermacht er ebenfalls einen *ferto* dem Bischof von Straßburg (AMS KS 121/II/2, f. 150 vo).

1608–1614: KUHN (KHUN, CHUN) Joannes Jacobus

Als „*presb. Constant. dioc.*“ amtierte er in Griesheim und wurde im Jahr 1608 nach Nordrach versetzt (G 6302, 180). Er wird brieflich, am 27.07.1614, durch Franz Röderer von Diersburg als Pfarrer von Schutterwald präsentiert und am 30. angenommen. Vor dem 7. Januar 1615 hat er die Pfarrei schon verlassen (G 6303, 148 vo; G 6304, 91 vo). Erst am 18. Mai 1616 ist wieder die Rede von ihm: Er wird dann zur Pfarrei Niederschopf-

heim präsentiert und am 22. investiert (G 6303, 239 vo; G 6304, 151 vo und 156). Am 31. Mai muss er zugeben, dass er Schuld daran ist, dass vier Priester im Ruralkapitel Ettenheim nicht mehr erscheinen: Er hatte sie als „*Dhalbutzen*“ gescholten, hat sich aber inzwischen „*purgirt*“ (G 6305, 16). Er wohnt am 22. Juni der Kirchenvisitation bei, „*diligentiam in omnibus promittens*“³.

Im Jahr 1620 wird er als *definitor* seines Ruralkapitels angegeben (GLAK 27a/9). Am 16. März desselben Jahres erkauft er sich ein „*indultum testandi*“, in welchem klar steht, dass ein Viertel seines Erbes dem „*Seminario Leopoldiano*“ in Molsheim⁴ zufallen muss (Ebd., 224; G 1453). Am 9.08.1628 ist er *camerarius* des Ruralkapitels Ettenheim und klagt gegen den Pfarrer von Hofweier, der ihn beschimpft hat (G 6307, 239 vo). Auffallenderweise bezahlt er nochmals drei livres „*pro indulto libero testandi*“ am 29.04.1627 (G 1434/13). Am 22.08.1629 ergeht an ihn der Befehl, seine Magd fortzuschicken (G 6308, 43). Er ist vor dem 8.04.1632 gestorben; sein Testament wird angenommen, mit Ausnahme eines Vermächtnisses an seine Magd (Ebd., 159) (L.S., Pfarrklerus I, S. 367–360).

1615–1616: RAUCH Joannes Jacobus

Johann Jakob Rauch gibt sich als aus Oberwingen in der Diözese Konstanz gebürtig an; die Bibliothek des Grand Séminaire de Strasbourg verwahrt nämlich mehrere alte Bücher mit dem Vermerk: „*Ex bibliotheca et libraria supellectili Joannis Jacobi Rauch O'wingensis*“ und mit seinem Wahlspruch: „*Ardua virtutem*“ und dem jeweiligen Erwerbsdatum (zwischen 1599 und 1612) (Abb. 5 u. 6). Ein anderes Werk befindet sich auch in der „*Bibliothèque humaniste de Sélestat*“⁵.

Vor seiner Strafversetzung in die Ortenau war er im Elsass tätig, und zwar in Saint-Hippolyte und Orschwihr von 1605 bis 1613 (G 6302, f. 6 et 6 vo; G 6303, 53, 64). Am 4. September 1613 wird er in Dachstein wegen Ehebruch und anderen „*Excessen*“ eingekerkert und dazu sein Vermögen beschlagnahmt, um seine Gläubiger zu befriedigen (G 6303, 64).

Offenbahr überquerte er – reumütig? – den Rhein und am 27.11.1613 wird er durch Franz Sebastian Röder von Diersburg für die Pfarrei Schutterwald präsentiert; er erhält einstweilen nur eine „*commissio regendi ad annum*“ (G 6303, 78 vo). Am 30.07.1614 wird er ersetzt (G 6303, 117). Am 17. September desselben Jahres wird er vom Abt von Gengenbach für Nordrach vorgeschlagen (G 6303, 127). Erst am 14. Januar 1615 erhält er die Investitur (G 6303, 153) und am 22.06.1616 eine andere „*investitura in forma solita*“ für die Pfarrei Schutterwald, für welche

er wieder von Friedrich Sebastian Röder von Diersburg präsentiert worden war (Ebd., 245 vo; G 6304, 156). So konnte er der Kirchenvisitation, welche am 21. Juni stattfand, noch nicht beiwohnen⁶. Im März 1618 scheint er Probleme mit der zivilen Obrigkeit zu haben (G 6303, 380). Im Mai wird der Erzpriester beauftragt, an Ort und Stelle zu inquirieren; es handelt sich, unter anderem, um die Reparatur des Pfarrhauses (Ebd., 397).

Scheinbar hatte sich seine finanzielle Situation verbessert, so dass er es, wie andere bessere Leute, sich leisten konnte, eine Kabinettscheibe zu bestellen. In der Staatlichen Kunsthalle von Karlsruhe wird nämlich eine Zeichnung für ein Glasgemälde mit seinem Namen aufbewahrt: „*Ioannes Iacobus Rauch. OWingensis Parochus in Schutterwald Dioecesis Argentinensis Anno Domini MDCXIX*“. Das Mittelbild stellt das Abendmahl dar. Links und rechts waren die Bildnisse seiner Taufpatronen vorgesehen, jene des Johannes des Täuflers und des heiligen Jacobus



Abb. 5: Illustriertes Titelblatt einer Predigt-sammlung Taulers, mit den hl. Petrus u. Paulus, vier Kirchenvätern und den Symbolen der vier Evangelisten (Basel, 1521). Handchriftliche Besitzvermerke, darunter jener des Nordrachter Pfarrers Rauch (BGS A 652)

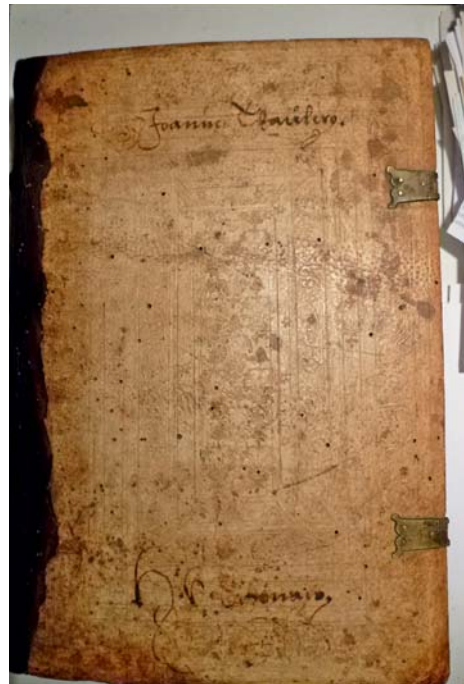


Abb. 6: TAULER. Holzdeckel des Einbandes mit geprägtem Schweinsleder. Der Rücken in Kalbsleder wurde erst später aufgetragen, als das Kalbsleder zu altmodisch erschien (BGS A 652)

des Älteren. Offenbar sollte der kniende Priester, der unten links wie ein Stifter auf den alten Gemälden erscheint, den Pfarrer Rauch darstellen⁷ (Abb. 7). Die Zeichnung wird dem Friedrich Brentel zugeschrieben.⁸ Rechts das Monogramm des Erlösers und der Mutter Gottes in einem Medaillon⁹. Ob diese Kabinettscheibe noch irgendwo zu finden ist?

Er ist vor dem 28.01.1620 gestorben (G 6305, 201) (L.S., Pfarrklerus, II, S. 252–253).

1616–1628: FLUCK (FLUCKHE, FLINCK) Matthaeus

„*Ex Guothmadingen*“ (Gutmadingen) (AAEB A 46/8, f. 28, 30), also aus der Diözese Konstanz gebürtig, wird Fluck jedoch im Bistum Basel zuerst tätig sein. Schon als Student („*scholaris studiosus*“) wurde er im Jahr 1589 als Kaplan der Edeln von Ferrette in Cernay angenommen. Er war erst Diakon, als er auch die Kaplanei am Muttergottesaltar in derselben Stadt Cernay erhielt (1592–1594 ...) (AAEB A 46/8, f. 28; AHR 7 G 3).

Von 1596 bis 1607 wirkt er – erstaunlicherweise – im Straßburger Bistum, als Pleban in Steinach. Wegen Konkubinat wird er zu einer Strafe von 164 Gulden, die er aus Armut nicht bezahlen kann, verurteilt. Endlich wird er aus der Diözese verjagt. Wo fand er Zuflucht?

Jahre später finden wir ihn jedoch wieder als Kaplan in Neuwiller, im Elsass, und von 1615 bis 1616 als Pfarrer in Andlau

(G 6303, 175). Wurde er dann das Opfer einer Strafversetzung in die Ortenau? Allenfalls wird dieser Fürstenberger am 6. Juli 1616 zur Pfarrei Nordrach (G 6303, 248 vo; G 6304, 157) und, am 28.01.1628, zu jener von Zell am Harmersbach präsentiert und investiert (G 6306, 258 vo; G 6307, 208 vo). Am 22.08.1629 wird er nach Molsheim zitiert (G 6308, 42). Acht Tage später wird er zu einer Geldstrafe von 40 Gulden und zu den Prozedurkosten verurteilt, mit dem Befehl, sobald als möglich seine Magd fortzuschicken, sonst würde er seines Amtes enthoben werden (Ebd., 43 vo). Dennoch wird er am 12. Januar 1630 nach Steinach versetzt (Ebd., 65). Wir wissen nicht, was dann aus ihm wurde (L.S., Pfarrklerus, I, S. 323).

Abb. 7: Zeichnung für die Kabinettscheibe bestellt durch den Pfarrer Rauch (Staatliche Kunsthalle Karlsruhe Inv. Nr XI 788)



1628–1629†: MULLER (MOLITOR) Joannes Udalricus

Gebürtig aus Altshausen wird Johann Ulrich Muller in Konstanz im Dezember 1614 zum Priester geweiht (EAF, Ha 358, p. 450). Er war offenbar im Bregenzerwald – „*Hitismontis in Sylva Bregentina*“ – als Pfarrer tätig, bevor er im Jahr 1625 nach Beinheim ins Elsass versetzt wurde (G 6307, 39). Am 9.07.1625 wird er durch den Abt von Schwarzach für die Pfarrei präsentiert (G 6307, 99), erhält aber erst am 4.02.1626 die Investitur (G 6306, 140 vo, 224 vo) und blieb dort bis 1627 (G 1434/13). Dann scheint er die Pfarrei aus Gesundheitsgründen verlassen zu haben, denn am 29.11.1628, nachdem er seine Kräfte wieder gefunden hatte („*viribus recuperatis*“), wird er in Nordrach angenommen (G 6307, 258 vo). Er ist aber schon vor dem 9.10.1629 gestorben (G 6308, 49 vo). (L.S., Pfarrklerus, I, S. 235).

1629–1631: ABELIN (ABELIUS) Georgius

Georg Abelin oder Abelius, gebürtig aus Rexingen, wurde an Pfingsten 1613 in Konstanz zum Priester geweiht (EAF, Ha 358, p. 406), gewiss als Priester der Diözese Konstanz, in welcher er womöglich dann waltete.

Jedoch erhält er am 9.10.1629 die Investitur für die Pfarrei Nordrach (G 6308, 49 vo). Am 15.05.1631 erhebt der Erzpriester Fundelius Klage gegen ihn wegen des öffentlichen Skan-

Abb. 8: (u. links) Besizervermerk und Wahl-spruch des Pfarrers Rauch auf dem Titelblatt einer Predigt-sammlung (Köln, 1539), welche er im Jahre 1609 gekauft hat. Das Buch kam in die „Domus Leopoldiana“, ein in Molsheim durch Bischof Leopold von Oesterreich gegründetes Internat für arme Seminaristen, später in die Seminarbibliothek in Straßburg, wo es sich immer noch befindet (BGS 1 Kc 5).

Abb. 9: (u. rechts) Oberdeckel der Predigt-sammlung von 1539 in dekoriertem Kalbsleder eingebunden (BGS 1 Kc 5)





Abb. 10: Besitzervermerk und Wahlspruch des Pfarrers Rauch in einem Werk (Auslegung über die Genesis) des hl. Thomas von Aquin (Antwerpen, 1573), im Jahr 1604 erworben. Das Buch ging auch zuerst in die „Domus Leopoldiana“ (BGS 2 Ci 24).



Abb. 11: OROSIUS, *Adversus paganos libri septem* (Köln, 1582). Werk von Pfarrer Rauch im Jahre 1600 angeschafft, das auch später in der Bibliothek der „Domus Leopoldiana“ in Molsheim stand (BGS 2 Di 20).



Abb. 12: Heiligenlegende (Köln, 1596) aus Rauchs Bibliothek, welche später in der Benediktinerabtei Altorf, bei Molsheim, aufbewahrt worden war (BGS 2 Ci 25).

dals, den es bei einer Hochzeit, in Gegenwart von Protestanten, gegeben hat. Obschon er von seinem Ruralkapital gerügt worden war, hat er sich nicht gebessert (Ebd., 128). Nach Molsheim zitiert, erscheint er nicht; er wird nochmals zitiert „*sub poena suspensionis, cum mandato ut illico amoveat suspectam personam & de amotione doceat*“ (Ebd., 129); nun wissen wir, worum es ging: er sollte eine verdächtige Person – gewiss seine Magd – fortschicken! Am 28. Mai schreibt die Gemeinde Zell seinetwegen nach Molsheim: „*scribit de magnis excessibus*“ (wegen schlimmen Exzessen); natürlich wird er für den 4. Juni vorgeladen (Ebd., 130). Er erscheint, leugnet aber fast alle Anschuldigungen; deswegen wird der Fiskal eine Untersuchung anstellen; er habe die „*suspectas personas*“ (also mehrere Personen!) fortgeschickt, meldet er (Ebd., 131). Der Erzpriester Fundelius wird mit der Untersuchung beauftragt (Ebd., 138). Am 20.08.1631 wird Abelin zu einer Geldstrafe verurteilt und entlassen (Ebd., 140 vo). Wir wissen auch nicht, was dann aus ihm wurde (L.S., Pfarrklerus, I, S. 281).

1631–1646: BISSECKER (BÿSEGGER, BISECKER, BISEGG) Christophorus

Christophorus Bysegger, aus Rüeteschingen (Rieteschingen, Riedöschingen), „*presb. Constant. dioc.*“, wurde an Weihnachten

1628 in Konstanz zum Priester geweiht (EAF Ha 358, p. 766). Gewiss vikarierte er irgendwo, bevor er am 21.02.1630 die Investitur für die Pfarrei Bibenrach erhielt (G 6308, 70). Er hat die Pfarrei vor dem 15.10.1631 verlassen, denn an diesem Tag wurde ein anderer Priester – dessen Name in der Ernennungsurkunde vergessen wurde – für drei Monate angenommen (Ebd., 145). Er selbst erhielt am 29. desselben Monats die Investitur zur Pfarrei Nordrach (Ebd., 146). Am 11.12.1646 (G 1420, 224) wurde er als Prediger nach Offenburg versetzt.

Er wird als Kämmerer des Ruralkapitels und *concionator* in Offenburg angegeben, als Rektor Haffner das Inventar seiner Hinterlassenschaft am 13.01.1649 nach Molsheim schickt. Nach den Angaben Haffners sollen die Schulden das Erbe mit 12 Gulden übertreffen. In Molsheim findet man jedoch, er habe das Mobiliar zu niedrig angeschlagen und die Hinterlassenschaft würde positiv ausfallen. Da er ohne Testament gestorben ist, würde sein Erbe dem Bistum zufallen; man überlässt es aber einer armen (*pauperulam*) Verwandten des Verstorbenen, wahrscheinlich seiner Köchin, natürlich nach Bezahlung der üblichen Rechten: „*solutis solitis iuribus*“ (Ebd., 243 vo et 245 vo). Der Magistrat von Offenburg hatte sich in die Sache eingemischt und das Inventar vorgenommen; der Rektor solle offiziell gegen dieses Eindringen in Kirchensachen protestieren (Ebd., 243 vo et 245 vo) (L.S., Pfarrklerus, I, S. 291).

Als wir die alten Bestände der Klosterbibliothek in Ribeaupillé aufnahmen¹⁰, waren wir nicht wenig überrascht, dort ein kleines Werk, das dem Nordrachener Pfarrer Býsegger gehört hatte, zu finden. Es handelt sich um ein altes Andachtsbüchlein über die Passion Christi, das von ihm dem Pfarrer von Ulm, auch Kaplan auf der Ulenburg, Simon Wolensack, im Jahr 1640 geschenkt wurde. Später gehörte es den Franziskanern („*F.F. Min. Kentzingae*“) von Kentzingen (Abb. 15).

Wir wissen nicht, wer sein Nachfolger wurde, vielleicht ein Mönch aus Gengenbach, wegen dem Mangel an Weltpriestern, welcher durch den Dreißigjährigen Krieg verursacht wurde.

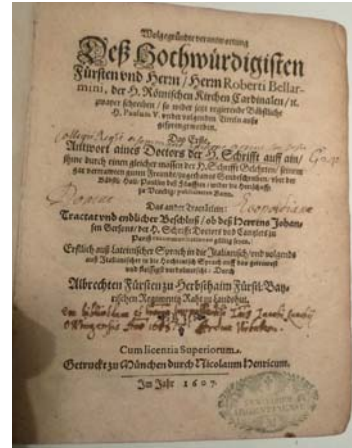


Abb. 13: Besitzervermerk des Pfarfers Rauch in der deutschen Übersetzung eines Werks des Kardinals Bellarmin, in welchem er zwei Papstfeindliche Schriften widerlegt (München, 1607) (BGS 1 Mh 9).



Abb. 14: Ein Pergamentblatt einer alten liturgischen Handschrift (15. Jahrh.?) wurde zum Einband des Werkes Bellarmini benutzt (BGS 1 Mh 9).

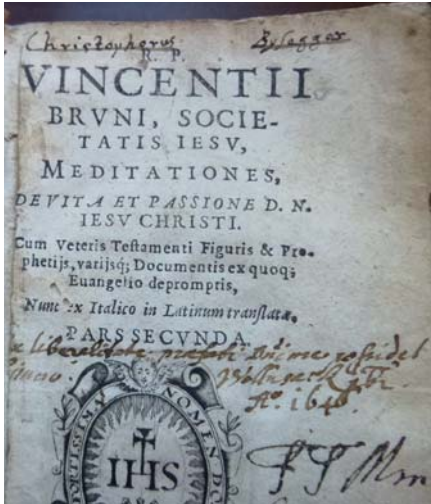


Abb. 15: Titelblatt des Buches aus der Bibliothek des Pfarrers Bÿsegger.

Viele Pfarreien im Bistum standen ohne Pfarrer.

Am 4. Mai 1650 bittet Abt Columbanus aus derselben Abtei, welche sehr verarmt war („*ob summam paupertatem Monasterii*“), seinen Mönchen zu erlauben, Pfarreien zu verwalten; man übersendet die Bittschrift dem Ruralkapitel Offenburg, um Rat einzuholen (G 6308, 287). Am 6. Juli verlangt der Abt die Pfarreien Nordrach und Biberach, aber andere Pfarreien stehen auch noch ohne Pfarrer: Griesheim, Windschlag, Buhl, Weier; der Abt selbst verwaltet die Pfarrei Zell am Harmersbach (Ebd., 290 vo).

1657–1660: NEFF Franciscus, O.S.B.

Benediktiner aus Gengenbach, wird er am 20.06.1657 durch seinen Abt, Columbanus, zur Pfarrei Nordrach präsentiert und auch angenommen (G 6310, 72 vo). Sonderbarerweise wird dies nochmals am folgenden 5. Dezember der Fall sein (Ebd., 92).

Die Gemeinde Nordrach schickt am 12.09.1658 eine Bittschrift, um einen eigenen Pfarrer zu erhalten; diese wird dem Abt von Gengenbach „*tanquam Decimator pro remedio*“ weitergeleitet (G 6310, 155); er soll die Pfarreien Nordrach und Zell am Hermersbach mit Weltpriestern versehen „*vel saltem religiosus in loco residentibus defectu cleri saecularis*“, sonst werde man Kommissare dorthin schicken müssen, um die Sache zu regeln (G 6310, 166). Der Abt meldet am 22.11, dass die Gemeinde Nordrach „*parochialem competentiam*“ nicht liefere (Ebd., 166).

Neff wird am 18.08.1660 zur Pfarrei Harmersbach präsentiert und am 15. September, nachdem er sich dem Examen unterzogen hat, angenommen (G 6310, 304 u. 310 vo). Am 29.11.1661 wird er aus uns nicht bekannten Gründen nach Molsheim zitiert (G 6311, 127). Am 16.06.1662 zur Pfarrei Gengenbach präsentiert (G 1420, 297), erhält er erst am 12. Juli eine *commissio*, nachdem er sich nochmals dem Examen unterzogen hatte (Ebd., 174 vo. u. 178 vo). Am 20. Juli sendet der Erzpriester von Offenburg einen Bericht gegen ihn nach Molsheim: seine Installation sei nicht regelrecht vorgenommen worden (Ebd., 182; 184 vo; 188 vo). Am 2. August verlangt der Magistrat einen Weltpriester als Pfarrer (Ebd., 183).

Aus nicht angegebenen Gründen wurde Neef vor dem 15.02.1664 suspendiert. Erstaunlicherweise bittet an diesem Tag der Magistrat (und auch der Abt), dass er wieder angenom-

men werde, was auch genehmigt wurde (Ebd., 296) (L.S., Pfarrklerus, I, S. 369–370)

1660–1661: DORNBLUTH Benedictus, O.S.B.

Benediktiner in Gengenbach, erhält er am 22.03.1660 eine zeitweilige Erlaubnis, um in den Pfarreien, welche der Abtei unterstehen, die Sakramente zu spenden (G 6310, 273). Am 18.08.1660 wird er für die Pfarrei Nordrach angenommen, „*cum monitione ut diligenter studeat*“ (Ebd., 304).

Am 14.06.1662 wird er Pfarrer in Kappel; doch soll er sich im Laufe eines Monats dem Examen unterziehen (G 6311, 172). Am 12. Januar 1663 meldet der Abt von Gengenbach, dass er ihn nach Zell¹¹ versetzt habe und bittet, ihn ohne neuen Examen anzunehmen, da der Weg nach Molsheim so lang ist und die Pfarrei nicht einstweilen ohne Pfarrer sein kann (Ebd., 208). Am 23.11.1672 und nochmals am 8.02.1673 verlangt die Gemeinde einen Weltpriester als Pfarrer, da die Pfarrkinder keine Zuneigung zum jetzigen Pfarrverwalter haben (G 6313, 422; 441); der Abt verwehrt sich dagegen (Ebd., 430; 453). Am 6.12.1673 wird Dornbluth durch seinen Mitbruder, P. Georgius Fink, ersetzt (Ebd., 540). Wurde er gleich Pfarrer in Stollhofen? Wir wissen es nicht. Jedenfalls am 2.09.1681 wird er von dort durch seinen Abt zurückgerufen (G 1421, 182). Im Jahr 1692 waltet er in Ichenheim¹². Später wurde er Pfarrer in Harmersbach, Pfarrei welche vor dem 8.11.1696 durch sein Versterben frei geworden ist (G 1422, 240) (L.S., Pfarrklerus, I, S. 307–308).

1661–1662: KEMPE (KEMP, KEMPF) Nicolaus

Priester des Bistums Köln¹³, wird er am 26.08.1661 vom Abt von Gengenbach zur Pfarrei Nordrach präsentiert, erhält aber nur eine „*commissio ad annum*“; am Ende desselben Jahres soll er sich wieder dem Examen unterziehen. Bei der jüngst geschehenen Visitation wurde die Pfarrkompetenz festgesetzt, nachdem man in Akten aus den Jahren 1616, 1621, 1628 und 1631 nachgeprüft hatte. Der neue Pfarrer wird ein Fuder Wein, 6 Viertel Gerst und 6 Viertel Haber und auch 6 Gulden erhalten. Der Kollator soll auch unverzüglich das Pfarrhaus reparieren lassen (G 6311, 99). Schon am 7. September klagt der Abt von Gengenbach wegen der festgesetzten Kompetenz: in Molsheim beharrt man darauf (Ebd., 104).

Am 28.09.1661 bittet die Gemeinde, man solle den Abt von Gengenbach zwingen, dem Pfarrer die Kompetenz zu liefern; der Brief wird an ihn weitergeleitet; inzwischen werden seine Einkünfte in Nordrach (G 6311, 111 vo), später im ganzen Tal unter Arrest gelegt (Ibid., 122). Am 29.11. wird der Reichsschult-

heiß von Zell beauftragt, dem Pfarrer „*pro rata competentiae*“ diese Einkünfte auszuliefern; sollten sie nicht reichen, so solle er aus den Einkünften des Abtes in Zell nehmen (Ebd., 128 vo). Am 20.12. wird dem Prior von Gengenbach klargemacht, dass der Bischöfliche Rat auf seiner Stellung beharre (Ebd., 136).

Der Abt unterbreitet die Sache dem Bischof von Bamberg, seinem Lehensherr, was nichts an der Sache ändern wird (Ebd., 160; 177 u. 193 vo).

Am 19.07.1662 erhält Kempe eine *commissio* als Pfarrer von Kappel („*Cappel prope Rhenum*“) bis an Ostern (Ebd., 180 vo). Am 18.11. ist er immer noch an Ort und Stelle und klagt wegen der Kompetenz (Ebd., 199 vo). Am 18.07.1663 unterbreitet er dem Geistlichen Rat ein Memoriale über seine Kompetenz (Ebd., 243 vo). Am folgenden 26. September meldet der Schultheiß, dass der Pfarrer seine Güter verkaufe, dass er viele Schulden gemacht habe und dass er fortziehen wolle. Der Vogt in Ettenheim wird beauftragt, die noch ausstehenden Einkünfte des Pfarrers unter Sequester zu stellen, um sie nur jedes Trimester auszuliefern. Er solle auch darauf achten, dass der Pfarrer sein Mobiliar nicht verkaufe oder aus dem Ort schaffe. Dem Erzpriester wird befohlen, eine Untersuchung über die Administration der Pfarrei einzuleiten (Ebd., 257). Offenbar war der Pfarrer in die Enge getrieben durch die Unzulänglichkeit seiner Kompetenz; auf Bitte und Kosten des Pfarrers wird am 3. Oktober ein gewisser Dr. Petrus Klein nach Kappel gesandt, um die Sache in Ordnung zu bringen (Ebd., 259). Mutmaßlich beharrt der Pfarrer auf seiner Versetzung, denn schon am 13. Oktober ist Martin Koch als Nachfolger vorgesehen (Ebd., 261). Doch noch am 25. Oktober klagt die Gemeinde gegen Kempe. Der Erzpriester wird beauftragt, seine Schuldner zufriedenzustellen und die Einkünfte zwischen Kempe und Koch zu verteilen. Der Gemeinde wird anbefohlen, endlich den Zehnten von den unbepflanzten Feldern zu liefern (Ebd., 264).

Am 28.11.1663 waltet Kempe als Pfarrer in Stotzheim im Elsass (Kammerer N° 2630), womöglich infolge einer Strafversetzung. Am 16.01.1664 wird ihm „*sub poena suspensionis*“ anbefohlen, seinem Nachfolger in Kappel die zustehenden Einkünfte zurückzugeben (Ebd., 287).

Am 7.01.1665 bittet er um Verzeihung wegen eines nicht angegebenen Fehlers und fleht um eine andere Pfarrei an: „*ut sibi provideat de alia conditione*“, wird ihm geantwortet (G 6312, 2). Am 22.09.1665 wird er durch die Äbtissin von Sankt-Stephan in Straßburg für die Pfarrei Behlenheim präsentiert (H 2876, 728), wo er bis zum 19.08.1666 walten wird (Ebd., 745) (L.S., Pfarrklerus, I, S. 360–361).

1662–1666: ALEXANDER (ALEXANDRI) Nicolaus, O.S.B.

Benediktiner in Gengenbach, ersetzt er am 3.09.1654 P. Meinradus Rinck als Pfarrer von Zell am Harmersbach (G 6309, 80). Am 16.06.1662 wird er zur Pfarrei Nordrach präsentiert (G 1420, 298) und am 9.08.1662 erhält er die „*commissio consueta pro Regularibus*“ (G 6311, 184 vo). Am 14.05.1664 wird er angeschuldigt, einer Monition des Fiskals keine Folge geleistet zu haben, wie auch seine Magd nicht fortgeschickt zu haben. Der Erzpriester von Offenburg soll sich zum Schultheißen in Zell begeben, und seine Klagen wider Alexander anhören; er soll auch diesen für den 28. Mai nach Molsheim zitieren (Ebd., 315 vo). Die Untersuchung ergibt, dass der Pfarrer seine Pfarrkinder zur Rebellion gegen den Magistrat von Zell aufhetze; obschon das Musikspielen wegen des Türkenkriegs verboten ist, befand er sich im Haus einer gewissen Magd, wo Musikanten spielten (Ebd., 318). Abt Romanus von Gengenbach ließ den Schuldigen nicht nach Molsheim gehen und sagte, er wolle ihn selber strafen, wenn er je geschuldigt haben soll. In Molsheim wurde diese Ausrede schlecht angenommen und der Pfarrer nochmals für den 10. Juni zitiert (Ebd., 318). Inzwischen, am 7. Juni, verwendet sich der Vogt und die Gemeinde für den Pfarrer: er sei nicht der Anstifter des Streites mit der Reichsstadt Zell. Am 10. Juni erscheint der Mönch in Molsheim; nachdem man ihn angehört hatte, schrieb man seinem Abt, er solle ihn versetzen (Ebd., 319 vo). Der Magistrat von Zell bittet am 4. Juli, es solle sehr weit von Zell sein (Ebd., 323). Endlich, am 10. September, flehen der Vogt, das Gericht und die ganze Gemeinde Nordrach an, man möge ihn wieder als Pfarrer von Nordrach annehmen, was geschah (Ebd., 327). Er befindet sich immer noch an Ort im Jahr 1666¹⁴ (L.S., Pfarrklerus, I, S. 282–283).

1687–1699: ROTTLER Dominicus, O.S.B.

Profess in Gengenbach, war er schon vor dem 7.01.1687 Pfarrer in Nordrach und hatte vonseiten des Magistrats von Zell am Harmersbach eine Strafe von 20 Gulden erhalten, weil er Wein verkauft hatte. Dies wird zu einer Affäre führen (G 6315, 9). Er befindet sich immer noch am Ort in den Jahren 1692 und 1699¹⁵ (L.S., Pfarrklerus, II, S. 258).

Abkürzungen

AAEB	Archives de l’Ancien Evêché de Bâle in Porrentruy
AMS	Archives Municipales de Strasbourg
EAF	Erzbischöfliches Archiv Freiburg
GLAK	Generallandesarchiv Karlsruhe
O.S.B.	Ordinis Sancti Benedicti

Bibliographie

- (HAHN, Limburg, ...) HAHN Karl, *Die katholische Kirche in Strassburg unter dem Bischof Erasmus von Limburg (1541–1568)*, Frankfurt a. M., 1941
- (KAMMERER, N°) KAMMERER Louis, *Répertoire du clergé d'Alsace sous l'Ancien Régime 1648–1792*, Strasbourg, 1983. (Unge druckt)
- (KAUSS, Ortenau, ...) KAUSS Dieter, *Die mittelalterliche Pfarrorganisation in der Ortenau*, Bühl, 1970
- (KRIEGER, ...) KRIEGER Albert, *Topographisches Wörterbuch des Grossherzogtums Baden*, Heidelberg, 1905
- (NEHR) Cahiers FREYTHNER-NEHR, in den Archives de l'Archevêche de Strasbourg aufbewahrt
- (L.S. Pfarrklerus, ...) SCHLAEFELI Louis, Der Pfarrklerus der Ortenau. Die drei rechtsrheinischen Ruralkapitel des ehemaligen Bistums Strassburg (14. bis 17. Jahrhundert). Eine Dokumentation 1. Teil, *Simpliciana XXV* (2003), S. 277–378. 2. Teil, *Simpliciana XXVII* (2005), S. 213–308
- (REINFRIED, Ottersweier, ...) REINFRIED K., Visitationsberichte aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts über die Pfarreien der Landkapitel Ottersweier, Offenburg und Lahr, in: *Freiburger Diöcesan-Archiv*, 1901–1903
- (STAUDENMAIER, ...) STAUDENMAIER P., Mittheilungen aus den Capitelsarchiven Offenburg und Lahr, *Freiburger Diöcesan-Archiv*, XIV, 1881, S. 268–279

Anmerkungen

- 1 Krieger, II, S. 354.
- 2 Der Autor dieser Zeilen könnte auch ursprünglich ein Schaepli gewesen sein: auf seinem Familienwappen, das er von seinem Großvater in der Schweiz geerbt hat, figuriert ein Schäflein. Wahrscheinlich handelt es sich jedoch um eine späte Rekonstitution.
- 3 Staudenmaier, P., S. 278.
- 4 Siehe auch: G 1453.
- 5 Walter, Joseph, Sélestat. Catalogue général de la Bibliothèque Municipale. Première série: les livres imprimés. Troisième partie: Incunables et XVI^{me} siècle, Colmar, 1929, S. 542 n° 2285.
- 6 Staudenmaier, P., S. 277.
- 7 Im Katalog wird er als „kniender Stifter“ angegeben. Hingegen wird das Mittelbild als „Mönchen beim Tischgebet“ betitelt (Mensger, Ariane, *Die Scheibenrisse der Staatlichen Kunsthalle Karlsruhe*, Köln, Weimar, Wien, 2012, Band I, S. 64). Wir bleiben bei unserer Vermutung, es handle sich um das Abendmahl: die erste Person rechts, mit dem Nimbus, kann nur Christus sein und die anderen die Apostel.
- 8 Friedrich Brentel, Miniaturist, Kalligraph, Radierer und Entwerfer war der bedeutendste Straßburger Künstler in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Am 9. Juli 1580 in Lauingen an der Donau geboren, kam Brentel mit seiner Familie 1587 nach Straßburg, wo er am 17. Mai 1651 starb (Mensger, Ariane, *Leuchtende Beispiele. Zeichnungen für Glasgemälde aus Renaissance und Manierismus*, Staatliche Kunsthalle Karlsruhe, 2009, S. 158–159).
- 9 „Feder in Dunkelgrau bis Schwartz, grau laviert, kleine Korrekturen mir Deckweiß, 26,4 × 20,5 cm“ (Mensger, Ariane, *Die Scheibenrisse der Staatlichen Kunsthalle Karlsruhe*, Köln, Weimar, Wien, 2012, Band I, S. 64).
- 10 Schlaefli, Louis, *Catalogue de la bibliothèque du Couvent de la Divine Providence à Ribeauvillé. Fonds anciens (XV^e-XVII^e siècles)*, Baden-Baden u. Bouxwiller, Ed. Valentin Koerner, 2002, S. 68, B 30. (1 De 5, Band 2)
- 11 Reinfried, K., op. et loc. cit., 1902, 304.
- 12 Reinfried, K., op. et loc. cit., 1903, 319.
- 13 Kammerer, N° 2630.
- 14 Reinfried, K., op. et loc. cit., 1902, 306.
- 15 Reinfried, K., op. et loc. cit., 1902, 306.

Anton Schmid in Schutterwald 1933–1943:

Ein Dorfpfarrer widersteht den Nazis

Karl Hansert

Es war ein glücklicher Fund wider das Vergessen: ein Aktenfascikel aus 147 Blättern, mit einer groben Schnur zusammengeheftet, die Seiten eng beschrieben mit Schreibmaschine und einer sehr schönen und regelmäßigen, gleichwohl oft nicht leicht lesbaren altdeutschen Schreibschrift. Über ein halbes Jahrhundert lang hatte das Bündel im Schrank des katholischen Pfarrhauses in Schutterwald verborgen gelegen, und nachdem ein neuer Pfarrer eingezogen war, bewahrte es nur die glückliche Aufmerksamkeit eines Fußgängers vor der Vernichtung und dem endgültigen Vergessen auf einem Haufen Sperrmüll am Straßenrand. Schließlich waren die Blätter über einige merkwürdige Umwege auf mich gekommen.

„Kampf und Krampf“ war auf dem rot-braunen, an den Rändern eingerissenen Deckblatt mit schwarzer Tinte geschrieben, darunter war mit schwarzer Tinte ein kleines, gegenläufiges und etwas unregelmäßiges Hakenkreuz gemalt. Was auf den Blättern zu lesen war, beginnt unmittelbar nach der Machtergreifung der Nazis im Frühjahr 1933 und endet im Sommer 1943. Anton Schmid, der im Frühjahr 1933 als junger Pfarrer in der katholischen Gemeinde „St. Jakobus“ in Schutterwald eingesetzt worden war, beschreibt und dokumentiert seinen Widerstand gegen die Nazis auf dem Rathaus in dem Dorf und auf der Gestapo-Leitstelle in Offenburg. Er berichtet davon, wie sie ihm das Leben schwer machten, wo und wie sie nur konnten, er schreibt von der offenen Feindschaft und von den Denunziationen insbesondere des Ortsgruppenleiters und Schulleiters der damaligen Volksschule. Nachzulesen sind auch die Verhöre bei der „Gestapo-Leitstelle“ in Offenburg, die „Strafgelder“ und die brutale Beraubung, die wiederholte Inhaftierung und Androhung von KZ-Haft. Die Blätter berichten auch von Bürgern aus dem Dorf, die sich für den Pfarrer mutig einsetzen. Der Pfarrer schreibt aber auch in bewegenden Worten von seiner Enttäuschung, wie sehr er von seinem Bischof und der bischöflichen Verwaltung in Freiburg in seinen Nöten allein gelassen wurde.

In Kenntnis der Millionen Toten des 2. Weltkrieges, der Millionen Menschen, die ihrer Heimat beraubt wurden, und in Kenntnis der maßlosen Erschütterungen und Verbrechen

jener Jahre, dazu im Abstand von zwei Generationen, mag uns manches, was in jenem Aktenfaszikel aufgeschrieben ist, nicht allzu sehr bewegen. Schließlich, so könnte man sagen, ist der Pfarrer aus unserer Sicht der Nachgeborenen noch einmal gut davon gekommen – aus der Sicht der Nachgeborenen, die wissen, wie alles ausgegangen ist. Aber das konnte der Pfarrer ja nicht wissen. „Aufs Tiefste gekränkt und erschüttert“, so schreibt er später, litt er unter den Schikanen und Bedrohungen der Nazis, die umso brutaler und rücksichtsloser auftraten, je schwächer das Regime im Verlauf des Krieges wurde. Er sah seine seelsorgerliche Arbeit, seine „Berufung und Sendung“, wie er schreibt, aufs Äußerste bedroht, war in größter Sorge, dass die Jugend durch die Nazis „verderbt“ wird, und war erschüttert, dass seine Kirche – ein bis dahin unerhörter Übergriff politischer Willkür! – monatelang verschlossen wird. Und ganz besonders schwer kam es ihm an, dass die „Krieger im Feld“, wie er sie nannte, keine Post mehr von ihm bekommen konnten, nachdem die Gestapo aus Offenburg ihm seine Kartei, seine Schreibmaschine, einfach alles brutal und überfallartig weggenommen hatte. Und schließlich musste er aus gutem Grund befürchten, dass die Gestapo ihn, nachdem sie ihn schon wiederholt eingesperrt hatte, ihn auch wie angeht ins KZ bringen würde. Das konnte damals, 1943, sehr schnell gehen, und er wäre wahrlich nicht der erste Priester in Dachau gewesen.

Diese persönliche Betroffenheit des Pfarrers ist es wert, seine Geschichte nicht dem Vergessen zu überlassen. Mehr noch: Wir sind geneigt, den Widerstand gegen den Nazi-Terror mit großen und bekannten Namen zu verbinden. Das kann dazu verleiten, das mutige Widerstehen der Menschen im Kleinen nicht angemessen wertzuschätzen oder sogar ganz zu übersehen. Dabei ist dieser Widerstand, in bewusster Inkaufnahme persönlicher Gefahr, vielleicht nicht weniger wert als jener, den wir mit großen Namen verbinden. Pfarrer Schmid war einer von den vielen mit einem wohl eher kleinen Namen, deren Mut und Widerstand es nicht weniger verdienen, in der Erinnerung bewahrt zu werden.

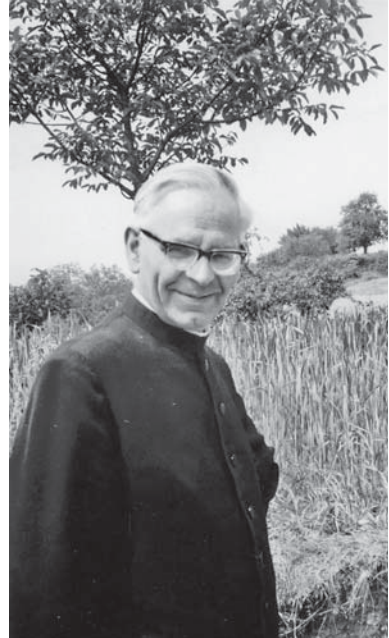
Es ist nun nicht möglich, alles, was in jenem Faszikel über 140 Seiten aufgeschrieben ist, wiederzugeben. Eine ausführlichere Schilderung würde auch zeigen, wie die Menschen im Dorf jene Jahre erlebt haben, und es würde auch einen Pfarrer zeigen, der bei allem Ärger und Streit und bei aller Gefahr auch über einen gesunden Humor verfügte und der sich auch ins Fäustchen lachen konnte – wohl eine Art Bewältigungs- und Überlebenshilfe. Das alles würde aber den vorgegebenen

Rahmen überschreiten. Deshalb sollen nur die eindrucklichsten Geschehnisse dargestellt werden.

Pfarrer Anton Schmid

Geboren wurde Anton Schmid am 23. Februar 1899 in Hochberg (Linzgau), im damaligen Land Hohenzollern, als Sohn eines Dorfschullehrers. Nach sechs Jahren Volksschule in Langenslingen und nach Vorbereitung durch seinen Vater und den Pfarrer des Dorfes wechselte er als Internatsschüler des St. Fidelishauses in Sigmaringen in die Quarta (Anm.: heute Klasse 7) des Gymnasiums in Sigmaringen. Unmittelbar nach dem Abitur ging er – wahrscheinlich als Freiwilliger, 1917! – zum Militär und kam im August des Jahres zum Einsatz an der Front. In den Kämpfen in Flandern erlitt er eine Verletzung des rechten Armes – davon wird später noch die Rede sein –, sowie eine schwere Granatsplitterschädigung an der Stirn, die große Narbe über der rechten Stirnseite war zeitlebens gut sichtbar. Deshalb wurde er aus dem Heeresdienst entlassen, nach zwei Beförderungen und ausgezeichnet mit dem Frontkämpferkreuz. Diese Beförderungen und das Frontkämpferkreuz hebt er über 20 Jahre später in einem Schreiben vom 6. Januar 1936 an das „Hochw. Erzb. Ordinariat Freiburg“ ausdrücklich hervor. Zum Wintersemester 1918 begann er das Studium der Theologie an der Universität in Freiburg, am 1. Juli 1923 wurde er im Münster zu Freiburg zum Priester geweiht.

Im anschließenden Dienst als Vikar war er auch an die Pfarrei Singen/Hohentwiel versetzt worden. Diese Tätigkeit in Singen von 1927 bis 1929 weist nun einige für einen jungen Vikar der 1920er Jahre ungewöhnliche Züge auf. So kam es „zu Streitereien mit marxistischen Bewegungen, denen ich“, wie er im Brief an das Ordinariat Freiburg ebenfalls am 6. Januar 1936 schreibt, „durch mein Entgegenreten und meinen großen Schutzengelbund jegliches Entstehen sog. Kinderfreunde-Gruppen vollständig unmöglich machte“. Für die örtliche Zeitung schrieb er immer wieder aktuell-politische und theologische Beiträge, und in Singen hat er, wie er später seinem Bischof schreibt, „nicht nur zweimal die Gefallenengedenkrede gehalten, sondern auch einmal einen großen Vortrag über die deutsche Außenpolitik von 1870 bis 1914“ – für einen jun-



*Anton Schmid,
Pfarrer in Schutter-
wald 1933–1960.
(Foto: Karl Völlinger)*

gen Vikar in den Jahren 1928 und 1929 eine zweifellos ungewöhnliche politische Aktivität.

Während dieser Jahre war seine politische Heimat aber nicht das katholisch-konservative „Zentrum“, wie es für einen jungen Kaplan in den Zeiten der Weimarer Republik zu erwarten gewesen wäre, im Gegenteil: Der Kaplan Anton Schmid war Mitglied im „Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold“, in einer Vereinigung von Kriegsveteranen und Republikanern mit ausgeprägt sozialdemokratischen Zügen, „zum Schutze der Weimarer Republik“, wie er später schreibt. Für seinen Oberhirten in Freiburg dürfte er mit dieser politischen Ausrichtung buchstäblich so etwas wie ein „rotes Tuch“ gewesen sein, und diese für seine kirchlichen Vorgesetzten zweifellos provokante Einstellung könnte nicht unwesentlich dazu beigetragen haben, dass er später, als er mit den Nazis in Bedrängnis kam, von seinen Vorgesetzten nicht die Hilfe bekam, die er so dringend benötigt hätte.

Nach vier Jahren als Kaplan wurde nun dem jungen Pfarrer Schmid im Frühjahr 1933 die Pfarrei „St. Jakobus“ Schutterwald übertragen – „ein beglückendes Angebot“, wie er seinem Bischof schrieb. Sein Vorgänger war nach Streitereien um ein von ihm veranlasstes und maßlos überzogenes kirchliches Bauvorhaben im Dorf abberufen worden, es herrschte eine äußerst ungute, sogar feindselige Stimmung unter den Leuten. So trat der neue Pfarrer Schmid ein recht schwieriges Erbe an in einer Gemeinde, die mit 3300 Einwohnern¹ die größte und mit zwölf „Evangelischen“ eine fast ausschließlich katholische Dorfgemeinde im damaligen Landkreis Offenburg war. In kurzer Zeit gelang es aber dem neuen Pfarrer, dank seiner Durchsetzungsfähigkeit und seiner verbindlichen Art, die durch die Baumaßnahmen zerrütteten finanziellen Verhältnisse zu ordnen und den Frieden in der Pfarrgemeinde wiederherzustellen, nicht zuletzt auch dank seines großen Einsatzes in der Seelsorge und seiner überzeugenden persönlichen Lebensführung und Frömmigkeit. So gewann er einen starken Rückhalt in seiner Gemeinde, die ihm in persönlicher Bedrohung schon im Jahr 1933, ganz besonders aber während der bedrohlichen Entwicklung im Frühjahr 1943, eine große Bestärkung war und die dann auch mit bewundernswerter Zivilcourage für ihn eintrat.

Er hat seinen Dienst in der Gemeinde über 27 Jahre hin immer als *die* große ihm von Gott übertragene Aufgabe und Verpflichtung verstanden. Als in den Kriegsjahren fast wöchentlich Nachrichten vom Tod eines Soldaten – eines Sohnes, eines Bruders, eines Ehemanns, eines Vaters – in die Familien

Ergebnis Reichstagswahlen 05. März 1933

➤ Badische Zentrumspartei	796	47%
➤ NSDAP	660	38%
➤ Kommunist. Partei	146	9%
➤ SPD	61	3,5%

Sonstige: 2,5 % u.a.

- **Kampffront Schwarz-Weiß-Rot;**
- **Evangelischer Volksdienst;**
- **Bauern- u. Weingärtnerbund;**
- **Sozialistische Kampfgemeinschaft**

einbrachen, ist er in jedes Haus gegangen, immer wieder, um den Menschen in ihrem Leid beizustehen, hat „Betstunden für die Krieger im Feld“ abgehalten, die Trost und große Bestärkung für die Menschen im Dorf waren, wie mir später immer wieder bestätigt wurde.

1933: Anton Schmid ist nun seit Frühjahr ordentlicher Pfarrer in der großen Pfarrgemeinde „St. Jakobus“ in Schutterwald. Die Machtergreifung vom Januar 1933 war auch hier im Dorf schnell angekommen. Dennoch war bei den Reichstagswahlen vom 5. März 1933 die Badische Zentrumspartei im Dorf (s. Kasten) mit 47% stärkste Partei geblieben.²

Aber „Reichskommissar“ Robert Wagner – er hatte im März den badischen Staatspräsidenten Dr. Joseph Schmitt vertrieben und selbst das Amt des Staatspräsidenten übernommen – hatte nach dem „Führerprinzip“ einen Nazi-Bürgermeister eingesetzt, der unverzüglich die „Nationalsozialistische Volkswohlfahrt Ortsgruppe“ (N.S.V.) aufbaute. Im Zuge der „Gleichschaltung“ war es deshalb auch schon zu ersten Reibereien der Nazis mit kirchlichen Gruppen und Verbänden gekommen. Der folgende, in der Sache vielleicht etwas marginale, aber grundsätzlich bedeutsame Vorfall zeigte nun, dass der Pfarrer, im Gegensatz zu vielen seiner Amtsbrüder, von Anfang an nicht bereit war, sich zurückzuziehen und sich zu fügen. Was war geschehen?

Der Vorsitzende des katholischen Arbeitervereins bekam auf einem abgerissenen kleinen Stück Papier – es ist im Aktenfaszikel erhalten! – ohne weitere Anrede am 30.08.1933 die Nachricht: „10 Mann kath. Arbeiterverein: Sie werden aufgefordert, heute Abend 8 Uhr im Bürgersaal zu erscheinen, indem Sie auf Sonntag zur letzten Sammlung für ‚Mutter und Kind‘ eingeteilt sind. Bei Nichterscheinen wird unbedingt Sabotage angenommen. Heil Hitler! Der Ortsgruppenleiter“.

Der Pfarrer erhielt natürlich Kenntnis von dieser Aufforderung. Aber damit war der Herr Ortsgruppenleiter an den Richtigen geraten: der Weltkrieg-1-Frontsoldat, mehrfach verwundet und mit dem Frontkämpferkreuz ausgezeichnet, weist den NSV-Mann darauf hin, dass die kirchlichen Vereine nur ihm, dem Pfarrer, unterstellt sind und „ersucht nun zum dritten Male um die Einhaltung des Instanzenweges, Aufforderungen an die kirchlichen Vereine also an das Pfarramt zu richten“, und er fährt fort:

„Schärfstens zurückweisen muss ich aber den Ton der Aufforderung, ‚bei Nichterscheinen wird unbedingt Sabotage angenommen‘: Ich halte diese Beifügung für eine derartige Amtsanmaßung, dass ich nicht umhin kann, mein Befremden darüber öffentlich in aller Form auszusprechen. Ich mache die Mitwirkung meiner Leute bei der morgigen Sammlung und meine fernere Mitgliedschaft bei der N.S.V. davon abhängig, dass der besagte Satz in aller Form zurückgenommen wird. (...) Ich halte nicht dafür, dass man auf solchen Methoden das bald einsetzende Winterhilfswerk wird aufbauen können. Gegen das Werk wehrt sich niemand in unseren Reihen. Aber mit Peitsche und Revolver lassen wir uns nicht zum Wohltun zwingen.“ (Der letzte Satz ist unterstrichen.)

Der N.S.V.-Ortsamtsleiter äußerte sich nicht, der Pfarrer weigerte sich, wie angekündigt, unter diesen Umständen seinen Beitrag zu zahlen, und so wurde ihm „am 23. Oktober 1933 vom N.S.D.A.P. Gau Baden durch den N.S.V. Kreisamtsleiter, Abteilung Organisation, die bisherige Mitgliedschaft(!) entzogen, mit sofortiger Wirkung! Heil Hitler“.

Inzwischen wurden die Auseinandersetzungen schärfer: Am Vormittag des letzten Sonntags im Oktober 1933, am damals noch sogenannten Christkönigssonntag, kam, ganze neun Monate nach der „Machtergreifung“, aus Offenburg ein SA-Zug, marschierte mit Blasmusik und Trommel an der Kirche vorbei, kam zurück und stellte sich schließlich auf dem Kirchplatz auf, unverändert blasend und trommelnd, während in

der Kirche die feierliche Sonntagsmesse gefeiert wurde. Zeitgleich zur damals noch abgehaltenen Andacht am Sonntag-nachmittag (genannt „die Vesper“), hielt dann der Kreisleiter in der damals größten Wirtschaft des Dorfes eine Kundgebung ab. „Der Saal war voll“, schreibt der Pfarrer. Die Rede ist erhalten, ein Vertrauter des Pfarrers hatte mitgeschrieben, der Kreisleiter schloss pathetisch: „Für jeden Vater, für jede Mutter ist es eine Ehre und eine Pflicht, ihre Kinder aus Vaterlandsliebe dem Führer zu schenken“ – zum Ende des Krieges werden im Dorf 231 Gefallene zu beklagen sein.

Bei der „Kreisleitung Offenburg, Adolf-Hitler-Haus“ (Anm.: auf dem Briefbogen ist die Anschrift nicht angegeben, nur „Fernsprecher 2121“) protestierte der Pfarrer „schärfstens gegen die Störung des Gottesdienstes“. Er wird zum Verhör vorgeladen, „angebrüllt“, wie er schreibt, und mit einer „Strafverfügung in Höhe von 150 RM“ belegt (Anm.: im Jahr 1933 lag ein durchschnittlicher Monatslohn bei ca. 140 RM).

„Kampf um die Jugend“

Inzwischen wurden wie überall im Reich auch im Dorf die kirchlichen Jugendvereinigungen durch den „Reichsjugendführer“ Baldur von Schirach aufgelöst. Dabei waren es gerade die Lehrer in der Volksschule, angeführt vom Schulleiter und gleichzeitigen Ortsgruppenleiter, die auf die Schüler einen zunehmenden Druck ausübten, in die „Hitlerjugend“ (HJ) und in den „Bund deutscher Mädels“ (BdM) einzutreten. So wurde aus den Reibereien zwischen dem braunen Bürgermeister im Rathaus und dem Mann im Pfarrhaus, dem ehemaligen Frontsoldaten, ein „Kampf um die Jugend“, wie der Pfarrer formuliert. Denn der Pfarrer wehrte sich natürlich gegen die Einvernahme seiner Pfarrjugend in die HJ und in den BdM. Der Pfarrer hat sorgfältig aufgeschrieben, wie das zugeing und was die Schüler und die Eltern ihm aus der Schule berichteten: „Wenn du“, so die Lehrer, „nicht zu uns kommst, dann bekommst du ein schlechtes Zeugnis und dann bekommst du keine Lehrstelle. Dann wird dein Vater bei der Eisenbahn (Schutterwald war damals ein Bauern- und Eisenbahnerdorf) entlassen, oder er wird versetzt, nach Köln oder Königsberg(!). Der Großvater verliert seine Pension, der Vater bekommt als Handwerker keine Aufträge mehr und ist erledigt.“ „Kein Papst und kein Bischof kann euch helfen“, hieß es zum Schluss, ergänzt um die moralische Keule: „Und dann seid ihr selbst an allem schuld.“

Ein Mädchen in der 8. Klasse, vor der Schulentlassung stehend, hielt diese Belastung nicht aus und wollte sich in seiner Verzweigung im Baggersee umbringen.

Ein Hirtenbrief

Die Zerstörung der kirchlichen Jugendorganisationen war nun ein klarer Bruch des Artikels 31 des Reichskonkordates vom 20. Juli 1933, in dem die Reichsregierung sich verpflichtet hatte: „Diejenigen katholischen Organisationen, welche ausschließlich religiösen, rein kulturellen und karitativen Zwecken dienen und als solche der kirchlichen Behörde unterstellt sind, werden in ihren Einrichtungen und Tätigkeiten geschützt.“ Die deutschen Bischöfe ermahnten nun unter dem Eindruck dieser bedrohlichen Entwicklung im Hirtenbrief „An Klerus und Volk“ vom 20. August 1933 zu „Ruhe und Ordnung. Vergeltet nicht Böses mit Bösem, die Familienväter und pflichttreuen Staatsbeamten mögen sich hervortun durch Gewissenhaftigkeit und Opfergeist“³. Der „Ostergruß“ des Papstes Pius XI. hatte zuvor „den geliebten Söhnen (!) in Deutschland“ versichert, „eure Verbände sollen jedenfalls wissen, mit Apostolischem Segen, dass ihre Sache Unsere Sache ist“, und der Freiburger Erzbischof Conrad Gröber schrieb in seinem Hirtenbrief am 26. Juli 1935 „An die organisierte katholische Jugend der Erzdiözese“, sie möge „die Reihen umso enger und fester schließen (...)“, „die Jungens und Mädels“ sollen sich ihren „deutschen Charakter nicht bemeckern lassen“, denn „Schweigen und Leiden macht groß“.⁴

Nun waren „Schweigen und Leiden“ nicht gerade herausragende Charakterzüge des ehemaligen Weltkrieg-1-Soldaten und Pfarrers Anton Schmid in Schutterwald, jedenfalls nicht „Schweigen“. Deshalb war die Empfehlung des Erzbischofs aus Freiburg, seines obersten Dienstherren, zum „Schweigen“ absolut nicht das, was er sich als Antwort auf die Kampfansage des Reichsjugendführers aus Berlin vorgestellt hatte. So hatte er im Hirtenbrief seines Erzbischofs den Satz, in dem dieser vom „Recht auf das Leben eurer Organisationen“ schreibt, durchgestrichen und am Rande mit roter Tinte vermerkt: „Es ist unsere heilige Pflicht sie zu schützen und erhalten“. „Pflicht“ steht in Großbuchstaben und ist unterstrichen.

Der Pfarrer beschwerte sich bei den Lehrern, beim Nazi-Bürgermeister und, das will etwas heißen, bei der inzwischen gefürchteten Gestapo in Offenburg, mit dem wohl absichtlich naiven Zusatz, er könne sich „nicht vorstellen, dass das von oben gebilligt oder gar gewollt ist“. Dann schrieb er an den

„Hochwürdigsten Herrn Erzbischof Dr. Gröber“, mit der „Bitte um Bestärkung, wie angesichts dieser Not zu verfahren ist“. Eine Antwort des Erzbischofs blieb indessen aus. Schließlich heftete er, und das hatte die Gestapo in Offenburg ausdrücklich verboten, Kopien des „Hirtenbriefs an Klerus und Volk“ der deutschen Bischöfe vom 3. September 1933 an alle drei Türen seiner Kirche. Handschriftlich ist mit rotem Stift in den Akten vermerkt: „Wurde gelesen“.

Schließlich ging der Pfarrer an die Öffentlichkeit und kündigte für den Sonntag nach dem schon erwähnten SA-Aufmarsch, für den 3. November 1933, eine „große Predigt“ an. So geschah das auch. „Die Kirche war überfüllt“, schreibt er. Er berichtete, wie die Lehrer in der Schule den Kindern in der Schule zusetzten, sprach von den Eltern, die ihn in ihrer Not aufsuchen, beklagte das Mädchen, das sich vor wenigen Wochen umbringen wollte. Seinen Kampf verglich der Pfarrer mit dem Kampf Davids gegen Goliath, „aber von einem Sieg kann die Gegenseite niemals reden, auch wenn es in fetten Überschriften so dargestellt wird“.

Wohl ahnend, dass er sich in seiner „großen Sonntagspredigt“ weit hinausgewagt hatte – wenige Wochen zuvor war der Stadtpfarrer von Ettlingen, Augustin Kast, in „Schutzhaft“ genommen worden, erst nach Kriegsende, nach zwölf Jahren, kam er aus dem KZ Dachau frei – schloss er die „große Predigt“: „Sollten sich für mich unangenehme oder gar schlimme Folgen ergeben, so spreche ich, wie einst am Weihetag in Freiburg: ‚Sehet, ich stehe zur Verfügung – da bin ich.‘“

Der Oberlehrer und Ortsgruppenleiter – er hatte sich wenige Tage zuvor mit dem Pfarrer gestritten und ihn angebrüllt, er schäme sich, Katholik zu sein, worauf dieser ihn schriftlich aufforderte, „er werde sich bis Sonntag für dieses freche Wort entschuldigen“ – war auf die Ankündigung der „großen Sonntagspredigt“ natürlich auch in die Kirche gekommen und hatte fleißig mitgeschrieben. Zusammen mit weiteren Parteigenossen, die auch zugehört hatten, was der Pfarrer von der Kanzel herunter seinem Kirchenvolk verkünden musste, beeilte sich der Herr Oberlehrer und Ortsgruppenleiter, den Pfarrer bei der Staatsanwaltschaft Offenburg umgehend anzuzeigen, bereits „gleich am Montagmorgen“, wie der Pfarrer vermerkte. Die Anzeige wurde an den SS-Oberführer und Minister des Kultus und Unterrichts in Karlsruhe, Otto Wacker, weitergeleitet. Die-



Augustin Kast, Ettlinger Stadtpfarrer war ein entschiedener Gegner des Nationalsozialismus. Im Juni 1933 kam er in „Schutzhaft“.
(Foto: pr)

ser schrieb am 21. Dezember 1933 an das „Erzb. Ordinariat Freiburg“:

„Pfarrer Anton Schmid in Schutterwald hat am Sonntag, den 3. November 1933, im Hauptgottesdienst in Schutterwald über das Thema ‚Im Kampf um die Jugend‘ gepredigt und dabei Ausführungen gemacht, die geeignet waren, die Bevölkerung gegen den nationalsozialistischen Staat aufzuhetzen. (...) Außerdem hat Pfarrer Schmid an sämtlichen 3 Eingangstüren der Pfarrkirche in Schutterwald den Hirtenbrief der Fuldaer Bischofskonferenz angebracht, obwohl ihm bekannt sein musste, dass die Verbreitung strengstens verboten ist. Aus der Vergangenheit dieses Geistlichen ist bekannt geworden, dass er als Vikar in Singen vom Jahre 1927 bis 1929 tätig war und dort mit dem Reichsbanner sympathisierte. Anlässlich einer Feier auf dem Friedhof soll er als Reichsbannerkamerad gesprochen haben. (...) Die von der Geheimen Staatspolizei jetzt festgestellte Handlungsweise des Geistlichen stellt eine äußerst schwerwiegende Verletzung des Ortsfriedens in Schutterwald dar, dass ich in Übereinstimmung mit dem Herrn Minister des Inneren um alsbaldige Versetzung des Geistlichen ersuchen muss.“

Daraufhin schrieb das Erzbischöfliche Ordinariat, die bischöfliche Verwaltung, am 28. Dezember 1933, ohne weitere Anrede:

„Pfarrer Anton Schmid in Schutterwald: Wir übersenden Ihnen in der Anlage die Abschrift des Schreibens des Herrn Ministers des Kultus und Unterrichts vom 21. d. Mts. zur Äußerung über die gegen Sie vorgebrachten Beschwerden.“

Der im Schreiben vermerkten Aufforderung, eine „Ausfertigung Ihrer Predigt vom 3. November“ vorzulegen, kommt der Pfarrer unverzüglich nach und fügt hinzu:

„Eine allgemeine Aufregung und Erregung im Dorf, die sich in zahlreichen Besuchen der Eltern unserer Kinder im Pfarrhaus Luft verschaffte, veranlassten mich zu dieser Predigt (...), die Not vieler Eltern bisheriger Jungschar Kinder, die erkannt hatten, dass in diesem Kampf Macht vor Recht geht, die in der Sorge um ihr Brot ihre Kinder dem Jungvolk schweren Herzens freigeben. Ich betrachte es als meine Hirtenpflicht, diesen Eltern in ihrer Not beizustehen.“

Seine Behauptung, jener Erlass des Reichsjugendführers sei ein Rechtsbruch, nehme er nicht zurück, „auf keinen Fall, nie-

mals“. Er verwehrt sich in seinen „bescheidenen Ausführungen“ noch einmal gegen die

„ungeheuerlichen Anschuldigungen, die mich persönlich aufs Tiefste kränken. Die Abwehrstellung des Pfarramtes (...) kann nur dann als eine Verletzung des Ortsfriedens in Schutterwald angesehen werden, wenn man das Recht des Hirten bestreitet, den Wolf einen Wolf zu nennen.“

Eine Antwort des Erzbischöflichen Ordinariats an den Pfarrer Schmid konnte in den Akten nicht ausfindig gemacht werden.

Der Oberstaatsanwalt: Verhör

Die Staatsanwaltschaft in Offenburg jedoch verfolgte die Anzeige des Schulleiters und seiner Parteigenossen wegen „Missbrauch der Kanzel“⁵ weiter. Der Pfarrer wurde deshalb am 17. Mai vom Oberstaatsanwalt in Offenburg aufgefordert, bereits am folgenden Tag, „am Freitag, 18. Mai, 8 Uhr, morgens, pünktlich bei mir zu erscheinen“.⁶ Im Verhör stellte der Staatsanwalt dann auch fest, dass „eindeutig ein Missbrauch der Kanzel“ vorliegen würde. Der Pfarrer wurde dann aber keineswegs entlassen, den ganzen Tag über wurde er festgehalten, die Nacht zum Samstag musste er, wie er schrieb, „im Vorzimmer verbringen, am Morgen gab es eine Kanne Tee, wie warmes Wasser“. Erst nach neun Uhr am Abend wurde er entlassen, über 36 Stunden war er festgehalten worden. Das gegen ihn eingeleitete Strafverfahren wurde jedoch „ausnahmsweise“ eingestellt, der Pfarrer bekam eine Geldbuße von 300 RM, damals ein ungewöhnlich hoher Betrag (s. oben), sowie einen „scharfen Verweis“, und nur wegen der Tatsache, dass er nicht vorbestraft sei, würde es dabei bleiben. „Es liegt an Ihnen, für die Zukunft die Konsequenzen zu ziehen.“ Pfarrer Schmid unterschrieb, mit dem Zusatz, „ich nehme den scharfen Verweis untätigst entgegen“.

Ein Rechtsanwalt mit Namen Zimmermann aus Offenburg (Näheres ist nicht zu erfahren) hatte ihm – im Mai 1934 ein Nachweis von Zivilcourage! – bei der Vernehmung durch den Staatsanwalt zeitweise beigegeben. Er brachte den Pfarrer auch am späten Samstagabend in seinem Auto bis zur Kinzigbrücke, den restlichen Heimweg ins Pfarrhaus nach Schutterwald, gute sechs Kilometer, musste der Pfarrer zu Fuß machen – „um halb zwölf kam ich an“, schreibt er. „Für den Beistand und das Mitnehmen“, bedankte er sich schriftlich, als er die

„Kostenrechnung in Höhe von RM 20, zuzüglich 2% Umsatzsteuer“, beglich.

Zwei Jahre später, im September 1936, zeigte der Oberlehrer und stellvertretende Ortsgruppenleiter den Pfarrer erneut an, jetzt beim Kreiskulturstellenleiter. Er, der Pfarrer, habe im Religionsunterricht eine „Anspielung auf den deutschen Gruß“ gemacht und „den Machtanspruch des Nationalsozialismus in Frage gestellt“. Zwei Polizisten holten den Pfarrer unmittelbar nach der Morgenmesse aus der Sakristei heraus, im „Haus der Partei“ in Offenburg erfolgte erneut ein „scharfes Verhör mit Anbrüllerei“, so der Pfarrer. Den ganzen Tag über wurde er dort festgehalten und auch jetzt wieder erst gegen Mitternacht freigelassen, den Weg in der Nacht ins Pfarrhaus nach Schutterwald musste er erneut zu Fuß zurücklegen. Nach einigen Tagen bekommt er eine „Strafverfügung von 350 RM“, und dann kommt die Drohung: „Bei Rückfall droht Schutzhaft“.

Vonseiten des Ordinariates in Freiburg, dem der Pfarrer auch jetzt wieder berichtet hatte, kam der Tadel eines „eigenmächtigen und unklugen Vorgehens“.

Maul- und Klauenseuche im Dorf: Die Kirche wird geschlossen

Ein Jahr später begann ein neues Kapitel der Auseinandersetzung mit den Nazis auf dem Rathaus und der Gestapo in Offenburg. Anfang Oktober 1937 war im Dorf die Maul- und Klauenseuche ausgebrochen, und das Bezirksamt Offenburg teilte unter Bezug auf „Bekanntmachung im Führer“⁷ am 5. Oktober 1937 dem Pfarrer in Schutterwald mit: „Versammlungen jeder Art, bei der ein größerer Personenkreis zusammen kommt, sind verboten, auch Gottesdienste. Ausnahmen bewilligt das Bezirksamt“. (Anm.: „auch Gottesdienste“ ist unterstrichen, offensichtlich rechnete man damals noch mit einem „größeren Personenkreis“.)

Noch am selben Tag rückten nun fünf Polizisten an und legten Ketten und Siegel an die zwei Seitentüren und an das Hauptportal der Kirche. Dieses unglaubliche Vorgehen war eindeutig eine böswillige Maßnahme gegenüber dem Pfarrer, unter der natürlich nicht weniger auch die Leute im Dorf zu leiden hatten. Denn eine noch dazu mit Ketten verschlossene Kirche war bis dahin unvorstellbar. Die Leute konnten nicht glauben, was geschehen war, denn das hatte es, seit die Kirche stand, nicht gegeben. Der Pfarrer machte nun in einem Anschlag an die drei Kirchentüren die Verfügung des Bezirksam-

tes bekannt, er werde aber, wie bisher, „täglich eine heilige Messe lesen, zu der aber niemand Zutritt haben kann“. Er schrieb sofort an das Ordinariat von seiner „tiefen Erschütterung“. Eine Antwort ist auch hier nicht belegt.

Heutzutage, nur zwei Generationen später, mag es keiner besonderen Erwähnung wert sein, wenn eine Kirche, und sei es bezirksamtlich, zugeschlossen wird, und nur wenige Leute würden sich auch noch wie damals darüber empören, wie noch zu berichten ist. So ist es wohl zu verstehen, dass ein im Herbst des Jahres 1937 die Menschen im Dorf zutiefst verstörendes Geschehen heute aus der Erinnerung fast vollständig verschwunden ist. Erst auf Nachfragen erinnerten sich einige hochbetagte Leute.

Natürlich protestierte der Pfarrer erneut „aufs Schärfste“ gegen die Ketten an den Kirchtüren, mit der Folge, dass er erneut zum Verhör einbestellt wurde, dieses Mal in die Kreisgeschäftsstelle der Partei. „Im Vorzimmer holte ich mir einen Anbrüller“, so berichtet er. Dann wurde er weggeschickt, und dabei blieb es zunächst – eine trügerische Ruhe. Denn zwei Wochen später, am Samstag, 16. Oktober 1937, geht der Sturm richtig los, wie der Pfarrer wieder einmal mehr seinem Ordinariat berichtet: „Um halb acht früh, nach der Messe, kam ein Gendarmeriewachtmeister namens Leb mit drei Mann ins Pfarrhaus.“ Ohnmächtig musste er zusehen, wie die Polizisten in sein Schreibzimmer eindrangen, und wie der Wachtmeister seinen Schreibtisch durchsuchte. „Der Wachtmeister“, schreibt der Pfarrer weiter, „beschlagnahmte das Wochenblättchen ‚Die Hoffnung‘, ebenso das Verkündbuch, und die Männer packten alles ein. Auf meine Frage nach dem Rechtstitel dieser Maßnahme wurde ich angebrüllt, ‚die Geheime Staatspolizei wird alles erklären, Sie werden bis Dienstag dort erscheinen‘.“

Unverzüglich legte der Pfarrer bei der Geheimen Staatspolizei in Offenburg schriftlichen Protest ein. Als er am Dienstag dort, wie befohlen, erschien und erneut protestierte und „Die Hoffnung“ und das Verkündbuch zurück haben wollte, wurde er von einem „Kerl in Uniform“ im Flur angeschrien, er solle sofort „abhauen“.

Die „Geheime Staatspolizei, Außenstelle Offenburg, Baden“, teilte dem Pfarrer drei Wochen später, am 10. November, mit, dass die Gendarmerie angewiesen ist, das „Verkündbuch“ zurückzugeben. „Der Beschlagnahme des Wochenblättchens ‚Die Hoffnung‘ wegen müssen Sie sich an die Staatsanwaltschaft Offenburg wenden.“ Zweimal, am 15. und 25. November, verlangte der Pfarrer deshalb die Rückgabe der beschlagnahmten

„Hoffnung“. Die Staatsanwaltschaft Offenburg teilte dem Pfarrer lediglich am 12. Dezember mit, „Ihr Blatt ‚Die Hoffnung‘ ist nach Karlsruhe zur Prüfung an das Ministerium geschickt worden. Sie können sich dorthin wenden.“ Der Pfarrer scheint darauf verzichtet zu haben. „Die Hoffnung“ verblieb im Ministerium in Karlsruhe, für immer.

Ein neuer Seuchenfall

Indessen teilte das Bezirksamt am 18. November 1937 dem Bürgermeisteramt und dem Pfarramt mit, dass die Maul- und Klauenseuche erloschen sei und die Kirche – über sechs Wochen lang war sie geschlossen gewesen! – „vom Sonntag, 21. November, wieder geöffnet werden darf. Den Bewohnern von Höfen⁸ ist jedoch die Teilnahme an den Gottesdiensten und das Betreten der Kirche vorläufig nicht gestattet“. Jedoch die Freude der Leute im Dorf, jetzt wieder in die Kirche gehen zu können, dauerte nur kurz. Denn nur zwei Tage später – es ist Samstagvormittag – rückte der besagte Wachtmeister mit seinen drei Mann wieder an und verschloss und versiegelte die Kirche erneut. Das Bezirksamt in Offenburg hatte sich, noch rechtzeitig vor dem Sonntag, beeilt, dem Pfarrer mitzuteilen, dass „gestern ein neuer Seuchenfall in Schutterwald festgestellt wurde“.

Der Pfarrer protestierte entrüstet, legte sich mit dem Gendarmeriewachtmeister und seinen drei Mann an, es half ihm nichts. „Tief erschüttert“ berichtete er seinem Erzbischof in Freiburg, was geschehen war. Eine Antwort findet sich auch hier nicht in den Papieren. In seiner Not wandte sich der Pfarrer erstaunlicherweise jetzt sogar an den Herrn Oberlehrer und Ortsgruppenleiter. Es könne ihm, so schreibt er, „dem Herrn Oberlehrer, doch nicht gleichgültig sein, wenn die Schüler der Kirche fernbleiben müssen“. Dieser antwortete: „Wann die Kirche bezirksamtlich wieder offen ist zu sagen, ist nicht meine Sache. Aber ich habe Ihr Schreiben sofort („sofort“ ist unterstrichen!) aufs Rathaus gesandt. Heil Hitler.“

Inzwischen waren die Menschen im Dorf nicht mehr bereit, dieses unglaubliche Vorgehen des Bezirksamtes hinzunehmen. Nicht weniger als 15 Bürger, sieben Frauen und acht Männer, schrieben am 30. November:

„An das Kreisamt in Offenburg: Die Schließung der Kirche seit zwei Monaten ist ein unhaltbarer Zustand. Für diese Maßnahme besteht kein Grund, wo doch die Wirtschaften immer offen waren. Wir können nicht zuschauen, wie der gute Einfluss unseres Pfarrers unterbunden wird.“

Ein Bürger aus dem Dorf, ein angesehener Landwirt, schrieb sogar noch an die Gestapo. „Ich habe“, so schreibt er, „schon den ‚Führer‘ gelesen, als er noch als Wochenschrift erschien“. Dann macht er sich sogar auf zur Gestapo-Leitstelle – Zivilcourage im November 1937! –, wurde aber „im Vorzimmer abgefertigt“, wie er dem Pfarrer berichtet.

Der zweite Adventsonntag kam, der Pfarrer protestierte erneut bei der „GeStaPo“. Hilfesuchend schrieb er an seinen Generalvikar Rösch⁹, den Stellvertreter des Bischofs und Leiter der zentralen Verwaltungsbehörde in Freiburg:

„ (...) Wirtschaften, Kaufläden waren nie geschlossen, aber die Kirche und das ganze katholische Vereinsleben sofort. Schweine wurden verwogen auf der Gemeindewaage gleich neben der Kirche, die Gaißen (Anm.: so die Schreibweise des Pfarrers) zum Bock gebracht. Aber die Gläubigen und die Kinder müssen an der geschlossenen Kirche vorbeigehen. Da packt es mich und ich habe mir gesagt, jemand muss doch einmal sagen, welches die Rangordnung der Werte ist.“

Eine Antwort aus Freiburg ist in den Akten nicht auffindbar, die Kirche war immer noch geschlossen, und schließlich ist in vier Tagen Weihnachten! Aufs Äußerste besorgt und beunruhigt wollte der Pfarrer am 21.12. 1937 vom Bürgermeister wissen, ob die Kirche zu Weihnachten geöffnet werden könne. Umgehend, am 22. Dezember, kam die Antwort des Bürgermeisters,

„An das Erzbischöfliche Pfarramt: Außerkirchliche Weihnachtsfeiern: Nachdem in Schutterwald erneut Maul- und Klauen-seuche ausgebrochen ist, befindet sich Schutterwald weiterhin im Sperrgebiet. Kirchliche Weihnachtsfeiern und Versammlungen sind verboten. Laut RdErl. v. 13.12.1937 Nr. 100 556 ist der Partei, ihre Gliederungen und angeschlossene Verbände in der Zeit vom 20.12.1937 bis zum 1. Januar 1938 in den Sperrgebieten entsprechende Veranstaltungen (Volksweihsachten!) durchzuführen gestattet.“

Die Kirche war seit fast einem Vierteljahr verschlossen, und dann geschah auch noch dieses: Eine anonyme Anzeige bei der Staatsanwaltschaft in Offenburg beschuldigte den Pfarrer der „unzüchtigen Annäherung an Kinder“! Er wurde erneut zum Verhör einbestellt. Aber das war nun doch wohl selbst dem braunen Staatsanwalt, der bisher nicht gerade anständig mit dem Pfarrer umgegangen war, zu viel: Die Anzeige wurde nicht weiter verfolgt.

Der Pfarrer sah also seine Kirche verschlossen, seit fast drei Monaten, und dann diese unsägliche Verleumdung! Wer den kämpferischen und schon auch zu cholerischen Ausbrüchen neigenden Pfarrer gekannt hat, mag nachempfinden, wie sehr er durch diese Anzeige und das beschämende Verhör zutiefst getroffen und verletzt war. Einen bewegenden Eindruck seiner Gemütsverfassung zeigt ein Eintrag auf einem Blatt in den Akten: Hier hat er handschriftlich alle neun Strophen des Gedichtes „Die öffentlichen Verleumder“ von Gottfried Keller¹⁰ aufgeschrieben: „Ein Ungeziefer ruht im Staub und trockenem Schlamme, (...) gehüllt in Niedertracht und zischelt seine Grüße (...) ein Lügner vor dem Volke ...“. Beigefügt ist ein Zeitungsbeitrag, in dem das Leben des Dichters, des „reifen Mannes in vielerlei Nöten“ beschrieben ist. In ihm mag der Pfarrer sich wohl selbst erkannt und vielleicht auch getröstet haben.

Die Kirche im Dorf blieb also weiterhin versiegelt und verschlossen, und wenn es nach dem offensichtlich zu allem entschlossenen Bürgermeister auf dem Rathaus gegangen wäre, hätte der Pfarrer die Weihnachtmesse für sich allein in seiner menschenleeren Kirche lesen können. Inzwischen schien aber in den Herren im Bezirksamt in Offenburg die Erkenntnis gereift zu sein, dass das doch zu weit gehen würde. Deshalb stellten sie einen Tag später fest, dass die Seuche plötzlich und auf wundersame Weise erloschen war, nachdem der Bürgermeister noch einen Tag zuvor einen „neuen Seuchenfall“ diagnostiziert hatte. „Ein Wachtmeister aus Offenburg war mit dem Rad gekommen“, wie der Pfarrer notierte, und brachte noch am Abend des 23. Dezember Post vom Bezirksamt: Es gibt keine Maul- und Klauenseuche mehr im Dorf, die Leute dürfen wieder in ihre Kirche gehen. Der „Bott“ (Anm.: Gemeindediener) radelt, wie das damals und bis in die frühen 1950er Jahre üblich war, durch die Straßen des Dorfes, läutet mit der „Schelle“ und verkündet der Gemeinde die frohe Weihnachtsbotschaft von der Öffnung ihrer Kirche. So versammelte sich die Gemeinde am Weihnachtsmorgen in der Kirche, nachdem sie fast drei Monate lang verschlossen gewesen war. Indessen, die Erinnerung an diese Ereignisse ist, wie oben schon erwähnt, im Dorf fast vollständig verschwunden.

Die Kirche war also wieder offen, aber der nächste Streit ließ nicht lange auf sich warten. Denn kaum einen Monat später war es wieder soweit, und wenn die Angelegenheit nicht so ernst und bedrückend gewesen wäre, könnte man fast kabarettistische Züge erkennen: In der Fastenzeit des

Jahres 1938 wollte der Kirchenchor das Theaterstück „Christus in der großen Stadt“ aufführen. Dem Parteigenossen und Bürgermeister auf dem Rathaus konnte das natürlich nicht entgehen. So beeilte er sich, der Gestapo-Leitstelle in Offenburg umgehend zu berichten, was der Kirchenchor vorhatte, und am 11. Februar teilte er das Ergebnis seiner Wächtertätigkeit dem Pfarrer mit:

„Hochw. Herr Pfarrer: Wie mir die geheime Staatspolizei Offenburg mitteilt, bedarf die Aufführung des Theaterstückes der Genehmigung. Sie müssen das zur Aufführung vorgesehene Theaterstück zur Nachprüfung dem Kreiskulturstellenleiter vorlegen. Heil Hitler.“

Und nun hat der Herr Kreiskulturstellenleiter, ein gewisser Herr Steiger aus Offenburg, seinen großen Auftritt als Zensor. Sorgfältig und gewissenhaft durchforscht er „Christus in der großen Stadt“, und teilt das Ergebnis seiner Studien schließlich am 23. Februar 1938 dem Pfarrer mit:

„An das Erzb. Pfarramt Schutterwald:

„Christus in der großen Stadt‘ weist einzelne Stellen auf, deren Tendenz verdächtig wenn nicht gar staatsfeindlich ist. Schon das geschriebene Wort erweckt dessen Eindruck, der beim Vortrag noch verstärkt und recht wirksam in die Erscheinung treten wird.“ Als Beweis für den zersetzenden Inhalt des Stückes führt der Herr Zensor an, dass „schon im zweiten Auftritt des ersten Aktes Vinzenz den Goldpeter mit ‚Grüß Gott‘ begrüßt. Goldpeter antwortet: ‚Nanu, ihr seid nicht von hier, so grüßt man hier nicht.‘“ „Diese Stelle“, so erkennt der Kreiskulturstellenleiter, „enthält eine offensichtliche Anspielung auf den Deutschen Gruß“ – womit er in der Tat gar nicht so falsch lag!

„Im 1. Auftritt des 2. Aktes“, so fährt der Herr Zensor dann fort, „steht der Satz: ‚Was nutzt ein toter Hauptmann der Bewegung? Ihr treibt ein lustiges und gefährliches Spiel mit dem Bollwerk eurer Leiber.‘“ Und da erkennt der Zensor scharfsinnig: „Ist das nicht eine Zersetzung und eine Hetze gegen den Wehrdienst und offensichtlich läuft diese Unterhaltung auf die Bestrebung hinaus den Machtanspruch des Nationalsozialismus im Staate zu bestreiten. Nach den Anweisungen des Reichsministers für Volksaufklärung und Propaganda RMfVP vom 23. Juli 1935 sind solche politischen Bedenken vorhanden, sodass also die Zulassung des Stückes abgelehnt wird. Gez. Steiger Heil Hitler.“

Das Stück „Christus in der großen Stadt“ brachte der Kirchenchor in der Fastenzeit 1938 also nicht auf die Bühne. Dabei hätte der aufmerksame Herr Zensor dem Pfarrer durchaus gefährlich werden können. Denn am 17. Februar 1938 hatten die Nazis – sie wussten ja, was sie vorhatten – eine „Kriegssonderstrafrechtsverordnung“ erlassen, welche „die Zersetzung der Wehrkraft unter Todesstrafe stellt. In minder schweren Fällen kann auf Zuchthaus oder Gefängnis erkannt werden“.

Ein nächtlicher Streifendienst

Zu den eher kleineren Gehässigkeiten zählte, dass am 21. Mai 1940 ein „Streifendienst“ den Pfarrer um Mitternacht aus dem Bett klingelte. Auf die Frage des Pfarrers, was denn los sei, wurde, wie er schreibt, „mir zugebrüllt: besser verdunkeln, Nordseite, 3. Stock, Licht brennt“. Der Pfarrer ging in der Dunkelheit durchs Haus – der aufmerksame mitternächtliche Streifendienst hatte sich inzwischen in der Dunkelheit schnell verdrückt –, nirgendwo brannte Licht, erst recht nicht „im 3. Stock, Nordseite, weil es dort, auf dem Dachboden des Hauses, überhaupt kein Licht gibt“, wie der Pfarrer dem Bürgermeister schreibt. Dieser sorgte indessen dafür, dass der Pfarrer nur zwei Tage später die Vorladung zum Verhör auf der Leitstelle erhielt, einen ganzen Tag wurde er dort wieder festgehalten. Schließlich erhielt er „auf Grund des § 9 des Luftschutzgesetzes eine Straf-Verfügung, weil er sich trotz Verwarnung gegen die Verdunklung vergangen hat, Beweismittel Ortskommandant, in Höhe von 150.- RM, im Falle der Unbeibringlichkeit eine Haftstrafe von 1 Tag. Der Bürgermeister. Der Ortskommandant. Heil Hitler“.

„Unsinnig viele Gefallene“

Januar 1943: Inzwischen ist seit über drei Jahren Krieg, und am 30. Dezember 1942, im Silvester-Gottesdienst zum Jahresende, hatte der Pfarrer „unsinnig viele Soldaten und Gefallene der Pfarrei“ beklagt. Die Namen hatte er feierlich vorgelesen und dazu an die Angehörigen kleine Holzkreuze ausgeteilt, auf denen die Namen ihrer Toten aufgeschrieben waren. „Viele Pfarrkinder weinen still, einige laut“, schreibt der Pfarrer. Dazu waren im „Pfarrblatt“ vom 15. Januar 1943 auch die Namen der Gefallenen aufgeschrieben und nachzulesen: 79 Gefallene waren es, aus Stalingrad würden vom Dezember 1942 noch zwei Namen dazu kommen. (Anm.: Im Jahre 1939 gab es im Dorf etwa 480 Männer zwischen 19 und 40 Jahren.¹¹ Bei

Kriegsende waren 231 Soldaten gefallen, somit war fast die Hälfte jener Jahrgänge tot. Bereits im 1. Weltkrieg stellte das Dorf 349 Soldaten, 93 von ihnen fielen.)

Dass die Menschen in der Kirche weinen, dazu noch laut, wenn 79 Namen der Gefallenen aufgerufen werden, das war natürlich auch dem Bürgermeister und dem Schulleiter und Ortsgruppenleiter unerträglich, die deshalb sofort an die Gestapo-Leitstelle in Offenburg meldeten, was sich in der Kirche in Schutterwald ereignet hatte. Was dann geschah, schreibt der Pfarrer seinem Erzbischof in Freiburg am 2. Februar 1943 und an das Ordinariat, das ihm schon bisher nicht beigestanden war:

„Am Freitag, den 30. Januar, vormittags 10 Uhr erschien im Pfarrhaus ein Beamter der geheimen Staatspolizei, mit drei Mann, der mich wieder einmal mehr zum Verhör nach Offenburg befahl.“

Unser Pfarrer hatte ja den Krieg am eigenen Leibe erfahren, und so fährt er fort:

„Vom ersten Tag des Krieges an habe ich die briefliche Verbindung mit den vielen Soldaten der Pfarrei aufgenommen. Schon nach dem 2. Rundbrief an alle Krieger erfolgte durch die Gestapo die Beschlagnahme und Wegnahme meiner beiden wertvollen und unersetzlichen Adressenkartotheken (Anm.: Näheres ist aus den Akten leider nicht ersichtlich), in denen ich einmal nach dem Namensalphabeth, dann nach der Feldpostnummer alle einberufenen Pfarrkinder registriert hatte. Nun konnte ich natürlich nur noch denen schreiben, die mich mit Feldpost bedachten. Das waren selbstverständlich nicht alle, aber doch so viele, dass ich an Silvester 1942 im Besitz von 1128 Feldpostbriefen und -karten (so in der Durchschrift des Briefes unterstrichen) war. Seit mindestens 2 Jahren habe ich keine einzige Sendung unbeantwortet gelassen und deshalb an einzelnen Tagen, besser gesagt: Nächten, 12, ja bis zu 35 Briefe zu schreiben gehabt. Zu Neujahr 1942 habe ich den von der Kolpingfamilie herausgegebenen Neujahrsbrief, zu Pfingsten und Allerseelen einen eigenen Brief mit dem Beiblatt (Anm.: Das Beiblatt ist leider nicht erhalten) an alle erreichbaren Krieger gesandt. Den Pfingst- und Allerseelengruß habe ich in der Kirche verteilt, wo die Zettel reissend Absatz fanden. Zur Fastenzeit hatte ich wieder etwas Ähnliches vor. Um über die Korrespondenz wenigstens einigermaßen Herr zu werden, habe ich auch Briefe geschrieben, in denen ich einen mehr allgemein gehaltenen Text vervielfältigte, und mit Hand Anrede und Unterschrift und einige persönliche Sätze hinzufügte.“

Da raubte die Gestapo dem Heimatpfarrer schon nach dem 2. Rundbrief, also wohl bald nach Kriegsbeginn, seine „wertvollen und unersetzlichen Adressenkarthotheken“, damit es ihm unmöglich wird, mit seinen „Kriegern“ weiter in Verbindung zu bleiben. Aber das hatte diesen hartnäckigen Pfarrer und Weltkrieg-1-Soldaten nicht zum Schweigen gebracht: Er schrieb wenigstens den Soldaten, von denen er selbst Post bekam, wobei es doch höchst erstaunlich ist und ein bezeichnendes Licht auf die Persönlichkeit des Pfarrers werfen dürfte, dass die Soldaten ihrem Heimatpfarrer schreiben. Und nun erdreistete sich dieser auch noch, in der Kirche die Namen der „unsinnig vielen Gefallenen“ – 79 Namen! – vorzulesen und dazu auch noch kleine Holzkreuze mit den Namen der Gefallenen auszuteilen, zur Erschütterung der Gemeinde, und das zu einer Zeit, in der den Tageszeitungen befohlen war, die Todesanzeigen der Gefallenen kleinformatig zu halten. Das war für die Gestapo nicht weiter hinnehmbar, damit musste endgültig Schluss gemacht werden. Wie das geschah, berichtet er seinem Erzbischof und dem Ordinariat in Freiburg:

„Die von der Ge.Sta.Po. getroffenen Maßnahmen bestanden darin, dass die große AEG-Schreibmaschine und der neue GEHA-Vervielfältiger beschlagnahmt werden, dazu noch der Allerseelen-gruß 1942. Die konfiszierten Gegenstände wurden 2 Tage später per Auto nach Offenburg geholt.“

„Der Gestapo-Mann“, so fährt der Pfarrer fort, „durchwühlte auch noch meinen Schreibtisch und hat mitgenommen, ‚Mein Osterweg zum Tisch des Herr‘, das ist die Hinführung zur Erstkommunion, eine broschiierte Fassung für jedes Kommunionkind, 66 Stück zusammen, auch das ‚Kommunionglöcklein‘. Alles beschlagnahmt und sofort alles mitgenommen, dazu das Protokoll zu den Marienfeiern vom 16. und 23. August (Anm.: 1942). Die Vervielfältigung desselben in einer Auflage von 300 hatte den Zweck, die Erinnerung an das Gelöbniß wach zu halten und zur Erfüllung aufzumuntern. Mein an Ort und Stelle vorgetragener lauter Protest war vergeblich.“

„Lauter Protest“ ist unterstrichen, und wer den Pfarrer gekannt hat, weiß, der Pfarrer konnte wirklich laut werden. (Anm.: „Das Gelöbniß“, abgelegt bei den erwähnten Marienfeiern, bestand darin, dass die Gemeinde in der Kirche einen neuen Marienalter errichten würde, sollte das Dorf vom Krieg einigermaßen verschont bleiben. Das Gelöbniß hat die Pfarrgemeinde im Sommer 1950 feierlich eingelöst.) „Ich habe

vor“, so beendete er seinen Bericht an den Bischof, in dem spürbar ist, wie sehr er unter dieser Beraubung litt, „gegen die von der Gestapo getroffenen Maßnahmen Einspruch zu erheben“.

Zwei Tage später, am Mittwoch, 15. Februar, wurde es für den Pfarrer wirklich gefährlich. „Ich wurde wieder einmal mehr zur Geheimen Staatspolizei nach Offenburg befohlen, auf 8 Uhr am Morgen“, so schreibt er am 22. Februar dem Ordinariat in Freiburg, die handschriftlich angefertigte Zeitschrift (die Schreibmaschine hatte man ihm ja weggenommen) findet sich in den Akten.

„Dort wurde mir eröffnet, dass mit der Konfiszierung der beschlagnahmten Teile und Maschinen die Sache nicht erledigt sei. Den ganzen Tag über ging das so, im Pfarrhaus mich zu melden war mir verboten. Die Nacht musste ich ein weiteres Mal auf der Leitstelle verbringen. Die Erteilung einer scharfen Rüge und die Androhung von Konsequenzen in Form von scharfer Haft musste ich am Morgen unterschreiben. Vor allem wurde auch beanstandet, dass ich für die schon lange verbotene Zeitschrift ‚Das Kommunionglöcklein‘ einen verbotenen Ersatz geschaffen habe. Ich musste weiterhin bleiben, erst gegen Mitternacht wurde ich entlassen.“

Dieses Mal hatte dem Pfarrer kein mutiger Anwalt beigestanden, auch auf dem Weg durch die Februarnacht zurück ins Pfarrhaus war er allein.

In den Akten findet sich indessen kein Hinweis, dass der Pfarrer „gegen die von der Gestapo getroffenen Maßnahmen Einspruch“ erhoben hätte. Man hatte ihm ja alles geraubt, seine „wertvolle und unersetzliche Kartothek“, seine „Schreibmaschine und den Vervielfältiger“, den „Osterweg zum Tisch des Herrn“, auch noch „das Kommunionglöcklein“, das auf die Gestapo einen derart gefährlichen Eindruck gemacht haben muss, dass es verboten werden musste! Er muss wohl erkannt haben, dass es jetzt für ihn wirklich gefährlich werden würde, wenn er sich weiter vorwagen würde. Er kannte ja das Schicksal seines Amtsbruders Augustin Kast, des Stadtpfarrers von Ettlingen, und musste befürchten, dass die Gestapo auch mit ihm so verfahren würde, und das würde KZ-Haft bedeuten. Er hatte für diesen Fall einige schriftliche Verfügungen getroffen, überschrieben „Ich bin bereit“.

Vom Ordinariat seines Erzbischofs in Freiburg waren auf seine Briefe, die in Wirklichkeit Hilferufe waren, keine Antworten gekommen, jedenfalls findet sich kein entsprechender

Beleg in den Akten. So erinnerte sich der Pfarrer an einen Bekannten aus der Schulzeit, von dem er offensichtlich wusste, dass er in Berlin tätig war und mit dem er wohl in Verbindung stand, nähere Hinweise finden sich jedoch nicht. Diesem berichtete er, was ihm angetan wurde, besonders aber auch von seinen Befürchtungen. In diesem handschriftlich abgefassten Brief, eine Zweitschrift hatte er hinterlegt, klagte er über „arge Schmerzen in den ganzen Muskeln im rechten Arm, bis zur Schulter, die beim Schreiben bald auftreten, es kommt von der Verwundung im Kriege, ich kann dann kaum mehr weiter-schreiben, man hat mir ja die Schreibmaschine weggenommen. An die Krieger im Feld kann ich gar nicht mehr schreiben.“ Besorgt und fast selbstanklagend fügte er an: „Was denken sie wohl von mir?“ Er wäre jedoch nicht der Pfarrer Anton Schmid, wenn er sich ganz hätte einschüchtern lassen und kapituliert hätte. Eine junge Frau aus seiner Pfarrgemeinde, inzwischen hochbetagt, die als Lehrling in einem Geschäft in Offenburg arbeitete, schrieb für ihn noch für einige Monate Briefe an die Soldaten, „immer mit zwei Durchschlägen“, wie sie berichtete, mit dem Einverständnis des Lehrherrn und in der Mittagspause! Alle wussten, wie gefährlich war, was sie taten: Widerstand der kleinen Namen! „Die Gestapo hat nie etwas gemerkt“, schrieb der Pfarrer. Vielleicht zählt dieses fast unglaubliche Tun zur „Frechheit“, von der er schreibt (s. unten), „mit der ich damals jedem Übergriff in meinem Bereich entgegen getreten bin“.

Die bemerkenswerte Antwort dieses Bekannten aus gemeinsamen Schultagen, der sich als „Oberstleutnant in Berlin“ vorstellt, ist erhalten. Er schreibt: „Mit Erstaunen haben wir davon Kenntnis genommen, dass man Dir Deine Schreibmaschine u. a. beschlagnahmt hat, weil du den Soldaten Briefe ins Feld sandtest. Das hat die Soldaten in ihrer schweren Pflichterfüllung nur gestärkt. Ich würde mich an Deiner Stelle hier kräftig zur Wehr setzen und energisch vorgehen (...).“ Aber dann schlägt dieser Oberstleutnant in Berlin plötzlich einen ganz anderen Ton an und fährt fort: „Wir haben jetzt in diesem schweren Ringen, im Kampf um Leben und Tod, doch wahrhaftig andere Sorgen als dass ein Pfarrer seinen Pfarrkindern aus der Heimat berichtet. Das kann nicht der Wille des Führers sein.“

„Energisch vorgehen“ – dazu hatte der Pfarrer, enttäuscht und insbesondere von seinem Erzbischof allein gelassen, nicht mehr die Kraft. Obwohl auf seinen Hilferuf vom 12. Februar 1943 an seinen Erzbischof keine Antwort gekommen war – jedenfalls findet sich in Akten kein Beleg –, schrieb er am

2. März noch einmal an das Ordinariat. Er schreibt von seiner Angst vor dem Konzentrationslager und berichtet noch einmal, was die Gestapo ihm angetan hatte. Dieser Brief ist ein bewegender Ausdruck seiner Niedergeschlagenheit und seiner Ratlosigkeit, und er bittet, „man möge von dort (Anm.: vom erzbischöflichen Ordinariat Freiburg) aus Weiteres veranlassen, oder aber mir Anweisung geben, was ich tun soll“. Und resigniert fährt er fort: „Ohne meine beiden wertvollen Maschinen wird es mir unmöglich sein, den Kriegern meiner Pfarrei das zu geben, worauf sie warten und wozu ich ein natürliches Recht und eine dienstliche Verpflichtung habe.“ „Natürliches Recht“ und „dienstliche Verpflichtung“ sind unterstrichen.

Dieser Brief vom 2. März 1943 ist das letzte Dokument in den Akten. Es ist ein bewegender Ausdruck der Niedergedrücktheit des Pfarrers und zeigt, welche Veränderung in dem all die Jahre hindurch kämpferischen und weitgehend unerschrockenen Mann inzwischen vorgegangen war.

Der Pfarrer bekam seine Schreibmaschine und den Vervielfältiger natürlich nicht zurück. Soldaten, die den Krieg und die Gefangenschaft überlebt hatten, bestätigten nach Jahren, wie sehr erwartet und wichtig ihnen die Post vom Heimatpfarrer gewesen war, und wie groß ihre Enttäuschung war, als dieser Gruß und diese Bestärkung aus der Heimat ausblieben. Der Pfarrer hat nach Kriegsende übrigens versucht, sein geraubtes Eigentum in Karlsruhe ausfindig zu machen – natürlich ohne Erfolg.

1945: der Weltkrieg ist zu Ende. Die Gemeinde musste den Tod von 231 Männern beklagen. Der Schulleiter und stellvertretende Ortsgruppenleiter sagte, er sei „schon immer dagegen“ gewesen. Unter einer Decke und auf dem Dachboden des Schulhauses habe er „Feindsender gehört“. Er zog sich in seine Schule und dann ins Private zurück und blieb unbehelligt. Der Nazi-Bürgermeister auf dem Rathaus floh vor den anrückenden Franzosen. Sein weiteres Schicksal ist nie ganz geklärt worden. Schon einmal, nach Kriegsende 1918, hatten sich die Hauptverantwortlichen und Schuldigen davongemacht. Zu denen, die sich jetzt, in den Jahren nach 1945, um die Hinterlassenschaft von zwölf Jahren Krieg und Terror kümmern mussten, zählte auch der Pfarrer. Er ging in die Häuser zu den Menschen, die um ihre Toten trauerten, wie er schon in den Kriegsjahren, als fast wöchentlich Nachrichten vom Tode eines Vaters, eines Bruders, eines Sohnes einbrachen, in die Häuser gegangen war, um den Leidtragenden

beizustehen. Dann kamen aus ihrer Heimat in Schlesien, Ostpreußen und in Pommern vertriebene Menschen protestantischer Konfession, fast 200, in das rein katholische Dorf mit knapp 3000 Einwohnern. Der Pfarrer stellte das Gemeindehaus unverzüglich als Notunterkunft zur Verfügung, sein Schlafzimmer räumte er aus und stellte sein Bett hinter ein Bücherregal in seinem Schreibzimmer – das sollte dann auch so bleiben! – und nahm in das Pfarrhaus eine Familie mit zwei Kindern auf. In leicht vorwurfsvollem Ton sagte man von ihm, er würde sein letztes Hemd geben. Die Flüchtlinge, wie man sie noch lange nannte, waren ja nicht immer gerade willkommen. Er ging deshalb in die Häuser, in die die Vertriebenen eingewiesen waren, suchte zu vermitteln, den Frieden wieder herzustellen.

Als nach wenigen Jahren die ersten protestantischen Vertriebenen in katholische Familien im Dorf einheirateten, vollzog er, der als junger Priester noch den „Antimodernisteneid“¹² hatte ablegen müssen, zusammen mit einem angereisten protestantischen Pastor die ersten sogenannten ökumenischen Trauungen – das 2. Vatikanische Konzil mit dem „Dekret über dem Ökumenismus“ kam erst 20 Jahre später.

Über 27 Jahre hin, bis zum Jahre 1960, wirkte er in der Gemeinde, bis ihn ein fortschreitendes Augenleiden zwang, seinen priesterlichen Dienst aufzugeben. Er hat diesen Dienst immer als seine Berufung und als die ihm von Gott übertragene Aufgabe verstanden, wobei er oft Strenge mit heftigen und ungeduldigen Ausbrüchen, aber auch eine große Güte und Frömmigkeit und nicht zuletzt eine große theologische und literarische Bildung in sich vereinte. Was auch immer über ihn gesagt wird: Er hat keinem seiner Peiniger etwas nachgetragen. Seine beeindruckend starke Persönlichkeit und der große Rückhalt in seiner Gemeinde waren es wohl, die ihn letztlich vor dem Schlimmsten bewahrten. Die Gemeinde ehrte ihn bei seiner Verabschiedung mit der Würde eines Ehrenbürgers. Er hat sich, so in der Würdigung, „als Hirte und Seelsorger in den Herzen der Pfarrkinder ein Denkmal gesetzt“.

Am 29. Mai 1979 starb er im Pflegeheim „St. Jakob“ in Schutterwald und wurde am 31. Mai, seinem Wunsche entsprechend, auf dem Friedhof seiner Gemeinde beigesetzt, „begleitet von einer unübersehbaren Menschenmenge und 22 Priestern“¹³.

Auf die Innenseite des Deckblattes des Aktenbündels hatte der Pfarrer geschrieben:

„In diesem Faszikel ---

Ist nicht alles gerade salomonisch klug, was ich mir geleistet habe; aber Jahrzehnte nach dem bösen Spuk es wieder gelesen zu haben, brachte mir manchen Spass.

1.) Wegen der Frechheit, mit der ich damals jedem Übergriff in meinem Bereich entgegen getreten bin: ich habe viel vergessen gehabt.

2.) Wegen der Feigheit, mit der sich die Attackierten fast immer gekuscht haben. Dabei ist noch viel ‚auch = Passiertes‘ gar nicht ‚aktenkundig‘, aber in der Erinnerung wohl aufgehoben. Zumeist aus Besuchen der oder bei der Gestapo.

Ettenheim, am 2./3. Mai 1967, 3 Uhr früh ...

Aber im Vergleich mit dem, was mein Namensvetter Feldwebel Anton Schmid (siehe Rückseite) getan hat, ist alles hier Festgehaltene nichts anderes als ein fast wesenloses Schattenspiel.“

Anm. 1: Auf der Rückseite des Deckblattes finden sich eingeklebte Fotos. Sie zeigen Szenen aus einem Spielfilm, in dem gezeigt wird, wie der „Feldwebel Anton Schmid“ aus dem Ghetto in Wilna jüdische Menschen rettet und dann am 23.4.1942 erschossen wird.

Anm. 2: Als am 15. April 1945, an einem Sonntagnachmittag, die Franzosen in Schutterwald einrückten, Gott sei Dank kampfflos, nahm Pfarrer Schmid eine Person, die ihm zwölf Jahre hindurch das Leben besonders schwer gemacht hatte und die sich zu ihm ins Pfarrhaus geflüchtet hatte, unverzüglich auf, um ihn vor den Besatzern in Sicherheit zu bringen. Nach einigen Tagen traute der Mann sich wieder nach Hause. Es ist ihm nichts geschehen, der Pfarrer hatte bei den Franzosen für ihn gesprochen.

Anmerkungen

- 1 Bad. Gemeindestatistik für die Gemeinden des Landes Baden 1940 – Statist. Landesamt Karlsruhe
- 2 Bad. Gemeindestatistik für die Gemeinden des Landes Baden 1940 – Statist. Landesamt Karlsruhe
- 3 Amtsblatt für die Erzdiözese Freiburg Nr. 23 vom 3. September 1933
- 4 ebd.
- 5 Der „Kanzelparagraph“ von 1871, § 130a StGB untersagt Geistlichen in Ausübung ihres Amtes jede politische Stellungnahme. 1953 aufgehoben.
- 6 Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei, Kreisgeschäftsstelle, Az1Js 68/34
- 7 Zeitung „Der Führer“: von 1927 an „Hauptorgan der NSDAP Gau Baden – Badischer Staatsanzeiger“. Wurde im Februar 1945 wegen Papiermangels eingestellt.
- 8 Höfen: Ortsteil von Schutterwald, ca. 1,5 km vom Ortszentrum entfernt.
- 9 Dr. Adolf Rösch, Generalvikar der Erzdiözese Freiburg, 1935–1944. U. a. Geschichte des Kulturkampfes in Hohenzollern
- 10 Gottfried Keller, 1819–1890, Schweizer Politiker und Schriftsteller
- 11 Bad. Gemeindestatistik für die Gemeinden des Landes Baden – Statist. Landesamt Karlsruhe
- 12 „Antimodernisteneid“: am 1. September 1910 von Papst Pius X eingeführt, die Priester verpflichtend, den sog. Modernismus abzulehnen.
- 13 Offenburger Tageblatt 02.06.1979

Vergessene Heiligtümer in der Herrschaft Staufenberg

Josef Werner

Markgrafen, die Ritter von Staufenberg, verschiedene adlige Grundherren, die Klöster Gengenbach und Allerheiligen – über viele Jahrhunderte hinweg wurden die Untertanen in der ehemaligen Herrschaft Staufenberg von unterschiedlichen Landesherrn beherrscht. Leibeigenschaft, Zehnten, Frohndlasten und dazu ein steiles und gebirgiges Tal forderten von den Bürgern größte Mühen und Entbehrungen. Als stolzes, aber arbeitssames Volk werden sie schon von jeher beschrieben und die Qualität der Weine und des Kirschwassers hat schon im 17. und 18. Jahrhundert bewirkt, dass feindliche wie eigene Truppen und Soldaten ihren Aufenthalt in der Herrschaft Staufenberg gerne hinauszögerten. Diverse Rechnungsbelege über gelieferte „Boutellen Klingelberger-Wein“ und „Kürschenwasser“, nebst Körben voller „Kürschen“ finden sich auch in den Rechnungsbelegen der 1790er Jahre im Gemeindearchiv. Doch viele entbehrungsreiche Jahre kann man in dieser „Fundgrube“ ablesen. So berichtete Leutnant von Adelsheim im Oktober 1771 an den neuen Markgrafen Carl Friedrich: „Die Leute leben nur vom Weinbau und dieser hat in diesem Jahr ein schlechtes Ergebnis gehabt. Die übrigen Produkte, die das Land hervorbringt, sind kaum hinlänglich, die eigenen Familien zu ernähren.“ Um seine Besatzungssoldaten auf Schloss Staufenberg einigermaßen zu versorgen, ließ er sich Brot von Offenburg oder Straßburg kommen, wo es wohlfeiler und besser zu bekommen war. Auch im Jahre 1932 machte ein Zeitungsbericht in der kommunistischen Presse mit dem Titel „Durbach – das hungri-ge Dorf!“ auf die damals große Not aufmerksam. In guten wie in schlechten Zeiten suchten die Bewohner in der Herrschaft Staufenberg, zu der neben dem Durbachtal auch Obernesselried mit Illental, sowie ein Großteil des Bottenauer Tales gehörten, den Schutz und die Hilfe des lieben Gottes. Dies zeigte sich immer wieder mit der Errichtung von vielen Bildstöckle oder Wegkreuzen, aber auch mit der Erbauung von Kapellen, die heute leider schon wieder seit vielen Jahren aus der Landschaft verschwunden sind. Bei der Errichtung der Pfarrei St. Heinrich in Durbach verwies der Kirchenstifter Wilhelm Hermann von Orscelar zu Staufenberg auf die vorhandenen verschiedenen kleinen Kapellen auf seinem Schloss und im Herrschaftsgebiet, deren Gefälle er zu „eines Pfarrherren Competenz“ verwenden



Die St.-Georgs-Glocke

wolle. Die Untertanen der Herrschaft Staufenberg waren in *sieben* benachbarte Pfarreien verteilt bzw. mussten dort den Gottesdienst besuchen oder sonstige kirchliche Dienste in Anspruch nehmen. So in Gengenbach, Offenburg, Ebersweier, Appenweier, Nussbach, Oberkirch und Oppenau. Amtmann Grünlinger schrieb:

„Die Untertanen kamen deswegen wenig oder gar nicht in die Kirch. Kaum einer konnte das Vatter unser betten, und fast wilt gelebt haben ...“.

Nach der Einrichtung der Pfarrei „St.Heinrich“ waren die kleinen Kapellen nicht mehr von so großer Bedeutung für die Bevölkerung, weshalb sie nach und nach dem Verfall ausgesetzt waren.

Die St.-Georgs-Kapelle auf Schloss Staufenberg

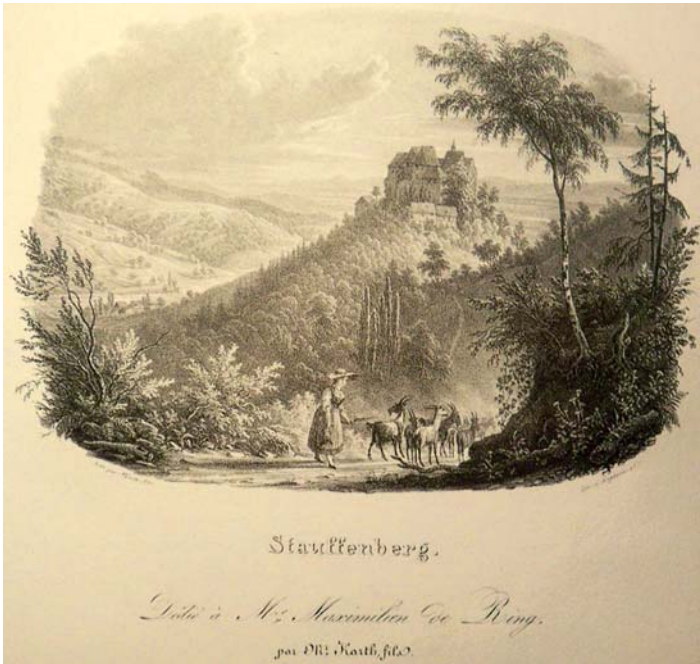
Zur Pflege ihres Seelenheils errichtet die Staufenberger Ritterfamilien im Jahre 1360 eine Kapelle, die dem hl. St. Georg, dem Drachentöter, als Schutzpatron gewidmet war. Die St.-Georgs-Kapelle war mit der schmalen Rückseite an die nördliche Ringmauer angelehnt. Mit 30 Fuß Länge (ca. 10 m) und 12 Fuß Breite (ca. 4 m) konnte sie die auf Staufenberg ansässigen Familien knapp aufnehmen. Die Stelle des Chors vertrat eine kleine Nische, welche gegen Osten in den Raum zwischen der Kapelle und dem Hause der von Staufenberg aussprang. An dieser Seite führte von außen wohl auch eine Treppe zu einer kleinen Empore. Graf Egeno von Freiburg stiftete als Lehensherr der Staufenberger 1360 eine Pfründe (Unterhaltszahlung) in die Kapelle und wies hierzu jährlich 12 Pfund Pfennige auf die Freiburger Güter an. Mit Vertrag von 1378 gestanden die Staufenberger Ritter dem Kloster Allerheiligen die Besetzung der Caplanei zu und statteten die Kapelle gleichzeitig mit 6 Vierteln Roggen aus dem Zehnten zu Nussbach und 11 Ohm halb weißen, halb roten Wein vom Zehnten zu Durbach aus. Nach der Errichtung einer eigenen Pfarrei Durbach im Jahre 1655 versah der Durbacher Pfarrer die Kirchendienste auf Schloss Staufenberg. Noch nach 1800 fanden Andachten und Gottesdienste in der Schlosskapelle statt. In der St.-Georgs-Kapelle hing einst ein Glöcklein, das die Gläubigen des Tales zum Gebet rief und bei den unter der Schlosslinde gehaltenen Gerichtstagen bei der Urteilsverkündung geläutet wurde (erste Erwähnung 1477). Anfang 1800 gab es einen längeren Streit zwischen der Gemeinde und dem großherzoglichen Haus über

das Eigentum der Glocke. Der Durbacher Vogt Danner berichtete, dass die Glocke von den Gläubigen des Tales mit Spenden bezahlt wurde und auch dringend bei Feuersgefahr und in Kriegszeiten benötigt werde. Einmal wird auch berichtet, dass der Amtmann auf Schloss Staufenberg im Jahr 1799 bei anrückenden Soldaten die Glocke läutete, wonach die feindlichen Soldaten wieder abzogen. Die erste Glocke war wohl beschädigt, weshalb diese im Jahre 1730 wieder von Markgraf Ludwig Georg (1702–1761) durch eine neue Glocke ersetzt wurde.

In zwei Weltkriegen tat dieses Glöcklein in der Durbacher Pfarrkirche seinen Dienst als „Notgeläut“, dann verschwand es für Jahrzehnte, bis es im Jahre 2005 wieder auf Schloss Eberstein im dortigen Glockentürmle entdeckt wurde. Jetzt konnte auch die lateinische Inschrift mit einem Chronogramm auf der Glocke entziffert werden, aus der hervorgeht, dass die beschädigte Glocke nach Renovierung durch Matthäus Edel, Straßburg, im Jahre 1805 zurückgegeben wurde. Nach dem Erwerb des Schlosses vom Fiskus im Jahre 1832 ließ Großherzog Leopold von Baden das baufällig gewordene Kirchlein zusammen mit anderen Gebäuden um 1840 abbrechen. Heute erinnern noch das Hauptaltarbild in der Durbacher Pfarrkirche (1847) und die aus der Kapelle stammenden Grabplatten gleich rechts neben dem Toreingang von Schloss Staufenberg an „St. Georg“.



*St.-Georgs-Kapelle
nach Sanierungsplan
1773*



*Schloss Staufenberg
um 1790*

Die St.-Florians-Kapelle bei Schloss Staufenberg



Unweit von Schloss Staufenberg befindet sich auf dem Weg nach St. Wendelin, an der Grenze zum ehemaligen „Stab“ Obernesselried-Illental ein alter Bildstock. Direkt nebenan stand die „St.-Florians-Kapelle“, deren genaue Entstehungszeit nicht bekannt ist. Gestiftet und erbaut war die Kapelle vermutlich im Dreißigjährigen Krieg von Markgraf Wilhelm von Baden-Baden (Erwähnung der Kapelle im Jahr 1668). Der Standort war wohl nicht nur zufällig gewählt. Unmittelbar bei diesem wohl ca. 5,25 m breiten und 8,25 m langen Kirchlein liegt ein fast ebener Platz, der nach der Überlieferung als „Turnierplatz“ der Staufenberger Ritter gedient haben soll. Bis in die 1970er Jahre waren in diesem Bereich auch noch hohe Mauerreste vorhanden, die von Bauwerken aus alter Zeit Kunde gaben. Das in das Hespengrund-Tal abfallende Reb Gelände wird auch heute noch als „Kappelberg“ bezeichnet. „Für ein Meß auf St. Florianum zu lesen“, erhielt der Durbacher Pfarrer einst 30 Kreuzer. 1785 wurden viele derartige Kapellen stillgelegt. Das Wallfahrtsbild des hl. Florian wurde nach „St. Heinrich“ verbracht, wo es heute leider nicht mehr vorzufinden ist. Im Jahre 1807 wurde berichtet: „In der hiesigen Pfarrei sind 2 Kapellen, beide nichts nutz, beide isoliert, ... die Florianskapelle liegt am Weg nach Oberkirch, am sogenannten Stollengrund.“ Es wurde von der vorgesetzten Behörde gefordert, die Kapelle abzureißen. In einem weiteren Bericht vom 24.04.1807 wird berichtet, dass sich kein Unternehmer zur Niederreißung der



*Die St.-Michaels-
Kapelle am
Heimbach um 1940*

Holzfiguren in die St.-Michaels-Kapelle übernommen. Der Straßenbau von Durbach nach Oberkirch hat in den Jahren 1939–1941 die alte Kapelle verschwinden lassen. Von den alten Holzstatuen ist heute noch eine Pieta auf dem Hof vorhanden.

Beim Straßenbau 1939 wurde der Familie Schwab als Entschädigung der Neubau einer Kapelle versprochen, was schließlich im Jahre 1954 mit der Erstellung der „Bruder-Klaus-Kapelle“ auf der östlichen Straßenseite im Heimbach verwirklicht wurde. Die alte Gewinn-Bezeichnung „Kapellenberg“ wurde im Zuge der Neuordnung der Weinberglagen im Jahre 1973 als neue Gewinn- und Lagebezeichnung für das Weingut Schwab auf den von der Bruder-Klaus-Kapelle aufsteigenden Berg (Ezleskopf) verwendet.

St.-Wolfgangs- oder Wolfskapelle

Einer alten Sage nach soll eine „Edelfrau“ von Schloss Staufenberg einst im tiefen Wald zwischen der Herrschaft Staufenberg und dem Ödsbach von Wölfen verfolgt worden sein. In ihrer Not erkletterte sie einen Baum und betete zu Gott. Nach bangen Minuten Gebet und bei schrecklichem Wolfsgeheul gelobte sie, an dieser Stelle eine Kirche zu errichten, wenn denn die Wölfe von ihr abließen. Ihr inbrünstiges Gebet wurde er-

hört und so konnte sie in panischer Angst den Hang hinunter zu einem Gehöft rennen. Die Gefahr war jedoch noch nicht vorbei. Schon hörte man das Wolfsgeheul wieder über den Bergrücken kommen. In Sichtnähe des Gehöftes rief man ihr zu „Spring!“ und übergücklich konnte sie in die Stube des Hofes flüchten. Die Wölfe entfernten sich auf die andere Seite des Berges zu einem Gehöft im Ödsbach. Dieser Hof wird seither „Wolfenhof“ genannt. Die Edelfrau machte ihr Versprechen wahr und errichtete an der Stelle, an der sie von den Wölfen bedroht wurde, eine Kapelle. Der „Zinken“ mit dem Gehöft wird fortan „Spring“ genannt, wobei der Oberspring in Durbach-Gebirg gemeint ist. Auf der westlichen Seite des Hügels findet sich heute der „Zinken“ Kapelleck. Noch heute ist in vielen Karten die „Wolfskapelle“ verzeichnet. Von der Kapelle sind heute nur noch für den Sachkundigen Mauer- und Kalkmörtel-Reste des Gebäudes zu finden. Die Wolfskapelle wurde aufgrund der Verfügung Nr. 20996 des Großherzoglichen Oberamts Offenburg vom 4. Oktober 1873 abgebrochen. In der Verfügung heißt es: „daß man vorerst von einer Auflage zur Vornahme von Herstellungsarbeiten an der sog. Wolfskapelle auf dem Waldhof unter der Voraussetzung Umgang nehme, daß der Abbruch derselben bis Martini d.J. erfolgt“. Es ist auch mündlich überliefert, dass die Steine der Kapelle auf einem Hof im Ödsbach als Pflastersteine im Hof verwendet wurden. Da sich das Vieh auf diesen Steinen jedoch ständig verletzte oder gar die Beine brach, wurden diese wieder aus dem Hof entfernt.

Sagen haben oft zumindest einen Teil von tatsächlichen Begebenheiten als Inhalt. So findet sich z. B. im „Ortenauer Boten“ um 1840 eine Beschwerde von Durbacher Bürgern und Steuerpflichtigen, die wegen der „Wolfsplage“ um Unterstützung bitten.

In alten Karten und auch in einem Grundbucheintrag von 1794 ist statt der Bezeichnung „Wolfskapelle“ die Bezeichnung „St.-Wolfgangskapelle“ zu finden. Nach Ansicht von Bergbauexperten deutet diese alte Bezeichnung auf historischen Bergbau hin. Dies ist durchaus nachzuvollziehen, findet man doch in unmittelbarer Nähe, d. h. im vorderen Teil des Tales, auch die Bezeichnung „Stollenhalde“, welche ebenfalls auf Bergbau hinweist. Der heilige Wolfgang (Bischof, um 920 geboren, † 994, 1052 Heiligsprechung) ist auch als Schutzheiliger der Berg- und Zimmerleute, der Bildhauer, Schiffer, Köhler, Holzfäller, sowie der unschuldig Gefangenen genannt. Der Name „Wolfgang“ wird überdies auch mit „Wolf/Gang“ = Der zu den Wölfen (Heiden) geht, beschrieben.



Erinnerungsstein an die Wolfskapelle



Kartenausschnitt
Gemarkungsatlas
Durbach-Gebirg, 1858

Bergbau wurde von den Staufenbergern, und insbesondere von einem der letzten seines Geschlechts, nämlich Melchior Wiedergrün von Staufenberg, in großem Umfang bis kurz vor 1600 betrieben. Es ist sicherlich davon auszugehen, dass dieser Bergbau bis ins hintere Durbachtal und in den Bereich der Mooswaldgenossenschaft betrieben wurde. Beleg hierfür ist auch die Tatsache, dass sich die Ödsbacher Waldgenossen im Jahre 1557 mit Unterstützung des Straßburger Bischofs von der Mooswaldgenossenschaft abtrennten, weil die Staufenberger den Wald wegen der Bergwerkstätigkeit ruinierten.

Heute erinnert auf der Höhe zwischen dem Kapelleck-Hof und dem Spring-Hof ein schön gestalteter Stein an die alte Sage und das Kirchlein.

Die Kapelle Mariä Virginis in Nesselried

Bis zum Neubau der Wallfahrtskirche „Mariä Himmelfahrt“ in Nesselried im Jahre 1878 hatten die ursprünglich getrennten Orte Unter- und Obernesselried eine kleine Kapelle, welche jedoch bereits in früherer Zeit als Wallfahrtskapelle galt. Bei der Beerdigung von Wilhelm Michael Scherer, Sohn des Staufenberger Amtmanns Johannes Michael Scherer, genannt Hauser, wurde am 12. Juli 1668 ein Legat (Vermächtnis) von „viginti“ Florenos = 20 Gulden in die Kapelle „Beatissime Mariä Virginis“ = der Heiligen Jungfrau Maria in Nesselried gemacht. Nach anderen Unterlagen wurde „unserer lieben Frau Kapell“ auch schon handschriftlich im Jahre 1662 genannt. Als Wallfahrtskapelle „S. Katharina“ barg das kleine Kirchlein das Gnaden-



Kartenausschnitt
Durbach-Obernessel-
ried, 1858

bild „Maria Hilf“, welches vermutlich aus dem Zeitraum um 1490 stammt. Das geschnitzte Jesuskind wurde um das Jahr 1500 gefertigt. Maria sitzt als Königin auf einem Herrscherthron mit Löwenfüßen. Sie hat verschiedene, nach dem Kirchenjahr fällige Gewandungen. Grün als Mahnung, Maria ist die Hoffnung der Sünder, das Heil der Kranken, die Trösterin der Betrübten. Rot als die Königin der Martyrer. Violett, als Gnadenvolle. Die kostbaren, verschiedenen weißen Gewänder wollen die Freude künden, dass die Unbefleckt Empfangene mit Leib und Seele eingehen durfte als Königin zum Sohn in die Himmelspracht. Der Gnadenaltar ist von Emil Biellmann, Pfarrer und Geistl. Rat in der Schrift „Wallfahrtskirche Nesselried“ vom Jahre 1957 ausführlich beschrieben. Nach der Legende hat der einst im Durbacher Hespengrund auf dem „ritterschaftlichen Gut“ wohnhafte Generalfeldmarschall Leutnant Josef von Ried das „singende Bild“ dreimal in den Nesseln gefunden und dreimal mit auf seinen Hof in Obernesselried (jetzt Palmerhof) mitgenommen.

Einst gehörte der Großteil der jetzigen, 1872 gebildeten Gemeinde Nesselried, zu der im Jahre 1655 gegründeten Pfarrei „St. Heinrich“ in Durbach. Die Grenze bildete der Weg bei der „Krone“ in Obernesselried; der untere Teil mit Unternesselried gehörte zur Sebastianspfarrrei Nußbach. Die Zuordnung von Nesselried mit den beiden Teilen Obernesselried (33 Familien) zu Durbach und Unternesselried (4 Familien) zu Appenweier, ist auch noch im „Registrum Episcopatus“ für die Dioecese Argentinensis vom Jahre 1758 unter dem „Capitulum Rurale Offenburgense“ zu ersehen. Erst im Jahre 1890 wurde Nessel-

CAPITULUM RURALE OFFENBURGENSE.						
PAROCHIÆ, ANNEXÆ & FILIALES.	PAROCHI, ET VICARII.	NUMERUS FAMILIARUM,				ECCLESIE & CAPELLÆ.
		Catholicæ	Lutheran.	Calvinit.	Judeæ.	
1. APPENWEYHR	P. LUDOLPHUS SCHEURER, Præmonstr. Sancto-torenſis	156	.	.	.	Ecclesia Parochialis Sancti Michaelis
NEESSELRIED, Pars . . . . .	. . . . .	4	.	.	.	. . . . .
2. BIRBACH	D. SCHILPLÈ	130	.	.	.	Ecclesia Parochialis Sancti Blasii
3. BÜHL	D. JUNGHANS	40	.	.	.	Ecclesia Parochialis Ss. Petri & Pauli
WEYHR	VICAR.	50	.	.	.	Ecclesia Sancti Joannis Baptiste
4. DURBACH	P. LAURENTIUS KNAB, Præmonstr. Sancto-torenſis	150	.	.	3	Ecclesia Parochialis Sancti Henrici
NEUWEG . . . . .	. . . . .	24	.	.	.	Capella Sancti Antonii in Hartswald.
BRANDECK . . . . .	. . . . .	7	.	.	.	Capella Sancti Floriani.
STAUFFENBERG, Caltrum . . . . .	. . . . .	1	.	.	.	Capella Sancti Georgii
NEESSELRIED, Pars . . . . .	. . . . .	33	.	.	.	Capella B. M. V. Natæ
5. EBERSWYHR	P. XAVERIUS MAST, Præmonstr. Sancto-torenſis	52	.	.	.	Ecclesia Parochialis Sanctæ Crucis

„Registrum Episcopatus“ der Diözese
Straßburg, 1758

ried eine „Kuratie“ und ab 1900 als „Maria in den Himmel aufgenommen“ eine selbstständige Pfarrei. Bis dahin war der Durbacher Pfarrer für kirchlichen Belange zuständig. Allerdings nahmen ab 4.11.1891 Josef Alter und ab 1892 Franz Fink als „Pfarrkurat“ die kirchlichen Dienste wahr.

Am 19. März 1827 berichtete der Ortsvorstand von Durbach, dass der Glockenturm der Kapelle zu Obernesselried sich wegen großen Stürmen etwas auf die Seite gelegt habe. Er befürchtete, dass der Turm mitsamt den sich darin befindlichen zwei Glocken einstürzen könnte. Die Sparren waren faul und zur näheren Begutachtung wurde ein „sachkundiger Bauverständer“ angefordert. Es folgte ein ausführlicher Kostenvoranschlag des Ebersweierer Zimmermeisters Hauth, aus dem die Ausstattung der Kapelle inkl. Schindeldeckung hervorgeht.

Am 18. August 1856 berichtete der Stiftungsvorstand Pfarrer Stemmer von der Fertigung einer neuen Glocke für die Obernesselrieder Kapelle. „In dem Türmchen der Kapelle Obernesselried befinden sich zwei ganz kleine Glöcklein, deren Ton für den etwas zerstreuten Ort Obernesselried nicht genügt. Schon früher wurde von den Bewohnern dieses Ortes der Wunsch bei dem Stiftungsvorstand Durbach geäußert, es zu bewirken, dass das kleinste, einer größeren Schelle ähnliche, dieser beiden Glöcklein möchte entfernt und ein neueres größeres zu dem noch vorhandenen Glöcklein stimmendes

gefertigt werde.“ „In der Wallfahrtskapelle Obernesselried sind 2 Jahrzehnten alljährlich zu lesen, auch werden dort öfter Hl. Messen unter dem Jahr gelesen, zweimal geht der zahlreiche Bittgang von Durbach im Jahr dahin. Bei dem reichen Fond dieser Kapelle ist derselben zur Verherrlichung des Gottesdienstes ein stärkeres Geläut zu wünschen.“ Dem Wunsch für eine neue Glocke entsprach die Großh. Regierung des Mittel-Rheinkreises mit der Genehmigung vom 26.8.1856. Den Auftrag erhielten die Gebrüder Koch in Freiburg für eine Glocke von 230 Pfund zum Preis von 293 Gulden. Während diese Glocke im Jahre 1942 wohl zum „Dienst für das Vaterland“ eingeschmolzen wurde, tut eine im Jahre 1867 von den Gebrüdern Sohr in Freiburg gegossene Glocke mit dem Namen „Maria Himmelskönigin“ auch heute noch ihren Dienst in der Kirche.

Das älteste Glöcklein mit dem Namen „St. Georg“ wurde von Zacharias Rohr im Jahre 1713 in Straßburg gegossen. Im ersten Weltkrieg sollte das Glöcklein zusammen mit weiteren Glocken von Nesselried als Kanonenfutter dienen. Beim Abtransport machten die Fuhrleute noch Rast im nahen Gasthaus „zum Engel“. Diese Gelegenheit nutzte der um das Glöcklein besorgte Nesselrieder Michael Leible und nahm es zur Verwahrung auf seinen Hof. 1923 gab er das Glöcklein seiner Tochter Emma sozusagen als kleines Hochzeits-Geschenk ins Illental mit. Dort fand es wiederum in einem Glockentürmle eine neue Heimat und wurde täglich um 12 Uhr und 20 Uhr geläutet. 1989 verstummte das Geläut, weil das alte Auszughaus neuen Gebäuden Platz machen musste. Seit 2003 ruft das Glöcklein mit elektrischem Antrieb wieder unter dem Dachfirst von Stefan und Sabine Doll im Illental zum Gebet.



*Ehemaliges Anwesen
Kiefer, Nesselried-
Illental, mit Glocken-
türmchen*

Literaturnachweise

1. Staatsarchiv Freiburg
2. Emil Biellmann, in „Die Wallfahrtskapelle Nesselried“ 1957
3. Gemeindearchiv Durbach
4. Pfarrarchiv „St. Heinrich“, Durbach
5. OT 2003 und Angaben Familie Doll

Die St.-Anton-Kapelle im Durbacher „Hardtwald“

In der Abgeschlossenheit des großen „Hardtwaldes“ errichteten vermutlich die Franziskaner von Offenburg eine kleine Kapelle, um sich in der Einsamkeit ganz dem Gebet und Gottesdienst hingeben zu können. Vorbei am hl. St. Urban ziehen die Durbacher und viele Freunde des edlen „Clevner-Rebensaftes“ seit vielen Jahren immer wieder zum „Urbansfest“. Der Ursprung des Festes liegt in der Dankbarkeit der Winzer, die einst den heute als „Urbansberg“ bezeichneten Teil des Hardtwaldes gerodet und zu einem wertvollen Weinberg umgestaltet haben. Gefeiert wird nur wenige Meter oberhalb der versteckt am Waldrand liegenden Kapellen-Ruine „St. Anton“, deren Existenz nur wenige der Festgäste kennen. Kaum einer denkt auch daran, dass bereits vor fast 600 Jahren Hunderte von Pilgern über den ehemals als „Kapellenweg“ bezeichneten Stöckweg zu der dem hl. Antonius geweihten Einsiedlerkapelle zogen. Erstmals wird St. Antonien in einer Urkunde vom 23. November 1455 angeführt. Hans Vittel von Nesselried vermachte all seine Habe unter Beisein der Zeugen, des Leutpriesters Obrecht Grützer zu Ebersweier, aller Zwölfer des Gerichts zu Staufenberg und des Zwölfers H. Henselin vom Gericht zu Griesheim, dem Bruderhaus und den armen Brüdern von St. Antonien, zum Trost seiner Seele und zu Ehren des Himmelfürsten St. Antonien. Vittel hatte wohl einige Jahre als Einsiedler im kleinen Bruderhaus neben der Kapelle gewohnt. Die Widergrün von Staufenberg waren Schutzherren des kleinen Klosters und übten die Forstherrlichkeit im Hardt aus. Sie bestimmten auch, wer als „Klausner“ diese heilige Stätte betreuen durfte. Das Kloster (Bruderhaus) und die Wallfahrtskapelle waren vor dem



Süd-West-Ansicht der Kapellenruine mit der ehem. Außenkanzel

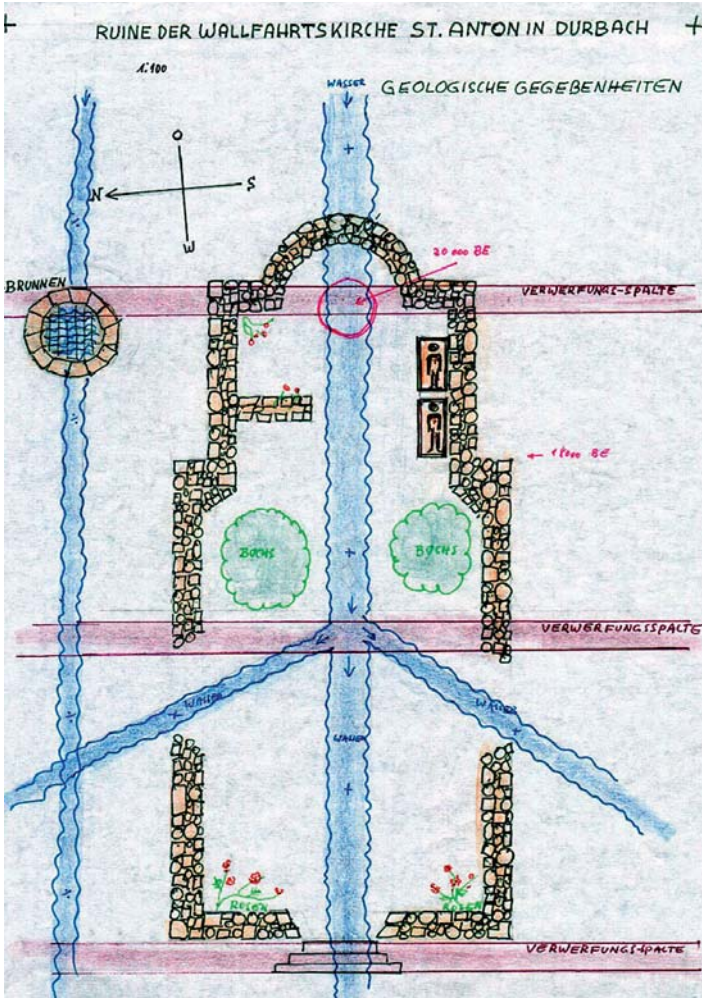
Dreißigjährigen Krieg sehr besucht. Die erste Kapelle wurde im Bauernkrieg 1524/25 weitgehend zerstört. Durch milde Gaben wurde zwischen 1540 und 1550 eine neue Wallfahrtskirche im Renaissancestil erbaut. Dabei dürfte der zu dieser Zeit aufgrund seiner Bergwerkstätigkeit sehr begüterte Melchior Wiedergrün zu Staufenberg eine wesentliche Rolle gespielt haben. Im Dreißigjährigen Krieg wurde Schloss Staufenberg von den Schwedischen Truppen unter dem Pfalzgrafen Christian von Birkenfeld geplündert und auch St. Anton wiederum zur Ruine gemacht. Seit 1624 war Baron Heinrich Karl von Orscelar zu Oudenguth, ein verdienstvoller Vasalle des Markgrafen Wilhelm von Baden-Baden (* 30.07.1593, † 22.05.1677), mit der Herrschaft Staufenberg belehnt. Die sehr fromme katholische Familie dürfte wiederum den Aufbau der Kapelle gefördert haben und ein heimatlos gewordener Bildhauer baute das kleine Gotteshaus schließlich wieder auf. Da dem Eremit Antonius besondere Heilskraft in bäuerlichen Anliegen zugesprochen wurde – er gilt als Schutzpatron der Schweine – entwickelte sich bald wie-



Das „Antoni-Guth“ –
Plan über die
Hardtwaldaufteilung
von 1804

der ein reger Wallfahrtsbetrieb. Von Ebersweier her kommend, führte der steile Pilgerweg, wie er zum Ende des 18. Jahrhunderts immer noch genannt wurde, in den Stöcken an einem Brunnen vorbei. Das 17,5 m lange und 8,5 m breite Gotteshaus konnte die vielen Gläubigen kaum fassen. Die Predigt an die Wallfahrer wurde deshalb zumeist von der Außenkanzel an der Süd-West-Seite der Kapelle zum Volk gerichtet. Im Jahre 1704 lagen die Truppen von Marschall Villeroi bei Offenburg. Da wurde auch das Durbacher Tal und mit ihm St. Anton sehr übel zugerichtet. Im Jahre 1741 bezog ein Eremit Namens Anton Wullich die Klause und übernahm den Mesnerdienst. Bereits 1655 wurde von Wilhelm Hermann von Orscelar die katholische Pfarrei St. Heinrich in Durbach errichtet. Seither versah auch der Durbacher Pfarrer die Gottesdienste an dem kleinen Wallfahrtsort. Die jeweiligen Eremiten und späteren Bewohner des Bruderhauses versahen die Mesnerdienste.

1761 sollte das halb zerfallene Kirchlein wieder saniert werden. Die Kostenberechnung belief sich auf 1500 Gulden. Mit den vorhandenen Mitteln konnte jedoch nur noch die Chorkapelle umgebaut, bzw. saniert werden. Stabhalter Franz Giesler in den Stöcken veräußerte am 25.09.1786 das kleine Gut mit Kapelle an die Eheleute Niclaus Obert und Maria Eva Sigrist. Dazu gehörte die Verpflichtung der Erwerber, die Mesnerdienste und die Reinigung in der Kapelle zu leisten. Bis in das 17. Jahrhundert war vermutlich der hl. Antonius von Padua Schutzheiliger. Den Überlieferungen nach wurde nach dem Dreißigjährigen Krieg von der bäuerlichen Bevölkerung unserer Gegend jedoch eher der Viehheilige „Antonius Eremita“ (Sautoni) verehrt. Bis etwa 1790 hielt der Durbacher Pfarrer regelmäßig jeden Dienstag den Wallfahrtsgottesdienst. In seiner Beschreibung über die zufälligen und festen Einkünfte teilt der damalige Pfarrer Knab im Jahre 1776 mit, dass er für eine Messe zu lesen auf St. Anton 30 Kreuzer erhalte. Für die Jahrzeiten und Prozessionen erhielt der Pfarrer vom Heiligenpfleger zu St. Antoni 1. Für ein Hochamt 1 Gulden 30 Kreuzer. 2. Eine Jahrzeit lesen 45 Kreuzer. Auch vom Bergbruderschaftspfleger zu Durbach hatte der Pfarrer Anspruch für zwei Ämter zu halten. Am Anfang des neuen Jahres für das erste 30 Kreuzer und für das zweite 45 Kreuzer. Außerdem für ein Requiem an jedem zweiten Tag 3 Gulden jährlich. Für ein Dankfest am letzten Tag des Jahres wurden 45 Kreuzer berechnet. Um 1810 wurden die letzten Gottesdienste gehalten, danach versank das kleine Heiligtum in einen „Dornröschenschlaf“, aus dem es erst nach einer Sanierung der restlichen Ruinen im Jahre 1995 erwachte. Mit einer Maiandacht wurde 1995 die Stille des großen Hardtwaldes unterbrochen.



Verlauf der Wasseradern unter der St.-Anton-Kapelle

Erstaunliche Feststellungen machte vor mehreren Jahren der Kurgast Rudolf Lachenmaier von der Staufenburgklinik. Ausgerüstet mit einer Wünschelrute, ging er von der Klinik auf die Suche nach einem „Kraftort“ in Durbach. Er fand diesen Kraftort nicht wie erwartet in der Pfarrkirche St. Heinrich, sondern in der ehem. Wallfahrtskapelle St. Anton. Viele „Experten“ behaupten, dass besondere Heiligtümer immer unter Beachtung der besonderen geologischen Verhältnissen und Kraftlinien (Ley-lines) errichtet wurden. Einem ausgewählten Durbacher Publikum, darunter der damalige Pfarrer Alois Schuler, demonstrierte und erläuterte der Wünschelrutengänger seine Feststellungen. Dabei konnten auch „Nicht-Gläubige“

der Wünschelrutenkunst verschiedene Fakten selbst testen und erfahren. St. Anton liegt in einer geraden Linie mit dem großen Heiligtum Odilienberg im Elsass und dem Kloster Allerheiligen. Dies kann man auch unter Zuhilfenahme einer größeren Karte des Oberrheingebietes feststellen. Die Wünschelrute schlug auch bei fast allen Laien an den angegebenen Stellen aus und zeigte den Verlauf von Wasseradern an. An der südlichen Mauer befinden sich im Chorbereich 2 Gräber von männlichen Personen, die im Brustbereich Objekte stark oxydierter Bronze aufweisen (vermutlich Kreuze). Die vorhandene Energie ist mit der Bovis-Skala messbar. Diese liegt im Chorbereich bei 20000 Bovis-Einheiten, was einen starken Kraftort ausweist. Die Wallfahrtskapelle St. Anton hatte (oder hat vielleicht immer noch) eine besonders starke Energie, die sich auf den Menschen positiv auswirkt.

Ein neuer „Premium-Wanderweg“ führt seit kurzer Zeit an der Kapelle vorbei und lässt die Wanderer erahnen, wie Einsiedler und Wallfahrer von einst den Segen Gottes in der freien Natur verspürten.

Literaturnachweise

1. Badenia – das badische Land und Volk – Dr. J. Bader 1859
2. Kunstdenkmäler des Großherzogthums Baden-Wingenroth 1908
3. Gemeindearchiv Durbach
4. Pfarrarchiv „St. Heinrich“ Durbach
5. GLA Karlsruhe 37/980, 37/2994, 37/2995, 37/2996
6. Die Klöster der Ortenau – Wolfgang Müller
7. Josef Werner, in „Die Ortenau 1996“ – Kapellenruine St. Anton im Durbacher Hardtwald

Schülerpostkarten aus der ehemaligen Realschule Kenzingen

Ulf Wielandt

Kenzingen, die „Perle des Breisgaus“, wie die Stadt im Internet gerühmt wird, gehört heute mit seinen knapp 10000 Einwohnern zum Landkreis Emmendingen. Vorläufer des dortigen heutigen Goethe-Gymnasiums¹ ist die 1878 gegründete Höhere Bürgerschule².

Etwa zwanzig Jahre nach ihrer Gründung – die Höhere Bürgerschule/Realschule war bis dahin im ehemaligen Franziskanerkloster und späteren Spital untergebracht³ – erhielt Kenzingen ein neues Schulgebäude. „Das Doppelschulhaus an der Kleinen Elz wurde für die Volks- und Realschule 1897/98 erbaut. 1961 zog das Progymnasium aus, und seit 1996 steht das Gebäude ausschließlich der inzwischen geschaffenen Hauptschule zur Verfügung.“⁴

Die Schülerpostkarte

Etwa von 1897 bis im Allgemeinen zum 2. Weltkrieg entwarfen und verschickten Schüler in Deutschland und auch in der Schweiz meist selbstverfertigte Postkarten anlässlich der be-



standenen Einjährigenprüfung – der heutigen Mittleren Reife entsprechend – oder des Abiturs⁵. Stolz wurde auf diesen Karten Verwandten und Freunden auf meist sehr individuelle Weise mitgeteilt, dass die Schulzeit nun erfolgreich abgeschlossen und der Gang „hinaus ins Leben“ nun gewagt werden könne. Dabei wurden oft auch sehr persönliche Erfahrungen mit der Schule bzw. den darin verbrachten Jahren zum „Ausdruck“ gebracht. Ausgangspunkt ist oft der Bezug zur Heimatstadt sowie Aspekte der Schulgeschichte: das Schulgebäude, Lektüren, Erfolge bzw. Misserfolge, Prüfungen ... Diese Karten sind daher auch immer ein bisschen Lokalgeschichte.

Schülerpostkarten aus Kenzingen

Auch in Kenzingen kannte man ebenso wie im nahegelegenen Freiburg⁶, Ettenheim⁷, Lahr und Offenburg diesen Brauch⁸, um nur einige Orte aus der näheren Umgebung mit dieser Tradition zu nennen. Für Kenzingen berichtet A. Wild⁹, dass zu Beginn des Schuljahres 1899/1900 115 Jungen und 14 Mädchen die Realschule besuchten. Er fährt fort: „Im Sommer 1900 beendigten 18 Jungen mit dem Einjährigen, dem Abschluss der Untersekunda, ihre Schulzeit in Kenzingen. Fast ausnahmslos entschieden sie sich für eine Tätigkeit im öffentlichen Dienst.“ Ab wann der in Freiburg bereits seit 1897 nachgewiesene Brauch der Schülerpostkarte in Kenzingen übernommen wurde, ist (noch) nicht bekannt. Doch sind inzwischen zwei Karten der Abschlussklasse der aus der Höheren Bürgerschule entstandenen Realschule Kenzingen¹⁰ aus den Jahren 1912 und 1914 aufgetaucht und sollen im Folgenden in der Hoffnung



Kenzingen um 1909



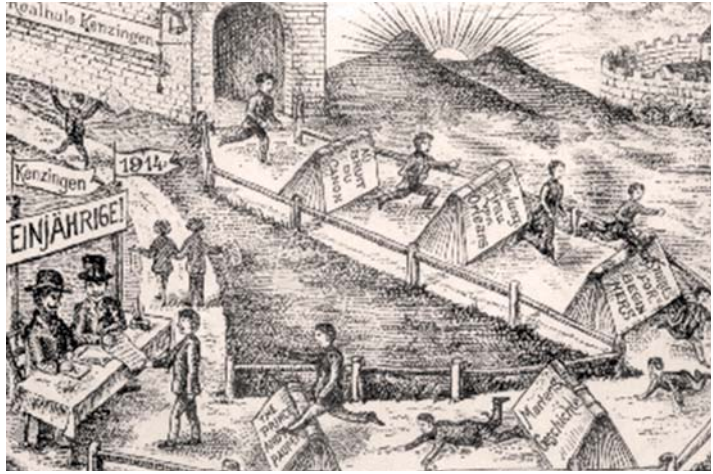
Kenzinger
Einfährigenkarte 1912

vorgestellt werden, dass dadurch möglicherweise noch weitere Karten bekannt werden.

Ein Vergleich mit einer Ansichtskarte von Kenzingen aus der Zeit um 1909, aufgenommen vom markanten Aussichtspunkt unter der Zibold-Linde¹¹, zeigt, wie sorgfältig der Zeichner der Einfährigenkarte aus dem Jahre 1912 bemüht war, auf seiner Karte die besonderen Wahrzeichen seiner Heimatstadt vor dem Hintergrund des Kaiserstuhls zu erfassen: die doppel-türmige Laurentius-Kirche, das Rathaus sowie andeutungsweise das Schulgebäude am rechten Bildrand. Der untere Teil der Karte gibt in der Mitte das damalige Wappen der Stadt wider, eingerahmt vom Anlass: Einfährigen-Examen Kenzingen 1912 und dem Namen des Einfährigen, K. Jüttner. Entworfen hat die Skizze ein Schüler mit den Initialen EI oder ET.

Eine weitere Karte, zwei Jahre später, hat eine ganz andere Perspektive:

Die zweite Karte aus dem Jahre 1914 zeigt als Motiv einen Lauf über Hindernisse, die hier in Form von frz. und engl. Lektüren (Au bruit du canon, Stories for beginners, The prince and the pauper), „Die Jungfrau von Orléans“ und „Martens Geschichte“) im Laufe der Schulzeit nach dem Eintritt in die „Realschule Kenzingen“ zu bewältigen waren. Ob dabei die sechs dargestellten Bücher auch die durchlaufenen sechs Klassen von der Sexta bis zur Untersekunda symbolisieren, bleibt offen. Doch zeigt die Zeichnung auch, dass es nicht jedem gelang, die Hindernisse ohne Sturz, d. h. vermutlich Wiederholen einer Klasse, zu bewältigen, und dass sich nicht nur Jungen diesem Lauf stellten, an dessen Ende zwei Professoren mit dem



Kenzinger
Einjährigenkarte 1914

Ausstellen des Einjährigenscheins die Erfolgreichen belohnen. Die hinter den Bergen aufgehende Sonne verweist auf die nun gewonnene Freiheit. Das im rechten oberen Bildrand angedeutete burgartige Gebäude könnte möglicherweise auf die als Gefängnis empfundene Schulzeit hinweisen, die der nun erfolgreich Examinierte fröhlich mit dem Zeugnis winkend auf der linken Bildseite hinter sich lässt.

Eine recht ähnliche Karte wurde in Karlsruhe am Bismarck-Gymnasium¹² gefertigt. Auf ihr sind die gleichen Topoi zu erkennen wie auf der Karte aus Kenzingen: das Schulgebäude als Kulisse, der Hindernislauf über die Schulbücher mit erfolgreichen und weniger erfolgreichen Schülern, die den Zeugnis-Schein ausstellende Prüfstelle und schließlich die beiden erfolgreichen Prüflinge, die ihrer Schule zuwinkend nun den Weg in die erhoffte Freiheit antreten.

Ob neben den beiden vorgestellten noch weitere Einjährigekarten aus Kenzingen entworfen und verschickt wurden, bleibt noch offen. Wenn man bedenkt, dass möglicherweise mit dem Jahr 1912 dieser Brauch in Kenzingen Fuß gefasst hat, dann wäre allerdings auch noch für das Jahr 1913 eine Einjährigekarte der Realschule Kenzingen zu erwarten.

Schließlich brach Anfang August 1914 der 1. Weltkrieg aus, das aktuelle Zeitgeschehen nahm die ganze Aufmerksamkeit in Anspruch, der Schulabschluss verlor damit deutlich an Bedeutung. Noch ist erstaunlicherweise allerdings auf der Karte dieses Jahres 1914 mit dem Hindernislauf ein ganz schulbezogenes Motiv dargestellt, von einer politisch geprägten Bedrohung ist noch nichts zu spüren, denn im Gegensatz zu Einjährigekar-



Karlsruhe, Bismarck-Gymnasium.
Einjährigenkarte 1911

ten aus anderen Städten¹³ ziehen hier die Schüler fast unbeschwert fröhlich hinaus ins zivile Leben, auch ein Verweis auf den möglichen (zunächst einjährigen) Militärdienst fehlt hier völlig.

Anmerkungen

- 1 Kontakt: Verwaltung@GymKenz.de
- 2 A. Wild, Das Schulwesen in Kenzingen. In: Die Geschichte der Stadt Kenzingen. Bd. 2: Mensch, Stadt, Umwelt. Kenzingen 1999. S. 155–172. Hier S. 161 f.: Die höhere Bürgerschule (Realschule) und S. 163 f.: Der Stand des Schulwesens um 1900. Die obige Abbildung dort S. 164
- 3 A. Wild, a. a. O. S. 161, dort auch ein Photo des Franziskanerklosters
- 4 A. Wild, a. a. O. S. 164
- 5 D. Städele, Kitsch und Kunst im Kleinformat. Schülerpostkarten – ein vergessener Brauch. Konstanz 1986
Vgl. dort auch zum Begriff des „Einjährigen“ S. 21–26: „Die mittlere Reife der Gymnasien, der Abschluss der Realschulen oder Progymnasien (...) ermöglichten den „einjährig-freiwilligen Dienst“ bei der „Schimmernden Wehr“.
- 6 U. Wielandt, Die Schülerkarten des Gymnasiums Freiburg und späteren Berthold-Gymnasiums, unveröffentlichtes Manuskript
- 7 B. Uttenweiler, Ein vergessener Brauch: Schülerpostkarten vom Gymnasium Ettenheim. In: Die Ortenau. Zeitschrift des Historischen Vereins für Mittelbaden. 2008 S. 197–222
- 8 W. Mezger, Die Bräuche der Abiturienten. Vom Kartengruß zum Supergag. Ein Beitrag zur Schülervolkskunde. Konstanz 1993
- 9 A. Wild, a. a. O. S. 164
- 10 J. Häußner, Der Weltkrieg und die höheren Schulen Badens im Schuljahr 1914/15. Beilage zu den Jahresberichten der höheren Schulen Badens. Dort wird in der Übersicht über die höheren Schulen Badens unter den 28 (32) Realschulen mit Nr. 49 die Realschule Kenzingen aufgeführt.
- 11 Der Kenzinger Paul Kessler schreibt am 4.5.2014 hierzu: „Benannt nach dem Professor Fritz Zibold, der lange Jahre am Berthold-Gymnasium in Freiburg unterrichtete. Er war ein einfacher

Landwirtssohn, aber sehr klug und gescheit, war in vielen Gremien, unter anderem auch in dem, das Abitursaufgaben im Fach Mathe und Physik erstellte. Er ging oft in die Natur, hauptsächlich in den Burgbrunnen und auf die Burgäcker. Auf dem Bänkchen unter der Linde machte er häufig Rast und aß sein Stück Brot und das Schwarzwürstchen, das er in der Jackentasche aufbewahrte. Oft war dies die einzige Mahlzeit am Tag: ‚Ein Mocken Brot und ein Schwarzwürstchen.‘ Von dem Platz unter der Linde hat man eine tolle Aussicht auf den Kaiserstuhl und die Vogesen, natürlich auch auf das Städtchen Kenzingen.“

- 12 A. Staffhorst, Von Fröschen und Maultieren, in: 425 Jahre Gymnasium illustre 1586–2011. Jahresbericht 2010/2011 S. 63–90. Obige Abb. S. 74. Dort S. 65: „Offenbar nur in der Region Karlsruhe sprach man allerdings statt vom ‚Einjährigen‘ regelmäßig von der Feier des ‚Bollen‘.“
- 13 U. Wielandt, Der Erste Weltkrieg auf Schülerpostkarten, in: Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar. Band 58 (April 2015) S. 115–126

„Deutsch das Herz und kühn der Mut!“

Jugendwehren im Renchtal während des 1. Weltkriegs

Heinz G. Huber

*Deutscher Bursch! Vom Fels zum Meere,
Steht dein Vaterland in Not!
Wider seiner Neider Heere
Zog dein Volk in Kampf und Tod!
Deutscher Bursch! Gibt's da ein Zagen?
Sei bereit! Und Aug und Hand
Üb zu kampfesfrohem Wagen!
Horch! Dich ruft dein Vaterland!*

*Fest das Herz und klar die Augen –
Deutsch das Herz und kühn der Mut!
Also, Bursch! So magst du taugen
Für ein jung Soldatenblut
Deiner Brüder Heldentaten
Zeige dich im Geist verwandt;
Jungbursch! Spinn den gleichen Faden!
Horch! Dich ruft dein Vaterland!¹*

Am 5. September 1914 – rund fünf Wochen nach Ausbruch des 1. Weltkriegs – riefen das großherzoglich-badische Ministerium für Kultus und Unterricht und der Badische Jugendwehrausschuss zur Bildung von Jugendwehren auf.² Damit folgte Baden dem preußischen Beispiel, wo schon am 16. August 1914 die Errichtung von Jugendkompanien bekannt gegeben worden war.³ Im Appell des Karlsruher Kultusministeriums heißt es u. a.

„Eine neue Zeit ist angebrochen, welche die höchsten Anforderungen an die Leistungsfähigkeit und Opferwilligkeit jedes einzelnen erfordert. Auch die heranwachsende Jugend vom 16. Lebensjahr ab soll notfalls zum militärischen Hilfs- und Arbeitsdienst nach Maßgabe ihrer körperlichen Kräfte herangezogen werden. Hierzu und für ihren späteren Dienst im Heer und der Marine bedarf es einer militärischen Vorbereitung.“⁴

Zwar sollte die Mitgliedschaft freiwillig sein, aber es sei eine „Ehrenpflicht“, der badischen Jugendwehr beizutreten. In den größeren Orten sollten die Jugendlichen aller Jugendpflegevereine vom 16. Lebensjahr an gesammelt werden. Generalleutnant Jägerschmidt wurde zum Leiter der badischen Jugend-

wehr ernannt. In allen Amtsbezirken proklamierten und förderten die Amtsvorsteher die Bildung von Jugendwehren. Bis zum 20. Oktober 1914 hatten sich in Baden 18000 Jugendliche und 1300 Führer gemeldet. Es wurde an Schulbehörden, Handwerker und Gewerbetreibende appelliert, den Eintritt von Schülern, Lehrlingen und Arbeitern in die Jugendwehr zu unterstützen.⁵ Bis Mitte Dezember hatten sich über 30000 Jugendliche in 370 Jugendkompanien angeschlossen, die von 2016 „Führern und Leitern“ instruiert wurden.⁶

Am 1. Dezember 1914 nahm Großherzog Friedrich II. zusammen mit drei Ministern und dem Karlsruher Oberbürgermeister Siegrist eine öffentliche Truppenparade der Karlsruher Jugendwehren ab. Damit wertete er demonstrativ die Jugendwehren auf:

„Trotz des trüben Wetters hatte sich draußen auf dem großen Exerzierplatz eine zahlreiche Menschenmenge eingefunden, um die Parade sich anzusehen, die der Großherzog von der badischen Jugendwehr im Amtsbezirk Karlsruhe abnahm. (...) In langen Reihen hatten die Mitglieder der Jugendwehr Aufstellung genommen, alle geschmückt mit dem Abzeichen der Wehr, dem gelbroten Bande am linken Arm und zum größten Teil mit der grauen Feldmütze. Jeder einzelne Trupp hatte seinen Führer zur Seite, der an der schwarz-weiß-roten Binde kenntlich war. Gegen ½ 4 Uhr traf Prinz Max von Baden ein. Bald darauf erschien auch der Großherzog in Begleitung seines Adjutanten, General Dürr. Nach kurzer Begrüßung erstattete der Hauptmann der Landwehr Dinkel dem Landesherren die Meldung, dass 1296 Mann der badischen Jugendwehr aus dem Bezirk Karlsruhe zur Parade angetreten seien.“⁷

Der Großherzog beschwor in seiner Ansprache den vaterländischen Geist und appellierte an die Jugendlichen, *„die Zeit gut auszunützen, bis der Kaiser Euch zu den Waffen ruft. (...) Stählt eure Kraft, schärft Eure Augen, schärft Euren Mut, daß Ihr Euch würdig Eurer Väter und Brüder erweist.“* Damit wird ausgesprochen, was das Ziel der Jugendwehr war: Sie diene der paramilitärischen Ausbildung, sollte körperlich und mental auf den Militärdienst und den Kriegseinsatz vorbereiten und *„vaterländische Empfindungen“* erwecken.

Jugendwehren im Amtsbezirk Oberkirch

Am 10. Oktober 1914 zogen Jugendliche aus Peterstal, Oppenau und Lautenbach vom Oberkircher Bahnhof zur Volks- und Realschule, wo schon die Alterskameraden aus Oberkirch warte-

ten. Der Oberkircher Amtsvorsteher Fritz Rein leitete die Konstituierung der Jugendwehren. Auch die Bürgermeister der beteiligten Gemeinden waren erschienen, um die Bedeutung des Ereignisses zu unterstreichen. Rein wandte sich an die in militärischer Ordnung angetretenen jungen Männer und erläuterte ihnen „Zweck und Ziele der Jugendwehr“:

„Neben körperlicher Ausbildung wird großer Wert auf die Hebung und Pflege der Vaterlandsliebe, der Liebe zu Kaiser und Reich gelegt. An einem Abend in jeder Woche findet Instruktion, dann anschließend Vortrag über ein vaterländisches Thema und schließlich eingehende Besprechung der Kriegslage statt. Die ersten Vorträge werden die Ursachen des Krieges, dann die wirtschaftliche Entwicklung des Deutschen Reiches mit Hinweis auf seinen Kolonialbesitz und die deutsche Heeresorganisation behandeln. Vorlesungen einzelner Stücke aus Werken vaterländischer Schriftsteller, insbesondere von Kriegsschilderungen, werden die nötige Abwechslung bringen.

An den Nachmittagen jeden Sonntags vereinigt sich die Jugend zu praktischen Übungen zunächst auf dem Exerzierplatz und dann im Gelände. Allmonatlich ist eine gemeinsame Übung der Wehren im ganzen Amtsbezirk an wechselnden Orten in Aussicht genommen. Bei den praktischen Übungen handelt es sich in der Hauptsache um infanteristische Ausbildung, jedoch ohne Schusswaffe. Keine Spielerei darf einreißen; völlige Hingabe zur Sache verbunden mit Ernst und dem festen Willen zur Disziplin muss oberster Grundsatz für die Mannschaften sein.“⁸

Den Kern der Oberkircher Jugendwehr bildeten die „Realschüler“. Der Jahresbericht von 1914/15 verzeichnet 25 Schüler der höheren Klassen, die Mitglieder der Jugendwehr waren.⁹ Der Schulleiter Pfeuffer und seine Kollegen hielten regelmäßig die Vortragsabende, während der Gendarmeriewachtmeister Hollerbach, ein altgedienter Soldat, die praktischen Übungen leitete. 1915/16 waren 16 Untersekundaner und 8 Obersekundaner der sechsklassigen Realschule Mitglieder der Jugendwehr, 1916/17 5 Obertertianer, 12 Untersekundaner und 9 Obersekundaner.¹⁰ Dem Druck der „Kriegspädagogik“ konnten sich die Schüler der Realschule noch weniger entziehen als andere Jugendliche.

Zu den vier örtlichen „Jugendkompanien“, die sich am 10. Oktober im Amtsbezirk Oberkirch gebildet hatten, kam es auch in Ulm und Nußbach zur Bildung eigenständiger Jugendwehren. Die Teilnehmer aus Haslach blieben der Oberkircher Jugendwehr angegliedert, während sich die Erlacher nach Ulm



Abb. 1: Mitglieder der Jugendwehr Nußbach mit ihrem Ausbilder Karl Josef Gerdes (1915)

orientierten.¹¹ Bis zum 27. November schlossen sich in Ulm 26 Jugendliche und junge Männer im Alter von 16 bis 19 Jahren der Jugendwehr an. Für die Mitglieder wurden auf Gemeindegeldkosten Armbinden, Mützen und Liederbücher¹² angeschafft: Das Erlernen und Singen nationalistischer Lieder war ein wichtiger Bestandteil der militärischen Erziehung.

Über die örtliche Jugendwehr in Nußbach sind keine Kommunalakten mehr vorhanden, wohl aber eine Fotografie (Abb. 1). Dieses Bild aus dem Jahr 1915 ist mehr als ein bloßes Dokument der Erinnerung, der sorgfältig komponierte Aufbau verrät die Absicht zur Selbstinszenierung. Eine Gruppe von acht jungen Männern, an ihren Mützen und Armbinden als Angehörige der Jugendwehr erkennbar, hat sich um eine Feuerstelle versammelt, wo ein Essen – häufig handelte es sich um Erbswurstsuppe¹³ – feldmäßig zubereitet wird. Ihre Zuschauer sind kleinere und größere Schulbuben, die sichtbar fasziniert sind vom Gehabe der Älteren – so sehr, dass sich einer von ihnen schon im Strammstehen übt. Sie verkörpern die nächste Generation der Jugendwehr, wenn die Älteren Soldat geworden sind. Die Jugendwehrmitglieder genießen sichtbar die Teilhabe am Glanz des Soldatischen. Sie posieren sich lässig in verschiedenen Körperhaltungen, ihre Mienen verraten Stolz und Selbstbewusstsein. Zwei von ihnen stellen pubertär ihre Männlichkeit zur Schau, indem sie Zigaretten rauchen.¹⁴ Im Vordergrund



sind Utensilien versammelt, die den Bereich des Militärischen assoziieren: zwei gekreuzte Gewehre über einer Trommel, Spaten, im Boden steckende Heringe für den Zeltbau sowie Kochgeschirre. Das Bild ist im Garten des Gasthauses „Zur Linde“, dem damaligen Nußbacher Festplatz aufgenommen.

Die drei in der Mitte um die Feuerstelle pyramidenförmig gruppierten Jugendwehrmitglieder überragt der halblinks aufrecht stehende Führer der Gruppe: Er trägt als einziger einen Uniformmantel mit Schulterklappen und stützt sich auf einen Säbel; was ihn als aktiven Soldaten ausweist. Es handelt sich um den Wagner Karl Josef Gerdes, der seit Juni 1915 bei einer Maschinengewehrkompanie (Abb. 2) in Serbien und Galizien, später in den Vogesen und im Westen eingesetzt wurde.¹⁵ Vor seiner Einberufung sei Gerdes bei der Bildung der Jugendwehr Nußbach sehr tätig gewesen, heißt es in den Presseartikeln. Schon 1916 erhielt er das EKII, 1918 gar als erster Nußbacher das EK I und wurde zum Unteroffizier befördert. Die heimische Presse lobte ihn als „jungen, energischen Krieger“. Nach einer in seinem Tagebuch¹⁶ befindlichen Aufstellung gehörten der Jugendwehr Nußbach 33 Mitglieder an. Es ist anzunehmen, dass ein Großteil von ihnen bereits eingezogen war, als die Aufnahme gemacht wurde. Da auch Gerdes selbst nicht mehr zur Verfügung stand, schiefen die Aktivitäten der Jugendwehr in Nußbach ein.

Abb. 2: Jugendwehrführer Karl Josef Gerdes als Soldat, im Vordergrund liegend

Kriegsspiele in Hubacker und auf dem Kutzenstein

Der praktischen und körperlichen Ausbildung der Jugendkompanien im Gelände kam ein hoher Stellenwert zu. Einordnung in die militärische Formation, Marschübungen, Geländelehre, Kartenlesen, Entfernungsschätzen, Überwindung von künstlichen und natürlichen Hindernissen und taktischer Beweglichkeit kamen eine große Bedeutung zu.¹⁷ Gefechtsübungen ohne Waffen, aber auch simuliertes Bajonettfechten mit Stäben, Patrouillengänge, Bildung einer Schützenlinie, Spurenlesen und Orientierungsübungen waren u. a. unmittelbare Vorbereitungen auf den Fronteinsatz.¹⁸

Am 22. November 1914 führten die Jugendkompanien des Amtsbezirks Oberkirch hinter Lautenbach erstmals eine Übung durch, die durch einen Pressebericht dokumentiert ist:

„Es waren hierzu zwei Parteien gebildet, die sich wie folgt zusammensetzten: ‚Blaue Partei‘, bestehend aus zwei Kompanien (Oberkirch und Umgegend) mit ungefähr 200 Jungmannschaften; ‚Rote Partei‘, gebildet aus der Kompanie Oppenau, als Verstärkung eine Flaggenkompanie, welcher noch die Abteilung Peterstal zugeteilt war. Die feindlichen Kompanien trafen sich in der Gegend Hubacker-Bahnhof, wo das Gefecht seinen Anfang nahm. Beide Parteien lösten die ihnen gestellte Aufgabe auf das Beste. Auch Zuschauer hatten sich eingefunden, um zu sehen, was in der kurzen Zeit seit Bestehen der Jugendwehr dieselbe zu leisten vermag.“¹⁹

Die Verwendung des Manöverjargons macht deutlich, dass diese Art der Übungen als „Kriegsspiel“ begriffen wurde. In der Presse wurde auch über die Dezemberübung 1914 berichtet, womit sich ein sehr eindringlicher Appell zur Beteiligung verband:

„Möchten sich doch alle deutschen Jünglinge der Jugendwehr anschließen, denn es ist Pflicht eines jeden deutschen Jünglings, sich diesen freiwilligen Bestrebungen freiwillig anzuschließen. Es gibt noch viele junge Leute, die die Vergnügungen in dieser ernsten Zeit vorziehen und sich von der Jugendwehr fernhalten. Das ist nicht deutsch und eines deutschen Jünglings nicht würdig.“²⁰

Am 21. März 1915 hielten die Jugendwehrabteilungen Oberkirch und Nußbach eine „Felddienstübung verbunden mit Abkochen“ ab.²¹ Vom Oberkircher Schulhaus wurde hinauf auf die Kalikutt marschiert, wo in Kochgräben eine deftige Feldkost zubereitet wurde. Dann wurde der Moosturm bestiegen,

wobei der Nußbacher Führer Karl Josef Gerdes eine fotografische Aufnahme der Abteilungen anfertigte (Abb. 3). Über die Kornebene erreichte die junge Truppe schließlich Gengenbach, wo sie sich selbstbewusst präsentierte: „*Beim Passieren der Stadt zeichnete sich die Jungmannschaft durch stramme Haltung und schneidigen Gesang aus, Übermüdung ließ sich keiner anmerken.*“ Von einem ähnlichen Marsch mit Besteigung des 1909 errichteten Geigerskopfturmes gibt es eine weitere Aufnahme (Abb. 4). Das Bedürfnis nach Natur, Gemeinschaft und einfachem Leben, das die Jugendbewegung prägte, wurde genutzt, um die Attraktivität der Jugendwehr zu erhöhen.

Am 16. Mai 1915 übten die Jugendwehren Oberkirch, Nußbach und Ulm gemeinsam mit den Jugendwehren aus Achern, Sasbach und Kappelrodeck. Der Kutzenstein, eine Felsformation bei Ulm, sollte von der Jugendwehr Achern befestigt und von den Renchtälern gestürmt werden.²² Wachtmeister Hollerbach gab an den Steuereinnahmer Dörflinger, der die Ulmer Angreifer anführte, genaue Anweisungen: Sie verraten, dass auch Erwachsene sich am Kriegsspiel der Jugendlichen lustvoll beteiligten:

„Wenn Sie von Ulm abmarschieren, kommen Sie dem Gegner in den Rücken und das halte ich für gut. Unser Gegner ist sehr stark und wird noch Truppenteile durch Flaggen markieren. Rote Flaggen bedeutet je eine Kompanie Infanterie, schwarze Artillerie, weiße Kavallerie. Maschinengewehre werden markiert durch Schlagen mit zwei Steinen aufeinander.“²³



Abb. 3: Die Oberkircher und Nußbacher Jugendwehrkompanie beim Moosturm



Abb. 4: Renchtäler Jugendwehrmitglieder während einer Geländeübung beim Geigerskopfturm in Diebersbach

Dörflinger sollte von der rechten Flanke angreifen oder dem Gegner in den Rücken fallen, *der „staunen wird, wie die Ulmer-Deutschen losbrechen und Verderben in den Reihen des Gegners bringen“*. Das Manöver wurde mit Geselligkeit beendet: Die „Waldulmer Gebirgsmusik“ gab ein Konzert.

In den Richtlinien des Kriegsministeriums war strikt festgelegt worden, dass die Ausbildung ohne Waffen zu erfolgen habe. Der badische Jugendwehrausschuss beklagte, dass Jugendwehren im Gelände *„mit Revolvern, Pistolen, kleinen Gewehren und mancherorts mit Böllern“* schießen würden. Landesweit wurde dazu aufgefordert, strafend gegen *„dieses gemeingefährliche Treiben“* einzuschreiten.²⁴

Dass diese Warnungen vor Waffengebrauch der Jugendlichen nicht unbegründet waren, zeigte der Tod des 17-jährigen Rudolf Busam aus Nußbach. Er wurde *„Opfer des vielfach grassierenden Jugendunfugs“*, so die Lokalpresse.²⁵ Er hatte mit einem Revolver Jagd gemacht auf Katzen, Spatzen und anderes Kleingetier und sich dabei in den Oberschenkel geschossen. Da er die Verletzung verheimlicht hatte, starb er an Wundfieber. Wer für den Krieg begeistert wurde, konnte schlecht nachvollziehen, dass er nicht auch eine Waffe benutzen durfte. Bei der Werbung für den Verkauf von Luftgewehren wurde in der Presse mit dem Bild eines jugendlichen Schützen geworben, der von einem Ausbilder angeleitet wird (Abb.5).

Krise und Kritik der Jugendwehren

Nachdem die Kriegseuphorie mit zunehmender Dauer des Krieges merklich abkühlte, nahm auch die Kritik an den Jugendwehren und ihrer Ausbildungspraxis zu. So wurde beklagt, dass die Mannschaften der Jugendwehr an Übungstagen recht spät nach Hause kämen: Nach den Unterweisungen bzw. Übungen suchten sie noch die Wirtschaften auf. Landwirtssöhne würden vom Füttern des Viehs abgehalten.²⁶

Da die Mitgliedschaft freiwillig war und bleiben sollte, war der Mitgliederschwund bald unübersehbar. Jugendliche waren

stark durch die Arbeit auf den Feldern, Werkstätten und in den Fabriken belastet, da sie ihre Väter, Meister und die eingezogenen Arbeitskollegen ersetzen mussten. Sie waren zur Teilnahme an der Ausbildung der Jugendkompanien nicht mehr zu bewegen.²⁷ So wurde 1916 in Renchen darüber geklagt, dass sich nur 24 Mann der Jugendwehr angeschlossen hätten, was viel zu wenig sei: „Wo bleibt da Jungdeutschland? Der größte Teil verbringt den Sonntag lieber mit der Zigarre im Munde oder vor dem Bierglase.“²⁸

Nach der Einberufung der Ersatzoffiziere mussten ältere Ausbilder die Jugendwehren führen, deren pädagogische und militärische Kompetenz zu wünschen übrig ließ.²⁹ Es gab Klagen über zu anstrengende Übungen und die Beeinträchtigung der Belange von Schule und von Kirche: Bei sonntäglichen Übungen sollte wegen der Christenlehre das Einvernehmen mit der Geistlichkeit gesucht werden.³⁰

Die Budgetkommission des Badischen Landtags befasste sich im Februar 1916 mit den Ursachen des abnehmenden Interesses an der Jugendwehr. Kritisiert wurde, dass häufig der militärische Drill, die „Nachahmung der militärischen Ausbildung“ im Vordergrund stehe. Die militärische Ausbildung solle jedoch nur durch Wandern, Geländeübungen, Kartenlesen sowie die Anfertigung von Geländeskizzen vorbereitet werden. Auch entstünden den Gemeinden große Kosten. Die jugendlichen Arbeitskräfte würden dringend in Landwirtschaft und Gewerbe gebraucht, die Sonntagsruhe sei zur Erholung notwendig. Die Führer der Jugendwehren seien nicht in geeigneter Weise vorbereitet. Soldatenspielerereien widersprächen dem Ernst der Lage.³¹ Für die Jugendwehr war nach Auffassung des Kriegsministeriums besonders abträglich, dass sich das Gerücht hartnäckig hielt, Jugendwehrangehörige würden zuerst eingezogen und an die Front geschickt.³² Schließlich darf nicht übersehen werden, dass die Rekruten ohnehin immer jünger



Abb. 5: Unübersehbar wird in der Anzeige für den Waffengebrauch der Jugendlichen geworben



Abb. 6: Herztüler
Rekruten im Jahr
1918

wurden³³ und damit auch die Bereitschaft zu einer militärischen Vorbildung abnahm (Abb. 6).

Es gab Forderungen, die Mitgliedschaft in der Jugendwehr zur Pflicht zu machen. Ein Reichsjugendwehr-Gesetz, das aus den Kreisen des Militärs vehement gefordert wurde, kam letztlich nicht zustande.³⁴ Ein Erlass richtete sich 1917 an die höheren Lehranstalten: Die über 15 Jahre alten Schüler sollten möglichst vollständig den örtlichen Jugendorganisationen beitreten.³⁵ Letztlich wurde dann aber trotz entsprechender Forderungen im badischen Landtag von einer Zwangsmitgliedschaft abgesehen – vor allem die SPD bestand auf dem Prinzip der Freiwilligkeit.³⁶ Zur Steigerung der Attraktivität sollten Turnen und Spiel wieder im Vordergrund stehen. Bei der Ausbildung sollten nach Vorstellungen des Kriegsministeriums die Richtlinien aus Preußen herangezogen werden: Schießübungen sollten nur „für gereifere Angehörige der Jugendwehr“ in Anlehnung an entsprechende Vereine durchgeführt werden.³⁷

Das Ministerium für Unterricht hielt daran fest, „die gesamte männliche Jugend von der Schulentlassung bis zum Eintritt ins Heer“ durch Erziehung zu körperlicher Gesundheit, Kraft und Gewandtheit, aber auch zur „Selbstzucht, freiwilliger Unterordnung, Charakterfestigkeit und Vaterlandsliebe“ auf den Kriegsdienst vorzubereiten.³⁸

Wehrturnen, Brennesselsammlungen, patriotische Vorträge

Als Alternative zur Bildung von Jugendwehren zeichneten sich Ausbau und Anpassung des Turnunterrichts an die Anforderungen des Militärs ab. Fritz Nushag, der bis 1912 das Pädagogium in Oberkirch geleitet und sich als Vorsitzender des dortigen nationalliberalen Vereins politisch exponiert hatte³⁹, verfasste 1916 eine Denkschrift über die „militärische Vorbereitung der Jugend“. Den Leibesübungen wies er eine Schlüsselrolle bei der „Stärkung der Wehrfähigkeit des deutschen Volkes“ zu.⁴⁰ Er forderte, dass die Schulen für die Leibeserziehung bis zum 17. Lebensjahr zu sorgen hätten. In den höheren Schulen war Turnen ohnehin vorgesehen, in den Gewerbe- und Fortbildungsschulen sollten zwei bis drei Stunden Turnunterricht bei der männlichen Jugend gegeben werden. Turnen war für Nushag Vorbereitung auf den Fronteinsatz:

„Das Turnen ist wie das Eisen: Der Friede macht aus ihm Hammer und Pflugschar zu segensvoller Arbeit, der Krieg aber schmiedet aus ihm das Schwert, das in den Reihen der Feinde wüthet.“⁴¹

Die Inhalte des Turnunterrichts sollten stärker auf die Bedürfnisse des Militärs abgestimmt werden. Nushag schlug vor, statt des Geräteturnens „volkstümlichere Übungen“ wie Marschübungen in verschiedenen Formationen, Hindernislauf, Hangeln und Klettern, Schwimmen sowie Turnspiele jeglicher Art zu praktizieren (Abb. 7 und 8). Eine wichtige Rolle sollte die



Abb. 7: „Reiterspiele“ im Turnunterricht der Realschule Oberkirch (1914)



Abb. 8: Jungen der Realschule üben im Turnunterricht spielerisch das Antreten

Orientierung und Bewegung im Gelände spielen. Seit Turnvater Jahn und der Zeit der Befreiungskriege verband sich in Deutschland die Idee des Turnens mit militärischer Ertüchtigung und nationalem Denken.

Neben die körperliche Vorbereitung trat die „mentale Mobilisierung“⁴² der Jugend. So meldete im Januar 1918 die Lokalpresse, dass die Jugendorganisationen bzw. Schulen im Amtsbezirk Oberkirch eine rege Sammeltätigkeit entfaltet hätten. Wenn Jugendliche Obstkerne, Teeblätter, Pilze, Waldbeeren und Brennnesseln sammelten, wurde ihnen attestiert, „Mitschüler für das Vaterland“ zu sein. Im Amtsbezirk Oberkirch sammelten Schulkinder und Jugendliche 1917 30 Zentner Brombeeren, 21 Zentner Obstkerne und 810 kg Brennnesselfasern. Außerdem wurden Rohstoffsammlungen von Altmetall, Altpier, Filzhüten und Frauenhaaren durchgeführt.⁴³ Nußbacher Schüler präsentierten sich stolz mit getrockneten Teeblättern und Brennnesselfasern vor dem neuen Schulhaus von 1914 (Abb. 9).

Die ältere Schuljugend wurde bei „vaterländischen Feiern“ in den Renchtäler Dörfern einbezogen, mit Gesängen, Gedichten und Vorträgen stärkte sie den patriotischen Durchhaltewillen mit zunehmender Dauer des Krieges.⁴⁴ Im heroisierenden Ton wurde den Schülern der Oberkircher Realschule der Tod ihrer gefallenen Lehrer und (ehemaligen) Mitschüler nahe gebracht.⁴⁵ Die gesamte Schülerschaft besuchte am 8. Februar 1916 eine Kriegsausstellung in Karlsruhe. Über den Unterricht hinaus hielt Direktor Pfeuffer für Erwachsene und Jugendliche Vorträge über den 1. Weltkrieg.⁴⁶ Die Schüler folgten bereitwil-



Abb. 9: Schüler der Nußbacher Volksschule präsentieren stolz ihre getrockneten Teeblätter und Brennesselstängel

lig dem Appell, Goldmünzen gegen Papiergeld einzutauschen oder Geld mitzubringen, um Kriegsanleihen zu zeichnen. Im Oktober 1917 zeichnete die Oberkircher Realschule bei der 7. Kriegsanleihe 5280 Mark. Zu Weihnachten 1914 war für die Bescherung der Soldaten gesammelt worden, die Mädchen hatten Handschuhe und Mützen gestrickt. Durch zusätzliche Sachspenden konnten 30 Weihnachtspakete an die Front geschickt werden. Dazu kamen Arbeitseinsätze: Oberkircher Schüler halfen mit, am Bahnhof Appenweier die zahlreichen Soldaten zu verpflegen, die auf dem Weg zu den Kriegsschauplätzen waren. 1917 unterstützten die Realschüler die Bauern bei landwirtschaftlichen Arbeiten, vorwiegend bei der Ernte.⁴⁷

Die Jugendwehren – Vorläufer der Hitlerjugend?

Im Dezember 1918 wurde von der neuen badischen Regierung angeordnet, die Jugendwehren aufzulösen. Der Versailler Vertrag brachte das Ende der allgemeinen Wehrpflicht. Der Oberkircher Amtsvorsteher Kopp wandte sich deshalb am 13. Dezember 1919 an die Gemeinden des Bezirks:

„Bisher bestand die allgemeine Wehrpflicht. Durch den Heeresdienst wurden die jungen Männer an körperliche Übungen und Disziplin gewöhnt. Nun ist die Wehrpflicht weggefallen. Da ist nun eine dringende Notwendigkeit, Ersatz zu bieten für jene Gewöhnung an körperliche Übungen und Disziplin.“

Kopp verweist auf das englische Beispiel: Dort habe es keine allgemeine Wehrpflicht gegeben, aber sportliche Betätigung

habe die englischen Männer wehrtüchtig erhalten. Er fordert von den Gemeinden, die sportlichen Bestrebungen durch den Bau von Turnhallen und Sportplätzen zu fördern.⁴⁸ Nicht nur der Vereinssport nahm einen beachtlichen Aufschwung, auch die Mentalität wies Kontinuitäten auf:

„Die Wehrjugendbünde der Weimarer Zeit, die konservativen, ‚nationalen‘ Gruppierungen der bündischen Jugend setzen so die Geschichte der Jugendmilitarisierung auch nach der Novemberrevolution 1918 unter anderen Bedingungen fort. Dies kulminiert schließlich in der militärisch durchorganisierten, nationalistisch indoktrinierten ‚Hitler-Jugend‘ des ‚Dritten Reiches‘, die 1936 durch Gesetz zur Staatsjugend erklärt wird.“⁴⁹

Der Bezug von Hitlerjugend und Jugendwehr wurde schon von den Zeitgenossen 1933 in der nationalsozialistisch ausgerichteten Lokalzeitung *Der Renchtäler* hergestellt:

*„Wenn man die Hitlerjugend und den Jungstahlhelm frisch und fröhlich durch die Straßen ziehen sieht, so denkt man mit Freude an die sog. **Jugendwehr** vor und während des Weltkrieges. Es standen Realschüler neben Volksschülern und Lehrlingen. Am Sonntagnachmittag oder sonntags in der Frühe ging es zum Städtle hinaus in Gottes schöne, weite Natur. (...) Die jungen Leute wurden gelehrt, Karten zu lesen, sich zu orientieren bei Tag- und Nachtzeiten, Kameradschaft zu üben und sich unter den Willen der Führer zu stellen. Manchen Kriegsfreiwilligen traf man später, der erklärte, dass die Ausbildung als Soldat nicht so schwer war, weil er vorher in der Jugendwehr so manches gelernt hatte.“⁵⁰*

Reichswehrminister Blomberg hatte 1935 den Dienst in der Wehrmacht als „die letzte und höchste Stufe in dem allgemeinen Entwicklungsgang des jungen Deutschen vom Elternhaus über die Schule, die HJ und den Arbeitsdienst“ bezeichnet.⁵¹ Wie bei der Jugendwehr standen „quasi militärische Ordnungsübungen, Marschdienst von Einheiten, ‚Antreten‘, Exerzierübungen und Apelle“ neben der körperlichen Ertüchtigung im Mittelpunkt: Die gelände- und wehrsportliche Ausbildung wurde stark betont, sie trat während des Krieges in den Vordergrund.⁵² Im Unterschied zur Jugendwehr wurde die Schießausbildung bei der HJ Bestandteil der „Wehrtüchtigung“. Wurde den Jugendwehrmitgliedern ein national-patriotischer Geist vermittelt, so zielte die geistige Formung der HJ auf die Indoktrinierung der totalitären NS-Ideologie ab.

Anmerkungen

- 1 Jungbursch heraus! Den deutschen Jugendwehren, Der Renchtäler 29.11.1914.
- 2 GLA 456/F 27 Nr. 28. Die Militarisation der Jugend begann schon vorher, siehe: Herrmann, Ulrich, Ins Unglück marschieren. Die Militarisation der Jugend vor 1914, SWR 2 AULA Manuskript, gesendet am Sonntag den 5. Januar 2014 in SWR 2.
- 3 Schubert-Weller, Christoph, „Kein schöner Tod ...“: die Militarisation der männlichen Jugend und ihr Einsatz im Ersten Weltkrieg 1890–1918, München 1998, 221.
- 4 GLA 456/ F 27 Nr. 28.
- 5 Der Renchtäler, 21. Oktober 1914.
- 6 Der Renchtäler, 16. Dezember 1914.
- 7 Der Renchtäler, 2. Dezember 1914
- 8 Der Renchtäler, 12. Oktober 1914.
- 9 Jahresbericht der Realschule Oberkirch 1914/15, Universitätsbibliothek Freiburg/Siehe auch Heinz G. Huber, Das höhere Schulwesen in Oberkirch in den Jahren 1880 bis 1933, in: Hans-Furler-Gymnasium Oberkirch (Hg.) 125 Jahre Höhere Schule Oberkirch, 2005, besonders S. 40f.
- 10 Jahresberichte der Realschule, Universitätsbibliothek Freiburg (Kopien im Archiv des Verfassers).
- 11 Gemeindecarchiv Ulm (GAU) A 300 Jugendwehr, Leibesübungen und Jugendpflege.
- 12 GAU, A 300.
- 13 Schubert-Weller, 1998, 95.
- 14 Das Zigarettenrauchen gehörte als männliches Initiationsritual beim Rekrutenbrauch, siehe auch den Bericht über die Rekrutierung des Jahrgangs 1929 in Nußbach: Huber, Heinz G. ,16-jährige sollten Helden spielen. Zeitzeuge Gust Fies, Acher-Rench-Zeitung 14. August 1914.
- 15 Diese und die weiteren Informationen aus der Renchtal-Zeitung 3. September 1918/Der Renchtäler 5. September 1918.
- 16 Im privaten Besitz von Frau Klara Herzog, der Nichte von K.J. Gerdes.
- 17 Badischer Jugendwehrausschuss 5. September 1914, GLA 456/F 27 Nr. 28.
- 18 Walter, M: Die militärische Vorbereitung unserer Jugend, Pforzheim 1914.
- 19 Renchtal-Zeitung, 25. November 1914.
- 20 Renchtäler, 17. Dezember 1914.
- 21 Renchtäler, 24. März 1915.
- 22 Renchtäler, 15. Mai 1915.
- 23 GAU 300. Jugendwehr, Leibesübungen und Jugendpflege.
- 24 GAU A 300, Schreiben vom 13. Januar 1915.
- 25 Renchtäler, 20. Oktober 1918.
- 26 Schreiben von Amtsvorstand Rein an die Gemeinden vom 23. Dezember 1914, GAU A 300.
- 27 Schubert-Weller, 1998, S. 278.
- 28 Acher- und Bühler Bote, 9. Februar 1916.
- 29 Schubert-Weller, 1998, S. 277f.
- 30 Schreiben des badischen Kriegsministeriums vom 22. Januar 1915, GLA 456 F 40/118.
- 31 GLA 231/4528, Antrag des Abgeordneten Koelblin und Genossen, Jugendwehr betreffend, Behandlung im Landtag.
- 32 Schreiben des Kriegsministeriums vom 27. November 1916, GLA 456 F 40/118.
- 33 Der spätere Nußbacher Kaplan Heinrich Magnani wurde mit 16 ½ Jahren als Kriegsfreiwilliger Soldat (Der feldgraue Theologe erzählt, St. Konradblatt 6. März 1935). In Offenburg wurde gar der 13-jährige Emil Huber Soldat (Merker, Manfred, Mit Kopfschuss und Uniform zur Konfirmation, in: Die Ortenau 94 (2014), 167–190).
- 34 Schubert-Weller, 1998, 288–311.
- 35 Renchtäler, 1. Dezember 1917.
- 36 Schubert-Weller, 1998, 285.
- 37 Kriegsministerium und Budgetkommission des Badischen Landtags, GLA 231/4528.
- 38 Ministerium des Unterrichts, 27. Januar 1916, GLA 231/4528.
- 39 Huber, Heinz G., Das höhere Schulwesen in Oberkirch, 2005, 34ff.

- 40 Nussbag, Fritz, Schule und Jugendwehr. Ein Beitrag zur Lösung der Aufgabe: Die militärische Vorbereitung der Jugend. Heidelberg 1916 (im Besitz des Verfassers), 13.
- 41 Nussbag, Schule und Jugendwehr, 9.
- 42 Herrmann, Ulrich, Erziehung für Verdun, in: Die Zeit 6/2014.
- 43 Renchtäler, 5. Januar 1918.
- 44 Beispielsweise Nußbach, Renchtäler 14. Dezember 1914 und 18. Dezember 1917.
- 45 Huber, Heinz G., Das höhere Schulwesen in Oberkirch, 2005, 41.
- 46 GAU A 300.
- 47 Huber, Heinz G., Das höhere Schulwesen in Oberkirch, 2005, 41.
- 48 Schreiben vom 13. Dezember 1918, GAU A 300.
- 49 Schubert-Weller, 1998, 25.
- 50 Zitiert nach Wacker, Volker, Die Höhere Schule Oberkirch in der Zeit von 1933 bis 1976, in: 125 Jahre Höhere Schule Oberkirch, 2005, 55.
- 51 Zitiert nach Kater, Michael, Hitlerjugend, Darmstadt 2005, 30.
- 52 Klönne, Arno, Jugend im Dritten Reich, München 1990, 57. Jugendliche wurden schließlich als Akteure in das Kriegsgeschehen einbezogen, vgl: Queck, Helmut, Jugend an der Front. Das Kriegsgeschehen im Südwesten 1943–1945, Göttingen 2008.

Alle Abbildungen aus dem Archiv des Autors.

Auf der Woge der Kriegsbegeisterung

Zeller Keramikartikel im Ersten Weltkrieg (1914–1918)

Dieter Petri

Zell a.H. Im Foyer des Storchenturm-Museums sind derzeit einzelne Geschirrstücke ausgestellt, welche in den Jahren 1914 und 1915 in den „Vereinigten Zeller Keramikfabriken“ hergestellt wurden und Kriegsmotive aufgreifen. Die Exemplare waren zuletzt in einer Landes-Ausstellung in Staufen zu sehen. Jetzt kamen sie zurück und werden dem heimischen Publikum gezeigt.

Ob die Deutschen wirklich mit Hurra in den Ersten Weltkrieg gezogen sind, ist umstritten. Für die Behauptung spricht eine hohe Zahl von Kriegsfreiwilligen. In den ersten Tagen der Mobilmachung im August 1914 haben sich 1 Million junger Männer freiwillig zu den Waffen gemeldet, wie z.B. der aus Nonnenweier stammende Ludwig Frank. Der in Mannheim tätige Rechtsanwalt gehörte zu den führenden Köpfen der Sozialdemokratie. Deren Anhänger wurden gelegentlich als Vaterlandsverräter beschimpft, weil sie die geplanten Rüstungsausgaben nicht bewilligen wollten. In der „Stunde der Not“ wollten sie nun mit ihrer Meldung zum Militär das Gegenteil beweisen.

Ob die Bedrohung Deutschlands damals wirklich keine Alternative zum Krieg zuließ, darf bezweifelt werden. Auslöser war das Attentat eines serbischen Nationalisten auf den österreichischen Thronfolger Franz Ferdinand bei dessen Besuch in Sarajewo. Es war sicherlich unverhältnismäßig, wegen eines ermordeten Mitglieds einer Herrscherfamilie in den Krieg zu ziehen. Natürlich wusste am Anfang niemand, dass er Millionen Soldaten auf beiden Seiten das Leben kosten würde; in Verdun sollen es 1 Million gewesen sein und auf dem Hartmannsweilerkopf 30000.

Die offizielle Propaganda versuchte, den Krieg als eine notwendige Verteidigungsmaßnahme darzustellen. Die „Wacht am Rhein“ musste angeblich verstärkt werden. In Wirklichkeit endete Deutschland damals nicht am Rhein,

Schmuckteller mit einem Zitat Kaiser Wilhelm II., das den Burgfrieden mit der Sozialdemokratie verkündete.





Deutscher Landsturmman auf einem Sockel mit der Parole „Fest steht und treu die Wacht am Rhein“. Der Text war einem vaterländischen Lied entnommen.

sondern an den Vogesen und an der westlichen Linie Lothringens. Bismarck hatte 1870 den Einmarsch der Deutschen in Frankreich betrieben. In wenigen Monaten waren die französischen Truppen überrannt worden. Ausgerechnet im Königsschloss von Versailles wurde ein deutscher Kaiser ausgerufen. Zum neuen deutschen Reich gehörten von da an Lothringen und das Elsass. Dass Frankreich daraufhin zum Erbfeind wurde, hatte daher Gründe.

Der schnelle Sieg der Deutschen im Siebziger-Krieg weckte die Erwartung, das Glück werde sich auch diesmal schnell zugunsten Deutschlands wenden. Der technische Fortschritt bei der Ausrüstung des Militärs mag diese Hoffnung beflügelt haben. In erster Linie aber waren es Infanteristen, welche an die Front geschickt wurden. Sie bestritten einen unseligen Stellungskampf. Die ausgehobenen Schützengräben wurden vielfach zum Massengrab. Zum ersten Mal wurde Giftgas eingesetzt. Alle ethischen Hemmungen, die auch im Krieg gelten sollten, wurden abgestreift. Sowohl bei der Kavallerie wie bei der modernen Motorisierung der Streitkräfte konnte der Gegner Paroli bieten.

Auch der fernere Rückblick in die Geschichte sollte die Deutschen zuversichtlich machen. War es mit Hilfe Deutschlands nicht gelungen, den mächtigen Imperator Napoleon zu stoppen? In der Völkerschlacht bei Leipzig hatte man es allerdings mit einer französischen Streitmacht zu tun, die im brennenden Moskau ihr Quartiere verloren hatte und nun abgekämpft dem heimatlichen Boden zustrebte. So hatten die vereinigten Völker leichtes Spiel mit dem einst mächtigen Diktator.

Not lehrt bekanntlich beten. Im Krieg wurden die Deutschen irgendwie frömmere – so scheint es. Die Religion sollte nicht nur den Glauben an Gott, sondern auch an den Kaiser nähren und den nationalen Schulterschluss verstärken. Der Kaiser wurde mit einem Nimbus versehen, der ihm den Hauch von Unantastbarkeit verlieh. Er war der Oberbefehlshaber, der zu den Waffen rief. Ihm hatte Folge zu leisten, wer in dieser Stunde zum Volk gehören wollte. Die eigene Verantwortung wurde auf eine Autorität abgeschoben, die es angeblich besser wissen musste. Solange militärische Erfolge zu verzeichnen waren, bestand kein Anlass, den Krieg zu hinterfragen. Erst beim Stillstand und den anhaltenden Verlusten tauchte die Frage nach dem Sinn des Ganzen auf.

Als das Militär an seine Grenzen kam und ein Zermürbungskrieg drohte, signalisierte Ministerpräsident Bethmann-Hollweg die Bereitschaft zu Friedensgesprächen. Gleichzeitig



Bemalter Steingutteller. Scherenschnittartig wird gezeigt, wie der motorisierte Mannschaftswagen der Kavallerie voranfuhr und die Hoffnung auf den schnellen Sieg nährte.



Schmuckteller mit dem Denkmal der Völkerschlacht bei Leipzig 1813. Es war 1913, 100 Jahren nach dem Sieg über Napoleon und die Franzosen, eingeweiht worden. 1914 sollte das Motiv zuversichtlich stimmen.



Das reichlich aufgetragene Eichenlaub nahm den erhofften Sieg vorweg. Die linke Fahne des Zweiten Deutschen Reiches nach 1870 mit der Farbfolge Schwarz-Weiß-Rot genügte nicht. Es musste auch mit Schwarz-Gold an die Tradition des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation angeknüpft werden, das mit Karl d. Gr. seinen Anfang genommen und bis 1806 gedauert hatte. Von der Parole und den Fahnen fühlten sich insbesondere die Mitglieder der zahlreichen Kriegervereine angesprochen.



Die einer Rede von Ministerpräsident Bethmann-Hollweg im Dezember 1916 entnommene Parole wurde mit einem besonders breiten Schmuckrand versehen – ein Zeichen der beginnenden Friedenssehnsucht.



*Kriegsweihnacht 1915.
Pferd wacht am Grab
eines Reitersoldaten.*

wurde dem Gegner mit der Fortsetzung des Krieges gedroht, falls die angebotene Hand zum Frieden ausgeschlagen werde. Weder von der einen noch von der anderen Seite gab es ernsthafte Friedensversuche, vielmehr wurde bis zum bitteren Ende gekämpft.

Die Zeller Kriegskeramik lag im Allgemeinen auf der Propagandalinie der Regierung. Eine eher nachdenkliche Stimmung vermittelt ein Dekor zu Weihnachten 1915. Während der 16 Monate, die der Krieg bis dahin währte, hatte es schon zahlreiche Tote gegeben. Die Keramikserie im Stil von Scherenschnitten

zeigte u. a. ein Grab eines ums Leben gekommenen Kavalleristen. Das Pferd zeigt dem Herrn seine Treue über dessen Tod hinaus. Es wäre interessant zu wissen, wie oft dieses Motiv gekauft bzw. verschenkt wurde. Setzt es doch ein erstes Fragezeichen hinter die anfängliche Siegesgewissheit.

Die Zeller Firma war nicht die einzige, welche sich die nationale Stimmung zu Nutze machte. Im Frühjahr 1915, ein halbes Jahr nach Kriegsbeginn, fand in Leipzig eine Keramikmesse statt. Ein Beobachter registrierte ein deutlich geringeres Interesse an Gebrauchsgeschirr. Dafür boomten Geschenkartikel, die einen Bezug zum Krieg herstellten. Besonders beliebt war das Eiserne Kreuz, mit dem die Tapferkeit der Soldaten ausgezeichnet wurde. Gegen Ende des Krieges hört die Produktion von Artikeln mit Kriegsmotiven auf. Die Illusion vom schnellen Kriegsglück wurde von der harten Realität immer zahlreicherer Toten eingeholt.

**Öffnungszeiten des Storchenturm Museums:
Dienstag, Freitag und Sonntag von 14:00 – 17:00 Uhr**

Literatur:

Elisabeth Haug M.A., „Mit Herz und Hand fürs Vaterland“. Propaganda-Keramik aus der Zeit des Ersten Weltkrieges. In *Badische Heimat*, Sept. 1914, S. 106–121. (Die Autorin hatte auch die im Juni 2015 zu Ende gegangene Landesausstellung in Staufen zum Thema „Kriegskeramik“ gestaltet und dafür u. a. Erzeugnisse aus Zell a. H. herangezogen.)

QR-Codes gegen das Vergessen: Rheinauer Erinnerungsorte zum Sprechen bringen

Ein Werkstattbericht der Begabten-Arbeitsgemeinschaft
Geschichte des Anne-Frank-Gymnasiums Rheinau

Florian Hellberg, Fiona Minet, Tina Schadt und Laura Stein

„Inzwischen erinnern ‚Stolpersteine‘, Gedenktafeln und Gedenkstätten in vielen deutschen Städten an jüdische und andere Opfer des Nationalsozialismus – und das nicht aufgrund irgendwelcher staatlicher Erlasse, sondern aufgrund von bürgerschaftlichen Initiativen. Oft sind es Schulklassen, die sich der Erforschung der Geschichte ihres Ortes in der Zeit des sogenannten ‚Dritten Reiches‘ widmen.“¹

Schülerinnen und Schüler im Schuljahr 2015/2016 sind Digital Natives. In erster Linie sind darunter Menschen zu verstehen, die mit digitalen Technologien aufgewachsen und in ihrer Benutzung routiniert sind. Die klassen- und stufenübergreifende Begabten-Arbeitsgemeinschaft Geschichte des Anne-Frank-Gymnasiums Rheinau hat in diesem Schuljahr die übergreifende Leitfrage verfolgt, wie es in einer zunehmend durch Digitalisierung und Technisierung geprägten Lebenswelt gelingen könnte, an die bis ins 18. Jahrhundert zurückreichende Regionalgeschichte der jüdischen Bürgerinnen und Bürger aus Rheinbischofsheim und (Neu-)Freistett zu erinnern.

In selbstgesteuerten Kleingruppen, den Prinzipien des forschend-entdeckenden Unterrichts² folgend, erkundeten die SchülerInnen ausgewählte Rheinauer Erinnerungsorte³, Bibliotheken und das Gemeindearchiv. Im Anschluss daran formulierten sie gemeinsam erläuternde Darstellungen. Der zum Judenstein in Rheinau⁴ entstandene Text aus der Feder von Fiona Minet, Tina Schadt und Laura Stein ist als Druckversion diesen Zeilen beigegeben. Die Darstellungen zum Jüdischen Friedhof Freistett, zum Gedenkstein für die Synagoge in Freistett⁵ sowie zum Rheinbischofsheimer Mahnmal für die deportierten Jüdinnen und Juden Badens⁶ werden im Verlauf dieses Schuljahres auf der Schulhomepage des Anne-Frank-Gymnasiums online einsehbar sein.⁷ Ebenfalls bis zum Ende des Schuljahres werden alle in der Arbeitsgemeinschaft ver-



Abb. 1: QR-Code zur Homepage des Anne-Frank-Gymnasiums Rheinau

fassten Texte zu den Rheinauer Erinnerungsorten mithilfe von QR-Codes (Quick Response) auf einer Karte der Gemeinde verlinkt, die auch digital eingesehen und bei Bedarf ausgedruckt werden kann. Die zweidimensionale, kodierte Abbildung einer Webadresse in Form eines QR-Codes kann mittels Kameras von Smartphones oder Tablets – zum Beispiel während eines Spaziergangs durch die Gemeinde – dekodiert und gelesen werden (Abb. 1). Mithilfe mobiler Endgeräte wird es zukünftig – insbesondere für Generationen der Digital Natives – möglich sein, die einem Besucher als stumme Zeugen entgegretretenden Rheinauer Erinnerungsorte zum Sprechen zu bringen und an die Geschichte der Rheinbischofsheimer und Neufreistetter Jüdinnen und Juden (auch digital) zu erinnern.

Kleinster jüdischer Friedhof Baden-Württembergs – der Rheinbischofsheimer Judenstein

Was ist zu sehen?

Der Judenstein befindet sich inmitten eines Ackergeländes (Gewann Schießrain) zwischen Rheinbischofsheim und Freistett, die ihrerseits Stadteile Rheinaus sind. Es handelt sich um einen unscheinbar anmutenden Grabstein, der auf einem ungefähr 40m² großen eingezäunten Gelände platziert ist. Innerhalb des Areals wachsen einige Bäume, der Boden ist vollständig mit Efeu bedeckt, welches auch schon Teile des Grabsteins überwuchert. Am Eingang befindet sich ein Schild der Stadt Rheinau. Ein ebensolches Schild findet sich auch am Eingang des wenige Gehminuten entfernten jüdischen Friedhofs in Freistett. Es weist auf Regelungen zum Betreten des Friedhofareals hin. So ist hierbei zentral, dass männliche Besucher stets eine Kopfbedeckung zu tragen haben, sobald diese eine jüdische Begräbnisstätte besuchen. Ferner ist von Freitag ab 16:00 Uhr bis Samstagabend (was dem jüdischen Schabbat entspricht) sowie an jüdischen Feiertagen das Betreten untersagt.

Der Grabstein selbst besitzt eine Höhe von 95 cm und eine Breite von 65 cm und ist aus rotem Sandstein gefertigt. Die gut sichtbaren weißen, rundlichen Verfärbungen auf der Oberfläche des Steins sind Zeichen der natürlichen Zersetzung aufgrund von Niederschlägen. An einigen Stellen, vor allem an den Rändern der Wölbungen, weist der Grabstein sichtbare brüchige Stellen auf.

Auf der Vorderseite befindet sich eine Vertiefung mit einer hebräischen Inschrift.



Die Übersetzung lautet:

„Hier ist begraben die ehrenwerte, bescheidene Frau Hännsche (Hanna), Tochter des geehrten Abraham und Frau des geehrten Löw Katz (Kahn) von Bischofsheim. Sie starb am Sonntag den vierten Thamus 5579 TENZBA.“

Überträgt man die Datierung in den gregorianischen Kalender, entspricht dies dem 27. Juni 1819. TENZBA steht für den Anfang des folgenden hebräischen, oftmals auf hebräischen Grabsteinen eingravierten Spruches:

„Ihre Seele sei eingeschlossen in den Kreis des Lebens.“

Warum steht ein jüdischer Grabstein alleine auf dem Feld?

Im Jahr 1789, bis wohin sich die Geschichte des Steines zurückverfolgen lässt, war es Jüdinnen und Juden untersagt, ihre verstorbenen Angehörigen auf christlichen Friedhöfen in Rheinbischofsheim und (Neu-)Freistett zu bestatten. Vom gegenwärtigen Standort aus war ein achtstündiger Fußmarsch nach Kuppenheim zum dortigen Verbundfriedhof zurückzulegen, wo die in der nördlichen Ortenau verstorbenen Jüdinnen und Juden bestattet werden mussten.

Aus diesem Grund stellte der Rheinbischofsheimer Jude Löw Simson am 20. Juli des Jahres 1800 einen Antrag bei der für ihn zuständigen Regierung in Darmstadt. Er bat darin um „Einwilligung“, auf dem Schießrain ein eigenes Familienbegräbnis errichten zu dürfen.

Bereits im Vorfeld versicherte er sich der Unterstützung seitens der Rheinbischofsheimer Gemeinde. Nach Antragstellung beauftragte die Regierung den Rheinbischofsheimer Amtsvorweser Wagner (dieses Amt entspricht einem heutigen Ortsvorsteher), eine Stellungnahme zu verfassen. Wagner befürwortete den Antrag und schlug darüber hinaus vor, sogar einen allgemeinen Judenfriedhof zu errichten. Nach der Klärung der Fragen nach einem geeigneten Ort und des zu entrichtenden Kaufpreises ordnete die Regierung in Darmstadt eine Anhörung der Rheinbischofsheimer Juden an.

Da diese Anhörung protokolliert wurde, lässt sich die Argumentation bis heute rekonstruieren. Inhaltlich geht es darum, dass nur drei Familien den Friedhof nutzen dürfen. Es handelt sich dabei um diejenigen jüdischen Familien, die nicht dem Kahnschen Geschlecht angehören. Denn die Kahns gehören nach jüdischer Vorstellung der Sippe der Cohen an, worunter als Priester zu bezeichnende Personen fallen, denen es laut jüdischer Religionspraxis untersagt ist, mit etwas Unreinem – und hierunter zählen dem jüdischen Glauben nach auch Verstorbene – in Berührung zu kommen. Des Weiteren müssten für die Bestattung fremde Rabbiner (jüdische Religionsgelehrte) anreisen, die die Begräbniszeremonie begleiten.

Schließlich erfolgte die Einigung, gegen einen noch zu bestimmenden Kaufpreis das Grundstück am Schießrain als jüdischen Friedhof den drei Familien, die nicht dem Kahnschen Geschlecht angehörten, zur Verfügung zu stellen.

Kurze Zeit später stellte sich jedoch heraus, dass lediglich Löw Simson, der Antragssteller, den Friedhof nutzen wollte. Die anderen beiden jüdischen Familien aus Rheinbischofsheim bevorzugten es weiterhin, ihre verstorbenen Angehörigen auf

dem acht Stunden entfernten Kuppenheimer Verbundfriedhof zu bestatten.

Am 13. April 1802, nach über zwei Jahren nach Antragstellung, erwarb Löw Simson schließlich für einen Kaufpreis von 50 Gulden das Grundstück am Schießrain als jüdische Begräbnisstelle. In den folgenden Jahren wurden mehrere Jüdinnen und Juden auf dem kleinsten jüdischen Friedhof Baden-Württembergs bestattet.

Während der Zeit des Nationalsozialismus wurde einer der beiden dort errichteten Grabsteine von bis heute unbekanntem Tätern entwendet. Bislang ist ungeklärt, was mit dem gestohlenen Stein geschah. Der sich bis zum heutigen Tag dort befindende Stein ist zugleich Namenspatron des als Rheinbischofsheimer Judenstein bezeichneten Begräbnisortes.⁸

Blick in die (digitale) Zukunft

Der Fokus in diesem Schuljahr lag in erster Linie auf der Erstellung von zweidimensionalen Text-Bildarrangements, die in Form von Websites veröffentlicht und eingesehen werden können. Eine Ergänzung dieser durch Videos, die beispielsweise in Form von Explainities die Erinnerungsorte erläuternd vorstellen, wäre denkbar. Auch die Begehung der Erinnerungsorte überall auf der Welt in einer virtuellen Realität mithilfe von Virtual Reality Brillen ist in einer nicht allzu fernen Zukunft vorstellbar.⁹



Von links nach rechts:
Fiona Minet, Tina
Schadt und Laura
Stein (alle Kursstufe 1)

Anmerkungen

- 1 Rede Heinrich August Winklers zum 70. Jahrestag Ende des Zweiten Weltkrieges am 8. Mai 2015 im Plenarsaal des Deutschen Bundestages, zitiert nach: Winkler, Heinrich August: Rede zum 70. Jahrestag des 8. Mai 1945 im Deutschen Bundestag, in: Ders.: Zerreißproben. Deutschland, Europa und der Westen. Interventionen 1990–2015, 198–209, hier 202.
- 2 Vgl. grundlegend Henke-Bockschatz, Gerhard: Forschend-entdeckendes Lernen, in: Mayer, Ulrich/Pandel, Hans-Jürgen/Schneider, Gerhard (Hgg.): Handbuch Methoden im Geschichtsunterricht, Schwalbach/Ts 42013, 15–29.
- 3 Zum Begriff des Erinnerungsortes Nora, Pierre: Zwischen Geschichte und Gedächtnis, Berlin 1990.
- 4 Vgl. hierzu auch Hanold, Nikolaus: Der Rheinbischofsheimer Judenstein. Der Begräbnisplatz des Löw Simson von Bischofsheim, in: Die Ortenau 75 (1985), 360–363; Hirschberg, Gerd: Die Geschichte der jüdischen Gemeinden Neufreistett und Rheinbischofsheim. Ein Erinnerungs- und Materialbuch, Freistett 2015, hier 42–50.
- 5 Vgl. <http://www.bo.de/lokales/achern-oberkirch/mahnmal-schlaegt-einen-bogen-in-die-gegenwart> (letzter Zugriff am 07.02.2016).
- 6 Vgl. hierzu: <http://mahnmal-neckarzimmern.de/> (letzter Zugriff am 06.03.2016).
- 7 <http://www.afg-rheinau.de> (letzter Zugriff am 24.03.2016).
- 8 Vgl. Hanold (1985), S. 360-363 sowie Hirschberg (2015), 42–50.
- 9 Dass dies bereits technisch möglich ist, illustriert eindrücklich das unter Federführung der Hochschule Konstanz entwickelte Ausstellungsprojekt „Das Gedächtnis des Sees“. Vgl. Schlag, Eberhard: „Das Gedächtnis des Sees“ Ausstellungsprojekt vermittelt virtuellen Zugang zu den Pfahlbausiedlungen Hornstaad, in: Nachrichtenblatt der Denkmalpflege in Baden-Württemberg 45/1 (2016), S. 49–51.

Fotos: Laura Stein

Neue Literatur

Schrempf, Johann: Das römische Lager und der vicus von Offenburg, Ortenaukreis. Magisterarbeit im Hauptfach Provinzialrömische Archäologie, vorgelegt im WS 2011/12 an der Philosophischen Fakultät der Albert-Ludwig-Universität Freiburg bei Prof. Heisig. 115 Seiten, ein Katalog mit 35 Tafeln, sieben Seiten Profile und Plana, ein farbiger Gesamtplan.

Als ehrenamtlicher Beauftragter des Landesdenkmalamts Nachfolger des Rezensenten und jahrelanges Mitglied in dessen Archäologie-AG ist Schrempf ein profunder Kenner aller archäologischen Lokalitäten Offenburgs. So war er auch maßgeblich beteiligt an der Entdeckung des Offenburger Römerlagers und des vicus im Marktplatzareal und der Römerstraße an der westlichen Stadtmauer. Seine entsprechende Kompetenz findet ihren wissenschaftlichen Niederschlag in allen Teilen seiner ausgezeichneten Magisterarbeit.

Sie beginnt mit einer Einführung in die römische Besitznahme der rechtsrheinischen Gebiete und die stadtarchäologische Forschungsgeschichte, wobei auch die Verdienste Ernst Batzers in den 30er-Jahren, M. Yupanquis Werkstattbericht der 31 römischen Fundstätten der Innenstadt (2000) und Gutmanns und Jenischs archäologischer Stadtkataster (2007) angemessen gewürdigt werden. Ausführlich dargestellt sind dann die Grabungen des LDA Freiburg beim Bau der Marktplatzgarage 2002/3 und am Bürgerhof 2008/9, um die sich der Autor in besonderer Weise mit seinem Teamkollegen Mark Rauschkolb verdient gemacht hat. 2005 war von beiden bereits in der Kornstraße ein Graben des römischen Militärlagers geortet worden, von dem später noch weitere Funde ans Tageslicht kamen. Der datierbare Fund zweier Münzen lieferte dabei den Hinweis auf Beginn und Auflösung des Lagers. Danach wurde es zur Sicherung der Kinzigstraße um das Jahr 74 und eines durch Holzfunde (1997) vermutete-

ten Kinzighafens angelegt und nach Ausbau des Limes in trajanischer Zeit wieder aufgegeben. Nach der detaillierten Beschreibung der Funde schließt Schrempf eine Vorstellung aller römischen Altfunde der Offenburger Innenstadt an. Zusammenfassend vermutet der Autor, dass das untersuchte Areal ein Kohortenkastell der auf dem Grabstein des Valerius Albinus zitierten thrakischen Kohorte gewesen ist, dem sich später entlang des Marktplatzes nach Norden ein ziviler vicus mit giebelständigen Streifenhäusern anschloss, der sich längs der Süd-Nord-Fernstraße Trajans über die Pädikaturstraße bis zur Okenstraße ausdehnte. Von dieser Römerstraße hatten Rauschkolb und Schrempf 2005 bei einer Notgrabung in der Wasserstraße ein kleines, aber gut erhaltenes Stück freilegen und dokumentieren können, ein zweiter sensationeller Meilenstein in der Erforschung des römischen Offenburg.

Dem gut lesbaren Textteil folgen eine ausführliche Literaturliste und der Katalog aller gemachten Funde, geordnet nach Materialien, präzise gezeichnet auf 35 Tafeln im Maßstab 1:2. Konkordanzlisten, Zeichnungen der Profile und Plana sowie Karten beschließen das Werk, ergänzt durch eine farbige Beilage der „römischen Besiedlung in Offenburg“ (ein kleiner Schönheitsfehler ist die fehlende Erklärung der in der Karte angegebenen Zahlen).

In seinem Schlusswort weist Schrempf in aller Bescheidenheit auf die Begrenztheit der bisher erreichten Ergebnisse hin und versteht seine Arbeit „der weiteren Forschung als Anreiz zur Klärung der offenen Fragen“. Dass er selbst auf dem neuesten Stand der Forschung mit seiner exzellenten Magisterarbeit und seinen beiden epochalen Entdeckungen des Römerlagers und der Römerstraße dazu einen bedeutenden wissenschaftlichen Beitrag geleistet hat, steht außer Frage.

In den „Archäologischen Nachrichten aus Baden“, Heft 84, 2012 hat der Autor eine siebenseitige Kurzfassung seiner Arbeit geboten. (Vergleiche auch die entsprechenden Abbildungen im Beitrag des Rezensenten über die Ortenauer Römerstraßen in diesem Band.)

Manfred Merker

Schnitzler, Bernadette (dir.): Brumath-Brocomagus – Capitale de la cité des Triboques. Fouilles récentes en Alsace Tome 9 (Musées de la Ville de Strasbourg, 2015). 250 Seiten (Erhältlich im Archäologischen Museum in Straßburg, Palais Rohan).

Die auf Französisch geschriebene Monographie vereinigt Aufsätze und den Fundkatalog einer Ausstellung im Archäologischen Museum Straßburg (17. April 2015 bis 31. Dezember 2016). Sie bietet erstmals einen umfassenden Überblick über Brumath/Brocomagus, den Hauptort der civitas der Triboker im nördlichen Elsass. Bisher waren Funde und Erkenntnisse an vielen einzelnen Stellen, in Heften und Artikeln verstreut. Zudem haben die archäologischen Untersuchungen der letzten 15 Jahre spektakuläre Ergebnisse erbracht. Sie bereichern unser Wissen über den Stadtgrundriss, Handwerk und Handel, Alltag und Religion und auch über den Grabkult. Darüber hinaus wird auch noch das Fortleben Brumaths im frühen Mittelalter, dann im Späten Mittelalter bis zum Dreißigjährigen Krieg behandelt.

Die Forschungsgeschichte beginnt schon im 18. Jh. mit einer Sammlung Johann Daniel Schoepflins, die leider verstreut und auch teilweise zerstört wurde. Schon früh wurden hallstattzeitliche Gräber in der Umgebung von Brumath freigelegt, dann verlagerte sich das Interesse stark auf die Römerzeit; jedoch sind auch schon in alten Sammlungen Steinbeile und einzelne keltische Münzen vertreten. Bemerkenswert sind gut gearbeitete Fragmente von Steingebäuden und monumentalen Grabmälern der Römerzeit.

Eine neuere Grabung auf dem Gebiet der benachbarten Gemeinden Bernolsheim und Mommenheim erfasste auf riesiger Fläche eine Siedlung der Bandkeramik (frühe Jungsteinzeit) und eine der mittelneolithischen Großgartacher Kultur. Bei Eckwersheim wurden erste Spuren einer Kupfermetallurgie in Form eines Tiegels und eines kleinen Kupferbarrens gefunden. Sie stammen bereits aus dem Jungneolithikum, dem 4. Jtsd. v. Chr. Sie scheinen bisher die ältesten Kupferobjekte am Oberrhein zu sein (Anm. des Rez.: allenfalls ein Kupferobjekt von einer neolithischen Höhen-

siedlung bei Pfinztal (Lkr. Karlsruhe) könnte in ähnlich frühe Zeit gehören).

Auf dem Gelände bei Bernolsheim und Mommenheim wurden zudem Grabfunde der mittleren Bronzezeit, der Urnenfelderzeit und der Hallstattzeit dokumentiert. Der Wald von Brumath-Eckwersheim glänzt außerdem durch Gräberfelder der Bronze- und Hallstattzeit (daraus u. a. eine Bronzesitula). Viereckige Grabenstrukturen zeigen an selber Stelle Grabgärten der Römerzeit mit 23 Brandbestattungen an.

Im Stadtgebiet wurden seit dem Jahr 2000 insgesamt 42 archäologische Maßnahmen (Sondagen und Grabungen) unternommen. Spektakulär sind die Gräben eines römischen Lagers innerhalb des heutigen Ortes, dessen Ausdehnung noch nicht bekannt ist. Hinzu kommen zahlreiche Grabenrechtecke auf Luftbildern südlich bis südwestlich des Ortes (S. 58–59). Sie zeigen offenbar Marsch- oder Übungslager an. Die Verläufe mehrerer Römerstraßen wurden ebenfalls in kurzen Teilstücken erfasst und lassen sich plausibel rekonstruieren (S. 59; S. 97; S. 99). Östlich der römischen Stadt bietet ein halbkreisförmiger Hügel in Kombination mit geophysikalischen Untersuchungen erste Hinweise auf ein römisches Theater.

Neuerdings sind im Stadtgebiet auch voraugusteische Grabenstrukturen bekannt, die die Anfänge der tribokischen Besiedlung – wohl unter römischer Regie – anzeigen könnten; sie fallen in die Übergangszeit zwischen der Spätlatènezeit und der Römerzeit.

Weitere Aufsätze bieten Einblicke in die römische Siedlung; zahlreiches Fundmaterial wird durch Fotos illustriert. Auch zu den innerstädtischen Straßenverläufen (S. 99), öffentlichen Gebäuden und Wohnquartieren liegen Ergebnisse vor. Steinbildwerke und Wandmalereien zeigen einen hohen Lebensstandard an.

Eine Untersuchung im Jahre 2005 erbrachte eine breite Mauerausbruchsgrube, die von einer Ummauerung der Siedlung in der späten Kaiserzeit (gegen Ende des 3. Jhs. n. Chr.) stammen dürfte. Handwerke wie Töpferei, Buntmetallverarbeitung und Beinschnitzerei sind gut belegt, alle Lebensbereiche durch Funde illustriert. Es können hier gar nicht alle spektakulären Erkenntnisse genannt werden. Der Besuch

der Sonderausstellung im Archäologischen Museum Straßburg (bis 31. Dezember 2016) und der in der Dauerausstellung markierten Objekte aus Brumath (anhand eines Führungsblattes) ist jedem archäologisch Interessierten dringend zu empfehlen! Der Begleitband ist von bleibendem Wert weit über Brumath hinaus und als Standardwerk in der Zukunft. Er zeugt von der reichhaltigen Geschichte eines Ortes und ihrer umfangreichen Erforschung – nur wenige Kilometer jenseits des Rheins.

Heiko Wagner

Pottecher, Marie/Schwien, Jean-Jacques/Meyer, Jean-Philippe/Freund-Lehmann, Alexandre (dir.): L'Alsace au coeur du Moyen Âge, de Strasbourg au Rhin supérieur, XI-XII siècles (Lyon, Éditions Lieux Dits, 2015). – 256 Seiten.

Aus Anlass des 1000-jährigen Jubiläums der Grundsteinlegung des romanischen Münsters von Straßburg erschien ein gewichtiger Band mit Beiträgen von zahlreichen Autoren. Er bildet ein neues Standardwerk über das romanische Elsass und greift weit über das Straßburger Münster hinaus. Die inhaltsreichen Aufsätze sind mit zahlreichen farbigen Abbildungen in bestechender Qualität ausgezeichnet und stimmungsvoll illustriert.

Zunächst wird der politische und religiöse Rahmen dargestellt, d. h. die Strukturen dieser Zeit, der Investiturstreit, das Aufkommen der Städte, die konkurrierenden Herrschergeschlechter und geistlichen Institutionen. Es folgen Beiträge über das „flache Land“, über Entwicklungen in der Landwirtschaft und in den Dörfern, die Stadt Straßburg und das Münster. Gut illustrierte Beiträge stellen die romanischen Kirchen im Elsass vor; bei ihrer Lektüre entdeckt der Leser, dass er bisher wohl einige übersehen oder zu wenig beachtet hat. Zum Vergleich werden die religiösen Gebäude von Speyer, Limburg (Haardt), der Pfalz sowie der Kurpfalz dargestellt, gefolgt von den Kirchen von Basel, Freiburg und Baden insgesamt (unter ihnen auch Schuttern, Gengenbach und Schwarzach). Ein Beitrag zur Goldschmiedekunst rundet diesen Teil ab.

Viel Raum nehmen die frühen Burgen des Elsass, der Pfalz und Badens ein. Wohl erstmals wird in einer grenzüberschreitenden Übersicht der früheste Burgenbau des Oberrheins dargestellt. Wichtig sind besonders die farbigen Bauphasenpläne der Anlagen, die es so noch nicht gab.

Kartierungen der Städte und farbige Pläne von Colmar, Haguenau und Basel betreten wohl ebenfalls Neuland. Ihnen folgen Befunde aus Freiburg und ein früher Wohnturm von Rouffach. Auch vom „flachen Land“ ist Neues zu vermelden: Inzwischen gibt es eine erstaunlich hohe Anzahl (17 !) von archäologisch ergrabenen Siedlungen, von denen immerhin fünf auf mehr als einem Hektar Fläche freigelegt wurden. Weitere Siedlungsgrabungen erfassten das frühe Mittelalter ohne Siedlungsphase des 11./12. Jhs. Abschließend wird noch den Flurrelikten („Ackerbergen“, Wölbäckern, Stützmauern und Steinriegeln) Beachtung geschenkt, die sich noch heute in der Landschaft abzeichnen. Eine kurzgefasste Bibliographie und eine Übersichtskarte beschließen den großartigen Band. Er macht Lust auf Entdeckungstouren im Elsass, um die Orte und Gebäude (mal wieder oder erstmals) zu besuchen und mit neuen Augen zu sehen. *Heiko Wagner*

Strasbourg 1200–1230 – La révolution gothique (Musées de la Ville de Strasbourg, 2015). – 320 Seiten (Erhältlich im Musée de l'Oeuvre Notre Dame in Straßburg).

Zum Jubiläum der Grundsteinlegung des romanischen Straßburger Münsters um 1015 hat sich das Musée de l'Oeuvre Notre Dame eines gewaltigen Themas angenommen – der Einführung der gotischen Kunst in Straßburg im Zeitraum von 1200 bis 1230. Von der am 14. Februar 2016 endenden Sonderausstellung überdauert ein gewichtiges Standardwerk – der Aufsatzband inklusive Katalogteil. Für den der französischen Sprache nicht Mächtigen besticht der Band besonders durch großartige Schwarz-Weiß-Fotos der Architektur, die bereits im 19. und frühen 20. Jh. angefertigt wurden. Die ausgezeichneten neuen Exponatfotos sind meist farbig gehalten. Neben der

Architektur werden die Bildhauerkunst, die Goldschmiedetechnik, Siegelschneidekunst, Glasfenster- und Buchmalerei der Zeit vorgestellt. Wichtig für die Periode und einen neuen Kunststil ist eine Rückbesinnung auf die Antike, die verschiedene Bereiche der Kunst und Philosophie erfasste. Diese Bewegung wurde von der kunsthistorischen Forschung sogar als „Renaissance des 12. Jahrhunderts“ bezeichnet. In der Plastik schlug sie sich u. a. in der naturalistischen Ausbildung der Gesichter und Frisuren sowie in einem antikisierenden Faltenwurf nieder. Aus dem Inneren Frankreichs kamen Handwerker und Künstler – unter ihnen ein Meisterbildhauer – an den Oberrhein nach Straßburg. Sie konnten sich erstmals am südlichen Querhausarm des Münsters verwirklichen, wo sie innen und außen großartige Skulpturen hinterließen. So stehen der Engelspeiler, die Skulpturen der Kirche und der Synagoge sowie das Doppelportal mit den Darstellungen der Entschlafung und der Krönung Mariens im Mittelpunkt. Ihnen werden weitere Skulpturen aus dem Straßburger Münster und von diversen Kathedralen Frankreichs zur Seite gestellt. Farbige Bauphasenpläne zeigen verschiedene Baustappen des Querhauses und des Chorbereiches des Münsters. Ein Blick wird auch auf die zweitwichtigste Kirche Straßburgs – St. Thomas – geworfen.

Das Ganze wird nicht nur in die Entwicklung der gotischen Kunst, sondern auch in die damals aufstrebende Wirtschaft und die Bauentwicklung der Stadt Straßburg eingebettet.

Heiko Wagner

Malefizprotokoll des Amts Bühl 1628–1629. Übertragen und erläutert von Suso Gartner. Herausgeber Stadt Bühl, Bühl/Baden 2015, 241 Seiten, 5 Farbbilder, 10 Schwarz-Weiß-Abbildungen. 15 Euro (Bürgeramt Bühl, Rathaus II).

Suso Gartner beleuchtet mit der Übertragung dieses „Malefiz Prothocol[s]“ (S. 5) ein dunkles Kapitel der badischen Geschichte unter dem katholischen Markgrafen Wilhelm von Baden (1594–1677), dessen Bildnis (S. 2) dem Vorwort (S. 4–5) und den geschichtlichen

Hintergründen (S. 6–9) vorangestellt ist. Beauftragt mit der „Ausrottung der vermeintlichen Hexen und Hexenmeister“ (S. 6) ist der Rechtsgelehrte und markgräflich verordnete Kommissar in Kriminalsachen Dr. Matern Eschbach, der auch für die Hexenverfolgung in Baden-Baden und Steinbach verantwortlich zeichnet.¹ Die Protokolle (S. 10–230) werden vom Dienstag, dem 3. Oktober 1628 bis Freitag, dem 12. Oktober 1629 in der Bühler Examinationsstube (beim Schießhaus, später vermutlich Wirtshaus Schützen) angefertigt und geben Kenntnis von den Verhören und Folterungen von 70 Personen, darunter von 23 Männern. Die Befragungen weisen weitgehend eine „gleichartige Struktur“ (S. 8) auf und enden nach z. T. mehrtägiger Tortur mit den angeblichen Geständnissen der malträtierten armen Opfer. Die Gepeinigten müssen berichten, vom wem sie angeblich zur Hexerei verführt worden sind, wo die Hexentänze stattfinden, welche Menschen und welches Vieh sie geschädigt und ob sie das Laster der Hexerei gebeichtet und danach kommuniziert haben. Dann erfolgt die „Besiebnung“ (zum Zahlwort sieben), da den Opfern ihre erpressten Bekenntnisse in Anwesenheit von sieben Zeugen nochmals vorgelesen werden und sie danach „expetiert“ werden können. In Gruppen werden sie zum Brandplatz gebracht. In Bühl wird der Hägenich als Ort für die ersten vier verbrannten Hexen erwähnt. Den transkribierten Protokollen folgen ein Glossar mit der Erklärung kaum bekannter Begriffe (S. 231), ein Namensverzeichnis der verhörten und gefolterten Personen (S. 232–233), eine Liste der Besiebnungen (S. 234) und Verzeichnisse der Berufe, Ämter und Funktionen (S. 235–237), der Orte und Örtlichkeiten (S. 238–241) und der Archivalien und Literatur (S. 242). Hier wird eine Fülle von ehemaligen und z. T. auch noch heute geläufigen Namen angeführt, so z. B. der des Kannen- oder Kantenswirts Kentner (S. 39), von dem eine Grabinschrift (Epitaph) auf dem Bühler Friedhof vorhanden ist. Als zeitgeschichtliches Doku-

1 http://www.nightbringer.se/witch_hunters.html (21.12.2015).

ment enthalten die Protokolle viele Aussagen, die auf dem Hintergrund anderer Dokumente einen – wenn auch bedingten – Einblick in die Zeit des 30-jährigen Krieges geben. So ist z. B. immer wieder vom „Tummel“ (S. 218) die Rede, der Einnahme von Bühl im Juli 1622 durch kroatische Hilfstruppen. *Ewald Hall*

Ganther, August: Geschichten und Gedichte aus dem Renchtal und der näheren Umgebung. Textauswahl und Herausgabe: Willi Bächle, Karl Ebert, Fritz Heermann. Oberkirch 2015, 174 S., viele Abb. (für 12 Euro erhältlich im Heimat- und Grimmelshausen-Museum sowie in den Oberkircher Buchhandlungen).

Ziel der Herausgeber war es, den gebürtigen Oberkircher August Ganther nicht nur als den Verfasser von humorvollen Kurzgeschichten, sondern auch als lebensnahen Schilderer seines heimatlichen Schwarzwaldes zu zeigen. Diese Vielseitigkeit des Schriftstellers ist schließlich nicht mehr allgemein bekannt. In der mithilfe der Regionalstiftung der Sparkasse Offenburg/Ortenau finanzierten Edition werden nun viele Texte Ganthers (1862–1938) wieder zugänglich gemacht. Die meisten verfasste Ganther zwischen 1890 und 1930 und er stellte darin die Sorgen, aber auch den knitzigen Humor der Menschen seiner Umgebung dar. Seine Gedichte sind weitgehend in niederalemannischer Mundart verfasst, seine Prosa dagegen schrieb er überwiegend in Hochdeutsch. „Wer beides beherrscht, wird den Wechsel genießen“, meint Karl Ebert (dem der Rezensent ein freundliches Gedenken widmet, denn Ebert ist im März 2016 verstorben) im Nachwort. Ausdrucksvolles Bildmaterial aus den Archiven lässt das Buch auch optisch zum reizvollen Genuss werden. *Martin Ruch*

Klausmann, Hubert: Schwäbisch: Schwätz g'scheit, schwätz Schwäbisch. Eine süddeutsche Sprachlandschaft. Konrad Theiss Verlag. Darmstadt 2014. 192 Seiten mit 20 s/w-Abbildungen und 25 Karten.

Das mit viel Detailwissen gefüllte, aber äußerst kurzweilig und verständlich geschrie-

bene Sachbuch gibt einen ausgezeichneten Überblick über den schwäbischen Gesamt- raum (S. 96–141) mit den vier Großräumen des West-, Zentral-, Ost- und Südschwäbischen (Karte 22). Genau unter die Lupe genommen werden aber auch die Außengrenzen des Schwäbischen zum Alemannischen im Süden und Westen, zum Fränkischen im Norden und zum Bairischen im Osten mit den jeweiligen Übergangsgebieten (S. 45–95). Originell auch die Einleitung (S. 12–44): Diese setzt sich aus zehn Fragen zusammen, die dem Autor immer wieder bei Vorträgen vom Publikum gestellt wurden und die er nun umfassend beantwortet. So z. B. die achte Frage: Welche Zukunft hat der Dialekt? Die beiden Kapitel C und D widmen sich dem schwäbischen Wortschatz (S. 142–164) und dem Schwäbischen als Gegenstand der Sprachwissenschaft (S. 165–184).

Interessant für die Ortenau ist vor allem das Kapitel über die Grenze zum Alemannischen im Raum Freudenstadt-Kniebis (S. 48–55), wo zum einen von einer alten „Dialektwand“ (S. 53) zwischen dem Westschwäbischen und dem Oberrhein-Alemannischen die Rede ist, zum anderen aber auch von einer neueren „Schwäbisierung“, die aus den Quellen „schwäbische Arbeitsstätte Freudenstadt“ und dem „höheren Prestige des Schwäbischen“ gespeist wird.

Hubert Klausmann gelingt mit dieser Einführung in die schwäbische Mundart der nicht immer einfache Spagat zwischen trockenem wissenschaftlichen Faktenwissen einerseits und den meist willkürlich zusammengestellten Ortswörterbüchern andererseits – lesenswert also auch für Nichtschwaben. *Ewald Hall*

Woltersdorff, Stefan: Mußestunden in Straßburg und Umgebung. Von Kirchen, Störchen und Europa. Meßkirch 2015, 190 S., viele Farbbabb.

Stefan Woltersdorff ist längst bekannt als kompetenter und eloquenter Vermittler von Kultur und Literatur rechts und links des Oberrheins. Spätestens mit seinem „Straßburg für Leser“ hat er, der bis 2013 als promovierter

Literaturwissenschaftler die grenzüberschreitende Volkshochschule in Wissembourg geleitet hat, seine Leser gefunden. Nun legt er ein weiteres überaus reizvolles Kompendium vor, das sich den eher „kleinen“, sehr persönlich ausgesuchten Flecken der Stadt und ihrer näheren und weiteren Umgebung widmet. Es sind Pretiosen unter den 66 Lieblingsplätzen und 11 Persönlichkeiten, die er vorstellt. Etwa der Botanische Garten: „der vielleicht schönste Park Straßburgs, und doch verirren sich nur wenige Touristen hierher. Von mir aus kann es so bleiben ...“ Längst entspricht die Europastadt nicht mehr dem folkloristischen Bild zahlreicher Reiseführer. „Straßburg ist vielfacettenreicher, widersprüchlicher, manchmal auch widerborstiger“, so Woltersdorff. Und in dieses Straßburg lädt er mit seinem reichbebilderten und sehr gut geschriebenen Buch ein. Man wird keinen anderen Führer durch die Oberrheinmetropole mehr empfehlen wollen.

Martin Ruch

Woltersdorff, Stefan: Johannes Beinert (1877–1916) – Ein Leben am Oberrhein. Eine biografische Erzählung. Meßkirch: Gmeiner-Verlag 2016, 224 S., Abb.

Vor hundert Jahren fiel in der grauvollen Schlacht an der Somme auch der aus Eckartsweier gebürtige Professor Dr. Johannes Beinert. Der Mitbegründer des Historischen Vereins für Mittelbaden und verdienstvolle Wissenschaftler ist besonders bekannt geworden durch seine Forschungen und Entdeckungen zu Johann Michael Moscherosch und dessen ebenfalls schriftstellerisch tätigen Bruder Quirin. Beinerts Werk zur Geschichte des Hanauerlandes und von Kehl hat außerdem auf Jahrzehnte hinaus als Grundlage der lokalen Geschichtsschreibung gedient und ist bis heute wichtig geblieben. Stefan Woltersdorff hat im Auftrag der Gemeinde Eckartsweier und gefördert durch die Verwandten Beinerts eine spannende Monografie über den Weg des einfachen Bauernsohnes zum erfolgreichen Autor und angesehenen Wissenschaftler geschrieben. Entstanden ist eine biografische Erzählung von großer Qualität und Relevanz. Denn

Beinert war als Deutsch- und Französischlehrer ein kenntnisreicher Förderer der Verständigung der zwei Länder, die er beide liebte. Umso tragischer daher sein Tod auf dem deutsch-französischen Schlachtfeld.

Woltersdorff hat kongenial und akribisch alle Lebensspuren des Johannes Beinert erforscht und gesammelt, angefangen von den ersten literarischen Versuchen über die Studienzeit zur Berufung auf den Posten des Rektors am Lahrer Lehrerbildungsseminar. Er stellt dieses Leben in die geistigen und politischen Auseinandersetzungen der Zeit, sodass ein Gesamtbild von hoher Dichte und Aussagekraft entstanden ist.

Martin Ruch

Fluck, Hans-R.: Frühe Fotografie in der Ortenau (1839–1930). „Für ähnliche und sehr deutliche Bilder wird garantiert.“ Ubstadt-Weiher 2016, 104 S., reiches Bildmaterial.

Louis Daguerre (1787–1851), von Beruf Dekorationsmaler in Paris, beschäftigte sich schon ab 1824 mit der Fixierung eines Bildes der Camera Obscura mit lichtempfindlichen Stoffen. 1837 entstand schließlich die älteste erhaltene Daguerreotypie. Daguerre hielt seine Methode aber erst 1839 für praxisreif, am 7. Januar 1839 stellte er seine Erfindung in der französischen Akademie der Wissenschaften vor, und gab sie am 19. August 1839 offiziell bekannt. Schon wenige Tage nach seiner Vorstellung berichtete das Lahrer Wochenblatt (2. Februar 1839): „Es ist ihm gelungen, das getreue Bild, welches die Camera obscura von den äußeren Gegenständen auf ein Papier hinwirft mit den verschiedenen Licht- und Schattenstufen, so aufs Papier zu fixieren, dass auf demselben ein genaues Abbild zurückbleibt.“ Das Fundament für das Massenmedium Fotografie war gelegt und in der Folge erfuhr es einen beispiellosen Boom, der (nun auch in digitaler Form) bis heute anhält. Beinahe in jeder Gemeinde Mittelbadens tauchten seit jener Erfindung Anzeigen auf, die etwa „Daguerreotyp-Porträts“ anboten. Wanderfotografen verbreiteten in der Frühzeit die neue Technik, und warben etwa im Februar 1849 im Offenburger Wochenblatt (als die Badische

Volkserhebung noch nicht niedergeschlagen worden war): „Ich mache die Anzeige, dass ich mich einige Zeit hier aufhalten werde, um Daguerreotypie-Porträts zu fertigen. Für ähnliche und sehr deutliche Bilder wird garantiert ... Leopold Schmitt, logierend im Zähringer Hof.“

Sorgfältige und langjährige Recherchen in kommunalen wie privaten Archiven, in Wochenzeitschriften und auf Flohmärkten haben dem Verfasser ein außerordentlich umfangreiches und wichtiges Material geliefert für die vorliegende Arbeit, die man schlichtweg als Fundament regionaler Fotografiegeschichte wird bezeichnen können. Die Liste der Ortenauer Fotografen jener ersten Jahre ist lang, sie nennt Namen aus Bühl, Achern, Lichtenau, Freistett, Rheinbischofsheim, Kehl (und Straßburg), Willstätt, Kork, Oberkirch, Offenburg, Lahr, Ettenheim. Eine fundierte Literaturliste im Anhang, die Qualität der Bilder, die großzügige Ausstattung durch den Verlag – eine sehr begrüßenswerte Erweiterung der Ortenauer Kulturgeschichte!

Martin Ruch

Stadt Elzach (Hrsg.), Heiko Haumann: Eine „Judenaktion“ 1938 in Elzach. Die Ausschreitungen gegen die Familie Türkheimer – Hintergründe, Verantwortung, Folgen. Ubstadt-Weiher u. a. 2015, 136 Seiten.

Viele der „Ereignisse“ im November 1938 wurden für ganz Deutschland schon kurz danach zusammengetragen und berichtet, natürlich nicht in Deutschland (so etwa in den SO-PADE-Berichten oder durch Konrad Heiden). Vor allem in den letzten Jahren folgten dann Zusammenstellungen für das Deutsche Reich und auch viele Einzeldarstellungen zu Städten sowie Regionen. Doch es gibt wohl bisher keine Beschreibung der antisemitischen Schikanen, die so ausführlich das Ereignis zeigt und dazu auch die maßgeblichen Personen vorstellt, dabei auch ihre Beziehungen untereinander und zu der Opferfamilie. Denn es war „nur“ *eine* jüdische Familie im Elztal, die es 1938 noch gab – die des langjährigen Tierarztes Dr. Bruno Türkheimer. Seit Ende 1918 war er Tierarzt in Elzach, und er amtierte bis

1938 – obwohl dies mehreren Personen ein Dorn im Auge war und sie aus verschiedenen Gründen seine Abberufung betrieben. Weitere Gründe ergaben sich auch aus seinen Aktivitäten in der Freizeit, so als Jäger und Jagdpächter – was bei gewissen Personen Neid hervorrief. Denn der Tierarzt hatte auch eine Jagdhütte, in Biederbach.

Dr. Türkheimer war verheiratet und hatte zwei Kinder, die Familie war integriert und im Wirtschaftsleben eingebunden, etwa durch Verschwägerung. Das alles zeigt der Autor sehr anschaulich und mit vielen Quellenangaben in dem recht knappen Textteil (Seite 9 bis 71).

Der Text ist in zehn Abschnitte eingeteilt, die – nach einem einfühlsamen Geleitwort des Bürgermeisters – das Ereignis in seine Elemente zerlegen und so knapp wie klar die Aktion des offiziell überall als „spontaner Volkszorn“ bezeichneten staatlichen Pogroms analysieren und versuchen, die Anteile der Urheber zu ermitteln. Dabei wird natürlich auf die Vorgänge nach 1945 zurückgegriffen, die Aussagen in den Entnazifizierungsverfahren und in den Entschädigungsanträgen.

Nach diesem neunten Kapitel, das nach der Aufarbeitung der „Judenaktion“ nach 1945 fragt, kommt eine ganz allgemeine wichtige Frage. Denn es ist noch immer nicht selbstverständlich, dass die Gemeinden ihre Archive öffnen und Forschern, vielleicht auch Schülern, den Einblick in die so lange unter Verschluss gehaltenen Dokumente ermöglichen. Im letzten Kapitel zeigt der Autor daher, wieso es so lange gedauert hat, bis endlich nicht mehr „der Friede in der Gemeinde“ das Ziel des Handelns der Lokalpolitiker war. Noch 1989 war einem Arbeitskreis vom damaligen Bürgermeister die Genehmigung versagt worden, im Elzacher Stadtarchiv die Quellen zu den Ereignissen einzusehen. Der Gemeindevorsteher sah damals schutzwürdige Interessen, die der Öffnung entgegenstünden – nicht etwa von vielleicht noch lebenden Beteiligten, sondern ihrer direkten Nachkommen.

Es sei „darauf zu achten, dass durch Publikationen aus dem Gemeindearchiv nicht Gräben zwischen Familien aufgerissen und Perso-

nen ins gesellschaftliche Abseits gestellt werden“ (S. 69).

Nachdem dann eine Straße nach dem verdienten Tierarzt und Mitbürger benannt worden und 1996 eine Gedenktafel am einstigen Wohnhaus der Familie angebracht worden war, „mehrten sich die Stimmen“, die Genaueres über die damaligen Ereignisse wissen und sich nicht mit Gerüchten oder Teilwahrheiten abspesen lassen wollten. Dazu musste der Autor, ein erfahrener Historiker, sich auch mit der Persönlichkeit der Hauptbeteiligten der Elzacher „Judenaktion“ befassen und z. B. untersuchen, wie sie in ihre Ämter gekommen waren. Das alles hat der Forscher sehr überzeugend und ohne Eifer dargestellt, darüber hinaus überlässt er es den Lesern (wozu hoffentlich auch viele Schüler zählen werden), im sehr spannenden Anhang 33 Dokumente zu studieren, bei deren Lektüre sich seine Angaben bestätigen lassen. Für die vielen Nicht-Elzacher wäre zusätzlich eine kleine Karte hilfreich gewesen, von wo der Zug der Schüler zum Wohnhaus der Türkheimers bewegt wurde. Allein schon die Ortsangabe „Ladhof“ ist wohl nur den Einheimischen verständlich – und Personen wie dem Rezensenten, die oft daran vorbeigefahren sind. *Frank Flechtmann*

Adam, Thomas: Feuer, Fluten, Hagelwetter. Naturkatastrophen in Baden-Württemberg. Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 2015, 224 S., Abb.

Der Autor – Museumsleiter und Abteilungsleiter Kultur der Stadt Bruchsal – legt mit dieser Publikation einen kenntnisreichen, lebendigen und historischen Bericht vor über die Vielfalt der Naturkatastrophen im Land. Wem fällt nicht sofort der Orkan „Lothar“ ein, der an Weihnachten 1999 über Süddeutschland fegte und die Gestaltung vieler Landstriche auf Jahre hinaus veränderte. Menschen früherer Generationen und Epochen hätten andere Katastrophen zu nennen gehabt: Feuersbrünste, die ganze Städte zerlegten, Erdbeben, Meteoriteneinschläge, immer wieder Hochwasser und Hagelwetter. Allein schon die Kinzig sorgte regelmäßig für Überschwemmung

und Zerstörung. Der letzte Prior des Klosters Gengenbach hat über ihre vielfältigen Bedrohungen 1822 geschrieben: *Der äußerst mutwillige, nichts schonende Bach, Kinzig heißt er, gibt zwar dem äußerst berühmten Tale seinen Namen. Er bringt aber auch demselben beinahe unersetzlichen Schaden. Er untergräbt die festesten Häuser und stürzt sie. Er unterwühlt die größten Bäume und wirft sie seinen tobenden Wellen zum boshaferten Spiele hin. Er überschüttet die durstigen Wiesen und deckt das herrliche Grün mit Massen von Steinen und Sandbänken. Er durchgräbt Straßen, zerschmettert die festesten Joche der Brücken und führt die traurig gaukelnden Opfer seiner Wut auf seinen reißenden Fluten im Triumph dahin. Wehe dem Sterblichen, der seine Beute wird!* Von Angst und Leid ist also in dieser Geschichte der Naturkatastrophen zu lesen, aber auch von Mut und Solidarität. Versicherungen gab es früher keine, nur die Hilfe der Nachbarn und der Gemeinschaft. Ein Ortsregister und eine umfangreiche Literaturliste ergänzen diesen wichtigen Einstieg in ein Kapitel Alltagsgeschichte des Landes. Weitere lokale Studien sind unbedingt erwünscht!

Martin Ruch

Pfefferle, Rolf: Die römische Militärstraße auf direktem Weg von Straßburg nach Rätien. (Iter derectum ab Argentorate in Raetiam, so die ergänzte Zeile auf dem römischen Meilenstein von Offenburg) Selbstverlag, 2015, 96 S., viele Abb. und Skizzen.

Das Ehrenmitglied des Historischen Vereins, Prof. Dr.-Ing. Rolf Pfefferle, stand zwölf Jahre dem Historischen Verein Wolfach als 1. Vorsitzender vor, zehn Jahre war er Leiter der Fachgruppe Archäologie. Seit 1982 führte er als ehrenamtlicher Mitarbeiter des Landesdenkmalamtes Grabungen im Bereich „Brandsteig“, Schenkenzell und in Wolfach durch. Eine dieser Grabungen führte zu dem sensationellen Münzfund von 171 Silbermünzen aus dem 16. und 17. Jahrhundert in Wolfach.

Aus Altersgründen (so schreibt er im Vorwort) war es ihm nun ein Anliegen, den Stand seiner Forschungen zur römischen Kinzigtalstraße vorzulegen, quasi als Ergebnis einer Leidenschaft über drei Jahrzehnte. Geleitet hat

ihn dabei stets der Leitspruch des römischen Geometers Nonius Datus (2. Jh. n. Chr.): *Patientia Virtus Spes* (Geduld, Tatkraft, Zuversicht). Und nur mit diesen Tugenden war letztlich auch diese fundierte Arbeit zur Geschichte einer römischen Heerstraße zu erstellen, die über die Technik des Straßenbaus, der damals gängigen Vermessungstechniken, über Kosten und Verkehrswesen eingangs fundiert informiert. Es schließt sich eine präzise Streckenbeschreibung in mehreren Abschnitten an, den Anfang macht das Teilstück Zunsweier-Hausach, bis mit der Raststation Brandsteig und dem Kastell Waldmössingen das Ziel erreicht ist. Eine spannend zu lesende „Biographie“ einer Römerstraße – und eine wichtige und willkommene Bilanz, der viele interessierte Leser zu wünschen sind. *Martin Ruch*

Brüser, Joachim/Krimm, Konrad (Hrsg.): Die Ortenauer Reichsritterschaft am Ende des Alten Reiches (= Oberrheinische Studien, Bd. 33). Ostfildern 2015, 378 S., einige Abb.

Im Juni 2013 fand auf dem Schloss der Freiherren von Türkheim in Altdorf eine Tagung der Arbeitsgemeinschaft für geschichtliche Landeskunde am Oberrhein und des Historischen Vereins für Mittelbaden statt, die sich der bislang wenig erforschten Reichsritterschaft der Ortenau widmete. Im Zentrum des Interesses stand die reichsritterschaftliche Familie von Türkheim, die nämlich ihr Archiv 2007 in Karlsruhe deponiert hatte, wo es bis 2012 bearbeitet und komplett neu verzeichnet wurde. Die Überlieferung dieses Mitgliedes der Ortenauer Reichsritterschaft ist inzwischen der Forschung voll zugänglich und durch online-Inventare erschlossen. Der Tagungsband enthält im Anhang das rekonstruierte Inventar des ebenfalls im Karlsruher Generallandesarchiv aufbewahrten Archivs der Ortenauer Reichsritterschaft. Die einleitenden Tagungsbeiträge erschließen vielfältige Zugänge zu diesem Archivbestand. Von besonderem Interesse ist die Darstellung von Wolfgang M. Gall zur Beziehung der Reichsritterschaft zu Offenburg, wo sie 1804 ihr lang ersehntes „Ritterhaus“ bezog – bis sie ihr Direktorium schon

1806 „als aufgelöst und erloschen“ erklären mussten. Ein spannender Aspekt der Regionalgeschichte im Kontext des Endes des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation!

Der Historische Verein für Mittelbaden hat die Herausgabe des Tagungsbandes finanziell unterstützt. Die Mitglieder erhalten den Band verbilligt für 24,80 €. *Martin Ruch*

Förderverein Ehemalige Synagoge Kippenheim e.V. (Hrsg.): Nathanson, Ruth: „Zwischenstation“. Aufzeichnungen über das Shanghaier Exil. seitenweise Verlag, Bühl 2016, 96 S., mit Abb. ISBN 978-3-943874-17-4.

Der „Förderverein Ehemalige Synagoge Kippenheim“ feiert 2016 sein zwanzigjähriges Bestehen. Zu diesem Anlass veröffentlicht der Verein die Erinnerungen von Ruth Nathanson, der Mutter von Michael Nathanson, dem unermüdbaren Mitarbeiter im Kulturzentrum der ehemaligen Synagoge. Der Grund: Michael Nathanson hat seine Kinderzeit in Shanghai erlebt, wohin seine Eltern 1939 aus Nazideutschland geflohen waren. Es war höchste Zeit für die Familie, für den jüdischen Vater Ernst und die katholische Mutter Ruth geworden. Sie entkamen nur mithilfe der jüdischen Schwiegermutter, die zurückblieb – und die 1941 in Riga ermordet wurde. Das Exil aber war alles andere als ein angenehmer Zwischenaufenthalt: Die alltäglichen Schwierigkeiten der Nahrungs- und Arbeitsuche waren außerordentliche Belastungen vor allem für die Mutter Ruth, da der Vater krankheitsbedingt lange Zeit ausfiel. Auch die anderen Familienmitglieder wurden immer wieder von zum Teil schweren Krankheiten heimgesucht. Doch die Familie überlebte die harte Zeit und kehrte nach acht Jahren nach Deutschland zurück. Erst 1975 begann die Mutter, ihre Erinnerungen an das Exil aufzuschreiben. In flüssiger Schreibe, durchsetzt mit humoristischen, auch selbstironischen Einlagen, aber auch mit bitteren Schilderungen der Intoleranz und Ausländerfeindlichkeit im Gastland China, berichtet Ruth Nathanson in diesem bemerkenswerten und einzigartigen Zeitzeugendokument über die Jahre des Exils.

Michael Nathanson zitiert im Vorwort aus einer Emigrantenzeitschrift des Jahres 1941 aus Shanghai, wo über „nichtjüdische Emigranten“ geschrieben wurde: „Diese Kreise setzten sich zusammen auch aus solchen Männern und Frauen, die, um das liebevolle Wort zu gebrauchen, ‚Vollarier‘ sind, aber trotzdem auswanderten, weil sie unter dem Naziregime nicht leben konnten oder wollten. Das gilt besonders von jenen ‚arischen‘ Frauen, die ihre jüdischen Männer und die gemeinsamen Kinder nicht lassen wollten, sondern ihnen in die Fremde gefolgt sind! Wenn einmal die Geschichte dieser Emigration geschrieben wird, dann gebührt diesen Frauen ein eigenes Ruhmeskapitel.“ Eine dieser Frauen war Ruth Nathanson. Dem Förderverein, Michael Nathanson und dem Herausgeberkreis um Bernd Rottenecker ist für die Herausgabe dieses Buches und für das Ruhmeskapitel zu danken. *Martin Ruch*

Krieg, Tilmann: Ortsfamilienbuch Kappelwindeck und Rittersbach. Band 167 der Badischen Ortssippenbücher. 2 Bde., Bühl 2016 (2. Auflage), 1846 S.

Bis zum Jahr 1690 gehen die Kirchenbücher der Pfarrei St. Maria in Kappelwindeck zurück, ältere Jahrgänge fielen den zahlreichen Kriegen des 17. und früherer Jahrhunderte zum Opfer. Aber die seit 1690 erhaltenen Daten sind nun in dieser beispielhaften und enorm detaillierten Dokumentation zusammengetragen und bieten den hier wohnenden Familien und Geschlechtern einmalige Chancen der Recherche. Dabei sind es nicht nur die nüchternen Zahlen zu Geburt, Heirat oder Tod eines Menschen. Tilmann Krieg hat viele weitere Informationen aus den Kirchenbüchern entnommen, sodass wir zur Alltagswelt der Vorfahren viel erfahren können. Ein erster schneller Blick zur Kindersterblichkeit beispielsweise ist erschütternd. Man schaue nur auf die Geburtseinträge der zehn Kinder des Franz Anton Kist (S. 680), wo man liest, dass Ignaz nur einen Tag lebte, Euphemia ein halbes Jahr, Victoria einen Tag, Johanna starb am Tag der Geburt, ebenso Mechtilde und Basil, zwei Mo-

nate überlebte Franziska. Nur drei Kinder erlebten das Erwachsenenalter. Die Kirchenbücher wurden von Tilman Krieg bis in die jüngste Vergangenheit ausgewertet, sodass auch von typischen Zivilisationskrankheiten zu lesen ist, die zum Tode führten, zu lesen ist von modernen Berufen und Tätigkeiten. Auch dadurch wird das gewichtige Buch zum historischen Dokument und zur wertvollen Information für den Historiker wie Familienforscher. *Martin Ruch*

Ruch, Martin: Offenburg erleben. Ein Rundgang durch die Innenstadt. Mit Themenspaizergängen und vielen Ausflugstipps in die Region. seitenweise Verlag, Bühl 2016, 96 S., viele Abb. ISBN 978-3-943874-16-7, 9,80 EUR.

Jeder Vierte verbringt seinen Urlaub zu Hause in Deutschland. Das ist nicht erst den jüngeren unsicheren politischen Entwicklungen in einigen ehemals bevorzugten Urlaubsländern geschuldet. Gerade Städtereisen erfreuen sich seit Jahren wachsender Beliebtheit. Und so nimmt es nicht wunder, dass auch Städte, die ihren Charme und ihren Reichtum an Kulturdenkmälern vielleicht erst auf den zweiten Blick offenbaren, zum Touristikziel werden. Offenburg ist eine dieser Städte, die ihren Gästen neben kulturellen Sehenswürdigkeiten in der näheren Umgebung eine wunderbare Naturlandschaft zur Erholung bieten kann.

Mit Martin Ruch hat es ein ausgewiesener Kenner der Geschichte Offenburgs unternommen, Gästen und Einheimischen seine Stadt in einem neuen Stadtführer in handlichem Format auf 96 Seiten näherzubringen. Nach einem Grußwort der Offenburger Oberbürgermeisterin Edith Schreiner stellt Martin Ruch die Geschichte Offenburgs, der „Reichsstadt zwischen Rhein und Reben“, in komprimierter Form dar. Vom einstigen mittelalterlichen Marktflecken bis zum heutigen Wirtschafts-, Handels-, Verkehrs- und Verwaltungszentrum des Ortenaukreises mit 60000 Einwohnern hat die Stadt eine wechselvolle Geschichte hinter sich: die Erhebung zur Reichsstadt durch Stauferkaiser Friedrich II. um 1240, die Zerstörungen der Stadt 1689, der Anfall an

Baden, Schauplatz der Demokratiebewegung mit der Offenburger Versammlung am 12. September 1847 und während der Revolution 1848/49.

Den Hauptteil des Büchleins nimmt auf 38 Seiten ein Rundgang durch die Innenstadt ein. Martin Ruch beginnt ihn an der Ursula-Säule in der Hauptstraße und lässt ihn unweit davon am Marktplatz mit seinen Wasserfontänen enden. Dazwischen liegen weitere 20 Stationen, die zur besseren Orientierung im Stadtplan verzeichnet sind. Weil sich in Offenburg die Kriegsschäden in Grenzen hielten, hat sich das barocke Bild der Stadt noch gut erhalten, auch wenn in den Nachkriegsjahren einige der ehrwürdigen Stadtpaläste diversen Neubauten weichen mussten. Der ehemalige Sitz der Landvogtei Ortenau, das Rathaus oder auch die barockisierte Pfarrkirche Heilig Kreuz erinnern an diese Blütezeit Offenburgs. Ruch vergisst in seinem Stadtführer aber auch die unbekannteren oder etwas abseits gelegenen Sehenswürdigkeiten nicht, etwa die Turnhalle der Georg-Monsch-Schule oder den 1906 eingeweihten Schlachthof, dessen Fassade mit den beiden Wehrtürmen und dem offenen Portal dem Offenburger Stadtwappen nachempfunden ist.

Es schließen sich neun reizvolle Themen-spaziergänge an: Entlang der alten Stadtmauer, zur alten Kaserne (dem heutigen Kulturforum), zu den Bürgervillen der Nordweststadt, zur Gartenstadtsiedlung, der Hildastraße, dem Waldbachfriedhof mit Jüdischem Friedhof, dem Bürgerpark, dem Burda-Medienpark und schließlich dem Mühlbachpfad. Wen es zum Wandern oder Spaziergehen in die Natur lockt, der kommt bei den Ausflugstipps in die Umgebung Offenburgs auf seine Kosten. Das Kapitel „Nützliches von A bis Z“ mit einer Zusammenstellung von Adressen und Öffnungszeiten verschiedener Einrichtungen sowie ein Register runden den gelungenen Stadtführer ab. Ausführliche Hintergrundtexte zu besonderen Themen, etwa zur Mikwe, der Offenburger Fastnacht oder zur Geschichte der Offenburger Friedhöfe, sind per QR-Code abrufbar. Farblich jeweils unterschiedlich gestaltete Kapitel sorgen für Übersichtlichkeit und schnellen Zugriff.

Erschienen ist der äußerst ansprechend gestaltete und mit zahlreichen Abbildungen versehene Stadtführer im Bühler seitenweise Verlag, zu dessen Verlagsprogramm bereits einige Wanderführer rund um den Nationalpark Schwarzwald zählen.

Marco Müller

Nachrichten

Jahreshauptversammlung des Historischen Vereins für Mittelbaden in Renchen

Am 25. Oktober 2015 hielt der Historische Verein für Mittelbaden seine Jahreshauptversammlung in Renchen ab. Die Tagung fand im Rahmen der Jubiläumsfeiern der Grimmelshausenstadt (900 Jahre) und des örtlichen Historischen Vereins Renchen (90 Jahre) statt. Präsident Klaus G. Kaufmann begrüßte die Anwesenden und berichtete zunächst von den zahlreichen Aktivitäten des Vereinspräsidiums. Mit Freude erzählte er dabei auch von seinem Besuch der Heimattage Baden-Württemberg in Bruchsal, wo er die Gelegenheit hatte, bei einem Gespräch mit dem Ministerpräsidenten Winfried Kretschmann die Vereinsarbeit vorzustellen. Auch die Kontakte zu den benachbarten Geschichtsvereinen wurden gepflegt. Nachdem im vorherigen Jahr vor allem die Satzungsreform im Vordergrund stand, konnte sich das Präsidium im laufenden Jahr wieder mehr den übrigen Aufgaben des Gesamtvereins widmen. Geschäftsführer Alexander Vallendor konnte in seinem Kassenbericht für das Kalenderjahr 2014 nachweisen, dass der Gesamtverein wieder ordentlich und sinnvoll gewirtschaftet hatte. Die Mitgliederzahlen waren allerdings nach wie vor rückläufig. Im Vergleich zu 2014 mit 2826 Mitgliedern stand der Gesamtverein im Oktober 2015 bei insgesamt 2736 Mitgliedern und Tauschpartnern. Für die Vereinsbibliothek in Kork wurde ein neuer unbefristeter Mietvertrag mit der Stadt Kehl abgeschlossen und deren Unterbringung damit langfristig gesichert. Der größte Aufwandsposten ist weiterhin die Vereinszeitschrift „Die Ortenau“, deren Redaktionsschluss künftig bereits der 1. März sein wird, damit sie rechtzeitig bis zur Jahresversammlung vorliegt. Das diesjährige Jahrbuch mit dem Themenschwerpunkt „Alte und neue Quellen zur Hexenforschung“ umfasst wieder zahlreiche lesenswerte Beiträge, nicht nur über Hexen, wie Redakteur Martin Ruch betonte. Das nächste Jahrbuch wird das Thema „Unterwegs. Aus der Geschichte der Verkehrswege und Verkehrsmittel“ haben und viele Anregungen für Beiträge bieten (beispielsweise Brücken, Fähren, Römerstraßen, Pilgerwege, Verkehrsunternehmen, Handelswege, Flößerei oder Flugplätze). Er dankte allen Autoren und hofft auf einen guten neuen Jahrgang. Zum Ende des offiziellen Teiles würdigte der Verein die Verdienste von Louis Schlaefli (Straßburg) mit der Verleihung der Ehrenmitgliedschaft. Schlaefli hat zahlreiche interessante Beiträge zur Geschichte der Ortenau geliefert und dabei vor allem Quellen aus elsässischen Archivbeständen genutzt.

Beim anschließenden Empfang der Stadt Renchen sprach der Stellvertretende Bürgermeister Heinz Schäfer anerkennende Worte über die Arbeit des Historischen Vereins für Mittelbaden und seiner Ortsvereine. Dr. Heiko Wagner hielt den Festvortrag über den „Renchener Schlossberg“ und berichtete darin anschaulich über neue archäologische For-



sungen zur ehemaligen Burg und Oberstadt von Renchen. Die Tagung endete am Nachmittag mit einer Besichtigung der neuen Stadtgeschichtlichen Ausstellung im Haus Buhl sowie einer Ortsbegehung des Schlossberges.

Cornelius Gorka

Ehrenmitgliedschaft für Louis Schlaefli

In Anerkennung seiner langjährigen und fruchtbaren Arbeit für die Geschichtsforschung des Kulturraumes um Straßburg verlieh der Historische Verein auf der Jahresversammlung 2015 in Renchen Prof. Louis Schlaefli aus Straßburg die Ehrenmitgliedschaft. Schlaefli ist nicht nur als regelmäßiger Autor in der „Ortenau“ hervorgetreten, er hat auch in anderen Zeitschriften des Oberrheines veröffentlicht, so etwa über den Pfarrklerus der Ortenau in den „Simpliciana“, der Zeitschrift der Grimelshausen-Gesellschaft. Dass er zu diesem Thema kompetent ist wie kein zweiter, verdankt sich nicht zuletzt auch der Tatsache, dass er als Leiter der Bibliothek des Grand Seminaire Zugang hat zu allen wichtigen Veröffentlichungen in dieser einzigartigen Institution und damit nahe dran ist an wertvollsten Handschriften und Inkunabeln. Man kennt ihn aber auch als regelmäßigen Nutzer der beiden großen Straßburger Archive, dem Stadt- und dem Departementarchiv, wo er sich um die Auswertung der Urkunden und Akten des Domkapitels hochverdient gemacht hat und dies auch weiterhin tut. Über den Bestand „seiner“ Bibliothek hat er wegweisende Kataloge veröffentlicht. Seine Kontakte zum Klerus sind bestens, da er schließlich im „Brotberuf“ Pädagoge am Gymnasium St. Etienne war, gewissermaßen der Kadenschmiede für das katholische Elsass. Legendär sind seine jährlichen „Flohmärkte“, wo es

Gelegenheit gibt, Dubletten aus dem überreichen Kellerbestand der Bibliothek zu erwerben, so manches Schnäppchen haben die Mitglieder des Historischen Vereins dort ergattern können. Seine Mitgliedschaft in weiteren historischen Vereinen ermöglicht ihm den besten Überblick über die aktuelle Forschungslage im Elsaß. Besonders engagiert verbunden ist er seit Jahren mit der Kartause in Molsheim und natürlich mit dem Odilienberg.

Der Historische Verein zeichnet mit dieser Ehrenmitgliedschaft einen bedeutenden elsässischen Historiker aus, der seinen rechtsrheinischen Kollegen immer freundschaftlich begegnet, kooperativ und grenzüberschreitend agiert, und der Begeisterung wecken kann für die reiche Kultur- und Geistesgeschichte des Oberrheins.

Martin Ruch



Dr. Gernot Kreutz (1937–2015)

Eine große Trauergemeinde hat Gernot Kreutz zur letzten Ruhe auf dem Friedhof Rammersweier begleitet. Der Arzt, der sich vor allem als Heimatforscher um die Geschichte Mittelbadens hochverdient gemacht hat, war viele Jahre Leiter der Fachgruppe Kleindenkmale gewesen. In dieser Funktion hat er Außerordentliches geleistet, hat er vor allem die vielen weltlichen und religiösen Denkmale registriert, erfasst, fotografiert und publiziert. Sein erstes Schwerpunktgebiet waren die alten, oft versteckten, vielfach bedrohten Grenzsteine gewesen, etwa die Adlersteine der Reichsstadt und des Klosters Gengenbach. Über die Grenzsteine führte ihn sein Interesse bald zu allen Kleindenkmalen. 1994 erschien „Verborgen und vertraut, Kleindenkmale in Offenburg“, eine beispielhafte Dokumentation, die Schule gemacht hat und Vorbild wurde für weitere Arbeiten. Es folgten Publikationen für seinen Wohnort Zell-Weierbach, etwa anlässlich des 100. Geburtstages des Rathauses (2007) oder eine Broschüre über das Schulhaus (heute Schulmuseum), das 2008 125 Jahre alt wurde.

Gernot Kreutz, der auch Mitglied im Heimat- und Geschichtsverein Zell-Weierbach war, stellte seine Kenntnisse immer gern zur Verfügung, wenn es um die Erhaltung der Kleindenkmale ging. Er recherchierte, verhandelte mit der Denkmalschutzbehörde um Genehmigungen und Zuschüsse und bereitete die Vergabe an die Restauratoren vor.

Am bekanntesten dürfte wohl sein Buch „Die Straßennamen in Offenburg – Herkunft und Bedeutung“ aus dem Jahr 2002 sein, das erst in jüngster Vergangenheit wieder ganz aktuelle Bedeutung erlangte: Bereits vor über zehn Jahren hatte der akribische Historiker nämlich nachge-

wiesen, dass das Gewann „Seitenpfaden“, inzwischen Baugebiet, in Wahrheit und schon seit Jahrhunderten „Seidenfaden“ heißt. Dass der Gemeinderat daraufhin die Umbenennung beschloss, freute Gernot Kreuzt in seinen letzten Lebensmonaten aufrichtig.

Der Historische Verein für Mittelbaden ehrte Gernot Kreuzt im Jahr 2002 mit der Ehrenmitgliedschaft, auch für seine ehrenamtliche Arbeit als Registermacher der „Ortenau“, für die er zudem viele Beiträge geliefert hat. Er hat sich verdient gemacht um unseren Verein, um die Kleinoddenkmale und generell um die historische Forschung in Mittelbaden. Gernot Kreuzt wird fehlen. Ein dankbares und ehrendes Gedächtnis wird ihm im Historischen Verein erhalten bleiben. *Martin Ruch*

Adolf Heß (1935–2015)

Adolf Heß ist am 30.11.2015 im Alter von 80 Jahren gestorben. Um den vielseitig engagierten Hornberger trauern neben seiner Familie viele Weggefährten. „Er war eine ganz außergewöhnliche Persönlichkeit und dabei immer sehr bescheiden“, sagt Hornbergs Bürgermeister Siegfried Scheffold über den ehemaligen Gemeinderat. Von 1971 bis 2004 war Heß für die CDU im Rat und von 1999 bis 2004 Fraktionssprecher. Von 1984 bis 1999 war er erster Stellvertreter des Bürgermeisters. Zu seiner Verabschiedung aus dem Gemeinderat habe Heß als zweiter Hornberger überhaupt die goldene Bürgermedaille der Stadt bekommen. „Das ist die höchste Auszeichnung, die wir verleihen“, erklärt Scheffold. Im Rat habe Heß immer sehr konstruktiv und mit viel Weitblick agiert. „Ein großes Anliegen von ihm war der Bau der Stadtumfahrung und in der Folge die Stadtsanierung“, erinnert sich der Bürgermeister.

Zudem habe sich Heß um die Wilhelm-Hausenstein-Schule verdient gemacht. Dort war er von 1965 bis 1988 Konrektor und danach bis zu seiner Pensionierung Rektor der Grund- und Hauptschule, so Scheffold.

„Er hinterlässt bei uns eine Riesenlücke“, sagt der Vorsitzende der Hornberger CDU, Erich Fuhrer. Adolf Heß war seit 1959 Mitglied der CDU und von 1998 bis 2008 Vorsitzender des CDU-Stadtverbands Hornberg. „Er war immer freundlich und authentisch. Er hat nicht nur Dinge gesagt, sondern auch danach gelebt“, erinnert sich Fuhrer. Besonders ein Leben und Handeln nach den christlichen Grundwerten sei ihm immer sehr wichtig gewesen.

Adolf Heß hatte sich schon als junger Mensch im ehrenamtlichen Engagement ausgezeichnet. So war er in der katholischen Pfarrgemeinde Bad Dürkheim Ministrant, Jungscharführer im BDKJ, Leiter der Jungkolling-Gruppe und Dekanatsjugendführer des Dekanats Villingen. Seit 1953 war er Mitglied der Kolpingfamilie und übte dort verschiedene Vorstandsaufgaben aus. Bis zuletzt kümmerte er sich um die Öffentlichkeitsarbeit, so hat er zum Beispiel die Jubiläums-Festschrift „100 Jahre Kolpingfamilie Hornberg“ verfasst.

Im kirchlichen Dienst war Adolf Heß mehr als 20 Jahre Vorsitzender des Pfarrgemeinderats Hornberg, seit 1950 Lektor und seit 1977 Kommunionhelfer.

Im Vereinsleben der Stadt Hornberg war Adolf Heß ebenfalls sehr rührig. So war er Gründungsmitglied und lange Jahre stellvertretender Vorsitzender im Förderverein Stadtmuseum Hornberg. „Er war Herz und Seele des Stadtmuseums“, zeigt sich die Vorsitzende Rosemarie Götz hörbar betroffen vom Tode Heß. „Er hat das Archiv im Stadtmuseum aufgebaut und dort viele Stunden verbracht“, sagt sie. Heß habe über ein „unglaubliches Wissen“ verfügt und alle Arbeiten fundiert und gewissenhaft erledigt. „Er hat sehr viel gemacht, aber das nie an die große Glocke gehängt“, erzählt Götz. „Ich weiß gar nicht, wie man diese Lücke schließen soll.“

Außerdem war er Mitglied und Förderer in vielen Vereinen wie dem DRK, dem Historischen Verein sowie dem Freundeskreis Stadtkapelle Hornberg, dem Musikverein Niederwasser und dem Turnverein Hornberg. Zudem engagierte er sich für die Wilhelm-Hausenstein-Gesellschaft und den Historischen Verein für Mittelbaden. *Redaktion*

Kurt Klein zum Gedenken (1930–2016)

Nach einem erfüllten und arbeitsreichen Leben ist Kurt Klein am 8. März 2016 im 86. Lebensjahr verstorben. Ein Herz, das für die Menschen, die Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung, gelebtes Brauchtum und geselliges Miteinander schlug, hat aufgehört zu schlagen. Die Region ist um ein „Urgestein“ ärmer.

Kurt Klein war Initiator und Gründungsmitglied für den Historischen Verein Hausach im Jahre 1965. Zum Dank wurde er im Jahre 2015 zum Ehrenvorsitzenden ernannt. Auch die Gemeinschaft der „Dorfer Erzbrüder“ und das Hausacher Freilichtbergbaumuseum gehen auf seine Initiative zurück.

Im Historischen Verein für Mittelbaden war Kurt Klein ab 1970 zunächst als Beirat und ab 1975 als Vizepräsident aktiv. Zwischen 1983 und 1984 war er kommissarischer Präsident, um dann wieder das Vizepräsidentenamt bis 2002 mit dem Präsident Dr. Dieter Kauß weiterzuführen. Sein umfangreiches Wissen und seine Aufgeschlossenheit machten ihn als geschichten- und geschichtskundigen Schulmeister zum gern gesehenen und gehörten Wanderführer. Auch als Kalendermann im damaligen Südwestfunk hat er es meisterlich verstanden, sein Wissen weiterzugeben. Ebenso geht der Kinzigtäler Jakobusweg auf seine Initiative zurück. 31 Bücher stammen aus seiner Feder.

1985 wurde Kurt Klein zum Ehrenmitglied des Historischen Vereins für Mittelbaden ernannt. 1987 erhielt er die Heimatmedaille des Landes Baden-Württemberg, 1990 den Ehrenteller der Stadt Hausach, 1991 den Hei-



matpreis des Ortenaukreises und 2001 das Bundesverdienstkreuz am Bande. 2010 wurde ihm für Verdienste um heimische Kultur, das Brauchtum und die Fasnacht „der Kinzigtaler“ verliehen. Im gleichen Jahr, am 25. November, wurde Kurt Klein die Ehrenbürgerwürde der Stadt Hausach, der Stadt unter der Burg, zuteil.

„Was ich bin, bin ich durch andere“, so zitierte Bürgermeister Manfred Wöhrle in seiner Trauerrede den Verstorbenen. Dieser selbst wusste, dass er nicht immer ein bequemer Partner war. „Aber, wer nichts tut, macht den größten Fehler“, so eine der vielen prägenden Aussagen von Kurt Klein. Viele Ideen hatten seinen Urheber im Verstorbenen und die Umgebung hatte es nicht immer leicht, diese in die Tat umzusetzen, vor allem, wenn dies im Ehrenamt geschehen sollte. Nun ist der bergbaubegeisterte Kurt Klein, der stets seine fürstenbergische Bergmannsfesttracht mit Stolz trug, zum letzten Mal eingefahren. Uns bleibt ein letztes „Glück auf!“

Klaus G. Kaufmann

Theo Schaufler zum 90. Geburtstag

Theo Schaufler ist den meisten Mitgliedern noch als langjähriger Geschäftsführer des Gesamtvereins bekannt. Am 20. Juni 2016 feierte der gebürtige Acherner seinen 90. Geburtstag. Der Jubilar kann dabei auf ein bewegtes Leben zurückblicken. Theo Schaufler wurde 1943 direkt von der Schulbank zum Reichsarbeitsdienst und Kriegsdienst eingezogen. Nach der Rückkehr aus der Kriegsgefangenschaft 1946 machte er das Abitur und begann anschließend beim Landratsamt Offenburg seine Ausbildung als Regierungsinspektoranwärter. Von 1950 bis 1957 war Theo Schaufler dann als Revisionsbeamter bei den Landratsämtern Offenburg, Müllheim und Lahr tätig. Am 1. Januar 1958 übernahm er die Leitung des neu geschaffenen Rechnungsprüfungsamtes im Landratsamt Offenburg, die er nach der Kreisreform auch beim Landratsamt Ortenaukreis behielt. Aufgrund seiner fundierten Fachkenntnisse, seiner Gründlichkeit und seines großen Fleißes besaß er das Vertrauen der Verwaltung und des Kreistages. Nach 44 Dienstjahren wurde er am 1. November 1990 in den wohlverdienten Ruhestand verabschiedet.

Theo Schaufler hatte somit beruflich viel mit Geld zu tun und konnte seine Fachkenntnisse in den Historischen Verein einbringen: Von 1979 bis 2005 verwaltete Theo Schaufler als Geschäftsführer die Finanzen des Gesamtvereins und führte die Mitgliederkartei. Außerdem fertigte er die Protokolle über die Sitzungen an. Im Präsidium war er für seine Ruhe und Gelassenheit sehr geschätzt. Seine freundliche und ruhige Art, sowie sein trockener Humor machen ihn bis heute zu einem angenehmen Gesprächspartner. Als Geschäftsführer war er außerdem Leiter der überregionalen Mitgliedergruppe, der vor allem auswärtige Mitglieder und Körperschaften angehören. Zudem übernahm er von 1982 bis 2001 auch bei der Mitgliedergruppe Offenburg das Amt des Rechners. Beide Ämter übte er stets gewissenhaft und sorgfältig aus. Außerhalb des Vereins engagierte er sich zusätzlich im Vorstand des

DRK-Kreisverbandes Offenburg. Für seine Verdienste ernannte ihn der Historische Verein 1992 zum Ehrenmitglied.

Als Mitglied des Vereinspräsidiums war Theo Schaufler an der Einrichtung der Vereinsbibliothek in Kehl-Kork 1996 wesentlich beteiligt und gehörte bis vor wenigen Jahren auch zum Bibliotheksteam. Inzwischen ist es etwas ruhiger um ihn geworden. Gleichwohl verfolgt er aufmerksam das Vereinsleben. Soweit es ihm möglich ist, nimmt er an unseren Jahrestagungen teil. Der Historische Verein für Mittelbaden wünscht Theo Schaufler auf diesem Wege weiterhin gute Gesundheit und viel Glück für die kommenden Jahre. *Dr. Cornelius Gorka*

Karl Maier zum 90. Geburtstag

Die Liste seiner Publikationen ist lang, auch in der „Ortenau“, die er zehn Jahre zuverlässig und erfolgreich als Redakteur bis 1999 betreute. Zahlreiche lebendig geschriebene Beiträge aus seiner Feder sind hier nachzulesen, etwa die Aufsätze über „Hexenprozesse im Landgericht Appenweiler“, über das „Bezirksamt Appenweiler“, über die Revolutionsjahre von 1848 oder über das Kriegsende in Appenweiler. 1984 gab Karl Maier zum 1100. Jubiläum der ersten geschichtlichen Erwähnung von Appenweiler einen Band über die Geschichte seines Heimatortes heraus, einen wesentlichen Teil der Beiträge hat er selbst verfasst. Auch die Monographie zum Kloster Allerheiligen ist der Redaktionsarbeit von Karl Maier mit zu verdanken. 2006 erschien seine biographische Studie zum jüdischen Arzt Dr. Leo Wolff aus Appenweiler, der 1940 nach Gurs deportiert worden war und in Toulouse starb. Von 1957 bis 2003 war Karl Maier Vorsitzender der Mitgliedergruppe Appenweiler, die er ins Leben gerufen hatte. Bis heute ist Karl Maier ein gesuchter Ansprechpartner in allen Fragen der lokalen und regionalen Geschichte. „Frag den Maier-Karl“ heißt es nach wie vor.

Seine Erfahrungen als Redakteur fasste er einmal humorvoll so zusammen: „Man hat auf der einen Seite studierte Leute, auf der anderen engagierte Amateure, also vom Baggerführer über den Lehrer zum Friseur. Aber die Mischung macht es aus. Die ‚Ortenau‘ lebt von dieser Spannung zwischen volkstümlich und wissenschaftlich!“ Karl Maiers Rat an die Autoren der „Ortenau“ lautet: „Man muss die Lokalgeschichte der Vorgänger lesen – um sie zu ehren und zu würdigen und um von ihrem Wissen zu profitieren!“ Man wird auch auf die Arbeiten von Karl Maier immer mit Gewinn zurückgreifen, ihn damit ehren und würdigen und nicht zuletzt reichen Gewinn daraus ziehen.

Aus einem Gespräch mit Karl Maier (April 2010): „Ich kam schon früh mit einem Redakteur der ‚Ortenau‘ in Kontakt, denn Alfons Städele war mein Lateinlehrer. Und zu meinem 17. Geburtstag erhielt ich den Burgen- und Schlösser-Band (1934) geschenkt, in dem ich oft gelesen habe. Mir selbst hat es später gelegentlich leid getan, wenn ich einen Beitrag nicht bringen konnte, man hat als Redakteur ungern abgelehnt. Den großen Arbeitsaufwand hätte ich übrigens nicht leisten können,

wenn ich noch im Dienst gewesen wäre. Dann hätte ich diese Arbeit wohl auch nicht übernehmen können. Ich habe schließlich alles noch mit der Schreibmaschine erledigt, hatte noch keinen Computer.“

Karl Maier engagierte sich auch im Appenweierer Gemeinderat, dem er von 1964 bis 1994 angehörte. In dieser Zeit war er an vielen Entscheidungen und Ereignissen beteiligt und konnte dadurch die Geschichte Appenweiers aktiv mitgestalten. Für seine Verdienste wurde Karl Maier 1994 das Bundesverdienstkreuz und 2004 die neu geschaffene Bürgermedaille der Gemeinde Appenweier verliehen. Der Historische Verein ernannte ihn 1999 zu seinem Ehrenmitglied.

Der Historische Verein für Mittelbaden, Präsident Klaus G. Kaufmann, Vorstandschaft, Redakteur und alle Mitglieder wünschen Karl Maier alles Gute zum Jubelfest und gratulieren herzlichst!

Martin Ruch

Berichte der Mitgliedergruppen

Achern

Die Vorträge und Veranstaltungen im Jahr 2015 standen unter dem Motto „**Vom D-Day bis zum Wirtschaftswunder: Kriegsende, Besatzungszeit und Wiederaufbau nach dem Zweiten Weltkrieg**“.

Für den Eröffnungsvortrag am 22. Januar konnte Herr Dr. Heinrich Schwendemann, Historiker an der Universität Freiburg, gewonnen werden. Dieser beleuchtete unter dem Titel „**Kriegsende und Besatzungszeit in Südbaden**“ vor 90 Besuchern die Zusammenhänge der Befreiung Acherns und Badens durch französische Kolonialsoldaten.

Nach dem Vortrag fand die Mitgliederversammlung statt, auf der Johannes Mühlán, Wolfgang Schultze und Michael Karle ihren Abschied aus dem Vorstand nahmen und die Verantwortung an Verena Siefermann, Peter Reinschmidt und Björn Habich übergaben.

Die zweite Veranstaltung fand am 16.4. statt. Moderiert von Herrn Michael Karle sprachen Zeitzeugen über das Kriegsende in Achern und den Beginn der französischen Besetzung, die Wohn- und Ernährungssituation zur „Stunde Null“ sowie den Neubeginn der Demokratie in Achern.

Die Veranstaltung mit dem Titel „**Erinnerungen – miterlebt, miterlitten**“ lockte über 100 Besucher in den gut gefüllten Bürgersaal des Acherner Rathauses.

Am 11.6. referierte dann Herr Berthold Gallinat zum Thema **Flucht, Vertreibung, Eingliederung** über das Schicksal der nach dem Krieg aus ihrer Heimat Vertriebenen. Herr Gallinat zeigte in seinem Vortrag zunächst die Flüchtlingsströme nach dem 2. Weltkrieg und die Vertreibung von geschätzten 14 Millionen Menschen aus ihrer Heimat auf. Er erläuterte dann, was die Menschen auf ihrer Wanderung Richtung Westen erdulden mussten und wie die Flüchtlinge in der neuen Heimat aufgenommen wurden. Es war eine beschwerliche Integration in die vom Krieg verheerte Gesellschaft.

Durch die im letzten Jahr einsetzende Fluchtbewegung aus dem Nahen Osten erhielt der eigentlich historische Vortrag aktuelles Gewicht und mahnte einen verantwortungsvollen Umgang mit der heutigen Krise an.

Nach dem Vortrag zum harten Schicksal der Flüchtlinge folgte am 23.7. die Schilderung der Auswirkungen des Krieges auf die Kinder dieser Zeit. Herr Dr. Hoggenmüller erläuterte unter dem Titel „**Langes Schweigen, lange Schatten – Kinder des zweiten Weltkrieges heute**“ die Nachwirkungen der traumatischen Erfahrungen, denen die Kinder während des Krieges und der Nachkriegszeit ausgesetzt waren. Die Erinnerungen an

Bombenangriffe, Vertreibung, Vergewaltigung, Verlust von Angehörigen oder Inhaftierungen belasten die Betroffenen ihr ganzes Leben und erhöhen die Gefahr, an körperlichen und seelischen Leiden zu erkranken.

Gemeinsam mit dem Forum Illenau konnte am 23. September Herr Dr. Arnulf Moser für seinen Vortrag „**Eliteerziehung und Volkstumspolitik – Die Illenau im Zweiten Weltkrieg**“ nach Achern eingeladen werden. Herr Moser erläuterte die Entwicklung der Illenau von der Räumung der Heil- und Pflegeanstalt 1940 zur Nutzung der Gebäude als Reichsschule für Volksdeutsche, in welcher zunächst Südtiroler Mädchen (die Jungen kamen auf eine Schule in Rufach/Elsass) unterrichtet werden sollten. Doch wurden in der Illenau auch etwa 50 aus dem besetzten Polen verschleppte Mädchen untergebracht, die germanisiert und anschließend in deutsche Familien integriert werden sollten.

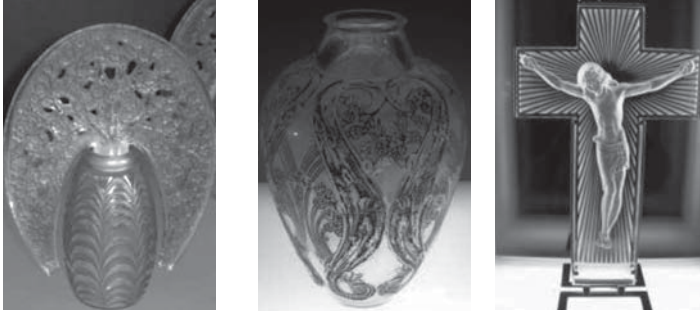
1943 wurde in der Illenau dann eine Napola für Jungen gegründet, deren Ende in einer chaotischen Flucht Richtung Bodensee mündete. Die Illenau war durch die Mischung aus Volkstumspolitik und Eliteerziehung ein wichtiges Experimentierfeld der nationalsozialistischen Schulpolitik während des Zweiten Weltkrieges.

Den letzten Vortrag im Jahr 2015 hielt Herr Dr. Gernot Joerger. In seinem Vortrag am 29.10. stellte er das von ihm herausgegebene Tagebuch seines Vaters vor. „**Max Jörger – Ein Acherner im Ersten Weltkrieg**“ basiert auf den umfangreichen handschriftlichen Notizen, Zeichnungen und der Fotosammlung, die Herr Jörger senior von seiner Einberufung im November 1914 bis zum Ende seines Kriegseinsatzes im April 1918 angesammelt hatte. Im Vortrag verband Herr Joerger die Erlebnisse auf dem Weg zur Front im Osten über die Versetzung an die Westfront mit neueren Forschungsergebnissen zum Ersten Weltkrieg. Ein kurzer Vergleich der verschiedenen Lebensumstände von Vater (geboren 1894) und Sohn (nach den Weltkriegen aufgewachsen) zeigte die rasante Umformung der Gesellschaft durch die großen Kriege des 20. Jahrhunderts auf.

Im Dezember machten wir dann noch eine spontane Fahrt nach Haguenu, um die dortige Sonderausstellung zur 900-Jahr-Feier zu besichtigen. Empfangen wurden wir von Herrn Weibel, dem Vorsitzenden des Historischen Vereins Haguenu. An die Führung durch das Historische Museum mit Repliken der kaiserlichen Insignien sowie der 1164 durch Friedrich I. ausgestellten Freiheitsurkunde schloss sich die Besichtigung der Georgskirche unter fachkundiger Führung durch Herrn André Wagner an.

Appenweiler

Nachdem im Rahmen eines Einführungsvortrags über die Entstehung und Entwicklung der Glasbläserei im Bitcherland und im elsässischen Hanauerland berichtet und die Glasherstellung über einen Zeitraum von



*Exponate im Musée
Lalique (Wingen sur
Moder)*

fünf Jahrhunderten anhand von Bilddokumenten erläutert wurde, führte eine Exkursion am 19. Oktober 2014 auf die „Spuren der Glasbläser“ im nördlichen Elsass. Auf unserer ersten Glasbläser-„Spur“ gelangten wir ins Minztal, nach Saint-Louis-lès-Bitche. Bei einer Führung durch das „Musée du Cristal“ konnten die Teilnehmer die großen künstlerischen Fertigkeiten der Glasbläser bewundern. Die im Jahre 1767 durch König Louis XV gegründete „Verrerie Royale Saint-Louis“, bis heute noch aktiv, war 1781 die erste, die auf dem europäischen Kontinent Kristall herzustellen wusste. Im Museum sind ca. 1500 historische Artefakte zu sehen, die das Können der Glashersteller von Saint-Louis in besonderer Weise verdeutlichen. Nach dem Mittagessen im Restaurant „A l'Aigle“ in Wimmenau erfolgte dann der Besuch des „Musée Lalique“ in Wingen-sur-Moder. Hier sind Werke des weltberühmten Glaskünstlers René Lalique zu bewundern.

Im Jahr 2014 startete der Historische Verein Appenweier eine Vortragsreihe anlässlich des 100. Jahrestages des Beginns des 1. Weltkrieges. Der erste Vortrag fand am Dienstag, 22. Juli 2014 im Bürgersaal des Rathauses Appenweier statt. Zunächst wurde die Vorgeschichte und der Ausbruch des Krieges unter Berücksichtigung neuester Forschungsergebnisse international bekannter Historiker beleuchtet und für alle Zuhörer verständlich erläutert. Es wurde auch der Frage nachgegangen, weshalb dieser Krieg in der Literatur und den Medien immer wieder als „Urkatastrophe“ des 20. Jahrhunderts bezeichnet wird. Im Mittelpunkt der aktuellen und der folgenden Veranstaltung stand die Rolle Appenweiers in den Kriegsjahren 1914/15.

Unser Vorstandsmitglied Leo Ott veranschaulichte dabei u. a. die Bedeutung des Bahnhofs Appenweier als Drehscheibe für das Kriegsgeschehen und das Kriegstransportwesen im Zusammenhang mit dem Kriegsschauplatz Elsass und Vogesen. Die Vortragsreihe zeigte im Weiteren auch Appenweiers Bedeutung als Standort eines Lazarett für Kriegsverletzte auf. Außerdem wurden die gefallenen Soldaten von Appenweier, die vom August 1914 bis März 1915 auf den Schlachtfeldern für Kaiser und Vaterland ihr Leben gelassen hatten, anhand einer überlieferten Gedenktafel (s. Abb.) in Erinnerung gebracht. Wo waren sie eingesetzt, unter welchen Umständen sind sie gefallen und wo sind ihre Gräber?



Millimeterarbeit fertig für die Restaurierung



Die Teilnehmer bestaunen die Kunstfertigkeit der Handwerker

Eine kleinere Gruppe von Teilnehmern fuhr am Dienstag, 28. April 2015, nach Straßburg. Anlässlich des Jahrtausend-Jubiläums war es gelungen, eine qualifizierte Führung durch die Straßburger Münsterbauhütte zu vereinbaren. Dabei wurden uns durch Frau Dr. Bengel – Leiterin des Bauhütten-Archivs – am Vormittag (10 Uhr) zunächst Aufgaben, Arbeitsweise und Geschichte der Bauhütte erläutert. Frau Bengel hat ein bemerkenswertes, reich bebildertes Werk über das südliche Querhaus des Straßburger Münsters herausgegeben. Nach einer ausgiebigen Mittagspause (zur eigenen Verfügung – Mittagessen oder Stadtbummel) besuchten wir anschließend das Frauenhaus-Museum, in dem u. a. viele originale Skulpturen aus dem Münster zu sehen waren. Leider war die Teilnehmerzahl bei dieser Exkursion auf max. 20 begrenzt, weil die Kapazität bei Bauhüttenführungen keine größere Gruppe zuließ.

Karl-Rolf Gissler

Haslach im Kinzigtal

In Kooperation mit der VHS Ortenau-Kinzigtal hat der Historische Verein Haslach im Kinzigtal Vorträge im Refektorium des alten Haslacher Kapuzinerklosters und auch folgende Veranstaltungen organisiert:

22.03.2015/11.10.2015

Martin Schwendemann, Steinach

Besichtigung des „Haus Theres“

Alltagsgeschichte 1920–1990

Zu besichtigen ist das letzte kleinbürgerliche Haus, das die Haslacher Altstadt noch aufzuweisen hat. Kleinstwohnhaus mit Erdgeschoss, Obergeschoss und Dachraum. Die Hof- und Gebäudefläche beträgt nur 42 qm, das Haus selbst – zwei Zimmer tief und ebenso breit – steht auf gerade mal 27 qm. Drinnen eröffnet sich der lebensechte Alltag der Zeit vor 30 bis 60 Jahren: Flur, Speisekammer, Räucherofen, Wohnküche, gute Stube, Schlafzimmer, Bad, Holzbühne und Jugendzimmer. Alles zum Anfassen. Hinter jeder Schranktür und in jeder Schublade finden Sie ein Stück Alltagsgeschichte, von der Auflauf- oder Brotpuddingform, dem Dummisschiefele der Urgroßeltern, dem Waffeleisen der Großmutter für den Holzherd bis zum Milchkostenstecher der 60er, 70er Jahre. Eine Fahrkarte für eine Zeitreise in die Zeit der Groß- oder Urgroßeltern.

Diese Führung wird auf Anfrage das ganze Jahr über angeboten. Anfragen bei Martin Schwendemann, 07832-706171 oder Klaus G. Kaufmann, 07832-5461.

01.07.2015

Sören Fuß, Haslach

Besichtigung der Gedenkstätte Vulkan

Gedenkstätte für drei Lager in Haslach, Außenstelle des KZ's Natzweiler-Struthof im Elsass. Führungen werden das ganze Jahr angeboten. Anmeldung: 07832-2105 (Herr Fuß) oder Stadt Haslach 07832 706-174.

Im Haslacher Urenwald, nahe der Mülldeponie, erinnert die „Gedenkstätte Vulkan“ an die drei nationalsozialistischen Lager in Haslach, in denen von September 1944 bis April 1945 über 1 700 Männer aus 19 Ländern litten und viele davon starben. Die Häftlinge waren eingesetzt, in den bestehenden Bergwerksstollen des Vulkangeländes (hat nichts mit einem ehemaligen Vulkan zu tun, war der Firmennamen!), ein ehemaliger Amphibolitabbau, für verschiedene Firmen der Rüstungsindustrie unterirdische Produktionshallen zu errichten.

19.10.2015

Ralf-Bernd Herden, Bad Rippoldsau-Schapbach

Markgrafschaft und Großherzogtum Baden 1780–1820

Staat, Politik und Freimaurerei

Meist unbekannt sind die Wechselbeziehungen zwischen Staat, Politik und Freimaurerei in Baden. Markgraf Karl Friedrich von Baden – später Großherzog von Baden – wurde im Jahre 1746 in den Bruderbund der Freimaurer aufgenommen. Er hat die Freimaurerei zwar nie offiziell anerkannt, war als Herrscher jedoch ein sehr aufgeklärter Absolutist. Während seiner Regierungszeit schaffte er sowohl die Folter als auch die Leibeigenschaft ab. Unter seiner Herrschaft wurde das neue badische Landrecht, den Grundzügen des Code Napoleon folgend, eingeführt.

Diese und andere Aspekte beleuchtete der Referent in diesem zeitgeschichtlich interessanten Vortrag.

16.11.2015

Prof. Dr. Marc C. Schurr, Straßburg

Das Straßburger Münster – ein Schlüsselbau der europäischen Gotik

Seit Goethes Hymnus „von deutscher Baukunst“ gilt das Straßburger Münster als großes Meisterwerk der Gotik. 200 Jahre Architekturge-schichte haben dazu beigetragen, Goethes Sichtweise zu präzisieren und zu relativieren. Insbesondere die nationale Betrachtungsweise ist einer europäischen Vision der Gotik gewichen. Der faszinierende Vortrag schaffte es, die neuesten Erkenntnisse zur kunstgeschichtlichen Einordnung des Straßburger Münsters zusammenzufassen und mit den Mythen der älteren Kunstgeschichte zu konfrontieren.

25.01.2016

Dr. Heinrich Schwendemann, Freiburg

Das Kriegsende in Südbaden 1944/45

Im Frühjahr 1945 war im Südwesten die Bevölkerung längst kriegsmüde. Die Durchhalteparolen von Gauleiter Wagner zum „Endkampf“ bis zum letzten fand nur noch bei einer Minderheit von Fanatikern Resonanz. Dafür nahm allerdings der Disziplinierungsterror gegenüber den eigenen Soldaten und Zivilisten exponentiell zu. Dr. Heinrich Schwendemann (Universität Freiburg/Br.) hat sich in seinem Vortrag sowohl mit den Ereignissen während der letzten Kriegsphase in unserer Region und dem Beginn der französischen Besatzung auseinandergesetzt als auch mit dem späteren Umgang der ehem. Besatzungsmacht mit dieser Problematik, als die deutsch-französische Freundschaft Ziel beidseitiger Politik wurde.

*Ehrenmitglied Sören
Fuß (re) und
Vorsitzender Klaus
G. Kaufmann.
Bild: Martin
Schwendemann*



21.03.2016

Mitgliederversammlung im Refektorium des alten Kapuzinerklosters

Wie jedes Jahr im März, fand am 21.03.2016 die diesjährige Mitgliederversammlung mit dem Rechenschaftsbericht des Vorsitzenden, dem Kassenbericht des Kassiers Norbert Mickenausch und dem Rechenschaftsbericht des Leiters der „Gedenkstätte Vulkan“, Sören Fuß, statt. Nach den üblichen Regularien wurde Sören Fuß für seine über 20-jährige Tätigkeit als Leiter der „Gedenkstätte Vulkan“ auf Beschluss des Vorstands zum Ehrenmitglied ernannt. Damit soll sein großes Engagement zur weiteren Erforschung der Geschichte der drei KZ-Außenlager auf Haslacher Gemar-kung gewürdigt und vor allem auch die Pflege

der Kontakte zu ehemaligen Häftlingen und deren Angehörigen besonders hervorgehoben werden.

Im Anschluss an die Ehrung blickte der Vorsitzende in einer Powerpoint-Präsentation auf zehn Jahre Patenschaft für das „Haus Theres“ zurück. Diese beinhaltete nicht nur die Wiederherstellung der Lebenswelt unserer Groß- und Urgroßeltern in diesem kleinstädtischen Häuschen, sondern auch die Renovierung desselben und die Präsentation bei Führungen, sei es durch Stadtführer oder Mitglieder des Vorstands des Historischen Vereins Haslach. Dennoch gibt es noch einiges zu tun!

Gottfried Himmelsbach und Klaus G. Kaufmann im und am „Haus Theres“ Bild: Martin Schwendemann



Hornberg – Triberg

Hornberg

Der Wettergott war in der Spielsaison 2015 gnädig gestimmt, nicht eine Aufführung musste wetterbedingt abgesagt werden. Fast 11 000 Besucher kamen zum Märchen „Ariella, die kleine Meerjungfrau“, dem Krimi „Sweeney Todd, der teuflische Barbier“ und dem „Hornberger Schießen“ in die Erwin-Leisinger-Bühne im Storenwald. Mit einem Sonderspiel, bei dem 80 Akteure mitwirkten, wurde das Jubiläum „60 Jahre Hornberger Schießen“ gefeiert. Die Hornberger Bühne ist in ganz Deutschland die einzige, die 60 Jahre lang ununterbrochen dasselbe Theaterstück auführt.

Auch die Trachtengruppe des historischen Vereins freute sich über schönes Wetter. Zusammen mit dem Lauterbacher Trachtenverein konnten auf dem Bärenplatz in Hornberg zwei Brauchtumsabende stattfinden. Fast zu heiß war es beim Kreistrachtenfest des Ortenaukreises in Bad Peterstal, gehören doch zur Tracht dicke, gestrickte Strümpfe. Beim Winzerfest in Auggen und beim Schinkenfest in Triberg waren die Mitglieder der Trachten- und Volkstanzgruppe auch dabei (Abb. 1).

Mitglieder des Fördervereins Stadtmuseum Hornberg/Verein für Heimatgeschichte e. V. haben auch im Jahr 2015 die Betreuung des Museums übernommen. Die Besucher freuen sich immer, wenn die Exponate und die Geschichte Hornbergs erklärt werden. Außer den

Abb. 1





Abb. 2



Abb. 3

regulären Öffnungszeiten gab es beim Stadtfest im Juli einen Tag der offenen Tür. An diesem Tag konnten die meisten Besucher gezählt werden. Eine kleine Sonderausstellung wurde aufgebaut, das Thema war „Hornberg – Gestern und Heute“.

Diese Fotos waren Teil des Bildvortrags „Hornberg – Bilder aus längst vergangenen Jahren“, der im Mai im Hotel „Adler“ angeboten wurde. Im Archiv des Stadtmuseums hatten Adolf Heß und Rosemarie Götz aus dem reichen Fundus mehrere Dutzend aussagekräftiger Fotos ausgesucht, die von Hans Hildbrand in einem speziellen Verfahren in ein größeres Format verwandelt und dann auf die Leinwand projiziert wurden. Bei einigen Motiven war es möglich, vom gleichen Standort aus die Jetztzeit zu zeigen. Die vielfachen, oft gravierenden Unterschiede zwischen damals und heute riefen immer wieder Bewunderung und Erstaunen bei den Zuschauern hervor.

- Seit Januar sind im Museum Gesteinsexponate ausgestellt, die an die Probebohrungen für den Hornberger Tunnel erinnern.
- Das Kloster Alpirsbach war das Ziel eines kleinen Ausflugs im Juli. Die Führung zeigte die Baugeschichte und gab Einblick in das klösterliche Leben.

- Ziel des Jahresausflugs im September waren gleich zwei Schlösser. Besucht wurden Schloss Favorite (Abb. 2) und das Residenzschloss in Rastatt, beide geprägt durch Markgräfin Sibylla Augusta, die aus einem der reichsten Fürstenhäuser Europas, Lauenburg-Sachsen, stammte.
- Im Oktober gab es für unsere Vereinsmitglieder eine Sonderführung im Atelier des verstorbenen Künstlers Klaus Ringwald in Schonach. Oswald Blank, Vorstandsmitglied der Klaus-Ringwald-Stiftung führte durch die Räume und erzählte mit viel Herzblut vom Leben und Wirken Ringwalds. Die wohl berühmteste und größte Skulptur ist Christus auf dem Thron am Christ-Church-Gate der Kathedrale von Canterbury. Auch Carlo Schmidts Charakterkopf aus Bronze ist wohl bekannt. Nun konnten die Besucher erfahren, wie aufwendig die Arbeitsvorgänge sind, vom Tonmodell über das Gipsnegativ und die Wachsaukleidung bis hin zum fertigen Bronzeguss (Abb. 3).
- Wie in jedem Jahr gab es im Dezember eine Jahresabschlussfeier. Sie dient als Dankeschön für alle Helfer und Betreuer. Diesmal kamen alle mit schwerem Herzen, denn kurz zuvor war Adolf Heß verstorben. Adolf Heß, Zweiter Vorsitzender und stellvertretender Leiter

des Stadtmuseums, hinterlässt eine Lücke, die nicht zu schließen ist. Viele Stunden hat er im Archiv des Stadtmuseums gearbeitet, Museumsbesucher betreut, Stadtführungen angeboten, Artikel über Heimatgeschichte verfasst und uns sein Wissen zur Verfügung gestellt. Jahrzehntlang hat er im Frühjahr den Bericht der Mitgliedergruppen geschrieben und im Oktober die „Ortenau“ verteilt.

Wir vermissen ihn.

Rosemarie Götz

Triberg

Obwohl Triberg im Schwarzwald geographisch nicht der Ortenau zugehört, ist das Städtchen Teil der Ortsgruppe Hornberg – Triberg im Historischen Verein der Ortenau.

Ein Arbeitsschwerpunkt der Teilgruppe Triberg ist seit 1998 die jährliche Herausgabe der „Heimatblätter“ mit heimatkundlichen Beiträgen für Gremmelsbach, Nußbach, Triberg und Umgebung. Das Jahreshft 2015 enthält unter anderem Beiträge zur Leibeigenschaft in der ehemaligen österreichischen Herrschaft Triberg, zum 300. Jahrtag des großen Villingener Votivbilds in der Wallfahrtskirche „Maria in der Tanne“ und zum denkmalgeschützten Triberger Amtshausschopf.

Am 26. September 2015 führten Villingener Gläubige eine Fußwallfahrt nach Triberg durch, wo man sich mit den Tribergern beim Burghügel traf, um zusammen mit Villingener und Triberger Trachtenträgern und der Stadtkapelle in historischer Uniform zur Wallfahrtskirche zu pilgern. Der Arbeitskreis „Vergangenheit und Gegenwart“ half bei der Organisation der Jubiläumsfeierlichkeiten.

Seit einigen Jahren ist das Amtshaus, der ehemalige Amtssitz der Triberger Obervögte, im Besitz der Stadt Triberg. Der zur „Sachgesamtheit“ gehörende denkmalgeschützte Amtshausschopf soll nun vor dem Verfall bewahrt werden, um das neben dem Burghügel liegende „Alt-Triberg-Ensemble“ für die Nachwelt zu erhalten.



Die Stadt- und Kurkapelle Triberg in historischer Uniform mit Triberger und Villingener Trachtenträgern vor der Wallfahrtskirche „Maria in der Tanne“. Foto: Hans-Jürgen Kommert

*Der denkmalgeschützte
Amtshauschopf mit
Fachwerk zwischen
Amtshaus und
Burghügel.
Foto: Klaus Nagel*



Für den historischen Stadtrundgang wurde in 2015 eine weitere wertvolle Emaille-Hinweistafel am Bergsee angebracht. In 2016 folgt eine zweisprachige Hinweistafel zur „Heilig-Kreuz-Kapelle“, die in der Nähe des ehemaligen „Henkerhäusles“ stand.

Nicht weit davon entfernt befindet sich die Tafel für den Pfandherrn der Herrschaft Triberg, Lazarus von Schwendi. Die Stadt Triberg gehört seit 1986 dem Bund der Schwendi-Gemeinden an, die in Kientzheim im Elsass und auf der Hohlandsburg am 16./17. April 2016 ihr 30. Jubiläum feiern konnten.

Zur Touristenattraktion im Rahmen des Triberger Schinkenfestes entwickelte sich inzwischen der Triberger Trachtenumzug, an dem auch historische Trachtengruppen aus der Ortenau teilnehmen.

Erwähnenswert ist auch die neue Vortragsreihe „Kulturmontag“ im Schwarzwaldmuseum, das vom Heimat- und Gewerbeverein Triberg getragen wird. Einer der Vorträge beschäftigte sich mit dem Triberger Obervogt Dr. Karl Theodor Huber und seiner Ehefrau Klara von Gleichenstein, denen Triberg viel zu verdanken hat.

Neu ist auch der Qualitätsweg „Prisental“, der auf der Triberger „Geutsche“ beginnt und zukünftig durch historische, natur- und volkskundliche Tafeln, die bereits in Planung sind, noch attraktiver werden soll.

Klaus Nagel, Triberg

Kehl

Der Verein hat im Berichtsjahr weiter nach zeitgemäßen Wegen der Geschichtsforschung und -darstellung gesucht. Mit Projektarbeit und in enger Kooperation mit anderen Vereinen und kulturell engagierten Einrichtungen und Gruppen konnte hier und da ein Fortschritt erreicht werden. Es sind aber weitere Anstrengungen nötig, um die Vereinsarbeit den Änderungen im Freizeitverhalten und Informationsverhalten der

Bevölkerung anzupassen und Jüngere für eine Mitarbeit im Verein zu gewinnen. Das Vereinsrecht erweist sich auf diesem Weg gelegentlich als hinderlich, da sich vor allem Berufstätige nur ungern für mehrere Jahre zu einer Mitarbeit in einem Vorstandsamt verpflichten. Die Dauer der Mitarbeit an einem Projekt ist dagegen überschaubar.

Projekte

Zu Beginn des Berichtsjahrs sorgte eine Anfrage aus Dachau, die über Kreisarchivar Dr. Cornelius Gorka nach Kehl gelangte, für besondere Spannung. Einer der ersten Landräte im Landkreis Kehl nach 1945, Dr. Ludwig Schecher, war von 1935 bis 1945 Häftling im KZ Dachau. Sein „Rückblick auf Dachau“, nach der Befreiung niedergeschrieben, ist heute der wohl umfangreichste und verlässlichste Bericht eines Häftlings über das grausame Geschehen im ersten Konzentrationslager der SS. Auch heute noch wird in wissenschaftlichen Arbeiten ausführlich aus Schechers „Rückblick auf Dachau“ zitiert. Über Schechers Wirken vor 1935, seine Zeit als Landrat im Landkreis Kehl und die Zeit danach bis zu seinem Tod 1954 ist dagegen wenig bekannt.

Der Verein hat es sich zur Aufgabe gemacht, nach Informationen über Ludwig Schecher zu suchen, um schließlich ein möglichst vollständiges Bild eines bemerkenswerten Zeugen der deutschen Geschichte der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts zeichnen zu können. Dabei geht es nicht nur um die Zeit des „Dritten Reichs“ und die Nachkriegszeit, sondern auch um den Ersten Weltkrieg, in dem sich Schecher eine schwere Giftgasverletzung zugezogen hatte, und die Weimarer Zeit, in der sich Schecher 1923/24 an einem separatistischen Putschversuch in der Pfalz beteiligt hatte.

Schecher war nicht nur ein fleißiger Jurist, wie seine zahlreichen rechtswissenschaftlichen Veröffentlichungen belegen, sondern auch ein begabter Mathematiker; 1950 hat er in München ein umfangreiches Lehrbuch zur Einführung in die Mathematik veröffentlicht. Wer mehr über Ludwig Schecher berichten kann, wird gebeten, dies dem Kehler Verein unter info@historischer-verein-kehl.de mitzuteilen.

Der Umgang mit und die Auswertung von Digitalisaten für die orts- und regionalgeschichtliche Forschung ist ein weiteres Projekt in der Aufgabenliste des Vereins. Dank der Digitalisierung geschichtlich bedeutsamer Dokumente und geschichtlicher Lehrbücher ist die Suche nach Informationen über Orts- und Regionalgeschichte einfacher geworden. Sie kann heute zu einem großen Teil am häuslichen Schreibtisch erledigt werden; Fahrten zu Archiven und stundenlange Arbeit in tristen Lesesälen sind damit teilweise entbehrlich geworden.

Nicht recht weitergekommen ist der Verein mit dem Projekt „Kehler Geschichtsweg“. Es erfordert detailreiche Kleinarbeit und bedarf der finanziellen Förderung, wenn, wie geplant, historische Gebäude, Plätze und Denkmäler in Kehl mit erläuternden Texten versehen werden sollen.

Ein Erfolgsmodell ist dagegen die Bücherkiste, die Ende 2014 in neue Räume in der Kinzigstraße 9 gezogen ist. Dank des besonderen Engagements des Bücherkisten-Teams unter der Leitung von Evelyn Siegrist ist dort ein reichhaltiges Antiquariat wiedererstanden, das längst seine

Stammkundschaft aus Kehl, Straßburg und Umgebung hat. Am 20. September 2015 hat der Verein in der Bücherkiste das traditionelle Herbstfest gefeiert.

Kooperationen

Der Verein hat im Berichtsjahr mit Mitgliedergruppen des Gesamtvereins Historischer Verein für Mittelbaden, der Volkshochschule Ortenau Kehl-Hanauerland, dem Club Voltaire, dem Elsässischen Kulturzentrum und der Bürgervereinigung ASSER in Straßburg sowie gelegentlich auch mit Schulen kooperiert. Ohne solche Kooperationen hat der Verein in Kehl wenig Chancen, ein größeres Publikum mit einem umfangreichen Programm zu erreichen. Die Ressourcen sind in einer Mittelstadt wie Kehl gering, zumal ein Großteil seiner Bevölkerung außerhalb des Stadtkerns in ländlich strukturierten Ortschaften lebt, in denen aktive Vereine für viele Freizeitangebote sorgen.

Der Verein ist Mitglied im Arbeitskreis „27. Januar“, der Jahr für Jahr in Vortragsveranstaltungen, Ausstellungsbesuchen und Gedenkgottesdiensten an die Opfer nationalsozialistischer Verfolgung erinnert. Am 29. Januar 2015 stand ein Vortrag von Dr. Stefan Marks im Einstein-Gymnasium mit dem Titel „Warum folgten sie Hitler?“ auf dem Programm. Am 9. November zeigte und erläuterte Dietmar Schulz, Mainz, ehem. ZDF-Korrespondent in TelAviv, seinen 2014 gedrehten Dokumentarfilm „Hafen der Hoffnung – Haifa, das Tor Israels“.

Auch die folgenden Veranstaltungen waren der Ertrag einer Kooperation:

- Marc Lienhard: „Die christlichen Kirchen des Oberrheins und die deutsch-französische Versöhnung nach 1945“, Vortrag im Elsässischen Kulturzentrum in Straßburg;
- Dr. Stefan Woltersdorff: „Unbekanntes Nordelsass“, Tagesausflug, zusammen mit der VHS Ortenau;
- Führung durch das Informations- und Begegnungszentrum Lieu d’Europe in Straßburg, auf Einladung der Bürgervereinigung ASSER, verbunden mit einem Mittagessen im Restaurant Le Jardin du Pourtalès;
- ganztägige Radtour zu einzelnen Straßburger Forts, veranstaltet von der Regionalgruppe Geroldsecker Land.

Die Kooperation mit Schulen ist schwierig geworden, weil deren Bildungspläne und Arbeitsweise oft nur schwer mit den Angeboten des Vereins zu koordinieren sind.

Studienreisen

Zwei Studienreisen hat der Verein im Berichtsjahr angeboten. Vom 23. bis 28. Juni führte Dr. Stefan Woltersdorff eine Gruppe durch das literarische Brandenburg und Berlin. Unter ungewöhnlichen Umständen startete eine kleine Reisegruppe am 21. November, wiederum unter der Leitung von Dr. Stefan Woltersdorff, zu einer dreitägigen Literatur-Reise nach Paris. Eine Woche zuvor war Paris Ziel eines Anschlags des IS gewesen; das hatte jedoch nur wenige für die Reise angemeldete Mitglieder zum Rücktritt veranlasst.

Die letztgenannte Reise hatte der Verein im Wesentlichen selbst organisiert. Veranstalter der Brandenburg-Berlin-Reise war die Hirsch Reisen GmbH, Karlsruhe, mit der der Verein bereits 2014 eine Bretagne-Reise unternommen hat. Es hat sich bewährt, die Reiseorganisation einem bewährten Reiseveranstalter zu überlassen. Die damit verbundenen Mehrkosten sind gering, wenn ausreichend viele Mitglieder an der Reise teilnehmen. Es ist zu wünschen, dass der Gesamtverein seine Aufgabe, die Zusammenarbeit der Mitgliedergruppen zu fördern, stärker wahrnimmt und die Kooperation der Mitgliedergruppen gerade bei der Vorbereitung von Studienreisen unterstützt, damit auch kleine Mitgliedergruppen auf eine ausreichende Zahl von Reiseteilnehmern kommen.

Als außerordentlich fruchtbar hat sich die Zusammenarbeit mit Dr. Stefan Woltersdorff von LiteraTours Kehl erwiesen. Für eine starke Gewichtung der Literatur in der Beschäftigung mit der Geschichte spricht eine Erkenntnis, die Michel Houellebecq in seinem neuen Roman „Unterwerfung“ so formuliert hat: „Allein die Literatur vermittelt uns das Gefühl der Verbundenheit mit einem anderen Geist.“ Im Übrigen werden auf den Reisen mit Dr. Woltersdorff Bildende Kunst, Architektur, Musik und andere Kulturelemente nicht vernachlässigt. Die beiden Studienreisen des Berichtsjahrs sind mit Einführungsvorträgen von Dr. Woltersdorff im Kehler Salon Voltaire in der Hafenstraße vorbereitet worden.

Weitere Ausflüge und Führungen

Brigitte Michel, Schatzmeisterin des Vereins, hat eine Gruppe auf einem Tagesausflug nach Colmar begleitet und durch die Altstadt und zum Isenheimer Altar geführt.

Michael Eble, 2. Vorsitzender, hat einen Tagesausflug nach Bruchsal mit einer Führung durch St. Peter, Grabeskirche der Speyerer Fürstbischöfe, entworfen von Balthasar Neumann, und durch das Barockschloss einschließlich der Musikautomaten-Abteilung organisiert.

Helmut Schneider, Beisitzer im Vorstand, hat eine Gruppe durch die Landesausstellung „Menschen am Oberrhein 1914–1918“ im Korker Handwerksmuseum geführt.

André Biegel, Beisitzer im Vorstand, hat die Reihe „Unsere Nachbarn“ mit einer Führung über den Zentralcampus der Universität Strasbourg und einem Rundgang durch den kleinen Heyritz-Park und das neue Malraux-Viertel fortgesetzt.

Dr. Gerhard Kabierske, Kurator einer Weinbrenner-Ausstellung, hat eine Gruppe durch diese Sonderausstellung in der Städtischen Galerie Karlsruhe geführt.

Weitere Vorträge

- Helmut Schneider, „Der Fürst vom Hanauerland“;
- Jean-Michel Niedermeyer, „Autonomie und Autonomismus im Elsass“;
- Dr. Stefan Woltersdorff, „Deutsch-französischer Literaturfrühling um 1715“;
- Dr. Niklot Krohn, „Römisches Stadtleben in Südwestdeutschland“;
- Dr. Sabine Bengel, „Das Straßburger Münster: 1000 Jahre Bau- und Restaurierungsgeschichte“;

- Dr. Gernot Joerger, Buchpräsentation „Max Jörger – ein Sanitäter im Ersten Weltkrieg“;
- Dr. Folkert Meyer, Beisitzer im Vorstand, „Otto von Bismarck (1815–1898): Wie muss man sein politisches Erbe heute bewerten?“.

Rundbrief

Der elektronische Rundbrief erscheint ein- bis zweimal monatlich und wird an 180 von insgesamt rund 230 Mitgliedern des Vereins versandt. Geöffnet wird er, soweit ersichtlich, allenfalls von jedem zweiten Empfänger. Das ist unbefriedigend und erschwert die Kommunikation, vor allem, wenn Eile geboten ist, wie etwa bei kurzfristigen Absagen oder Terminänderungen. Mitglieder und andere Interessenten, die den Rundbrief noch nicht erhalten, werden gebeten, dem Verein ihre E-Mail-Adresse mitzuteilen.

Vorstandsarbeit

Der Vorstand, der sich etwa einmal monatlich zu Sitzungen getroffen hat, war vor allem damit beschäftigt, die Halbjahresprogramme zu konzipieren, Veranstaltungen vor- und nachzubereiten, über Kooperationen zu beraten und die organisatorische Arbeit zu erledigen. An besonderen Vorkommnissen, die nicht eingeplant waren, sind zu nennen: Kontroversen mit der Stadt wegen der Verwendung des Stadtwappens im Vereinslogo und wegen der Nutzung von Kellerräumen in der Bücherkiste, Kinzigstraße 9; beide Streitigkeiten konnten friedlich beigelegt werden. Zu einer länger andauernden Auseinandersetzung kam es mit einer Gruppe, die unter Berufung auf einen Vorstandsbeschluss von 2006 einen Teil der Einnahmen der Bücherkiste beanspruchte. Der Vorstand musste daran erinnern, dass Vereinsgelder nur für die in der Satzung genannten Vereinszwecke verwendet werden dürfen und die Bücherkiste spätestens 2008 eine Einrichtung des Vereins geworden ist. Die Kontroverse ist durch einen Vergleich ausgeräumt worden.

Zu guter Letzt kann der Verein mit Stolz und Freude berichten, dass zwei seiner Vorstandsmitglieder im Berichtsjahr für ihre Verdienste geehrt worden sind. Helmut Schneider, Kehl-Kork, ist vom Bundespräsidenten mit dem Bundesverdienstkreuz am Bande ausgezeichnet worden. André Biegel, ein Kehler aus Straßburg, hat den Eurodistrikt-Preis von der Gesellschaft Les Amis du Vieux Strasbourg erhalten. Der Umfang eines Tätigkeitsberichts reicht nicht aus, um die Verdienste der beiden Geehrten auch nur annähernd vollständig zu würdigen.

Hans-Ulrich Müller-Russell

Neuried

Arbeitskreis Altenheim

- Das Museum hatte an 30 Sonntagen geöffnet.
Hinzu kamen 24 Sonderführungen teilweise durch das Museum, teilweise historische Dorfrundgänge und Gemarkungsfahrten.
- Für das Museum wurde durch die Firma Glaskunst-Teufel ein neues Museumsschild hergestellt und angebracht.

- Die Museumsfastnacht wurde unter dem Motto „Frei Schnauze“ gefeiert.
- Im Gedenkgottesdienst zu 70 Jahre Zerstörung der Weinbrennerkirche Altenheim hat der Zeitzeuge Herrmann Reuter über die erlebte Zerstörung berichtet.
- Bei einem monatlichen Treffen im Mai der Altenheimer und Mülle-ner Senioren las Richard Karl Anekdoten aus alten Rechnungsbü-chern der Gemeinde vor.
- Am 17. Mai wurde der Internationale Museumstag in Deutschland gefeiert. Daher boten wir an diesem Tag Führungen durch das Mu-seum mit der Sonderausstellung I. Weltkrieg an, ebenso hatte das Jahreszeitencafé geöffnet.
- Am 21. Juni wurde eine Tageswanderung zum Tenchel in den Süd-vogesen durchgeführt. Diese Route führte auch entlang einer prähis-torischen Heidemauer.
- Am 19. Juli feierten wir das sehr beliebte Museumsfest, an welchem außer dem Kulinarischen auch Führungen durch das Museum und historische Dorfrundgänge angeboten wurden. Gezeigt wurde auch das Knüpfen von Fransen für die Halstücher sowie das Herstellen von Strohshuhen von Friede Schaller, das Spinnen von Elise Metz-ger und das Stricken von Fischernetzen durch Hans Mild. Zur Unter-haltung trug die Kindervolkstanzgruppe mit Tänzen auf dem Kirch-platz bei, ebenso der Sing- und Spielkreis Ichenheim.
- Im August haben wir uns an der Riedwoche mit einem historischen Dorfrundgang, geführt durch Willi Sutter, beteiligt.
- Unsere fleißigen Frauen haben im August wieder den Museumsputz durchgeführt. Alles wurde gründlich gereinigt und auf Vordermann gebracht.
- Im September besuchten Nachkommen von Altenheimer Auswan-deren den Ort. Richard Karl recherchierte im Vorfeld in alten Kata-sterbüchern, um die Häuser der Auswanderer ausfindig zu machen, was ihm auch gelang. Bei den Vorbereitungsarbeiten und bei der Führung und Recherche wurde er unterstützt von Ulrike Armbrus-ter-Binder, fleißig übersetzt wurde durch Barbara Lacombe.
- Im Oktober stellte die Altenheimer Künstlerin Karin Oßwald in der Scheune des Heimatmuseums Bilder und Objekte zum Thema TABAK aus. Die Künstlerin ist, wie viele der Besucher, mit dem Tabak groß geworden.
- Das Jahreszeitencafé hatte als „Ostercafé“ am 16. März und zu „Erntedank“ am 18. Oktober geöffnet. An beiden Tagen wurde Basteln (entsprechend der Jahreszeit) für die Kinder angeboten, was sehr gerne angenommen wurde.
- Am 01. November fand das „Dankeschön-Essen“ für unsere Muse-umsdienstler im Gasthaus Ratstüble in Altenheim statt.
- Im November beteiligten wir uns, wie immer, am jährlich stattfin-denden Adventsmarkt mit Basteleien, Kränzen und Gestecken, kuli-narischen Angeboten und traditionellen Kuchen.
- Am 13. Dezember fand im Museumsraum ein Nachmittag zum Thema „40 Jahre Widerstand gegen das geplante Kernkraftwerk

Wuhl“ statt. Zeitzeuge Hans Weide berichtete über diesen erfolgreichen Widerstand.

Arbeitskreis Dundenheim

Am Dundenheimer Adventsmarkt wurde in Endlos-Schleife ein Film vom Dundenheimer Dorfbildjahr von 1958 vorgeführt, welcher von Günter Seidel gefilmt und von Werner Erb digitalisiert wurde.

Weitere historische Filme wurden zwischenzeitlich auch digitalisiert. Ebenso wurden alte Akten in das Archiv im Kindergarten Regenbogen in Altenheim zur Aufbewahrung verbracht.

Arbeitskreis Ichenheim

Aufarbeiten, sortieren und archivieren von verschiedenen gesammelten Unterlagen, Informationen und Fotos. Zusammentragen und übersetzen von alten Postkarten für die Frühjahrsausstellung.

- Im Februar traditionelles Kegeln und am Aschermittwoch Heringessen.
- Im Mai Ausflug ins Kinzigtal mit Besichtigung der Schwarzwald-Modelleisenbahn in Haslach.
- 29. Mai bis 16. Juli Präsentation der Ausstellung „Grüße aus ...“ in der Schalterhalle der Volksbank Ichenheim.
- Im September Besuch des Winzer- und Heimatmuseums in Durbach.
- Am 22. November zeigten wir in unserer Herbstausstellung das „Jahrhundertereignis im Juni 1924“ – eine Gewerbe- und Landwirtschaftsausstellung, welche in der Region als „Nonplusultra“ galt, aber für viele Initiatoren als finanzielles Desaster endete.
- Im Rahmen der Riedwoche bot Alex Kopf einen Dorfrundgang im Bereich der Schopfheimer Straße an.
- Ebenso sind wir an den Vorbereitungsarbeiten für das Jubiläumsbuch anlässlich der 950-Jahr-Feier in Ichenheim beteiligt.
- Am 01. Dezember wurden die Aktivitäten für 2015 mit einem Essen beschlossen.

Arbeitskreis Schutterzell

Zwei Vorträge des zusammengestellten Lichtbildervortrages: „Schutterzell, ein Dorf im Wandel der Zeit, Menschen–Gebäude–Landwirtschaft“, welche sehr gut ankamen.

Verfassung einer Übersicht über den Bau und die Nutzung eines Tabakschopfes in der Herrenstraße in Schutterzell (von 1939) anlässlich des Kaufes dieses Schopfes durch die Bulldogfreunde Schutterzell.

Weitere alte Bilder wurden gesucht und gefunden. Für die Auswertung der Bilder und die dazugehörigen Geschichten sind wir zum Glück auf zwei bereits 87-jährige Schutterzeller gestoßen. Die nächste Zeit wird nun intensiv für diese Arbeiten genutzt.

Arbeitskreis Müllen

Die vorhandenen geschichtlichen Dokumente dieser kleinen Gemeinde sind eher gering. Vieles wird aus schriftlichen Belegen, persönlichen

Gesprächen und Beobachtungen der Veränderung der Dorfentwicklung zusammengetragen. Ziel ist es, große geschichtlich bedeutsame Ereignisse dem Leben des kleinen Dorfes beizuordnen.

Trachtengruppe

Die Trachtengruppe hat an drei Festzügen teilgenommen. Beim Schwarzwald erlebnistag im Europapark in Rust, beim Kreistrachtenfest in Bad Peterstal und beim Kreistrachtenfest in Bleibach.

Im Juli wurden unsere Trachtenkinder Tobias Rinkel, Lena Metzger, Marie, Henry und Benjamin Karl interviewt und Fotos gemacht. Es war ein sehr angenehmer, entspannter Nachmittag mit der Reporterin Lena Marie Jörger. Dieser Bericht und die Bilder wurden dann in der Zeitung veröffentlicht.

Ute Scheidecker hat die Leitung der Trachtengruppe abgegeben. Nachfolgerin ist Bettina Dürr.

Zum Jahresende hatte der Historische Verein Neuried 198 Mitglieder.

Ute Scheidecker

Nordrach

Im Jahr 2015 konnte der Historische Verein Nordrach sein 10-jähriges Bestehen feiern. Besondere Beachtung fanden die Herausgabe des Buchs „Zwangsarbeit in Nordrach“ und des Bildbands „Nordrach Postkarten schreiben Geschichte“ sowie der fünfte Nordrach Geschichtestag, der das Thema „Lebensborn“ und insbesondere das „Lebensbornheim Schwarzwald“ in Nordrach behandelte.

Veranstaltungen

24. Januar 2015: Vorstellung des Buchs „Zwangsarbeit in Nordrach“

Rund siebzig Zuhörer waren am 24.01.2015 ins Pfarrheim gekommen. Professor Heiko Haumann führte in das Thema ein und skizzierte das Thema Zwangsarbeit im Dritten Reich. Anschließend stellte Rolf Oswald das neue Buch „Zwangsarbeit in Nordrach“ vor. In ihm sind die Ergebnisse des 2. Nordrach Geschichtestags, der am 29. September 2012 stattfand, zusammengefasst. In Nordrach gab es während des Zweiten Weltkriegs insgesamt 157 Zwangsarbeiter, die vor allem in der Landwirtschaft und in örtlichen Betrieben zum Einsatz kamen. In dem Buch werden auch die Lebensgeschichten einiger Zwangsarbeiter und ihre Kontakte zu den Nordrach Familien beschrieben. Drei Zwangsarbeiter heirateten nach dem Kriege Nordrach Frauen. Die Feierstunde wurde von einem Klarinetten-Trio musikalisch umrahmt.

Die Autoren Egbert Hoferer und Rolf Oswald signieren das neu herausgegebene Buch





Vom Glaserkirchlein sind noch Reste der Grundmauern vorhanden

19. April und 20. September 2015: Geführte Wanderung zu den Nordrachter Höhenhöfen
 Schon ab dem 14. Jahrhundert siedelte das Kloster Gengenbach im Bereich von der Moos bis zum Schäfersfeld Menschen an, die das Gebiet roden und landwirtschaftlich nutzen konnten. Auch Glashütten wurden errichtet. Nachdem das Gebiet im Zuge der Säkularisation an das Großherzogtum Baden übergegangen war, wurden die landwirtschaftlichen Betriebe geschlossen und die Gebäude abgebrochen. Der Historische Verein Nordrach hat ein Wegenetz beschildert, das zu den Standorten der Höhenhöfe und Glashütten führt. Ein Flyer enthält dazu die wichtigsten Informationen.

Insgesamt vierzig Personen nahmen an den beiden Wandertagen teil, die von Thomas Laifer geführt wurden.

14. Mai 2015: Bildstöcklefest

Auf Anregung des Historischen Vereins wird jedes Jahr eines der zahlreichen Bildstöckle in Nordrach vom Chor der Klänge restauriert und am Feiertag „Christi Himmelfahrt“ das „Bildstöcklefest“ gefeiert.



Unterstand mit Blick zum Grand Ballon

14. Juni 2015 Wandertag mit der Partnergemeinde Niedernai zum Hartmannswillerkopf

Der Hartmannswillerkopf war im Ersten Weltkrieg aufgrund seiner exponierten und strategisch günstigen Lage erbittert umkämpft. Insgesamt achtmal wechselte der Gipfel im Laufe des Jahres 1915 den Besitzer. Eine Gedenkstätte, im Jahre 1921 errichtet, erinnert an die 30000 gefallenen Soldaten.

Dreißig Wanderer aus Nordrach und Niedernai trafen sich am Col du Freundstein. Von dort aus wanderten sie an der Nordseite des Hartmannswillerkopfs hoch, vorbei an verfallenen Bunkern und Stellungen. Ein Mitglied des Vereins „Freunde des Hartmannswillerkopfs“ führte die Wanderer zunächst in die Krypta der Gedenkstätte und danach zur Bergkuppe. Überall waren noch Überreste der Befestigungen zu sehen.

In der nahegelegenen Berggaststätte Freundstein endete der Wandertag mit einem gemeinsamen Abendessen.



Die nationale Gedenkstätte am Fuße des Hartmannswillerkopfs

19. August 2015: Schatzsuche auf Schloss Ortenberg

Im Rahmen des Nordracher Sommerferienprogramms fuhren Vereinsmitglieder mit 23 Kindern nach Ortenberg, um das dortige Schloss zu besichtigen. Kammerherr Albertus (Albert Schwarz) und Kammerzofe Sophie (Brigitte Sum-Herrmann) erwarteten die Besucher und machten sie zunächst mit den damaligen Sitten vertraut. Danach konnten die Kinder den ältesten Teil des Schlosses besichtigen, wobei vor allem das Verlies und die ehemalige Kapelle mit Rüstungen und Waffen nachhaltigen Eindruck hinterließen. Die verborgene Schatztruhe wurde anhand von Karten und Beschreibungen schnell gefunden.



Nordracher Kinder auf der Schatzsuche im Schloss Ortenberg

25. September 2015: Fünfter Nordracher Geschichtstag

Der Historische Verein Nordrach behandelte an seinem fünften Nordracher Geschichtstag ein weiteres spezielles Thema des Dritten Reiches, „Geheime Geburten – Alltag im Nordracher Lebensbornheim Schwarzwald“. Das Pfarrheim war mit einhundertfünfzig Personen bis auf den letzten Platz besetzt.

Referentin war Dorothee Neumaier, die sich im Rahmen ihrer Dissertation mit dem Lebensborn beschäftigte und speziell über das Nordracher Lebensbornheim recherchiert hatte. Sie gab zunächst einen Überblick über den Verein Lebensborn, seine Organisation und Ziele. Danach ging sie auf das Nordracher Haus ein, sein Personal und die wirtschaftlichen Verbindungen zu Nordrach. Auch über einige der Lebenslinien solcher Lebensbornkinder konnte sie berichten.

In einer begleitenden Ausstellung wurden fünfzig Exponate zum Nordracher Lebensbornheim gezeigt.

Der Vorsitzende Herbert Vollmer überreicht der Referentin Dorothee Neumaier einen Geschenkkorb mit Nordracher Spezialitäten

19. Dezember 2015: Vorstellung des Bildbands „Nordracher Postkarten schreiben Geschichte“ – Feier 10 Jahre Historischer Verein Nordrach

Nordrach verdankt seiner über 100-jährigen Geschichte als Luftkurort eine Vielzahl an Postkarten, es sind inzwischen über 800 verschiedene Motive. Mehrere private Sammler, Nordracher und ehemalige Nordracher, haben diese in jahrzehntelanger Suche zusammengetragen.

Wilhelm Oberle und Rolf Oswald haben vor zwei Jahren damit begonnen, die ihnen von den Sammlern zur Verfügung gestellten Postkarten zu sichten, Themen festzulegen





Zum 10-jährigen Jubiläum überreicht der Vorsitzende Herbert Vollmer dem Gründungsvorsitzenden Wilhelm Oberle ein Geschenk



Wilhelm Oberle und Rolf Oswald signieren den Bildband

und einen Bildband zu konzipieren. 130 Karten suchten die Autoren schließlich aus dem Fundus aus, thematisch geordnet. Die älteste Karte stammt aus dem Jahre 1889, ein wesentlicher Teil entfällt auf die Kur- einrichtungen, Gaststätten sowie Landschaftsaufnahmen. Der Bildband enthält auch Postkarten aus England, Schottland, Wales und den USA. Sie zeigen Lungenanatorien, die dort nach dem Vorbild der Nordracher Lungenheilstätte von Dr. Otto Walther betrieben worden sind und den Namen Nordrach als Heilkonzept getragen haben. Interessant sind auch eine Auswahl der „gelaufenen Postkarten“ und die Auswertung der darauf geschriebenen Mitteilungen.

Der Bildband wurde der gebürtigen Nordracherin Stefanie Schnurr gewidmet. Sie hat über viele Jahre hinweg Nordracher Postkarten gesammelt und im Jahre 2014 ihre komplette Sammlung mit etwa 700 Postkarten dem Historischen Verein Nordrach geschenkt.

Im zweiten Teil feierte der Verein sein 10-jähriges Bestehen. Rolf Oswald hatte aus Zeitungsberichten eine kleine Chronik zusammengestellt. Der Vorsitzende Herbert Vollmer würdigte die Arbeit des Nordracher Vereins und dankte all denen, die in den vergangenen zehn Jahren dafür gesorgt hatten, dass der Verein auf eine beachtliche Erfolgsbilanz zurückblicken kann.

Weitere Informationen zum Verein und seinen Aktivitäten gibt es auf der Homepage www.historischer-verein-nordrach.de *Herbert Vollmer*

Oberharmersbach

Pfingstmontag

Deutscher Mühlentag – Speicher und Mühle geöffnet

2. Sonntag im September

Tag des offenen Denkmals – Speicher und Mühle geöffnet

Im Januar ist der 35. Band des Jahresrückblicks mit einer Auflage von 350 Stück erschienen. Sie wird von unserem Mitglied Hermann Kornmayer gestaltet und erstellt.

Am Deutschen Mühlentag fand gleichzeitig im Rahmen eines Oldtimertreffens die 1. Ortenauer Oldtimer Mühlenrundfahrt statt, bei welcher wir auch angefahren wurden. Die Teilnehmer mussten bei jeder Mühle eine Frage zum betreffenden Objekt beantworten, hier wurde nach der Anzahl der Schaufeln des Wasserrades gefragt. An diesem Tag konnten somit außer der historischen Mühle mit Speicher auch jede Menge außergewöhnliche Oldtimer bestaunt werden. *Cornelia Lehmann*

Oberkirch

17. Januar 2015

Tagesfahrt nach Freiburg

Stadtführung: „Silber, Gold, Karfunkelstein: Freiburgs Schmuck- und Schatzgeschichte(n)“, Führung im Colombischlössle: „Schmuck der reichen Dame aus Grab 10 der Kirche in Lahr-Burgheim“, Führung im Augustinermuseum: „Adelhauser Tragaltar“

31. Januar 2015

Jahresversammlung

18. Februar 2015

Aschermittwochs-Rätselfahrt

Kirche St. Nikolaus in Hausgereut

21. März 2015

Fahrt nach Gernsbach

Stadtführung in der historischen Altstadt

14. April 2015

„Reformiert – Belagert – Gerettet. Die Chronik der Magdalena Kremerin“

Vortrag von Stefanie Neidhardt, Tübingen

18. April 2015

Tagesfahrt ins Hanauerland

Besuch des Handwerker museums in Kork, Führung durch Kork, Besuch von Bouxwiller, dem ehemaligen Residenz- und Verwaltungssitz der Grafen von Hanau-Lichtenberg

30. Mai 2015

Tagesfahrt nach Nancy

Stadt- und Museumsführung

27. Juni 2015

Tagesfahrt nach Esslingen und Bad Urach

Führungen in der ehemaligen freien Reichsstadt sowie in der Residenz der Württemberger in Bad Urach

18. Juli 2015

Tagesfahrt an den Kaiserstuhl

Führungen in Eendingen und Burkheim

6. bis 11. September 2015

Mehrtagesfahrt in den Harz

Standquartier in Goslar-Hahnenklee

6. September: Fulda, Stadtführung sowie geführte Besichtigung der Residenz der Fürstbischöfe

7. September: Halberstadt, Führung im Dom Stephanus und Sixtus samt Domschatz, Stadtführung

8. September: Führung im Kloster Wienhausen bei Celle, geführte Besichtigung des Schlosses der Welfenherzöge in Celle

9. September: Quedlinburg, Stadtführung in der Fachwerkstadt sowie in der Stiftskirche St. Servatius mit Kirchenschatz, Besichtigung der 1000-jährigen Stiftskirche St. Cyriakus in Gernrode

10. September: Goslar, Führung in der Kaiserpfalz sowie in der Altstadt

11. September: Hildesheim, Führung im Mariendom samt Domschatz

10. Oktober 2015

Tagesfahrt nach Karlsruhe

Besuch der Landesausstellung „Karl Wilhelm 1679–1738“ und Stadtführung in Ettlingen

13. Oktober 2015

„Placidius Bacheberle aus Oberkirch, der letzte Abt von Schuttern“

Vortrag von Prof. Dr. Volker Rödel, Karlsruhe

7. November 2015

Fahrt nach Schuttern

Führung in der ehemaligen Klosterkirche

12. Dezember 2015

Jahresabschluss

Horst Schneider

Grimmelshausen-Gesprächsrunde in Oberkirch-Gaisbach

3. Februar 2015

Götz Bubenhofer (Achern): „Über Stock und Blasenstein“ – Aus dem Reisetagebuch des Michel de Montaigne

290. Grimmelshausen-Gesprächsrunde

3. März 2015

Ladislau Ludescher (Heidelberg): Benjamin Franklin in der deutschsprachigen Literatur

291. Grimmelshausen-Gesprächsrunde

5. Mai 2015

Prof. Dr. Klaus Haberkamm (Münster): Lyrikwerkstatt – gemeinsame Interpretation eines barocken Figurengedichtes

292. Grimmelshausen-Gesprächsrunde

2. Juni 2015

Friedhelm Hassel (Münster): Annette von Droste-Hülshoff – Versuch einer Emanzipation im 19. Jahrhundert

293. Grimmelshausen-Gesprächsrunde

1. Juli 2015

Prof. Dr. Kurt Andermann (Karlsruhe): Götz von Berlichingen und Franz von Sickingen. Standesgenossen – Zeitgenossen – Altersgenossen

294. Grimmelshausen-Gesprächsrunde

4. August 2015

Karl Ebert (Oberkirch): Schwarzwaldgeschichten von August Ganther

295. Grimmelshausen-Gesprächsrunde

6. Oktober 2015

Dr. Martin Ruch (Willstätt): Barocke Lebenswelten in der Ortenau

296. Grimmelshausen-Gesprächsrunde

3. November 2015

Prof. Dr. Peter Heßelmann (Münster): Grimmelshausen und die alamodische Hobelbank

297. Grimmelshausen-Gesprächsrunde

1. Dezember 2015

Ekkehard Wallat (Offenburg): Isenheimer Altar, Teil 3

298. Grimmelshausen-Gesprächsrunde

Dr. Fritz Heermann

Oppenau 2015

29. Januar 2015

Jahresversammlung für 2014

Nach dem geschäftlichen Teil mit Rückblick auf 2014 und Ausblick auf 2015 präsentierte der Vorsitzende Bilder von der Ostsee mit Rügen, Stralsund, Greifswald, Bad Doberan und Lübeck.

16. Februar 2015

„Leica – Seit 1914 der Zeit voraus“

Manfred Fischer aus Oppenau zeigte den Werdegang und die Geschichte dieser weltbekannten Marke auf und führte die bedeutendsten Kamera-Modelle vor.

26. März 2015

Vortrag von Wolfram Brümmer Oppenau

Die Kapuziner in Oppenau (1686–1803)

In den Oppenauer Archivunterlagen befinden sich etliche Urkunden über dieses Thema sowie umfangreiche Aufzeichnungen und Ausarbeitungen der Ortshistoriker Josef Ruf, Josef Börsig und Erwin Schopferer. Diese Unterlagen hat Wolfram Brümmer zusammengefasst und bearbeitet. Über das Kloster und dessen Wirken im Renchtal hat er dann eine

umfangreiche PowerPoint-Präsentation erstellt. Nicht nur das neue Rathaus steht auf dem Grund und Boden des ehemaligen Kapuzinerklosters, sondern auch das „alte“ Schul- und Rathaus sowie der Großteil der Stadtkirche St. Johann-Baptist. Bei dieser Gelegenheit wurden Pläne mit der Lage und dem Aussehen der eingestürzten Nachfolgekirche gefunden. Ein weiterer lokalhistorischer „Leckerbissen“ ist eine Aufstellung aus dem Jahr 1695, mit der die damalige Stadtverwaltung die Kapuziner bei der Beibehaltung des „Wochengelds“ administrativ unterstützt hat.

23. April 2015

Halbtagesfahrt nach Achern-Illebenau

„Einen ergreifenderen und schöneren Spaziergang als auf dem Illebenauer Friedhof gibt es nicht.“ Diesen Rat einer freundlichen Oberacherer Wirtin zitiert das Wochenblatt der „Heil- und Pflegeanstalt Illebenau“ im Jahr 1896. Dieser Friedhof, ein Spiegel der großen „Illebenauer Familie“, zu der Patienten, Ärzte, Geistliche, Wärter, das ganze Personal und Angehörige zählten, beeindruckte auch die Oppenauer Heimatfreunde bei ihrem Rundgang sehr. Die betont schlichten Familiengräber der Direktoren erinnern an den Leitspruch der Illebenau: „Liebe – Diene!“

Im zweiten Teil der Führung wurde das neu eröffnete Museum in der Illebenau besichtigt. Dort wird die ganze Geschichte dieser Pflegeanstalt nach den neuesten museumspädagogischen Methoden dargestellt: ein großartiger Beginn mit bahnbrechenden Methoden, aber ein leidvolles Ende.

11. Juni 2015

Halbtagesfahrt in den Taubergießen

Unter sachkundiger Führung von Herrn Jäger und Kollegen wurden unseren Mitgliedern im Verlauf einer fast zweistündigen Bootsfahrt Eindrücke einer intakten Tier- und Pflanzenwelt näher gebracht, sowie geschichtliche Hintergründe über Fischerei und Fischereirechte und Familienchronik dargeboten. Die Hauptstrecke der Bootsfahrt befindet sich auf der Gemarkung Rheinhausen und erstreckt sich auf eine Länge von knapp 6 Kilometer. Bei dieser Flachkahnfahrt durch die Altwasser des Taubergießens wurden alle Teilnehmer von dieser reizvollen und friedlichen Urlandschaft erfasst und beeindruckt.

09. Juli 2015

Tagesfahrt auf die Reichenau mit Schifffahrt auf die Mettnau

Die Insel Reichenau im Bodensee ist ein herausragendes Zeugnis religiöser und kultureller Bedeutung der Klöster im Mittelalter. Die drei romanischen Kirchen der Insel aus dem 9. bis 11. Jahrhundert veranschaulichen die frühmittelalterliche Architektur in Mitteleuropa. Die sorgfältig restaurierten Wandmalereien zeigen die Reichenau als künstlerisches Zentrum mit großer Bedeutung für die europäische Kunstgeschichte des 10. und 11. Jahrhunderts. Die UNESCO hat die Klosterinsel im November 2000 in die Welterbeliste aufgenommen. Der Führung durch das Münster Mittelzell mit seiner Schatzkammer schloss

sich eine Inselrundfahrt mit Besichtigung der wichtigsten touristischen Orte an. Mit einem gecharterten Motorboot setzten die Renchtäler über den Gnadensee auf die Mettnau über und genossen die Erholung am See bis zur Heimfahrt.

22. Oktober 2015

Nachmittagsfahrt nach Haslach i. K. zum Museum Freihof

Der „Freihof“ in Haslach ist das einzige einem Schriftsteller gewidmete Museum. Dort wird das Leben und Werk des großen Chronisten des Schwarzwaldes, des Haslacher Bäckersohnes Heinrich Hansjakob vorgestellt. Hansjakob (1837–1916) war Pfarrer in Hagnau (Bodensee), wo er die erste Badische Winzergenossenschaft gründete, und in Freiburg. Als Abgeordneter war er im badischen Landtag in Karlsruhe 10 Jahre lang aktiver Politiker, doch am bekanntesten wurde er als Schriftsteller. Mehr als 70 Bücher und Schriften wurden von ihm veröffentlicht. Hansjakob war einer der meistgelesenen süddeutschen Autoren seiner Zeit und gilt bis heute als wichtige Quelle für Historiker und Volkskundler.

Bei der Führung verstand es unsere Führerin in der Rolle der Philippine, der jüngeren Schwester und Haushälterin Hansjakobs ausgezeichnet, die Qualitäten des „Herrn Bruder“, aber auch die Eigenheiten und Schwächen dieses hohen Herrn aufzuzeigen.

Anschließend spazierte ein Großteil unserer Gruppe noch zu Hansjakobs Grabkapelle in Hofstetten hinauf, wo er zu seinen Lebzeiten den Blick über die grünen Wiesen des Hofstetter Tals zu seiner Vaterstadt Haslach genoss.

26. November 2015

Stammtisch in der Fortuna

Ein Abend mit vielen Erinnerungen: Bilder und Geschichten von Studienfahrten, Besichtigungen und Fotos längst verstorbener Mitglieder seit 1984.

Rainer Fettig

Renchen

04.02.2015

Fahrt zur Staatlichen Kunsthalle in Karlsruhe zur Ausstellung „Degas“

07.10.2015

Fahrt zur Landesausstellung „Karl-Wilhelm“ in Karlsruhe

25.10.2015

Jahresmitgliederversammlung im Bürgersaal mit Vortrag von Herrn Wagner und anschließendem Besuch der Stadtgeschichtlichen Ausstellung

30.12.2015

Fahrt nach Freiburg: Augustiner-Museum „Franz Xaver Winterhalter“

Rheinau

Wir müssen bedauerlicherweise weiterhin zurückgehende Mitgliederzahlen melden. Unsere 2015 begonnenen Aktivitäten zeigen noch keine Wirkung.

Vorträge und Führungen hielten Suso Gartner/Bühl, Gerd Hirschberg/Freistett, Konrad Kunze/Freiburg und Dietmar Wolf/Straßburg. Eine Tagesfahrt mit Dietmar Wolf führte nach Straßburg. Eine geplante 3-Tagesfahrt nach Worms, Aschaffenburg und Miltenberg musste mangels Teilnehmern wiederholt abgesagt werden. Es werden zukünftig keine mehrtägigen Fahrten veranstaltet.

Es fanden fünf Historiker-Stammtische statt. Themen waren u. a. die Straßenbahn von Munster/Elsass zum Col de la Schlucht und die Rolle des Fahrrads im 1. Weltkrieg.

In 2015 gab es drei Runden unseres Foto-Preisrätsels für die Schulen. Am Anne-Frank-Gymnasium richtete der Verein zum Schuljahresbeginn 2015/16 eine Lesecke für Tages-, Wochenzeitungen und Jugendmagazine ein. Wir konnten der Schule drei Jahres-Abonnements finanzieren (ABB, DeinSpiegel, GEOLino). Die Badische Zeitung und die DNA Strasbourg werden uns vom ABB (Acher- und Bühler Bote) kostenlos, allerdings nicht tagesaktuell zur Verfügung gestellt. Die Acher-Rench-Zeitung wird von einem Mitglied gestiftet.

Unsere Broschüre *Aus der Stadt Rheinau* — Mitteilungen des Historischen Vereins 2015 enthielt den Nachdruck eines Kehler Adressbuches aus der Mitte der Zwanzigerjahre. Ein Zufallsfund, der uns vom Verein für Heimatgeschichte Rheinbischofsheim überlassen wurde.

Unser weblog/Netztagbuch <http://historischervereinrheinau.blogspot.de> ist seit Juli 2014 über 9000-mal aufgerufen worden. Dort finden Sie eine ausführliche Darstellung unserer Vereinsaktivitäten.

Bei der Jahresversammlung am ersten Freitag nach Fastnacht 2016 konnten wir jedem anwesenden Mitglied einen Nistkasten als kleines Dankeschön für die aktive, finanzielle oder ideelle Unterstützung der Vereinsarbeit überreichen.

Wolfgang Kasper

Rheinmünster

1. März, Sonntag, Stadtführung durch Stollhofen mit 40 Personen

7. Juni, Sonntag, Stadtführung durch Stollhofen mit 25 Personen





12. Juli, Teilnahme am Feuerwehrumzug in Rhmstr.-Schwarzach (Bilder)

20. Sept., Sonntag, Stadtführung durch Stollhofen, 25 Teilnehmer

24. Oktober, Sonntag, nochmalige Führung durch Stollhofen mit rund 40 Personen (Jahrgangstreffen der 1955er)

11. Nov., Mittwoch, besuchten wir mit zehn Personen die Grimmelshausenstadt Renchen. Frau Schlecht, Mitgliedergruppe Renchen, führte uns durch das Grimmelshausen-Museum und durch das Stadtmuseum.

2. Dez., Mittwoch, Besuch im Stadtmuseum in Bühl mit elf Personen

Schiltach/Schenkenzell

Fünf Vortragsabende, drei Exkursionen und zwei Ausstellungen markierten im Jahr 2015 die Eckpunkte unserer Aktivitäten. Dazu kamen die Bearbeitung lokaler Themen und Aufgabenstellungen, der kontinuierliche Ausbau unserer Homepage und eine damit einhergehende verbesserte Vernetzung und Information. Im Rahmen der Kontaktpflege nahmen wir an einer stattlichen Anzahl von Veranstaltungen befreundeter Mitgliedergruppen teil.

Traditionell eröffnet die jährliche Informationsveranstaltung für Mitglieder und Freunde das neue Vereinsjahr. Sprecher Peter Rottenburger führte durch den Abend, informierte und umriss die im Jahr 2015 geplanten Vorhaben. Der durch zahlreiche Fotos ergänzte Rückblick des Schriftführers rief ein an Ereignissen reiches Jahr in Erinnerung.

Von vielen Mitgliedern insgeheim bereits erwartet, bildete ein Kurzvortrag das „Sahnehäubchen“ des Infoabends. Aus Anlass des vor einhundert Jahren Angst und Schrecken verbreitenden Ersten Weltkrieges griff Dr. Hans Harter das Thema „Schiltacher Schicksale 1914–1918“ auf und machte deutlich, dass die zu Beginn des Krieges teils noch herrschende Euphorie mit zunehmender Dauer der Kampfhandlungen sowohl an der Front als auch in der Heimat schnell Ernüchterung, Trauer und Schmerz wich. Im Gegensatz zum folgenden Zweiten Weltkrieg konnte die Presse noch relativ frei über die sich häufenden Todesnachrichten berichten und bezog – wie am Beispiel der damaligen Tageszeitung „Der Kinzigtaler“ zu verfolgen – dabei teils auch kritisch Stellung.



*Anerkennung für atemberaubende Einblicke in die „Unterwelt“: Ein Buch über den Bergbau im Reichenbächle für Matthias Zizelmann.
Foto: R. Mahn*

Harter griff einzelne Schicksale heraus und machte deutlich, welche Tragödien sich hinter so manchen der für Schiltach und Lehengericht dokumentierten 150 Gefallenenschicksale verbergen.

Nachdem wir bereits 2008 einen Blick auf den ehemals in den Tälern um Schiltach herum betriebenen Bergbau warfen, griffen wir dieses viele Menschen faszinierende Thema im März vergangenen Jahres zusammen mit der Volkshochschule erneut auf. Fast hundert Besucher aus der ganzen Region ließen sich von Matthias Zizelmann (Alpirsbach) im Rahmen seiner „Bergbaulichen Erkundungen rund um Schiltach“ in die verborgene Welt unter Tage entführen. Schwerpunkte seiner Betrachtungen waren die ehemaligen Reviere Wittichen und Hohberg, wobei er auch den Stollen „Rebecca“ und „Justina“ im Schiltacher Hohenstein nachspürte. Erstmals mit moderner Technik ausgeleuchtete Gruben und Gänge sowie professionell erstelltes Bildmaterial gaben den Zuschauern einen faszinierenden Einblick in die geheimnisvolle Welt im ewigen Dunkel.

Abschließend richtete Martin Groß, Vorsitzender der „Fachgruppe Bergwesen“ ein Grußwort an die Zuhörer und erläuterte die Aufgaben der Fachgruppe und die oft schwierige und gefährvolle Arbeit ihrer Mitglieder.

Schon seit längerer Zeit loteten Hans Harter und Willy Schoch Möglichkeiten aus, das umfangreiche, aber zerstreute und fast in Vergessenheit geratene Schaffen des Schenkenzeller Heimatkünstlers Franz Kinle (1904–2001) zu sichten und einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Dank zahlreicher Leihgeber aus nah und fern konnte nach aufwendigen Vorbereitungen im April im „Haus des Gastes“ in Schenkenzell eine repräsentative Werkschau Einblick in die vielfältigen Arbeitsweisen dieses Autodidakten geben. Neben zahlreichen während des Krieges in Norwegen entstandenen Aquarellen hinterließ Kinle bemerkenswerte Ölgemälde, Kulissenmalereien sowie eine große Zahl eindrucksvoller Schnitzereien. Sie zeigen eine bunte Palette lustiger Wandergesellen, Waldgeister und Zwerge, wobei er jeder Figur mit viel Gespür einen ganz individuellen Charakter verlieh. In späteren Lebens-



*Blick in die „Franz-Kinle-Ausstellung“ in Schenkenzell.
Foto: R. Mahn*

jahren erweiterte er sein Spektrum um äußerst lebendige Darstellungen biblischer Gestalten und von Heiligen. Willy Schoch und sein Team zählten während der gut einwöchigen Ausstellung über 700 interessierte Besucher aus Schenkenzell und weit darüber hinaus.

Kleinere Arbeitseinsätze erforderte im Laufe des Frühjahrs das Kleindenkmal „Pulverhäusle“ oberhalb des Sägergrüns in Schiltach. Nachdem bereits zuvor im Spätherbst eine erste Aktion durchgeführt worden war, folgten nun weitere Freilegungen sowie das Entfernen von Baumstümpfen und Wurzelwerk mittels einer Fräse. Geplatze Terminzusagen beauftragter Handwerker haben die weitere Sicherung und Restaurierung bisher entscheidend verzögert, ein neuer Anlauf wird hoffentlich 2016 den gewünschten Erfolg bringen. Dagegen konnte die verblichene Beschriftung des Gedenksteins („Polenstein“) für den 1943 ermordeten Bernard Perzynski unter Vermittlung des Historischen Vereins von Ulrich Groß erfolgreich abgeschlossen werden.

Aufgrund der guten Resonanz im Vorjahr luden wir Anfang Juni zusammen mit der Volkshochschule erneut zu einem Literaturabend ein. Das bewährte Gespann Günter Bentele, Regionalhistoriker und Buchautor aus Bietigheim/Württ., sowie unser Vereinsmitglied, Stadtführer und Pfarrer i. R. Wolfgang Tuffentsammer präsentierten dem gespannt lauschenden Publikum dieses Mal die Werke des württembergischen Dichters Wilhelm Hauff (1802–1827). Während einer nur kurzen Schaffensperiode gelangen ihm zeitlose Werke wie „Die Karawane“ und „Das Wirtshaus im Spessart“. Die daraus entnommene Erzählung „Das kalte Herz“ wirkt bis heute noch spürbar nach. Unterhaltsam und mit Leichtigkeit präsentierte das Duo eine Auswahl aus dem Schaffen des Schriftstellers und lieferte mühelos deren Rezeption und Interpretation mit vielen Hinweisen auf zeitgeschichtliche Zusammenhänge gleich mit.

Nach intensiver Vorbereitung konnten wir Ende Juni mit einem eigenen Beitrag zum 9. Schiltacher Stadtfest aufwarten: Aus dem reichen Bilderfundus der in den Jahren 2012 und 2013 in Schiltach, Lehengericht, Schenkenzell und Kaltbrunn dokumentierten Kleindenkmale stellten wir eine etwa 140 Fotografien umfassende Präsentation zusammen, die verschiedenste auf unseren Gemarkungen vorkommende Klein- und Kulturdenkmale beispielhaft aufzeigte. Die Koordination lag hauptsächlich bei Klaus-Ulrich Neeb und



Die Inschrift des „Polensteins“ ist wieder gut und deutlich lesbar. Foto: M. Buzzi

Bei der Bestückung der Stellwände für die Kleindenkmal-Ausstellung wird letzte Hand angelegt. Foto: R. Mahn





Die Schiltacher Kleindenkmal-Wanderer sind am ehem. Eiskeller angekommen. Foto: R. Mahn



Auf dem Kaltbrunner Friedhof gibt's für die Exkursionsteilnehmer Informationen von Willy Schoch. Foto: R. Mahn

Marcus Löffler. Schwerpunkte waren technisch-wirtschaftliche Bauwerke, Wasserversorgung, Verkehrsinfrastruktur, Kleingebäude, religiöse und weltliche Erinnerungssteine und Denkmale sowie Zeugnisse des Bergbaus. Dazu kamen prächtige Aufnahmen von teils über 450 Jahre alten Landesgrenzsteinen. Die von Vereinsmitgliedern begleitete Schau war vier Tage lang zu sehen und lockte viele einheimische und auswärtige Besucher ins Rathaus-Foyer.

Der erneuten Beschäftigung mit diesen Kleinodern und der Zusammenstellung der Fotografien für die Ausstellung entsprang alsbald die Idee, die bisher nur fotografisch präsentierten Schätze unserer Heimat mittels drei Exkursionen auch „live“ erlebbar zu machen. Hans Harter lud Ende August zu einer Wanderung durchs westliche Schiltacher Stadtgebiet ein und führte die Teilnehmerschar von der Friedenslinde im Stadtgarten bis an den Vorderen Heubach. An der Strecke reihen sich die Kleindenkmale wie Perlen auf einer Kette: Gedenktafeln und ein Grabmal, ein Eiskeller und eine Bogenbrücke, die ehemalige Sandgrube, die Richtstätte über dem Hohenstein, Holzverladerampen, ein Sandsteinbrunnen aus der Gründerzeit, ein stattlicher Vorratsspeicher, ein Hofkreuz sowie ein gemauerter Fabrikschornstein. An jeder Station berichtete der Exkursionsleiter fundiert zu Herkunft und

Geschichte des jeweiligen Klein- oder Kulturdenkmals und ließ dessen Geschichte lebendig werden.

Für Ende September und Anfang Oktober hatte Willy Schoch Wanderungen auf den Gemarkungen Kaltbrunn und Schenkenzell vorbereitet. Auch hier fanden sich stattliche Wandergruppen zusammen, die jeweils vom Rathaus Schenkenzell aus ihre Ziele ansteuerten. Die Kaltbrunner Tour führte vom Fußbrückle rauf auf „Lindenwirts Wiesen“, entlang dem von markanten Landesgrenzsteinen gesäumten Grenzwege auf das Hochplateau Emle, hinunter zur Friedhofskapelle im Kaltbrunner Tal, an zwei Wegkreuzen vorbei zum Rossberger Hof und abschließend zur Kapelle beim Bürlehof.

Zur Bewältigung der Schenkenzeller Tour war der Einsatz von Autos angesagt, denn sie führte in verschiedene Zinken der weitläufigen Gemarkung. Ziele waren u. a. der Fräulinsberg, der an eine Mure erinnernde Bildstock im Müllerswald, das „Steini Kriz“ auf dem Hochberg, das Afra-Kreuz auf der Holzebene und die eindrucksvoll gearbeiteten, jahrhundertealten Grenzsteine auf dem Brandsteig. Auch Willy Schoch wartete an allen Stationen mit sorgfältig recherchierten Informationen

auf, kannte Geschichte und „Gschichtle“ und erinnerte an manch tragisches Schicksal aus früheren Zeiten.

Ziel aller drei Exkursionen war, auf die vielfach unscheinbaren und vergessenen Zeitzeugen aus Menschenhand aufmerksam zu machen und die Bevölkerung für den Erhalt dieser charakteristischen Kulturgüter unserer Heimat zu sensibilisieren. Sie sind Schätze, die es zu pflegen und zu erhalten gilt.

Etwa zur gleichen Zeit verteilten wir das neue Jahrbuch „Die Ortenau“ 2015 an alle Mitglieder. Dr. Hans Harter, emsiger Schiltacher Historiker und engagiertes Mitglied im Initiativkreis, ist erfreulicherweise wieder unter den Autoren zu finden, was angesichts des Schwerpunktthemas jedoch nicht wirklich überrascht. Nach seiner Veröffentlichung „Der Teufel von Schiltach“ im Rahmen der Reihe „Beiträge zur Geschichte der Stadt Schiltach“ (2005) und der zwischenzeitlich weiter fortgeschrittenen Digitalisierung bisher nur schwer zugänglicher Quellen griff er das Thema nun erneut auf. Nach intensiver Auseinandersetzung mit geschichtlichen und militärischen Fakten sowie nach Auswertung von Berichten über den Brand und dem daraufhin in Oberndorf/N. stattgefundenen Hexenprozess gegen die als vermeintliche Brandstifterin angeklagte Magd, bietet Harter einen neuen Deutungsversuch zu den damaligen Ereignissen und deren Ursachen im Städtle an. Anhand schlüssiger Indizien entzaubert der Autor die vermeintlich dämonisch-mystische Brandstiftung angesichts der im 16. Jahrhundert weitverbreiteten Mordbrennerei und unterstellt niedere menschliche Motive, die auf einen Schiltacher Einwohner als Täter hinweisen.

Zum ersten Mal unter den Autoren des Jahrbuchs findet sich Vereinsmitglied Dr. Andreas Morgenstern, Museums- und Archivleiter in Schiltach. Sein freier Beitrag beschäftigt sich mit der parallel zum Ersten Weltkrieg einhergegangenen Teuerung. Die Verknappung von Lebensmitteln und Produkten des täglichen Bedarfs führte bereits in der Anfangsphase des Krieges zu Versorgungsengpässen und spürbar steigenden Preisen, was sich nach Kriegsende bis 1923 zu einer gigantischen Inflation steigerte. Die staatlichen Geldpressen konnten den enormen Bedarf an Banknoten mit immer horrenderen Nennwerten kaum mehr decken, sodass sich viele Kommunen, so auch Schiltach und die benachbarten badischen Kinzigtal-Städte, gezwungen sahen, eigene „Gutscheine“ und Notgeld auszugeben. Dieser Veröffentlichung ging Ende 2014 eine Ausstellung über Inflationsgeld im städtischen „Museum am Markt“ voraus.

Im Oktober folgten darüber hinaus noch zwei weitere Veranstaltungen. Der „Brandsteig“, an der Gemarkungsgrenze von Schenkenzell und Aichhalden-Rötenberg gelegen, beflügelt hinsichtlich seiner antiken Bedeutung noch immer die Fantasie der Menschen und ist Objekt mancher Spekulationen. Tatsache dagegen ist, dass die Passhöhe zwischen Kinzigtal und oberem Neckar eine der am frühesten entdeckten römischen Fundstellen Baden-Württembergs ist.

Dem Initiativkreis und der Volkshochschule war es gelungen, den in Schiltach lebenden Archäologen Dr. Johann-Christoph Wulfmeier für einen Vortrag zu gewinnen. Wulfmeier, selbst an den jüngsten For-



Der Archäologe Johann-Christoph Wulfmeier brachte neue Erkenntnisse vom Brandsteig mit. Foto: R. Mahn

Säulen und ein Weihestein erinnern an die römische Vergangenheit des „Brandsteig“. Foto: R. Mahn



sungen beteiligt, stellte im vollbesetzten Schlossbergsaal des Gottlob-Freithaler-Hauses die neuen Forschungsergebnisse vor und interpretierte sie. Er warf einen Blick auf die seit rund 250 Jahren immer wieder erfolgte Brandsteig-Forschung, wobei zahlreiche Inschriftensteine, Säulen, Münzen und Votivgaben bekannt wurden, die heute allerdings mehrheitlich verloren sind. Bei neuerer Betrachtung durch die Landesdenkmalpflege fiel den Fachleuten auf, dass die bisherige Interpretation als „mansio“ nicht zu belegen war. Die daraufhin im Januar 2013 durchgeführte geomagnetische Untersuchung brachte ein überraschendes Ergebnis zutage: Am Brandsteig lag ein ausgedehnter römischer Tempelbezirk. Dies mache auch die große Zahl von 22 bekannten Sandsteinsäulen plausibel, die bisher nicht in direkten Zusammenhang mit einer Straßenstation zu bringen waren. Die Auswertung der aktuellen Untersuchungen gab Hinweise auf die Grundrisse einer ganzen Reihe von Umgangstempeln sowie ansatzweise auf den antiken Straßenverlauf innerhalb der Anlage. Mit Fotos und Skizzen untermauerte der Referent seine Deutung der bisher vorliegenden Erkenntnisse und konnte den Verbleib so manches römischen Artefakts aufzeigen, der heute in Gebäuden von Röttenberg verbaut ist. Er betonte, dass derzeit eine Katalogisierung der bekannten und noch erhaltenen Brandsteig-Funde erfolge, die Erforschung des Areals mit modernen Mitteln erst am Anfang stünde und noch mit mancher Überraschung gerechnet werden könne.

Aufgrund des guten Zuspruchs entschloss sich der Initiativkreis, die zum Stadtfest gezeigte Ausstellung „Kleindenkmale und Grenzsteine in Schiltach und Schenkenzell“ anlässlich des 20. Schiltacher Bauernmarktes Mitte Oktober nochmals der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Als Räumlichkeit wurde der Lesesaal im Lehengerichter Rathaus gewählt, der aufgrund der Lage am westlichen Portal des Marktes bequem

zu erreichen war. Zahlreiche einheimische und auswärtige Besucher interessierten sich für die Fotoausstellung, woraus ein reger Informations- und Meinungsaustausch zwischen den Besuchern und den die Schau betreuenden Vereinsmitgliedern entstand.

Nach diesem ereignisreichen Jahr stimmte Ende November die Abschlussveranstaltung auf den bevorstehenden Jahreswechsel ein. Nicht nüchterne Fakten sollten an diesem Abend bestimmend sein, sondern Erzählungen, Überlieferungen und Bräuche aus der Zeit der Raunächte, den Tagen zwischen Weihnachten und Dreikönig. Die Raunächte stehen für eine magische Zeit, in der Dunkel und Licht, Altes und Neues sowie Vergänglichkeit und Ewigkeit ineinander fließen. Von alters her galten diese Tage als heilige Zeit, die zu intensivem Erleben und zur Rückschau einladen. Für die von Pädagoge und Geograph Klaus Grimm gewählte Form seiner Präsen- ta-

tion möglicher Hintergründe der Raunächte schlüpfte er in die Rolle des aus Literatur und Malerei bekannten Schutzgeistes Eckart, den er mit langem wallendem Bart und schlohweißen Haaren darstellte. Seine Erzählungen vom „wilden Heer“, den Jagden der „Unholden Schwestern“ sowie seine Interpretation des Gedichtes „Der getreue Eckart“ von Johann Wolfgang von Goethe ließen niemanden im Publikum unberührt. Stimmungsvoll umrahmt wurde die Veranstaltung in der schönen „Treffpunkt-Stube“ von Linda Tsardakas-Grimm an der Gitarre.

Der Initiativkreis traf sich 2015 zu fünf Sitzungen sowie mehreren begleitenden Besprechungen. Im März nahmen wir obligatorisch an der Frühjahrstagung in Kehl-Kork teil und im Oktober folgten wir gerne der Einladung zur Jahresversammlung, die von der Mitgliedergruppe Renchen ausgetragen wurde. Die Zahl unserer Mitglieder blieb entgegen dem allgemeinen Trend erfreulicherweise konstant. Unsere Aktivitäten wurden in der lokalen Presse von zahlreichen lokalhistorischen Beiträgen begleitet, Hans Harter und Willy Schoch sei an dieser Stelle für ihr vorbildliches Forschen und Recherchieren gedankt. Vertiefende Informationen zu den hier angeführten Veranstaltungen und der aktuellen Arbeit unserer Mitgliedergruppe finden Sie im Internet unter www.geschichte-schiltach-schenkenzell.de.

Reinhard Mahn

Schutterwald

Das Vereinsjahr 2014 wurde mit der Hauptversammlung am 25. November im „Martinskeller“ beendet. Vorsitzender Clemens Herrmann konnte dabei Bürgermeister Martin Holschuh und Vorstandsvorgänger Konrad Oßwald sowie eine große Anzahl Mitglieder sehr herzlich begrüßen.

Das neue Vereinsjahr begann mit der Teilnahme am Neujahrsempfang der Gemeinde in der Aula der Realschule Schutterwald. Bürgermeister Holschuh informierte vorausschauend über die Pläne und Arbeiten der Gemeinde.

Am 17. März 2015 referierte unser Mitglied, Grafikermeister Hanns-Peter Schöbel, in einem interessanten Vortrag über die Erfindung des Notendruckes. Unterstützt durch eine Bildpräsentation informierte Herr Schöbel über die Technik und Arbeitsweise der Notendrucker der letzten 200 Jahren. Dabei stellte er die barocke Notenschrift eines in Schutterwald aufgetauchten Gradualbuches vor. Vorsitzender Herrmann bedankte sich am Schluss bei dem Referenten mit einem Verzehrgutschein.

Am 21. März 2015 nahm der Vorsitzende an der Frühjahrsversammlung des Historischen Vereins für Mittelbaden in Kork teil.

Vom 14. bis 17. Juni fand die Studienfahrt nach Südtirol statt. Dabei besuchten wir die Städte Meran, Bozen und den Kalterer See. Die botanischen Gärten von Trautmannsdorf waren eine Augenweide. Eine Dolomitenrund-





Abschied aus Marling

fahrt rundete das abwechslungsreiche Programm ab. Nach 30 Jahren fanden einige ehemalige Reisetilnehmer Südtirol mit einem neuen Gesicht. Hotel („Marlinger Hof“ in Marling) und Service waren vorzüglich. Die Firma Meßmer erstellte ein ausgezeichnetes Programm, bei Fahrer H. Wissner waren die Reisetilnehmer bestens aufgehoben.

Einen schönen Fund machte die Mitbürgerin Erika Rudolf aus dem Parkweg im Sommer. Nach über 100 Jahren kam das Tagebuch des einstigen Heimatforschers Emil Adolf Seigel fast unberührt zum Vorschein. Sie übergab das Tagebuch als dauernde Leihgabe dem Historischen Verein. Das Buch, in der „Deutschen Schrift“ geschrieben, enthält zwar nur Kleinepisoden aus dem Leben Seigels, macht aber die damalige Lebenssituation seiner Person und seiner Mitbürger deutlich. Vereinsmitglied Eugen Hansmann (im Bild links) „übersetzte“ das Geschriebene in die heutige Schriftweise. Der Webmaster der Vereinshomepage, Klemens Hansert brachte das Werk ins Internet und nun kann man das Tagebuch auf der Homepage des Historischen Vereins Schutterwald nachlesen.



*Tagebuch des einstigen
Heimatforschers
Emil Adolf Seigel*

Mit seiner Frau Elfriede als Begleitperson fuhr Vorsitzender Clemens Herrmann anlässlich der „Ferienfreizeit“ mit Jugendlichen in den „Schutterwälder Bann“. Es ist immer wieder festzustellen, dass die Jugendlichen alte Schutterwälder Geschichte interessiert aufnehmen. Ob am Kirchfelder Bildstock die Geschichte der hingerichteten Knechte, ob Möhrburg samt „Maddehisli“ oder auch die Geschichte der Westwallbunker, Wegkreuze oder das Gedenkkreuz für Paulina Studer im Wald bei Langhurst, die Jugendlichen hören gespannt zu. Am Ende lockt natürlich der vom Historischen Verein spendierte Eiscafé.

Die Herbstfahrt führte am 27. September bei schönem Wetter nach Schloss Salem. Nach der Ankunft kamen die Teilnehmer im markgräflichen Schlossareal aus dem Staunen nicht heraus, über den Prunk und Herrlichkeit, die im Innern der Gebäude herrschten. Die Führerin überbrachte in kurzweiliger Art die Geschichte des Adelhauses an ihre Zuhörer rüber und war selbst begeistert von der von Seiten des Vereins mitgebrachten Headsetanlage, über die alles Gesprochene von den einzelnen Gästen gut mitgehört werden konnte. Nach einem ausgiebigen Picknick ging es mit der Fähre über den Bodensee weiter durch das Höllental zum abschließenden Abendessen in das Gasthaus „Rebstock“ in Münchweier.

Über einen gelungenen Vortrag von dem bekannten Namenkundler Prof. Dr. Konrad Kunze aus Freiburg konnte sich der Historische Verein freuen. Im gut besuchten Saal von „St. Jakob“ referierte er im Oktober in diesem Falle über die Herkunft von Schutterwälder Namen. Es bedarf einer gewissen Beharrlichkeit, diesen bekannten Fachmann für Namenkunde zu engagieren. Keine Jahrhundertfeier von Gemeinden, wo Prof. Kunze nicht spricht. Dazu viele Vorträge bei Historischen Vereinen und immer wieder Beiträge im SWR 4 Hörfunk.

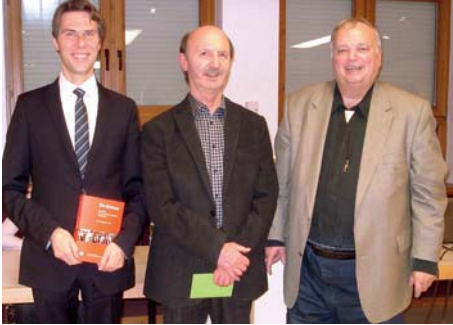
Am 25. Oktober besuchte Vorsitzender Clemens Herrmann zusammen mit seiner Frau die Jahreshauptversammlung des Historischen Vereins für Mittelbaden. Dabei gab Präsident Klaus G. Kaufmann bekannt, dass sich die



Am Gedenkkreuz für Paulina Studer mit Nico, Laura und Julian.



Prof. Dr. Konrad Kunze



*Auf dem Bild v.l.:
Bürgermeister Martin
Holschuh, Kassier
Michael Lipps und
Vorsitzender Clemens
Herrmann.*

Ortsgruppe Schutterwald, anlässlich der 750-Jahrfeier der Gemeinde im Jahre 2018, für die Ausrichtung der Jahreshauptversammlung des Gesamtvereins beworben hat.

Eine besondere Ehrung wurde bei der Jahreshauptversammlung 2015 dem Kassier des Vereins, Michael Lipps, zuteil. 35 Jahre begleitet Herr Lipps bereits dieses verantwortungsvolle Amt. Dafür wurde ihm zum Dank vom Vorsitzenden Herrmann ein Verzehrsgutschein in seinem Stammlokal überreicht.

Im Jahr 2015 trauerten wir um das Mitglied Max Köhler und um Dr. Gernot Kreutz (Fachgruppenleiter Klein-denkmale des Historischen Vereins für Mittelbaden e. V.).

Zum 80. Geburtstag konnten wir gratulieren: Erwin Oßwald, Willy Junker, Willi Hemmler, Konrad Oßwald. Zum 85. Geburtstag: Rudolf Heuberger und Franz Junker.

Verena Maul/Clemens Herrmann

Steinach

Veranstaltungen

Gemeinschaftswanderung „Auf historischen Pfaden“ in langjähriger Kooperation mit dem Verschönerungsverein Steinach am Pfingstmontag: Nach dem Willkommensgruß an die Anwesenden ging der Weg zuerst durchs Dorf Richtung Niederbach, dann den Halderbergweg hinauf zum Eckle und über den mittleren Murweg in den Niederbach zur Wendelinus-Kapelle, verbunden mit einem kurzen Innehalten in der Kapelle. Während der Wanderung durch die heimatlichen Gefilde erfuhren die Teilnehmer von den Vorstandsmitgliedern des Historischen Vereins Peter Schwörer und Bernd Obert viel Wissenswertes über die Herkunft von Flur- und Gewannnamen sowie über mittelalterliche und römische Besiedlungsspuren. Bei der Wendelinus-Kapelle im Weiler Niederbach erfuhren die interessierten Wanderer die Geschichte dieser 1740 in einfachem barockem Stil erbauten Feldkapelle sowie Legenden, die sich um dieses kleine Gotteshaus ranken. Danach wurde „s'Vögeles Mühle“ angesteuert, um beim Mühlenfest an der Mühle, das immer am Pfingstmontag, dem bundeseinheitlichen Mühltentag stattfindet, eine gemütliche Einkehr zu halten. Nach einem längeren Aufenthalt machten sich die Teilnehmer über den Niederbacher Weg auf den Heimweg nach Steinach.

Wie in den Jahren zuvor waren sich alle Beteiligten wieder einig, diese beliebte und interessante historische Gemeinschaftswanderung beizubehalten, wozu die immer erfreulich große Teilnehmerzahl, bei dieser Wanderung über 30 Teilnehmer, auch allen Anlass gibt!

Teilnahme an verschiedenen Tagungen des Historischen Vereins für Mittelbaden e. V., sowie an sonstigen Veranstaltungen, Vorträgen und Ausstellungen.

Veranstaltungen in eigener Regie

Am 07.06.2015 Exkursion nach Straßburg.

Am 16.10.2015 Museumsabend mit neuem Wein und Zwiebelkuchen. Einladung an die Museumsdienstmitarbeiter zu einem geselligen Abend als Dank für ihren ehrenamtlichen Dienst im Heimat- und Kleinbrennermuseum.

Am 09.03./08.06./21.09. und 30.11.2015 „Historischer Stammtisch“.

Diverse Arbeitseinsätze im Heimat- und Kleinbrennermuseum Steinach

Sauberhaltung des Gebäudes innen und außen, Reparaturen, Konservierungs- und Säuberungsarbeiten an verschiedenen Utensilien und Integration neu erhaltener Exponate.

Nochmalige Präsentation der Sonderausstellung zum Thema: „Georg Schöner – Leben und Wirken“ in der Saison 2015 aufgrund der guten Besucherresonanz im vorigen Jahr: Eine sehenswerte, informative und interessante Ausstellung, die Steinachs bekannten Sohn anlässlich seines 150. Geburtstages im Jahr 2014, ergänzt mit neuen Fotos und Recherchen, dem Besucher näher brachte.

Auf- und Abbau einer zusätzlichen Sonderausstellung in der Advents- und Weihnachtszeit mit verschiedenen kleinen und großen Weihnachtskrippen sowie Miniaturkrippen und sonstigen Weihnachtsexponaten. Museumsdienst (Sonntag/Mittwoch/Freitag/Sonderführungen).

Ehrenamtliche Mithilfe des Historischen Vereins Steinach bei der Sanierung der „Schneekapelle“.

Brauchtum

Planung, Vorbereitung und Durchführung von „Die Drei Weisen mit König Herodes.“ Altes Krippenspiel, Aufführung in der Hl. Kreuz-Kirche in Steinach am 6. Januar während des Hauptgottesdienstes.

Mitwirkung bei der Herstellung großer „Palmstangen“, einem alten, christlichen Brauch, aufgestellt am Palmsonntag in der Hl. Kreuz-Kirche in Steinach.

„Klausenbigger“-Umgang vom 3. bis 5. Dezember in Steinach mit zwei Gruppen, ein altes und urwüchsiges Brauchtum in Steinach.

Bernd Obert

Yburg**Reblandmuseum**

Im Dachgeschoss des ehem. Amtshauses wird weiterhin renoviert. Neue Räume sollen die Aufnahme von Exponaten erleichtern. Bei zwölf Öffnungsterminen, jeweils am 1. Sonntag des Monats, sowie an den Wintertagen und dem Katharinenmarkt in Steinbach sowie bei einigen Sonderführungen (Jahrgänge, Schulklassen und andere Gruppen) konnten 720 Besucher begrüßt und durch die Räume geführt werden. Im Wechselzimmer wurde die Sonderausstellung zum 1. Weltkrieg ge-

räumt. Das Reblandmuseum wurde auch in 2015 wieder sehr liebevoll und mit viel Engagement von Tirza und Konrad Velten gepflegt und in Schuss gehalten. Das Expertenteam Karl Schwab und Wolfgang Riekenberg arbeiten weiterhin mit viel Akribie an der Fertigstellung eines maßstabsgerechten Modells des mittelalterlichen Städtchens Steinbach. Die Umrechnung der Maße und die anschließende Herstellung der maßstabsgerechten Häuschen ist mit viel Aufwand verbunden.

Sonderausstellung

Am 12.08. fand die Eröffnung der Sonderausstellung „Geologische Repräsentation des Reblandes und Umgebung“ statt. Etwa 120 Gesteinsarten sind jeweils mit Bezeichnung, Fundort und mit dem entspr. Erdzeitalter beschriftet. Die Spuren, die der Bergbau bei uns im Baden-Badener Rebland hinterlassen hat, sind noch überall gegenwärtig und sind Ausdruck unserer vielfältigen und lebendigen Landschaft. Sie sind auch ausschlaggebend für den wirtschaftlichen und qualitativen Weinbau. Wesentlich unterstützt wurde die Vorstellung von dem Geologen Wolfgang Kohler.

Vortrag/Zeitungsbericht/Stadtführungen

Bei der Mitgliederversammlung am 13. Mai hielt Karl Schwab einen Vortrag über die Entwicklung des „Kirchspiels Steinbach“. Ergänzt wurde dieses geschichtlich weit zurückgehende Thema mit Lichtbildern vom alten Steinbach von Karl Keller.

Konrad Velten hat einen Zeitungsbericht zur Beschießung Neuweiers in den letzten Kriegstagen erstellt.

Karl Keller führte zwei Stadtführungen durch das historische Städtchen Steinbach durch.

Befehlsbunker (Ehem. Divisionsgefechtsstand zum Westwall)

Erbaut ab 1937 von der Wehrmachts-Dienststelle Festungspionierstab 11 Karlsruhe, Ausführung durch das Festungsbaubataillon 40. „Am Tag des offenen Denkmals“ am 13.09.2016 wurden bei vier Führungen durch die 70 m langen Gänge knapp 200 Besucher von Konrad Velten begrüßt und mit fachlichen Erklärungen geführt. Weitere Sonderführungen mit Gruppen wurden jeweils nach Absprache durchgeführt.

Museumsfahrt

Am 19.09. besuchten wir die Ausstellung des Stadtgründers Karlsruhe „Markgraf Karl Wilhelm“. Die geschichtliche Führung war für alle interessant und nachhaltig. Organisiert wurde die Fahrt von der neu gewählten Schriftführerin Doris Hasel. Die Museumsbesuche werden in 2016 fortgesetzt.

Stammtisch

Mit acht Stammtischtreffen während des Jahres wurde das Miteinander und der Austausch von Neuigkeiten, auch um den Verein, gepflegt. Die Stammtische werden in liebevoller Weise von Tirza und Konrad Velten vorbereitet.

Neue Wege bei der Ausgabe „Die Ortenau“

Die Ausgabe der Ortenau erfolgte teilweise in unserem Reblandmuseum, einmal im Rahmen von historischen Sagenerzählungen durch Karl Keller. Konrad Velten verfolgt damit die Absicht, mit unseren Mitgliedern wieder mehr ins Gespräch zu kommen, um die emotionale Bindung an unseren Verein zu stärken.

Änderung der Satzung

Vom Finanzamt wird unsere Satzung hinsichtlich der Gemeinnützigkeit bemängelt. Ein erster Entwurf für eine neue Satzung wurde am 19. Januar 2016 an den Hauptverein zur Prüfung übermittelt. Es drängt sich die Frage nach einer Mustersatzung für die einzelnen Mitgliedergruppen auf.

Karl Keller, Konrad Velten

Berichte der Fachgruppen

Fachgruppe Archäologie

Am 21.3.2015 nahm der Verf. an der Frühjahrstagung in Kehl-Kork teil. Die nächsten Tage waren mit Arbeiten für eine Ausstellung in Renchen ausgefüllt. So mussten Ausstellungstexte korrekturgelesen und Fundeticketten geschrieben werden. Am 31.3.2015 wurde bei Renchen-Erlach eine Nachbegehung einer römischen Fundstelle unternommen; dabei wurde eine große Randscherbe aus Grobkeramik gefunden, außerdem einige weitere Scherben von grober und feintoniger Keramik. Eine Begehung bei Renchen-Ulm erbrachte eine Bodenscherbe aus schwarzer Feinkeramik (Terra Nigra); dieser Fund und vielleicht einige verwitterte Ziegelsplitter liefern erste Hinweise auf eine neue römische Fundstelle. In Renchen wurde die künftige Ausstellung besprochen und der neue Ausstellungsort in Augenschein genommen. Beiläufig wurde in Renchen noch ein sekundär verbauter, verzierter Sandstein fotografiert; er konnte noch nicht abschließend datiert werden.

Am 1.4.2015 wurden ein Text für Renchen sowie die Fundzettel für die Neufunde geschrieben. Von einem Aufsatz über frühe Burgen für eine in Straßburg erscheinende französische Publikation über das Elsass in romanischer Zeit (H. Wagner, *Les premiers châteaux en rive droite du Rhin*, in: Pottecher/Schwien/Meyer/Freund-Lehmann dir. S. 201–204 mit Karte auf S. 179 – vgl. Buchvorstellung in der Rubrik „Neue Literatur“) wurden die Textkorrekturen durchgeführt. Der knapp gefasste Beitrag behandelt die frühen Burgen im rechtsrheinischen Gebiet und zeigt den derzeitigen, noch lückenhaften Forschungsstand auf. Aus der Ortenau sind die Ullenburg und aus angrenzenden Gebieten die Burgstelle Waldenfels bei Malsch-Waldprechtsweier (Lkr. Karlsruhe), die „Schanzenberge“ bei Gaggenau-Rotenfels (Lkr. Rastatt) sowie die „Rinkenmauer“ bei Baiersbronn (Lkr. Freudenstadt) dargestellt. Außerdem sind einige Ortenauer Burgen im Text erwähnt und auf der Kartierung verzeichnet. Am 2.4.2015 wurden für diesen Aufsatz die Abbildungen zusammengestellt.

Für den Historischen Verein Achern wurde ein Text über ein frühes Mauerstück in Haguenau verfasst, das ins Hochmittelalter datiert und bei Exkursionen besucht worden war (H. Wagner, Stellungnahme des Archäologen – Als Nachwort: Ein Kommentar aus archäologischer Sicht. In: Historischer Verein Achern (Hrsg.): *Acherner Vorträge, Texte und Dokumentationen* 42 (Dez. 2015): André Wagner, *Auf der Suche nach der verlorenen Geschichte – Ein Beitrag zur Haguenauer Stadtgeschichte*; hier: S. 45–47). In dieser Stellungnahme wurden Spekulationen der lokalen Haguenauer Heimatforschung über eine keltische Zeitstellung der Mauersteine dieses Mauerstücks zurückgewiesen. Hingegen bildete das Mauerstück offenbar einen Abschnitt einer frühen Stadtmauer des Hochmittelalters. Es ist denkbar, dass es jedoch schon etwas früher als andere Stadtmauerabschnitte erbaut wurde und im 12. Jh. als Ringmauer einer frühen Burg gedient haben könnte, bevor die Pfalz auf der Moderinsel entstand.

Der April 2015 war mit weiteren Arbeiten für die Ausstellung in Renchen und die Veröffentlichung Straßburg ausgefüllt. Daneben wurden noch – anhand von Fotos – einige Lesefunde aus Lahr-Dinglingen per e-mail als neuzeitliche Keramik bestimmt.

Am 1./2. Mai 2015 wurde eine Rekonstruktionszeichnung der vorge-schichtlichen Trichtergrube von Renchen angefertigt, diverse Funde vom Renchener Schlossberg, Renchen-Erlach und Renchen-Ulm fotografiert und die Bilder sowie Bildunterschriften nach Renchen versandt.

Am 9. Mai 2015 nahm der Verf. in Freiburg an der Beisetzung von Dr. Rolf Dehn (ehemals Archäologe am Landesdenkmalamt in Freiburg) teil. Für die Ortenau hatte Dehn Bedeutung, indem er das hallstattzeitliche „Fürstengrab“ von Kappel am Rhein als Block bergen ließ, dazu mehrere Veröffentlichungen verfasste und an der großen Monographie des Römisch-Germanischen Zentralmuseums Mainz mitwirkte.

Am 6.6.2015 nahm der Verf. am Journéé Archéologique in Strasbourg teil. Am 7.6.2015 wurden weitere Texte nach Renchen versandt. Am 8. Juni 2015 wurden im Rathaus Renchen die vorhandenen Vitrinen mit Funden vom Renchener Schlossberg fotografiert, dann ausgeräumt, die Funde verpackt und an den neuen Ausstellungsort transportiert. Bei Renchen-Erlach wurde eine Nachbegehung der römischen Fundstelle unternommen (wenig römische Keramik, kleine Ziegelstücke). Am Ortsrand von Renchen wurde ein Feld abgesucht, das eine geringe Menge an mittelalterlicher Keramik erbrachte. In den Folgetagen wurden die Neufunde gewaschen, verzettelt und verpackt. Für die Ausstellung wurden Funde bereitgestellt und Fundetiketten geschrieben. Am 16. Juni wurde die Ausstellung in Renchen aufgebaut (sieben Vitrinen mit insgesamt 28 Ebenen). Die Ausstellung wurde am 19. Juni 2015 in Renchen eröffnet und zog zahlreiche Besucher an; sie ist integriert in eine Darstellung der gesamten Renchener Stadtgeschichte bis ins späte 20. Jh. Auch am Renchener Stadtfest am 28. Juni sowie an weiteren Wochenenden war die Ausstellung gut besucht.

Am 29. Juni und 1. Juli wurden letzte Korrekturen an den Burgenkartierungen für die Publikation Strasbourg fertig gestellt. Parallel dazu wurden im Juni und Juli die Druckfahnen für zahlreiche Beiträge in den Fundberichten aus Baden-Württemberg 35 (im Druck; erscheint 2016) korrekturgelesen. Ein Teil der Beiträge umfasst auch Begehungsberichte von Burgstellen in der Ortenau (Niederschopfheim „Zixenberg“, Ortenberg, Kappelrodeck, Durbach Schloss Staufenberg, Sasbachwalden „Brigittenschloss“, Herbolzheim „Hüttenbühl“ und Ottenhöfen „Bosenstein“). Am 25.8.2015 wurden die meisten der Neufunde von Offenburg-Griesheim (römische Fundstelle) inventarisiert.

Am 10.9.2015 nahm der Verf. an der Vorstellung des Buches über das romanische Elsass (vgl. Rubrik: „Neue Literatur“) in Strasbourg teil.

Am 12. und 17. September 2015 wurde der Vortrag über „Burgen im Kinzigtal“ vorbereitet. Er wurde anlässlich des 50-jährigen Jubiläums der Ortsgruppe Hausach des Historischen Vereins für Mittelbaden am 18.9.2015 gehalten.

Am 4. und 10. Oktober 2015 wurde der Vortrag für die Jahrestagung des Historischen Vereins für Mittelbaden in Renchen vorbereitet.

Am 17. Oktober wurden einige Landkarten-Recherchen zu möglichen Verläufen der Römerstraße im Kinzigtal angestellt. Am 21. Okt. unternahm der Verf. eine Begehung der Burg Hausach; sie erbrachte relativ wenig Keramik, die meist in die frühe Neuzeit datiert.

Am 25. Okt. 2015 fand die Mitgliederversammlung in Renchen statt, bei der der Verf. den Festvortrag über die Archäologie des Renchener Schlossbergs hielt. Nach dem Mittagessen konnten zahlreiche Besucher im archäologischen Teil der Stadtgeschichtlichen Ausstellung begrüßt werden. Eine kleine Gruppe wurde schließlich noch vor Ort mit der Topographie des Schlossbergs vertraut gemacht.

Am 28. Okt. konnten per Foto und e-mail einige Keramikfragmente von der Willenburg bei Schiltach als hochmittelalterlich bestimmt werden.

Am 30. Okt. 2015 konnten die von Rolf Pfefferle neu veröffentlichten, möglicherweise römischen Straßenverläufe im Kinzigtal in die Geländekarten des Verf. übertragen werden (für künftige Begehungen und Überprüfungen im Gelände).

Am 5. Nov. 2015 wurden zunächst im Gewerbegebiet Steinach kleine Erdaufschlüsse und Aushubhaufen kontrolliert, dann zwei Felder abgesehen (eine Wandscherbe dunkle Grobkeramik der Römerzeit, 3–4 Silices) und die Erdhaufen einer Abschiebung abgesehen (Lager für Teile von Windkraftanlagen). Anschließend wurde ein Feld in der ehemaligen Kinzigniederung begangen. In einem Waldstück nordwestlich von Steinach wurde die mögliche Römerstraße fotografiert. Einige kleine Steinbrüche und die zugehörigen Stützmauern entlang der noch benutzten Straße zeigen sicher eine neuzeitliche Bauphase an, die im 20. Jh. liegt. Bei Unterentersbach wurde ein Feld abgesehen; weitere Felder auf der Gemarkung waren nicht begehbar.

Am 6. Nov. 2015 wurden bei Steinach weitere Aushubreste bei einer Straßenunterführung nahe des Gewerbegebiets und an der Kapelle kontrolliert. Ein möglicher Straßendamm (oder geologisch bedingte Bodenwelle?) auf den Feldern wurde fotografiert. Im Wald wurden die Bohrpfefen fotografiert; entgegen der Annahme von Rolf Pfefferle sind sie sicher mit Sprengungen in Verbindung zu bringen und datieren in die Neuzeit. Durch die kleinen Steinbrüche mit den Stützmauern ergeben sich deutliche Hinweise auf das 20. Jh. Durch ein Gespräch mit Peter Schwörer und Bernd Obert ergaben sich Hinweise auf den Zweiten Weltkrieg. An diesen Stellen seien Baracken mit Sprengmitteln oder Munition gestanden; offenbar war die Straße – wie viele andere – zur Sperrung im Kriegsfall vorgesehen. Die Bohrpfefen von rundem Querschnitt sollten keinesfalls für die Römerzeit in Anspruch genommen werden, auch nicht an anderen Straßenzügen wie etwa bei Wolfach. Das entwertet jedoch nicht die Möglichkeit, dass der betreffende Straßenzug selbst römisch ist. Die Bohrpfefen zeigen eben einfach Nachnutzungen, Instandsetzungen und jüngere Baumaßnahmen an. Auch im Falle der Via Claudia Augusta in den Alpen sind die meisten Strecken bis ins 19. Jh., teilweise sogar bis ins 20. Jh. benutzt, ausgebaut und instandgesetzt worden. Solche jüngeren Relikte sind also nicht verwunderlich. Oberhalb dieses Straßenstücks bei Steinach wurde eine Bergkuppe überprüft,

die jedoch ohne Befund war. Am Hang konnten Hohlwege oder Riesen festgestellt werden, die vielleicht mit Holztransporten zusammenhängen.

Am 10. Nov. wurden die Funde von Steinach verzettelt. Peter Schwörer schickte im November Fotos und Lageskizzen einer Pflasterung im Ortsgebiet von Steinach, die etwa im „Erwartungsbereich“ der römischen Straße liegen würde. Der Befund am Rand einer inzwischen wieder verfüllten Baugrube ist jedoch nicht eindeutig. Die Größe der Pflastersteine (kleine Wackeln) ist eher untypisch für eine römische Straßenoberfläche. Es könnte sich auch um eine jüngere Oberfläche handeln. Ob der römische Straßenkörper etwa darunter lag, ließ sich nicht klären; in diesem Fall würden die Wackeln eine jüngere Nachnutzung anzeigen. Man könnte auch an eine Fundamentrollierung als Sickerschicht für einen darüberliegenden Straßenkörper denken. Dagegen spräche jedoch einerseits die heutige hohe Lage der „Pflasterung“, andererseits aber auch die geringe Größe der Wackeln und ihre flache Anordnung. Mangels Fundmaterial und typischer Straßenelemente lässt sich dieser Befund daher vorläufig nicht datieren.

Am 6.12.2015 wurde der Kommentar zu dem Mauerstück von Hagenau nochmals nach Achern geschickt. Er ist Ende Dez. 2015 als Computerausdruck in einem Heft erschienen. Im Januar 2015 wurde ein Beitrag über die Burg Geroldseck für die Kreisgruppe Kusel des Historischen Vereins der Pfalz verfasst; er soll in den Westricher Heimatblättern erscheinen. Durch die „Auswanderung“ des Geroldseckers Heinrich und die Übernahme einer Herrschaft in der westlichen Pfalz und an der Mosel (sog. Herrschaft Veldenz) um 1270 besteht ein Zusammenhang dieser Regionen. Vor gut zehn Jahren konnte der Verf. daher eine Exkursionsgruppe aus dem Raum Kusel auf der Burgruine Geroldseck führen. Im Jahre 2014 wurde auf einem Kolloquium auf der Burg Lichtenberg bei Kusel einen Vortrag über die Burg Geroldseck gehalten.

Anfang Januar 2016 übermittelte Johannes Dobersch zur Bestimmung Digitalfotos von zwei ansehnlichen Keramikfragmenten von Lahr-Reichenbach. Eine große Randscherbe könnte der Kragenrand einer römischen Reibschüssel sein. Eine relativ große, feintonige, gelblichweiße Bodenscherbe stammt von einem römischen Krug oder einer Kanne. Diese Funde lassen sich weiteren römischen Funden aus Lahr-Reichenbach zur Seite stellen, die in zwei Aufsätzen des Verf. im „Geroldsecker Land“ 52, 2010 (S. 72–82; bes. S. 76) und 53, 2011 (S. 77–83; bes. S. 78) erwähnt sind. – Im Januar wurden drei Rezensionen verfasst, um verstärkt auf wichtige, französischsprachige Neuerscheinungen im Elsass hinzuweisen (vgl. Rubrik: „Neue Literatur“).

Im Januar 2016 wurden im Rahmen einer Fundbearbeitung für das Landesamt für Denkmalpflege vom Verf. über elf Tage hinweg Bleistiftzeichnungen der wichtigsten Funde aus der Wüstung „Schweighausen“ bei Willstätt-Sand (Grabung Walter Fuchs) angefertigt; die Bearbeitung ist noch nicht abgeschlossen. – Einem telefonischen Hinweis auf private Funde von mittelalterlicher Keramik vom sog. „Müller-Schlössle“ bei Seelbach sowie einiger Verhüttungsschlacken an einer anderen Stelle bei Seelbach wird demnächst die Übergabe der Funde folgen.

Am 20. Januar 2016 hielt der Verf. bei der Badischen Heimat/Mitgliedergruppe Rastatt des Historischen Vereins für Mittelbaden einen Vortrag über „Römische Besiedlung im Schwarzwald“, der gute Resonanz fand. – Am 5. Februar beging der Verf. einige Felder bei Schuttern, um die Identifizierung der möglichen Burgstelle abzusichern. Am bisher angenommenen Standort „Schlossmatt“ ergaben sich nur wenige mittelalterliche und neuzeitliche Keramikscherben; Hinweise auf ein ehemaliges Gebäude fehlen hier. Am neu gefundenen Standort ergeben sich hingegen wieder zahlreiche Keramik und nahebei ein Fragment einer Buchschließe, außerdem eine Randscherbe römische Grobkeramik. – Bei Friesenheim konnte am selben Tag vom Verf. eine Siedlung der Mittleren Bronzezeit (15./14. Jh. v. Chr.) lokalisiert werden, die zahlreiche grobe und auch feintonige Keramik erbrachte. Sie bereichert die sich in den letzten Jahren verdichtende Fundlandschaft dieser Periode in der südlichen Ortenau. Eine kurze Nachbegehung der römischen Fundstelle „Am See“ bei Friesenheim erbrachte zunächst nur wenige Funde. Die neue bronzezeitliche Fundstelle Friesenheim wurde gleich an das Landesamt für Denkmalpflege gemeldet und dort in die Archäologische Datenbank übernommen. Am 12. Febr. wurde die bronzezeitliche Siedlung bei Friesenheim weiter begangen. Ihre Breite wurde mit gut 100m festgestellt, ihre Länge mit mindestens 150m. Auch eine römische Fundstelle liegt innerhalb dieses Areals; sie verdichtet die ohnehin schon üppige Siedlungslandschaft der Römerzeit im Raum Friesenheim. Eine genauere Begehung der römischen Fundstelle „Am See“ lieferte u. a. eine gut erhaltene, große Randscherbe einer Reibschüssel aus Terra sigillata, römische Grobkeramik und einige Ziegelstücke. Eine kurze Begehung bei Oberschopfheim „Messlisrot“ zeigte unzählige römische Ziegel, die ausgepflügt wurden. Hinzu kamen u. a. Fragmente von gelbtonigen Reibschüsseln, etwas grautonige und dunkle Grobkeramik, feintonige gelbliche Krugkeramik und ein kleines grünliches Glasfragment. Bemerkenswert ist ein winziges Fragment Graphittonkeramik, das in die keltische Spätlatènezeit (2./1. Jh. v. Chr.) gehören dürfte. Die geologischen Lagerstätten des Graphits liegen in der Nähe von Passau; der Töpferton oder die fertigen Gefäße wurden entlang der Donau nach Westen verhandelt (Funde in Zarten „Rotacker“/Tarodunum und im Dreisamtal, in Breisach-Hochstetten und auch bei Ötigheim, Lkr. Rastatt). Einige grobe Keramikscherben zeigen im Gewann „Messlisrot“ bei Oberschopfheim außerdem eine weitere, wohl kleinere Siedlung der Mittleren Bronzezeit (ca. 15./14. Jh. v. Chr.) an.

Im Februar 2016 wurden alle Funde von Schuttern, Friesenheim und Oberschopfheim gewaschen, sortiert und verzettelt, zudem die Funde von der Burg Hausach.

Aus Offenburg erreichte den Verf. am 13. Febr. ein Bericht eines Ehepaars bezüglich einiger „Schalensteine“ bei Schenkenzell. Die Stellen sollen im Laufe des Jahres 2016 in Augenschein genommen werden.

Heiko Wagner

Fachgruppe „Archive“

Die Fachgruppe „Archive“ hat im vergangenen Jahr eine Sitzung abgehalten. Wir trafen uns am 8. Mai 2015 (70 Jahre Kriegsende) in Freiburg und besuchten dort das Bundesarchiv Abteilung Militärarchiv. Im Militärarchiv lagern die archivierten Bestände des Deutschen Reiches und der beiden deutschen Staaten. Personalunterlagen werden außerdem von der Wehrmachtsauskunftsstelle in Berlin und dem Bundesamt für Personalmanagement der Bundeswehr in St. Augustin verwahrt. Zwei Mitarbeiter des Militärarchivs Freiburg führten uns durch das weitläufige Gebäude und informierten über die Archivbestände. Die Teilnehmer waren besonders von dem umfangreichen Kartenbestand beeindruckt. Die Archivalien können im Benutzersaal des Militärarchivs eingesehen werden. Dort hatten die Archivmitarbeiter einige ausgewählte Archivalien zur deutschen Militärgeschichte ausgelegt, die einen schönen Abschluss des Besuchs bildeten. Wie bei allen Tagungen haben wir uns wieder ausgiebig in archivfachlichen und quellenkundlichen Fragen ausgetauscht.

Dr. Cornelius Gorka

Fachgruppe Bergwesen

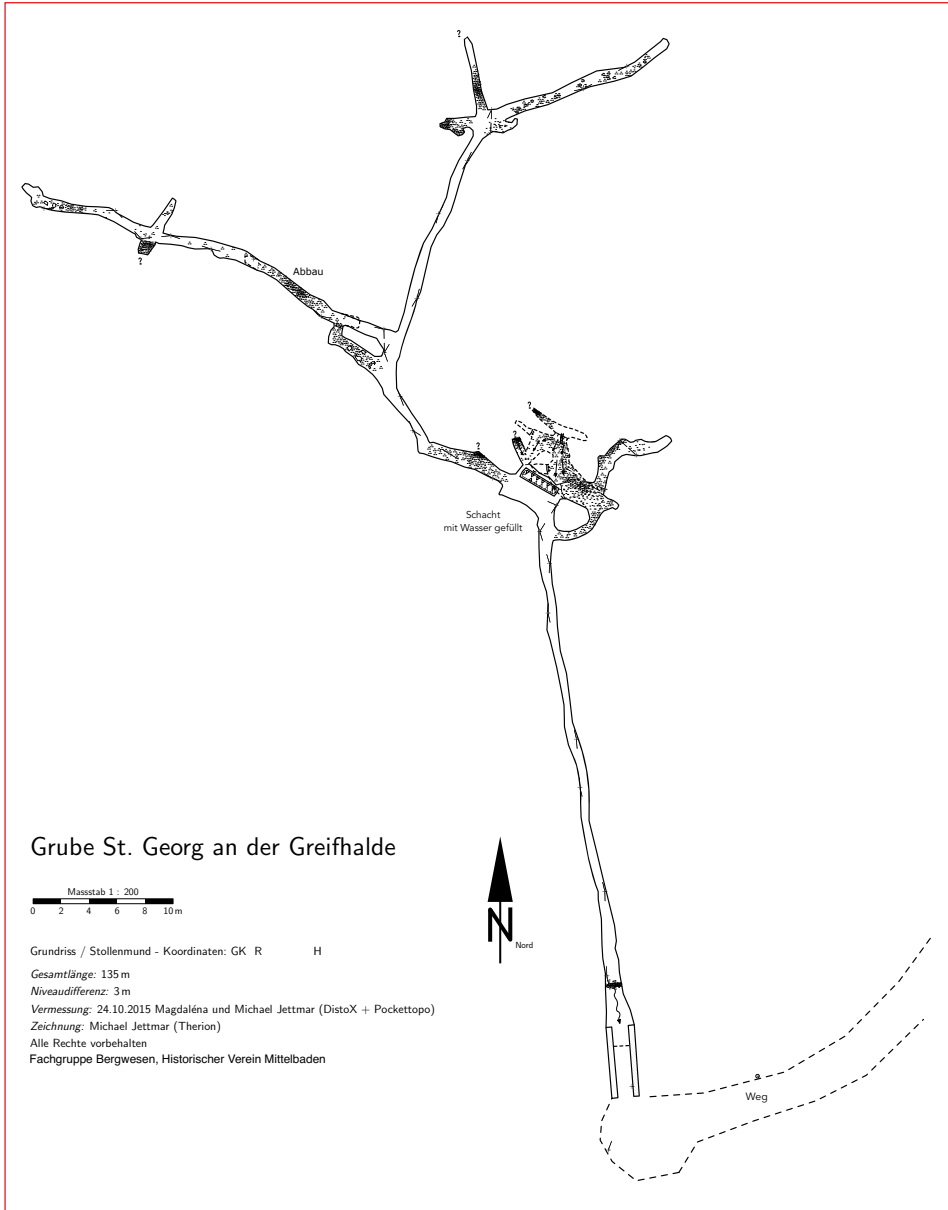
Zu Jahresbeginn bot die kalte Jahreszeit mit ihrer Vegetationsarmut wieder ideale Voraussetzung, um bei Begehungen in den regionalen Wäldern Bergbauspuren zu entdecken und zu dokumentieren. Mit der in den beiden vorangegangenen Jahren von unserer Fachgruppe geleisteten Arbeit wurden zwei Vorträge erstellt, die großen Anklang beim Publikum fanden. Hiervon möchte ich insbesondere den Vortrag von Matthias Zizelmann mit dem Titel „Bergbauliche Erkundungen rund um Schiltach“ erwähnen, den dieser erstmals am 27.03.2015 auf Einladung der Mitgliedergruppe Schiltach/Schenkenzell hielt. An dieser Stelle gilt mein besonderer Dank dem Initiativkreis der Mitgliedergruppe für die perfekte Organisation und seine Gastfreundschaft!

Matthias Zizelmann danke ich sehr für sein großes Engagement, die Kameradschaft und seinen unermüdlichen Tatendrang, dem unsere Fachgruppe Bergwesen auch ein neues Projekt im oberen Kinzigtal verdankt.

Bislang war es extrem zeitaufwendig, Bergwerke detailliert von Hand zu vermessen und zu dokumentieren. Um diese Problematik zu lösen, haben Mitglieder unserer Fachgruppe im vergangenen Jahr aus eigenen Mitteln in eine zukunftsweisende Technologie investiert, mit deren Hilfe sich Bergwerke sehr genau, und auch binnen kurzer Zeit, dokumentieren lassen. Zum Einsatz kommt ein digitales Entfernungsmessgerät aus dem Hause Leica (Disto X310), welches jeden Messpunkt in Kombination mit Azimut- und Neigungsmessung aufnimmt und die Messergebnisse unmittelbar an einen tragbaren Computer übermittelt. Hiermit lässt sich bereits vor Ort ein Plan der vermessenen Grubenbaue zeichnen. Aufgrund der kompakten Bauweise der zum Einsatz kommen-

den Gerätschaften ist dieses Verfahren ideal für die Montanhistorik und selbst in engsten Stollen gut zu gebrauchen.

Im gesamten Schwarzwald haben sich leider von Mineralienhändlern verübte Einbrüche in historische Bergwerke immer weiter gehäuft. Diese schrecken dabei nicht davor zurück, jahrhundertealte Artefakte an sich zu nehmen oder zu zerstören. Daher wurde es zunehmend wichtig,



Zugänge zu Gruben nachhaltig so zu sichern, dass keine Vandalen/Kriminelle mehr hinein gelangen können, aber ein Zugang für Forscher weiter möglich ist. Die Fachgruppe Bergwesen hat hierzu einen guten Kontakt zur Arbeitsgemeinschaft Fledermausschutz Baden-Württemberg e.V. aufgebaut und sich unter Federführung von Dr. Christian Dietz an Sicherungsmaßnahmen beteiligt. Als bester Weg hat sich erwiesen, Stolleneingänge mit stabilen Stahlgittertüren zu versehen, die von Fledermäusen, die Bergwerke als Winterquartier nutzen, problemlos durchfliegen werden können. Außerhalb der Ruhezeiten der Fledermäuse können so auch Forscher, bei berechtigtem Interesse, durch die Türen ins Innere gelangen.

Da diese Sicherung der Bergwerke recht kostspielig ist, und bereits Gittertüren mit schwerem Gerät zerstört wurden, sind Fotofallen installiert worden, um die Täter künftig identifizieren zu können.

Bereits am 06.03.2015 nahmen Mitglieder unserer Fachgruppe an der Projektvorstellung „Altbergbau und Denkmalpflege“ im Landesamt für Denkmalpflege Baden-Württemberg teil und unterstützen dieses Projekt seither. Eine weitere Fachtagung im Rahmen dieses Projektes führte uns im Oktober nach Königsbrunn.

In diesem Jahr besuchten wir die sehr sehenswerte Geiserschmiede in Bühlertal. Hier wurde in vorbildlicher Weise mit großem Engagement eine Hammerschmiede restauriert. Das integrierte Museum verfügt auch über eine wichtige Sammlung zum lokalen Berg- und Hüttenwesen, welcher die besondere Aufmerksamkeit unserer Fachgruppe galt.

Im August verbrachte eine Abordnung der Fachgruppe eine Woche in Altenberg/Erzgebirge und tauschte sich vor Ort mit den lokalen Heimatforschern aus.

Die Zusammenarbeit unserer Fachgruppe mit dem „Förderkreis Historischer Bergbau Hallwangen e.V.“ wurde auch im vergangenen Jahr intensiv fortgesetzt.

Die derzeit andauernde Freilegung von verschütteten Bereichen des Bergwerkes wird voraussichtlich im Jahre 2017 so weit vorangeschritten sein, dass sich die für Besucher zugänglichen Strecken verdoppelt haben werden.

Mitglieder unserer Fachgruppe führten auch 2015 wieder ehrenamtlich interessierte Gruppen durch die Besucherbergwerke in Seebach und Hallwangen. Die Führungen in Seebach wurden nach äußerst positiven Rückmeldungen von Exkursionsteilnehmern auch wieder in Zusammenarbeit mit der Volkshochschule Rastatt angeboten.

Wenn Sie, als Leser dieses Jahresberichtes, Interesse an unserer Arbeit oder Anregungen haben, so zögern Sie bitte nicht, mich zu kontaktieren!

Ein herzliches Dankeschön möchte ich als Leiter der Fachgruppe Bergwesen an Waltraut Decker, Franz Gänshirt, Michael Jettmar und Matthias Zizelmann richten, die mir jederzeit mit Rat und Tat zur Seite stehen und mich bei meiner Arbeit unterstützen!

Ich freue mich auf eine weiterhin gute Zusammenarbeit!

Martin Groß

Fachgruppe „Jüdische Geschichte der Ortenau“

Als gemeinsame Aktivitäten der Fachgruppe sind für das Berichtsjahr 2015 insbesondere eine Exkursion nach Lahr sowie ein Treffen in Diersburg zu nennen.

Mehrere Mitglieder der Fachgruppe waren zudem zugegen, als am 12. April 2015 in der Erich-Kästner-Realschule in Offenburg eine beeindruckende Gedenkfeier abgehalten wurde. Diese erinnerte an das Massaker an 41 Häftlingen eines in Offenburg stationierten Außenlagers des Konzentrationslagers Natzweiler, das wenige Wochen vor Kriegsende am 12. April 1945 in einem Gebäude der Offenburger Artilleriekaserne verübt wurde. Bei den meisten Opfern dieses Massakers handelte es sich um Juden, die aus dem KZ Flossenbürg nach Offenburg gebracht und der Lagerleitung von Natzweiler unterstellt worden waren.

Auf dem Offenburger Friedhof, wo sich Gedenktafeln für die Opfer der NS-Zwangsarbeit befinden, fand zusätzlich zur städtischen Veranstaltung eine weitere Gedenkfeier statt, die in der Hauptsache von Nachkommen der jüdischen Opfer gestaltet wurde.

Am 28. Mai 2015 trafen sich Mitglieder der Fachgruppe in Lahr, wo auf Vermittlung von Thorsten Mietzner (Stadtarchiv Lahr) Frau Dr. Juliana Bauer der Fachgruppe eine interessante und lebhaft geführte Führung durch die Lahrer Innenstadt zu Spuren jüdischen Lebens gab. Zu Geschichte der Juden in Lahr existieren schon verschiedene Publikationen, etwa vom früheren Fachgruppensprecher Jürgen Stude. Gleichwohl sind

*Gedenkfeier auf dem
Offenburger Friedhof
am 12 April 2015
(Foto: Uwe Schellinger)*



zahlreiche Aspekte noch immer nicht eingehender erforscht. Juliana Bauer berichtete bei ihrer Führung über die jüdische Gemeinde des Mittelalters, die im Zuge der Pestprogrome 1349 ausgelöscht wurde. Weitere Stationen behandelten den Betsaal der jüdischen Gemeinde in der Bismarckstraße sowie das Schicksal einzelner jüdischer Familien oder Personen. Wie in vielen anderen Gemeinden bieten inzwischen auch in Lahr mehrere der inzwischen verlegten „Stolpersteine“ hilfreiche Anknüpfungspunkte. Allerdings müsste auch in Lahr die aktuell feststellbare Konzentration auf die NS-Zeit stärker durch einen Blick auf die sozialen und kulturellen Aspekte jüdischen Lebens in den Jahrzehnten vor dem Beginn der NS-Dikatur ergänzt werden.

Nach der Führung durch die Stadt gab es noch die Gelegenheit, mit dem Café „Süßes Löchle“ ein besonderes Lahrer Kulturdenkmal kennenzulernen, in dessen Geschichte Thorsten Mietzner einführte. Die Räumlichkeiten des seit Ende des 19. Jahrhunderts betriebenen Traditionscafés und das historische Interieur werden seit 2012 durch einen eigenen Verein betreut.

Am 14. Oktober 2015 wurde eine weitere inhaltliche Sitzung abgehalten. Die Fachgruppe traf sich dazu erneut im Sitzungssaal des Rathauses in Hohberg-Diersburg. Die Sitzung wurde in der Hauptsache geprägt durch zwei materialreiche Referate von Dr. Martin Ruch und Dr. Dieter Petri, die von ihren jeweiligen Recherchen zum Vorkommen von Juden in den Ratsprotokollen der Reichsstädte Offenburg und Zell am Harmersbach berichteten und dadurch interessante Vergleichsmöglich-

*Stadtführung zu
Spuren jüdischen
Lebens in Lahr (Foto:
Uwe Schellinger)*



keiten anboten. Während Ruch Quellenbelege aus dem 17. Jahrhundert präsentierte (mit einem ersten Beleg von 1607), berichtete Petri über Juden in Zell a.H. im 18. Jahrhundert. Für die Zeit nach dem Dreißigjährigen Krieg lassen sich Hinweise darauf finden, dass man in Offenburg versuchte, die Juden aus der Stadt zu vertreiben und wie diese sich wiederum dagegen wehren. Dieter Petri konnte u. a. herausfinden, aus welchen Landorten die Juden seit Mitte des 18. Jahrhunderts nach Zell a. H. kamen und dass es neben dem Viehhandel besonders viele jüdische Granat-Händler in die kleine Reichsstadt zog, was sicherlich ein Spezifikum darstellt.

Im Rahmen der Sitzung stellte Uwe Schellinger neu erschienene relevante Literatur zum Thema der Fachgruppe vor. Schließlich erfolgte noch eine intensive und teilweise auch kontroverse Aussprache über die Positionierung der Fachgruppe zu den Aktivitäten der Gedenkstätte „Ehemalige Synagoge Kippenheim“.

Von den aktiven Mitgliedern der Fachgruppe sind 2015 folgende Bücher und Artikel zur jüdischen Geschichte der Ortenau veröffentlicht worden:

- Gerd Hirschberg: Die jüdischen Gemeinden Neufreistett und Rheinbischofsheim. Ein Erinnerungs- und Materialbuch, Rheinau 2015.
- Norbert Klein: Die „Reichskristallnacht“ in Lahr, in: Geroldsecker Land 57 (2015) 46–70.
- Günther Mohr: Jesuiten und Juden in der Markgrafschaft Baden-Baden (1648 bis 1771), in: Die Jesuiten in der Markgrafschaft Baden, hrsg. von Hans Heid, Heidelberg u. a. 2015, 649–664.
- Martin Ruch: Kaddisch für Julius und Berta Stern (Offenburg, Baden-Baden), Norderstedt 2015.
- Martin Ruch: „Isac, Abram und Jacob“: Quellen zur Geschichte der Offenburger Juden im 17. Jahrhundert, Norderstedt 2015.

An sonstigen Aktivitäten der Fachgruppenmitglieder wären für 2015 u. a. zu nennen:

Mitglieder der Fachgruppe waren im September am „Europäischen Tag der jüdischen Kultur“ aktiv; Gisela Stoffel und Bernd Rottenecker gestalteten eine Gedenkveranstaltung am 22. Oktober 2015 in Diersburg mit; Gerd Hirschberg berichtete vom interessanten Projekt „Jüdischer Kulturweg Hanauerland“; Norbert Klein referierte mehrfach über die Deportation der badischen Juden nach Gurs. Der Herbst des Jahres war generell geprägt durch zahlreiche Veranstaltungen zum Gedenken an die Deportation der badischen Juden nach Gurs vor nunmehr 75 Jahren, begleitet durch eine große Resonanz des Themas in der Presse.

Immer wieder treten Mitglieder der Fachgruppe auch als Autoren von interessanten längeren Artikeln in der Tagespresse in Erscheinung, so etwa Günther Mohr über Bühler und Dieter Petri über Nordbacher Themen anlässlich des Gedenktages am 27. Januar 2015.

Nach wie vor besteht die Fachgruppe „Jüdische Geschichte der Ortenau“ aus etwa zehn Personen, die einen regen internen Informationsaustausch pflegen.

Es wäre wünschenswert, wenn sich weitere interessierte Mitglieder aus den Reihen des Historischen Vereins zur Mitarbeit bewegen ließen. Zudem wird weiter nach jüngeren Nachwuchswissenschaftler/innen mit relevanten Projekten Ausschau gehalten.

Von besonderer Bedeutung dürfte die Frage sein, wie sich die Fachgruppe zukünftig selbst definiert und welche konkreten Aufgaben ihr zukommen. Zweifelsohne macht es Sinn, den Kontakt zu den Gedenkstätten in der Region mit einem Bezug zur jüdischen Geschichte (Emmendingen, Kippenheim, Offenburg) neu herzustellen und zu vertiefen, dabei aber auch die eigene Positionierung als Fachgruppe des Historischen Vereins nicht zu vernachlässigen. Denn es ist signifikant, dass in den zurückliegenden Jahren die Geschichte der Juden in der Ortenau fast ausschließlich in der Form der Gedenkpädagogik präsent wurde („Stolpersteine“, „Gurs-Mahnmal“), während im Verhältnis dazu nur noch wenige konkrete Forschungsaktivitäten feststellbar sind. Die Gedenkarbeit hat sich generell ausgeweitet, um die dafür eigentlich notwendige Forschungsarbeit ist es indessen ruhiger geworden. Doch gerade hier, in der konkreten Forschungsarbeit auf lokaler Ebene und in Fixierung neuer Erkenntnisse, sollte die Fachgruppe ihre Schwerpunkte sehen. Gerade auch deswegen ist es wichtig, zu beobachten, ob und welche Arbeiten etwa im universitären Rahmen entstehen und wie es ermöglicht werden kann, diese in die Arbeit der Fachgruppe einzubinden.

Grundsätzlich besteht sicherlich auch noch Bedarf darin, die Fachgruppe weiter innerhalb des Historischen Vereins (und ggf. darüber hinaus) bekannt zu machen. Tatsächlich kommt es noch immer vor, dass auf lokaler Ebene Veranstaltungen zur jüdischen Geschichte eines Ortes stattfinden, ohne dass die Fachgruppe Jüdische Geschichte der Ortenau darüber informiert ist. Eine positive Entwicklung der Informationspolitik innerhalb der Strukturen des Gesamtvereins wäre deshalb sehr begrüßenswert und letztendlich für die Belange der Fachgruppe sicherlich hilfreich und weiterführend.

Uwe Schellinger

Mitteilungen:

Die Ortenau liegt vom ersten Heft 1910 bis zum Band 2009 vollständig digitalisiert auf dem Server der UB Freiburg vor. Kostenfreier allgemeiner Zugang unter:

<http://dl.ub.uni-freiburg.de/diglit/ortenau>

Schwerpunktthema

2017:

Kunst und Künstler

DER HISTORISCHE VEREIN FÜR MITTELBADEN e.V.

gibt in Form eines Jahresbandes seit 1910 die Zeitschrift „Die Ortenau“ heraus.

Ur- und Frühgeschichte, die Entwicklung zur Gegenwart, Siedlungs- und Ortsgeschichte, Kultur-, Sozial- und Technikgeschichte, Familienforschung und Flurnamen, Kunst und Sprache, Sage und Brauchtum, Lebensgeschichten mittelbadischer Persönlichkeiten können Aufnahme finden.

„Die Ortenau“ fördert das historische Arbeiten bei der Jugend und nimmt deshalb in die Jahresbände gerne auch „Junge Autoren“ auf.

Anmeldungen zum Verein nehmen die Geschäftsstelle und die Vorsitzenden der Mitgliedergruppe entgegen, sind aber auch über die Homepage:

<http://www.historischer-verein-mittelbaden.de> möglich.

Zu Vorstand, Fachgruppen und Beirat gehören

Präsident:

Klaus Kaufmann, Neue Eisenbahnstr. 11, 77716 Haslach i.K.,
Tel. 07832 5461, E-Mail: Klaus.G.Kaufmann@web.de

Erster Stellvertr. Präsident:

Dr. Cornelius Gorka, Kreisarchiv, Lange Straße 51,
77652 Offenburg, Tel. 0781 8059400,
E-Mail: cornelius.gorka@ortenaukreis.de

Zweiter Stellvertr. Präsident:

Klaus Gras, Friedhofstr. 103, 77694 Kehl, Tel. 07851 72265
E-Mail: klaus.gras@gmx.de

Dritter Stellvertr. Präsident:

derzeit nicht besetzt

Redakteur der „Ortenau“:

Dr. Martin Ruch, Waldseestr. 53, 77731 Willstätt,
Tel 07852 9112617, E-Mail: ruch@kulturagentur.de

Kassen- und Geschäftsführung:

Alexander Vallendor, Bühlstr. 8, 77948 Friesenheim,
Tel. 07808 914744, E-Mail: Alexander.Vallendor@vr-web.de

Sprecherin der Vereinsbibliothek**„Dr.-Dieter-Kauf-Bibliothek“:**

Renate Demuth, Oberfeldstr. 7, 77866 Rheinau-Freistett,
Tel. 07844 2542

Koordinator für grenzüberschreitende Aktivitäten:

René Siegrist, Neufeldstr. 2, 77694 Kehl, Tel. 07851 72900,
E-Mail ren.sieg@gmx.de

Justitiar:

Rechtsanwalt Ralf Bernd Herden, www.rechtsanwalt-herden.de

Leiter der Fachgruppen**Fachgruppe Archäologie:**

Dr. Heiko Wagner, Dr. Gremmelsbacher-Str. 22,
79199 Kirchzarten, Tel. 07661 989335

Fachgruppe Archive:

Dr. Cornelius Gorka, Kreisarchiv, Lange Straße 51,
77652 Offenburg, Tel. 0781 8059400,
E-Mail: cornelius.gorka@ortenaukreis.de

Fachgruppe Denkmalpflege/Ortsgeschichte:

derzeit vakant

Fachgruppe Kleindenkmale:

derzeit vakant

Fachgruppe Flurnamen und Mundart:

Dr. Ewald Hall, Ludwig-Reithmayer-Straße 20,
79232 March-Hugstetten, Tel. 07665 40666,
E-Mail: emh_hall@gmx.de

Fachgruppe Jüdische Geschichte in der Ortenau:

Uwe Schellinger, Britzinger Str. 66a,
79114 Freiburg im Breisgau, Tel 0761 500073,
E-Mail: uwe-schellinger@web.de

Fachgruppe Bergwesen:

Martin Groß, Schwarzwaldstr. 115 a, 77815 Bühl
Tel. 07223 8010734, E-Mail: silberbergwerk@gmail.com

Fachgruppe Wandmalerei:

Bernhard Wink, Heizengasse 28, 77654 Offenburg,
Tel. 0781 97060834, E-Mail: restauro@email.de

Dr.-Dieter-Kauß-Bibliothek:

Historischer Verein für Mittelbaden e. V.,
Renate Demuth (Sprecherin), Oberdorfstr. 8, 77694 Kehl-Kork,
Postfach 30 01 07, 77686 Kehl, Tel. 07851 885099

Beiräte

Horst Brombacher, Großsteinfeld 1, 77856 Achern

Thorsten Mietzner, Schuhmacherstr. 20,
77963 Schwanau-Allmannsweier, Tel. 07824 2458

Josef Naudascher, Schmiedeweg 23, 77972 Mahlberg

Rainer Fettig, Bismarckstr. 2, 77704 Oberkirch

Martin Walter, Herrenstr. 15, 76437 Rastatt

Renate Demuth, Oberfeldstr. 7, 77866 Rheinau-Freistett

Ralf Bernd Herden, Haus im Rinken,
77776 Bad Rippoldsau-Schapbach

Mitgliedergruppen

Björn Habich, Obere Rebhalde 4, 77855 Achern, Achern
E-Mail: bhabich@gmx.de

Ottmar Brudy, Dorfstr. 113, 77767 Appenweier, Tel. 07805 5255 Appenweier

Josef Ringwald, Brucherstr. 4, 77781 Biberach i. K., Biberach i. K.
Tel. 07835 8890

Siegfried Eith, Tullastr. 16, 77815 Bühl, Tel. 07223 23869, Bühl/Baden
www.historischer-verein-buehl.de

Tomas Dees, Freiburger Str. 7, 77955 Ettenheim Ettenheim

Wolfgang Lohmüller, Einach 11, 77723 Gengenbach, Gengenbach
Tel. 07803 3208

- Regionalgruppe Geroldsecker Land Thorsten Mietzner, Schuhmacherstr. 20,
77963 Schwanau-Allmannsweier, Tel. 07824 2458
- Haslach i. K. Klaus Kaufmann, Neue Eisenbahnstr. 11, 77716 Haslach,
Tel. 07832 5461
- Hausach Hubert Maier-Knapp, Eisenbahnstr. 20, 77756 Hausach,
Tel. 07831 6958
- Hohberg Lucien Mutzig, Reisengasse 7, 77749 Hohberg, Tel. 07808 99259
- Hornberg Rosemarie Götz, Schmiedeacker 1/2, 78132 Hornberg,
Tel. 07833 960941
- Kehl Hans-Ulrich Müller-Russel, Am alten Sportplatz 18a,
77694 Kehl, Tel. 07851 71374,
www.historischer-verein-kehl-hanauerland.de
- Neuried Michaela Karl, Neue Dorfstr. 9, 77963 Schwanau
- Nordrach Herbert Vollmer, Im Dorf 27, 77787 Nordrach,
Tel. 07838 96969, www.historischer-verein-nordrach.de
- Oberharmersbach Cornelia Lehmann, Zuwald 11, 77784 Oberharmersbach,
Tel. 07837 1327, www.historischer-verein-oberharmersbach.de
- Oberkirch Horst Schneider, Stadtgartenstr. 7, 77704 Oberkirch,
Tel. 07802 4629
- Offenburg Dr. Jürgen Collmann, Schloßblick 14, 77799 Ortenberg,
Tel. 0781 35316
- Oppenau Rainer Fettig, Bismarckstr. 2, 77704 Oberkirch,
Tel. 07802/701137
- Rastatt Martin Walter, Herrenstr. 15, 76437 Rastatt, Tel. 07222 385356
- Rheinau Renate Demuth, Oberfeldstr. 7, 77866 Rheinau-Freistett,
Tel. 07844 2542
- Rheinmünster Ernst Gutmann, Leiberstunger Str. 3, 77836 Rheinmünster-
Stollhofen, Tel. 07227 5832
- Renchen Doris Schlecht, Tulpenstr. 7, 77871 Renchen,
Tel. 07843 1044

Johannes Furtwängler, Festhallenstr. 1, 77776 Bad Rippoldsau, Tel. 07839 378	Schapbach
Reinhard Mahn, Schriftführer, Akazienweg 3, 77761 Schiltach, E-Mail: reinhard_mahn@t-online.de, www.geschichte-schiltach.de	Schiltach/ Schenkenzell
Clemens Herrmann, Am Kreuz 13, 77746 Schutterwald, Tel. 0781 53385	Schutterwald
Peter Schwörer, Im Kirchgrün 17, 77790 Steinach, Tel. 07832 8656	Steinach
Christian Oberfell, Sonnenmatte 17, 77709 Oberwolfach	Wolfach
Karl Keller, Zielsteinacker 1, 76534 Baden-Baden, www.historischer-verein-yburg.de	Yburg
Bertram Sandfuchs, Bergstr. 6, 77736 Zell a. H., Tel. 07835 3448, www.historischer-verein-zell.de	Zell a. H.

Geschäftsstelle

Überregionale Mitgliedergruppe (früher Hauptverein):
Alexander Vallendor, Postfach 15 69, 77605 Offenburg,
Tel. 07808 914744

Redaktionsrichtlinien für Beiträge in der „Ortenau“

Texte bitte als Ausdruck und mit Bildern – möglichst auf CD – an die Redaktion:

Dr. Martin Ruch, Waldseestr. 53, 77731 Willstätt, ruch@kulturagentur.de.
Bitte Bilder nicht als Mail schicken.

Die visuelle Gestaltung eines Beitrages erfolgt allein durch die Redaktion bzw. die Layouter. Bildplatzierungswünsche nur als Vermerk im Text (z. B. hier Abb. 2) anbringen, keine Bilder selbst in den Text einfließen lassen. Bilder gesondert einreichen und mit einer verbindlichen, eindeutigen, durchnummerierten Abbildungsliste versehen. Schlechtes Bildmaterial vermeiden (Kopien etc.), Bild- und Textrechte (z. B. Quellen des Staatsarchivs) vorab zu klären ist Sache des Autors. – Über die Veröffentlichung eines Beitrages, über Zeitpunkt und Gestaltung entscheidet allein die Redaktion bzw. der Vorstand des Vereins, wobei selbstverständlich Autorenwünsche weitgehend beachtet werden.

Manuskriptaufbau:

- a) Texte bitte ohne Silbentrennung und Formatierungen schreiben. Besondere Formatierungen (fett, kursiv etc.) mit verschiedenen Farben im Ausdruck kennzeichnen.
- b) Im laufenden Text sollen Abkürzungen tunlichst vermieden werden, ausgenommen gebräuchliche Abkürzungen: usw., etc., bzw.
- c) Zahlenangaben ab der Zahl „13“ in Ziffern schreiben, eins bis zwölf in Worten.

Bilder:

- a) Bildvorlagen (Fotoabzüge, Diapositive, Kopien etc.) müssen reprofähig sein. Bitte tragen Sie Sorge dafür, dass Sie die Bildrechte besitzen, bzw. ersuchen Sie um die Druckerlaubnis durch den Rechteinhaber.
- b) Bildunterschriften und Abbildungsnachweis bitte fortlaufend am Ende des Beitrags.
- c) Markieren Sie im Textausdruck, wo bestimmte Abbildungen platziert werden sollen.

Anmerkungen:

- a) Die Anmerkungen für den gesamten Text durchlaufend nummerieren und als Endnoten bearbeiten.
- b) Die Endnotenziffern sind im Text ohne Klammer hochgestellt.
- c) Die Endnotenziffern sind in den Anmerkungen am Ende des Beitrages ebenfalls hochgestellt. Es folgt ein Leerzeichen. Jede Anmerkung beginnt in der Regel mit einem Großbuchstaben und endet mit einem Punkt.

Literaturzitate:

- a) Autoren und Herausgebernamen (Hrsg.): Nachnamen und (soweit bekannt) Vornamen ausschreiben, danach „Doppelpunkt“ setzen.
- b) Titel der Monographie oder Artikel ohne Abkürzung ausschreiben. Bei Aufsätzen danach „Punkt“ In: Zeitschrift/Reihe/Katalog (nicht abkürzen!).
- c) Bei Monographien und Katalogen Erscheinungsort und -jahr in Klammern. Bei Zeitschriften Bandzählung, anschließend „Komma“, Leerzeichen und Erscheinungsjahr.

- d) Seitenzahlen mit „Komma“ anschließen.
- e) Danach Hinweise auf Abbildungen (Abb.) oder Tafeln (Taf.). Beispiel: Hinn, Friedrich: Als noch viele Fluren bewaldet waren. In: Herbolzheimer Blätter 3, 1995, 18–23. Abb. 2.
- f) Insbesondere bei Bänden mit thematischem Schwerpunkt werden häufig zitierte Werke abgekürzt, um den Anmerkungsapparat zu straffen: Nachname, Leerzeichen, Jahr. Beispiel: Hinn 1995.
- g) Diese Titel sind als Literaturliste am Ende des Beitrags aufzuführen.

Für die Inhalte der Beiträge und Rezensionen sind ausschließlich die Autorinnen und Autoren verantwortlich. Bitte Originale im eingeschriebenen Brief an die Redaktion, ansonsten kann keine Haftung übernommen werden.

Beiträge für unser Jahrbuch „Die Ortenau“ sind bis spätestens 1. März jeweils an die Schriftleitung zu richten. Bitte nur druckfertige Originalbeiträge! Über die Annahme und den Zeitpunkt der Veröffentlichung eines Beitrages entscheidet die Redaktion, gegebenenfalls in Absprache mit dem Vorstand oder einem Gutachter. Der Abdruck aus der „Ortenau“ ist nur mit Genehmigung der Schriftleitung gestattet, die sich alle Rechte vorbehält. Für unverlangte Manuskripte und Besprechungsstücke kann keine Haftung übernommen werden. Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt. Besprechungsstücke sind ebenfalls an die Schriftleitung zu senden.

Die Verfasser erhalten 10 Autorenexemplare ihrer Beiträge unberechnet.

Bestellungen auf noch lieferbare Jahrbücher nimmt die Geschäftsleitung (Postfach 15 69, 77605 Offenburg) entgegen, soweit noch Exemplare vorhanden sind.

Damit unsere Jahresbände, aber auch andere für unsere Vereinsbibliothek wertvolle Literatur aus Nachlässen verstorbener Mitglieder nicht verlorengehen, bitten wir die betreuenden Erben, sich mit unserer Geschäftsstelle in Verbindung zu setzen. Wir könnten dann auch den zahlreichen Wünschen auf Lieferung früherer Jahrbücher besser nachkommen.

Laut Beschluss der Jahresversammlung 2001 beträgt der Jahresbeitrag derzeit:

18,- EUR für natürliche Personen und Schulen

26,- EUR für juristische Personen und Körperschaften

Spenden sind erwünscht und werden dankbar angenommen. Entsprechende Zuwendungsbestätigungen kann der Verein seit 1.1.2000 selbst ausstellen.

Der Historische Verein für Mittelbaden e.V. ist nach dem Freistellungsbescheid des Finanzamtes Offenburg vom 15. Juli 2004 nach § 5 Abs. 1 Nr. 9 KStG von der Körperschaftsteuer befreit, weil er ausschließlich und unmittelbar steuerbegünstigten gemeinnützigen Zwecken im Sinne der §§ 51 ff. AO dient.

Die Mitglieder der Mitgliedergruppen entrichten den Jahresbeitrag an deren Rechner, die Mitglieder der überregionalen Mitgliedergruppe (die also keiner Mitgliedergruppe angehören) überweisen auf die Konten des Historischen Vereins für Mittelbaden e.V.

Volksbank Offenburg: Nr. 6 295 509, BLZ 664 900 00,

Sparkasse Offenburg/Ortenau: Nr. 00-361 618, BLZ 664 500 50.